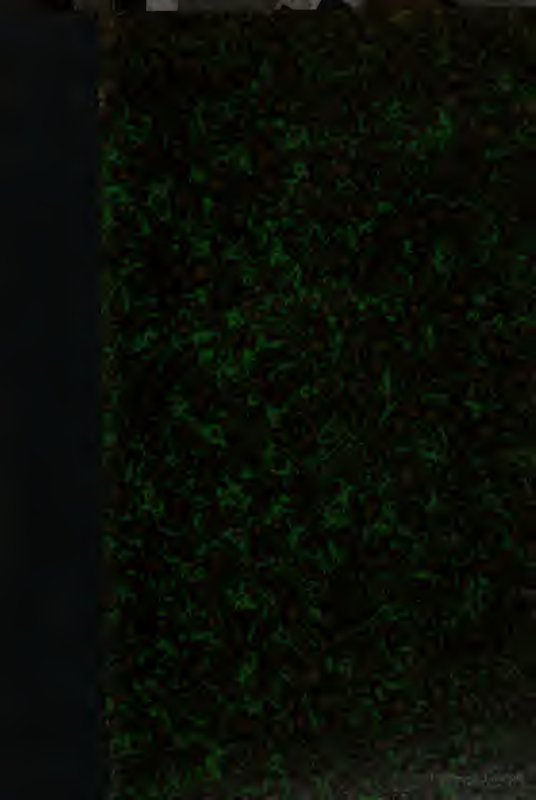


Die Preußische Expedition nach Ost-Asien

Von

Gustav Spieß.



Berlin.] Verlag von Otto Spamer. [Leipzig.

G. Spieß.

Die Preußische Expedition nach Ostasien.



Mitglieder der Preussischen Expedition nach Ostasien.

(Nach einer zu Tientsin aufgenommenen Photographie.)

1. Dr. Lucius, Arzt der Gesandtschaft. 2. Leutnant Graf zu Eulenburg, Attaché. 3. Dr. Th. von Bunsen, Attaché. 4. Maler Wilhelm Heine. 5. Leutnant von Brandt, Attaché. 6. Graf zu Eulenburg, Chef der Gesandtschaft, Gesandter und außerordentl. bevollmächtigter Minister. 7. Der Verfasser. 8. Maler August Berg.

Spiess, Japan-Expedition.

Leipzig. Verlag von Otto Spamer.

Die Preußische
Expedition nach Ostasien

während der Jahre 1860 – 1862.

Reise-Skizzen

aus Japan, China, Siam und der indischen Inselwelt

von

Gustav Spieß,

K. S. Kommissar an Bord Sr. preuß. Majestät Schraubenkorvette „Arcona.“



Mit 8 Tonbildern, mehreren Porträt-Tableau's, sowie zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen.

Verlag von Otto Spamer.

Berlin: Expedition Zimmerstr. 33. — Leipzig: Rosenstraße 21.

1864.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vorwort.

Es kann nicht meine Absicht sein, in den nachfolgenden Blättern eine Gesammtgeschichte der Preußischen Expedition nach Ostasien zu geben und damit den Berichten vorzugreifen, welche die Preußische Regierung auf Grund des auf allen Gebieten des Wissens gewonnenen reichen Materials ohne Zweifel vorbereitet.

Dem zahlreichen Freundeskreise und der größeren Leserwelt lege ich in Wort und Bild meine Reiseerlebnisse und Eindrücke vor und schließe mich hierbei den Bewegungen, Schicksalen und Erfolgen der Expedition naturgemäß an, da ich zu ihr gehört und trübe und frohe Tage mit ihr getheilt habe.

Ich habe versucht, in lebendigen und frischen Farben die Bilder von der Natur und dem Leben der Länder und Völker des fernen Ostens an dem geistigen Auge des Lesers vorüberzuführen, wie sie noch heute vor meiner Seele stehen. Ich bitte den Leser, mich in Gedanken zu begleiten und mit mir Gast zu sein an Bord eines deutschen Kriegsschiffes, überzeugt, daß der Geist, welcher mir dort jederzeit belebend und wohlthuend entgegengetreten ist, auch den Leser bald an Bord der „Arcona" heimisch machen wird.

Beim Niederschreiben der nachfolgenden Skizzen stützte ich mich auf meine Tagebücher und Briefe, welche, während der Reise selbst geschrieben, den Stempel der unmittelbarsten Eindrücke an sich tragen. Hier wie dort hat mich der Grundsatz geleitet, nur Das zu berichten, für dessen Wahrheit ich einzustehen vermag, — selbst auf die Gefahr hin, daß meiner Schilderung derjenige Reiz fehlen könnte, dem ein gut erzähltes, aber nie erlebtes Abenteuer so manchem Reisewerke verleiht.

Wo meine schriftlichen Aufzeichnungen eine Lücke gelassen haben, da tritt mit gleichem Rechte meine Erinnerung ein; denn die Bilder aus jedem einzelnen Lande stehen auch heute noch so lebendig vor meinem Auge, wie in den Tagen der Rückkehr aus der östlichen Tropenwelt.

Die Bedeutung jener Länder für unsere deutschen Staaten habe ich eingehender beleuchtet und darf mich um so eher dazu berufen fühlen, als die handelspolitische Wichtigkeit des östlichen Asiens für uns die Expedition in's Leben rief und die Beobachtung der Handelsverhältnisse in jenen Ländern meine eigentliche Aufgabe bildete.

Die Theile des alten Kulturlandes, welche die Aufmerksamkeit des Lesers in den nachfolgenden Blättern beschäftigen sollen, bieten in sich des Anregenden und Fesselnden eine so reiche Fülle, daß ich hoffen darf, es werde mir gelungen sein, auch meinerseits einen bescheidenen Beitrag zur Länder- und Völkerkunde des östlichen Asiens geliefert und das Interesse für jene großen Kulturkreise in weiteren Kreisen erhöht zu haben.

Leipzig im Herbst 1863.

Der Verfasser.

Die Preußische Expedition nach Ostasien.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Von Europa nach Japan.

Erstes Kapitel.

Von Deutschland nach Kairo.

Zweites Kapitel.

Von Kairo nach Ceylon.

Drittes Kapitel.

Ceylon.

Viertes Kapitel.

Von Singapore nach Jeddo.

Fünftes Kapitel.

Die Gesandtschaft in Japan.

Seite

Sechstes Kapitel.

Leben in Yokuhama.

Siebentes Kapitel.

Vertragsunterhandlungen und neueste Ereignisse.

Achtes Kapitel.

Erlebnisse in der Bai von Jeddo.

Neuntes Kapitel.

Letzte Tage in Japan.

Zweite Abtheilung.

China, die Philippinen, Siam, Java und Rückreise über Bombay nach Europa.

Zehntes Kapitel.

Ankunft in China. (Schanghai.)

Elftes Kapitel.
Die Taipings.

Zwölftes Kapitel.
Land und Leute im nördlichen China.

Dreizehntes Kapitel.
Die Kaiserstadt Peking.

Vierzehntes Kapitel.
Hongkong, Kanton und Makao.

Fünfzehntes Kapitel.
Die Philippinen.
Manila und die Manilesen.

Sechszehntes Kapitel.
Ausflug nach der Laguna.

Siebenzehntes Kapitel.

Ueber Hongkong nach Bangkok.

Achtzehntes Kapitel.

Die Insel Java.

Neunzehntes Kapitel.

Rückreise über Bombay nach Europa.

Tonbilder,

welche an den bezeichneten Stellen einzuheften sind:

Erste Abtheilung.

Von Europa nach Japan.

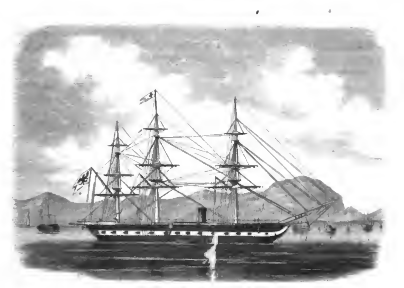


Fig. 1. Die „Arcona" im Hafen von Hongkong.
(Nach einem chinesischen Oelgemälde im Besitze des Verfassers.)

Erstes Kapitel.

Von Deutschland nach Kairo.

Veranlassung zur Preußischen Expedition nach Ost-Asien. — Wie der Verfasser Theilnehmer derselben wurde. — Verzögerung der Abreise. — Triest. — Das Adriatische und Mittelländische Meer. — Korfu. — Alexandrien. — Eisenbahnfahrt nach Kairo. — Ausflug nach den Pyramiden. — Unfreiwilliges Bad. — Die Fellah's. — Ankunft des Grafen Eulenburg. — Besuch des Derwischklosters.

Das Leben der Völker wie des einzelnen Menschen wird von Zeit zu Zeit durch Strömungen bewegt, deren Schwingungen, sich weithin fortpflanzend, ganze Epochen charakterisiren.

Solche bedeutungsvolle Aeußerungen im Dasein der Nationen quellen aus ihrem inneren Leben als naturnothwendige Entwickelung hervor, — ein Völkerfrühling treibt und drängt an den entferntesten Orten gleichzeitig und unvermittelt das neue sprossende Leben an das Licht des Tages.

Auch unsere Zeit ist von einem frischen Hauche durchweht, — die Völker Europa's werden sich der Ziele ihres Strebens klarer bewußt, entwöhnen sich des Gängelbandes, an welchem Willkür und Zwang der Umstände sie Jahrhunderte hindurch geleitet.

Die Glieder zerrissener Nationen sammeln sich, gehorchend demselben mächtigen Naturgesetze, welches für den verletzten Einzelorganismus Heilung anstrebt. Durch alle Stände der Völker geht das gleiche segensreiche Streben. Gleichartige Kräfte sammeln sich zu Ganzen, die zerstreuten Einzelnen gruppiren sich zu wohlorganisirten Vereinen, Staaten der Intelligenz erblühen — Keinen verletzend, nur Segen spendend — innerhalb der politischen Gebiete, welche die Macht der Weltgeschichte abgegrenzt.

Auch in unserem Vaterlande stehen wir inmitten einer mächtigen Bewegung und werden noch täglich vom Hauche dieser geistigen Strömung angeweht, der bald leiser, bald mit sturmesfrischer Kraft den höchsten Gedanken der Nation, ihre Begeisterung und ihre Liebe zum Bewußtsein und zum Ausdrucke bringt. Und wer ein Ohr hat für diese geistigen Stimmen unserer Zeit, der weiß, daß für unser Volk das Ringen nach einer kraftvollen Einheit des Gesammtvaterlandes die Losung ist.

Wie mächtig trat dieser Zug schon in den Tagen der Schillerfeier in's Leben; die Begeisterung des deutschen Volkes drang wie ein elektrischer Funke zündend und leuchtend über die ganze Erde, aus dem Herzen des Volkes und seiner fernsten Söhne quoll ungeahnt ein Strom der Liebe für die gemeinsame Mutter, das Vaterland, reicher und mächtiger als sie es selber geahnt.

Kaum ein zweites Volk zeigt dies zukunftverheißende Streben nach organischer Einheit mächtiger, kaum ein anderes ist berechtigter dazu, kein anderes hat aber auch mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen, als das unsrige.

Deutschland hat gleich einem schlimmen Schuldvermächtniß alter Zeiten politische Zerstückelung überkommen, und doch hat dies Volk vermöge seiner Weltlage, seiner geschichtlichen Vergangenheit, seiner geistigen Kulturstufe und innern Tüchtigkeit das unleugbare Anrecht, sich nicht nur als ein „Einig Volk von Brüdern" zu f ü h l e n, sondern ein machtvolles, achtunggebietendes Reich zu s e i n.

Leider sind die Aussichten auf Erfüllung unserer gerechten Wünsche trübe, weil das Vaterland seine Zukunft von der Opferfreudigkeit Derjenigen erwarten soll, die noch nie zuvor aus freien Stücken um der nationalen Sache willen Etwas von ihrer Machtfülle preisgegeben haben.

Wer das Vaterland liebt, wird darum in dem Streben nicht nachlassen, daß das hell leuchtende Ideal der Einheit eine erkennbare Gestalt gewinne und der Verwirklichung entgegenreife — wenn ihm auch nicht vergönnt sein sollte, den Tag der Vollendung selbst zu schauen.

Im Leben der Nationen sind Jahre nur Stunden gleich, und wenn unser Volk nicht müde wird, mit sittlichem Ernst und warmer Begeisterung Steine zum Bau der Größe und Einheit herbeizutragen, dann wird auch der Tag des Sieges nicht ausbleiben.

Manche entmuthigende Erfahrung ist schon gemacht, manche wohlmeinende Absicht, die jenem höheren Ziele sich zuwenden sollte, mancher Plan, der mit aufopfernder Begeisterung begonnen, ist gescheitert, manche frohe Hoffnung erkrankt, wie die junge Knospe vom Spätfroste geknickt.

Allein selbst aus solchen Tagen der Enttäuschung erwächst Jedem, der in ihnen gestrebt und gelebt hat, ein reicher Gewinn, der Einzelne lernt sich als Glied des großen Volkes kennen, die Nation prüft auch an dem verfehlten

Streben ihre gemeinsame Kraft, der Hoffnung freudig' Wort giebt Trost und Muth dem Zagenden. Meinst Du, das Samenkorn sei todt, das einst Begeisterung und frommer Glaube säeten? Es schlummert nur, und kräftig wird dereinst aus ihm ein mächtiger Stamm entsprießen, wenn neuer Frühling Leben spendend ruft.

Muth und Hoffnung sind noch nicht gewichen, mit warmer Liebe umfängt das deutsche Volk Alles, was ein Schritt vorwärts zum Ziele scheint und den einheitlichen nationalen Gedanken verkörpert. Die deutsche Flotte ist eine dieser nationalen Schöpfungen, denen sich die Begeisterung der Nation allen trüben Erfahrungen zum Trotz immer wieder zuwendet. Der Bewohner des Binnenlandes fühlt, das Vaterland sei größer als bis zum nächsten Grenzpfahl, es reiche bis zur fernen Meeresküste, an welcher ja auch noch — und darüber hinaus — die deutsche Zunge klingt. Welcher Jubel ward laut, als man von Preußen eine Förderung dieses Werkes in nationalem, deutschem Sinne hoffen durfte! Opferfreudig strebte Jeder das Seine beizutragen, auf daß dem offenen Strande der Heimat eine Brustwehr erwachse, daß für die deutsche Flagge in den Weltmeeren und für die in der Ferne lebenden Söhne des Vaterlandes ein Schutz und Schirm entstehe.

Mögen auch englische Blätter in übelwollender oder bornirter Art das Streben, eine maritime Unabhängigkeit zum Schutze der deutschen Küsten in's Leben zu rufen, hochmüthig bespötteln: dadurch wird sich, so hoffen wir, Deutschland in seiner Liebe für diesen echt nationalen Gedanken nicht irre machen lassen.

Wo trotz der trüben Erfahrungen der fünfziger Jahre das Volk, alle Unbill und Enttäuschung rasch vergessend, der Schöpfung einer Flotte die früher schon bewiesene Opferbereitschaft wieder entgegenträgt, da dürfen wir nun getrosten Muthes die Erwartung aussprechen, daß mit dem Augenblicke, wo Deutschlands Geschicke in starker Hand ruhen, eine Flotte auch bald in's Leben gerufen ist. Noch gehört der Gedanke der deutschen Flotte einer schmerzlichen Vergangenheit und einer umdüsterten Zukunft an, aber dessen sind wir uns bewußt, daß, wie auch die Dinge sich gestalten mögen, die gegenwärtige preußische Flotte den Kern und die Zukunft unserer deutschen Seemacht in sich schließt, und in diesem Gefühle nimmt das gesammte Vaterland an der Entwickelung der preußisch-deutschen Flotte, wie man sie in hoffnungsreicheren Tagen nannte, das wärmste Interesse.

Kein Wunder, wenn nicht nur die Bevölkerung Preußens, sondern das deutsche Volk das Inslebentreten der Ostasiatischen Expedition mit Theilnahme und Freude begrüßte und das preußische Geschwader auf seiner Fahrt nach dem Osten mit seinen wärmsten Wünschen begleitete.

Diese Sympathie wurzelte in dem Gedanken, daß die Expedition die erste größere Machtentfaltung der Marine sei, ein Unternehmen, das unserem Gesammt-Vaterlande zur Ehre gereichen, seinen Beziehungen zum großen Weltverkehr eine bessere Stellung begründen, für die in der Ferne lebenden Deutschen Gleichberechtigung mit allen anderen Europäern erstreben sollte. Konnte auch die Expedition, wie die Verhältnisse einmal lagen, nur von Preußen ausgerüstet

sein, segelte das Geschwader auch nicht unter der deutschen Flagge, man fühlte doch, daß hier die Preußen nur als Deutsche hinauszogen! Nicht für das engere Vaterland allein wollten sie wirken, dem ganzen Deutschland sollten die Früchte zu Gute kommen, und in diesem Sinne war die Expedition eine echt nationale Sache.

Mir ist das Glück zu Theil geworden, als Mitglied der Expedition die Länder des fernen Ostens zu besuchen, und, an Eindrücken für's Leben reich, wieder in die Heimat zurückzukehren.

Meine Aufgabe und meine Stellung haben es mir möglich gemacht, auch jene Länder und Inseln zu besuchen, zu denen ein Theil des Geschwaders, so auch das Flaggenschiff, die „Arcona", auf dem ich mich befand, selbst nicht hingelangt ist.

Nach einem längeren Aufenthalte in Aegypten reis'te ich in Begleitung des Gesandten nach Ceylon, um auch dort einige Wochen zu verleben. In Singapore schifften wir uns an Bord der preußischen Kriegsschiffe ein, und dann führte mich im Laufe der letzten Jahre mein Weg nach Jeddo, Nangasaki, Schanghai, Tientsin, Peking, Hongkong, Kanton, Makao, Manila, Bangkok, Singapore und Batavia. In allen diesen Ländern konnte ich verhältnißmäßig längere Zeit verweilen und im Juni 1861 kehrte ich über Bombay, Aden, Suez durch Aegypten und Italien wieder in die Heimat zurück.

Der Gedanke, von Preußen aus eine größere Expedition nach den Ländern des östlichen Asiens, namentlich nach Japan, China und Siam auszurüsten, um mit diesen Ländern Freundschafts- und Handelsverträge abzuschließen, und zugleich wissenschaftliche Erforschungen an diese Reise zu knüpfen, kam schon im Frühling des Jahres 1859 zur ernstlichen Erwägung, und die Ausführung dieser Idee reifte noch im Sommer desselben Jahres zum Beschluß.

Gründe der mannichfachsten Art sprachen dafür. Es war bis dahin noch kein Fahrzeug der jungen Marine aus dem Atlantischen Ozean hinausgekommen, in Nordamerika, Westindien, Brasilien waren die Schiffe der preußischen Marine auf ihren Uebungsreisen wiederholt gewesen, noch aber hatten sie keines der beiden großen Kaps umschifft, welche die Atlantis von den großen Wasserbecken des Indischen und des Stillen Ozeans trennen. Erfahrene Seeleute behaupten zwar, daß selbst in kleinen, eingeschlossenen Binnenmeeren der Matrose wie der Marine-Offizier Alles erlernen und beobachten könne, was zur tüchtigen Führung eines Schiffes gehöre, und wer in der Ostsee im Sturm Kopf und Herz auf dem rechten Flecke behatte, auch getrost den Kampf mit allen Wirbelwinden ferner Zonen aufnehmen könne, wenn er bei seinen eigenen Erfahrungen die Resultate der Wissenschaft und fremder Beobachtungen sich zu Nutze zu machen wisse. Aber es paßt wol auch auf diese Verhältnisse, was vom Leben jedes Einzelnen gilt, daß der erweiterte Kreis der eigenen Erfahrungen den Menschen auch in Dem, was er in engerem Raume erkennt und erstrebt, sicherer und klarer macht, auch wenn die Summe alles Erlebten ihm sagen sollte, daß im kleinsten Raume sich die Erscheinungen des großen All wiederspiegeln, und daß sie hier wie dort auf den gleichen Gesetzen beruhen.

Es sollte also, wie gesagt, der jungen Marine Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kräfte, zur Erweiterung ihres Gesichtskreises und ihrer Erfahrungen geboten werden. Hieran schloß sich als zweiter Zweck die Absicht, den Deutschen im östlichen Asien eine volle, gesetzlich begründete, gesicherte und mit den übrigen europäischen Nationen gleichberechtigte Stellung zu verschaffen und durch das Erscheinen einiger Kriegsschiffe den Chinesen und Japanern anzudeuten, daß man auch nöthigenfalls, wenn einmal Verträge abgeschlossen seien, erworbenes Recht mit Nachdruck zu behaupten vermöge. — Der Krieg der westmächtlichen Alliirten gegen China hatte die Aufmerksamkeit Europa's auf's Neue nach jenen Ländern hingelenkt, und die wiederholten Vorstellungen der in China angesessenen deutschen Handelshäuser, welche natürlich ihre Schutz- und Rechtslosigkeit doppelt empfinden mußten, hatten wol in Preußen wesentlich mit zu der Entschließung geführt, zum Schutze der schon vorhandenen Handels- und Schiffahrts-Interessen in jenen Theilen der Erde die Expedition auszurüsten.

Schon hierdurch wurde dem preußischen Geschwader ein weiterer und bestimmterer Wirkungskreis gesteckt, als der österreichischen Fregatte „Novara", die von Oesterreich aus nur zur Erweiterung der wissenschaftlichen und nautischen Kunde zu einer Erdumsegelung ausgesendet und kurz vor dem Auslaufen der preußischen Schiffe glücklich wieder in die Heimat zurückgekehrt war.

Daß die preußische Regierung auch zu gleicher Zeit bezweckte, für die Naturgeschichte, Erdkunde und das ganze Reich des kosmischen Wissens möglichst reiche Ausbeute zu erstreben, bethätigte sie durch Entsendung einer Anzahl Gelehrter und Forscher aus den wichtigsten Zweigen der Wissenschaft, denen auch durch das oft unfreiwillige längere Verweilen der Gesandtschaft in den einzelnen Ländern reichliche Gelegenheit geboten wurde, für ihre Zwecke wirksam zu sein.

Endlich wurde eine Anzahl von Kaufleuten und Fabrikanten der Expedition beigegeben, damit sie die Handelsverhältnisse in den ostasiatischen Häfen genau kennen lernen und durch ihre Mittheilungen und Winke der heimischen Industrie und dem Handel nützliche Verbindungen und neue Absatzwege verschaffen könnten.

Zu der Nothwendigkeit, für die Lage des deutschen Handels in China Etwas zu thun (welche durch den Krieg der Alliirten mahnender in den Vordergrund getreten war), gesellte sich noch ein anderes Moment, das, vielleicht unbewußt, doch wesentlich mit zu der Entschließung geleitet haben mag, ein Geschwader mit einer Gesandtschaft nach Ostasien zu entsenden.

Japan, das wunderbare Land des Sonnenaufgangs, das märchenhafte Zipango des Venetianers Marco Polo, dies ferne Inselreich, das bisher der Forschbegierde und dem rastlosen, unersättlichen Handelsgeist der Europäer so gut wie verschlossen geblieben war, hatte halb freiwillig, halb gezwungen dem mächtigen Andrang weichen müssen und war seit 1853 den Fremden geöffnet.

Dem nordamerikanischen Bevollmächtigten, Kommodore Perry, war es gelungen, den Jahrhunderte lang erfolgreich behaupteten Widerstand zu besiegen und den ersten Stein aus dem starren Gebäude der Abschließung herauszubrechen. Den Bürgern der Vereinigten Staaten wurde, wenn auch zunächst noch unter allerlei einschränkenden Bedingungen und Vorbehalten, gestattet, sich in verschiedenen Häfen des Reiches niederzulassen und Handel zu treiben, und damit war natürlich der Anfang zu stets weiter um sich greifenden Ansprüchen und Konzessionen gemacht.

Die japanische Regierung mag wol oft Ursache gehabt haben, an das Sprüchwort vom Teufel und der ganzen Hand zu denken, als nun bald nach Abschluß des amerikanischen Vertrages im Laufe weniger Jahre Gesandtschaften fast aller bedeutenden seefahrenden Mächte Europa's auf der Rhede von Jeddo erschienen, um auszusprechen, wie ihre Souveräne und Nationen von dem heißesten Wunsche beseelt seien, sich zu „ewigem Frieden und Freundschaft“ mit dem hochherzigen Volke Japans zu verbinden und dies in der Form von Freundschafts- und Handelsverträgen zu dokumentiren. — Holland, England, Frankreich und Rußland schickten ihre Flotten und Gesandten in die ehedem stille Bai von Jeddo, die Jahrhunderte lang kein fremdes Fahrzeug auf ihren Wellen getragen hatte.

Je überraschender, fremdartiger und anmuthiger die Berichte Derer lauteten, welchen das Glück zu Theil geworden war, die Gestade dieses gleichsam neu entdeckten Inselreiches zu betreten; je mehr alle Besucher darin übereinstimmten, daß die Natur Japan mit aller Fülle der Tropenwelt, und aller landschaftlichen Schönheit unserer südeuropäischen Länder bedacht habe, daß in diesem irdischen Paradiese ein intelligentes, fleißiges und glückliches Volk lebe, das Wissenschaft und Kunst liebe, und in jeder Hinsicht eine hohe Stufe der Gesittung einnehme, — um so lebendiger war der Drang, diese Kultur des Ostens mit der unsrigen zu verschwistern und durch den Handel einen Austausch der Interessen und Ideen herbeizuführen. Jetzt, nachdem fast 10 Jahre seit dem Eintritt Japans in die Kulturbewegung des Westens verflossen, sind die glänzenden und verlockenden Farben der ersten Schilderungen schon etwas verblaßt, das Paradies ist nicht ohne Schlange geblieben, den Friedens- und Freundschaftsverträgen, dem Austausch der wohlwollendsten Gesinnungen ist der Meuchelmord von japanischer Seite und namentlich manche ungerechte Uebergriffe von den Europäern auf dem Fuße gefolgt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß jenes Land inneren Umwälzungen entgegen geht, und daß während der politischen Wirren über dem Leben der dort weilenden Europäer das Damoklesschwert des Mordes schwebt.

An diese Zustände dachte freilich Niemand zu der Zeit, als auch die preußische Regierung ihren Gesandten mit Instruktionen für den Abschluß eines Vertrages mit Japan versah, und das heiter-schöne Bild dieses Landes und seiner Zustände war kaum durch einige leichte Wolken getrübt.

Die Stimmung, welche damals in gewissen Kreisen herrschte, erinnerte fast an die mittelalterlichen Zeiten, wo man, durch die glühenden Schilderungen von der Neuen Welt bezaubert, in Europa Expeditionen nach dem Wunderlande „zur Entdeckung des Dorado“ und der „Quellen der ewigen Jugend“, welche auf einer der Bermuda-Inseln fließen sollten, ausrüstete. In ähnlicher Weise hegte man in Europa von der Berührung mit dem erschlossenen Inselreich die höchsten Erwartungen, und alle seefahrenden Nationen drängten sich durch die neu eröffnete Pforte in das Innere des wundersamen Landes.

Wir treten hier abermals einer jener Erscheinungen entgegen, die uns einen gemeinsamen Zug in der Entwickelung des Völkerlebens offenbaren, der Strom des internationalen überseeischen Verkehrs ist in unserer Zeitepoche zweifellos nach dem östlichen Asien gerichtet. Länderstrecken, welche seit lange unserm Gesichts- und Ideenkreise ferne gelegen, treten plötzlich mit schärferen Umrissen vor unsern Blick und fesseln die Wissenschaft und die Forschung nicht minder als den

Unternehmungsgeist der handeltreibenden und gewerbthätigen Nationen. Das alte Europa scheint den rivalisirenden, unruhigen und eifersüchtigen Nationen zu enge geworden, man vermeidet im eigenen Hause das schroffere Aufeinanderstoßen der verschiedenen Bestrebungen und verpflanzt in den fernen Osten, auf einen weiteren Kampfplatz, seine streitenden Ansprüche und Interessen. Außer Japan war auch das kleine Königreich Siam seit einigen Jahren den europäischen Interessen näher gerückt, dessen Könige, der westlichen Kultur innig zugethan, selbst den Wunsch hegten, mit den seefahrenden und handeltreibenden Nationen Europa's in nahe Berührung zu treten.

Auch über die Verhältnisse am Hofe zu Bangkok drangen die wunderbarsten Schilderungen nach dem Westen und — seltsam genug — es waren die nüchternen Engländer, welche durch ihre Berichte glänzende und magische Lichter über die aus dem Dunkel Jahrhunderte alter Vergessenheit wieder auftauchenden Länder und Völker verbreiteten.

Wunderbar bleibt in unsern Augen immer die Wahrnehmung, daß die Blicke der bedeutendsten, in die Weltgeschichte am tiefsten eingreifenden Nationen fast gleichzeitig den Ländern des östlichen Asiens sich zuwenden, und daß die Gestade des Stillen Ozeans und des Chinesischen Meeres den Schauplatz für den Wettkampf der europäischen Staatskunst bilden — als ob nach Jahrtausende langer Abgeschiedenheit die Länder China und Japan bestimmt seien, die Achsen zu bilden, um welche sich in Zukunft der Weltverkehr bewegen sollte.

Jenem Zuge nach Osten, der die Völker Europa's ergriffen hatte, folgte auch Preußen, als es seine Schiffe nach Japan schickte.

So stand denn für die preußische Expedition die Anknüpfung freundlicher Beziehungen und der Abschluß von Handelsverträgen mit den Reichen China, Japan und Siam als wichtigster Zweck im Vordergrund, und der Chef der Unternehmung sollte zu diesem Ende gleichzeitig mit dem Range eines außerordentlichen Gesandten bekleidet und als bevollmächtigter Minister bei den Höfen von Peking, Jeddo und Bangkok beglaubigt werden.

Die Ernennungen zu der Expedition erfolgten im Sommer 1859, und es wurde zunächst der damalige preußische Minister-Resident in Hamburg, Frhr. von Richthofen, früher preußischer Geschäftsträger in Mexico, mit der Leitung des Ganzen betraut. Das Geschwader sollte aus den folgenden Schiffen bestehen:

„Arcona", Flaggenschiff des Geschwader-Chefs und Kommodore's Sundewall, Schrauben-Korvette von 28 Geschützen.

„Thetis", Kommandant der Fregatten-Kapitän Jachmann, Segel-Fregatte von 32 Geschützen.

„Frauenlob", Kommandant der Leutnant zur See I. Klasse Reetzke, Schoner von 2 Geschützen.

Im Spätherbst kam noch hinzu das zu diesem Zwecke besonders gekaufte Transportschiff:

„Elbe", Kommandant der Leutnant zur See I. Klasse Werner.

Inzwischen zog sich die Ausrüstung der Schiffe in die Länge, die „Arcona" war noch nicht ganz fertig im Bau und harrte ihrer Maschine, und als nach Verlauf von einigen Monaten der zum Chef der Expedition berufene Frhr. von Richthofen auf seinen Wunsch von der Mission entbunden wurde, gerieth die

ganze Angelegenheit eine geraume Zeit, wenigstens nach außen hin, völlig ins Stocken, so daß von mancher Seite her an dem Zustandekommen der Expedition die bedenklichsten Zweifel laut wurden.

Es hatte von vornherein nicht an Stimmen gefehlt, die es wegen möglicher Verwickelungen mit Dänemark für unklug hielten, von der noch schwachen Marine die besten Kräfte in ferne Lande zu schicken. Am lebhaftesten äußerten sich dergleichen Bedenken in Kreisen, denen überhaupt ein Unternehmen wie das in Angriff genommene zu weitsichtig, gewagt und im Verhältniß zu dem greifbaren Nutzen zu kostspielig dünkte. Kein Wunder, daß bei dem gänzlichen Mangel irgend welcher bestimmten Aeußerungen von Seiten der preußischen Regierung auch Die, welche aus näheren oder ferneren Ursachen ein Interesse am Zustandekommen der Sache nahmen, den Muth sinken ließen und nicht mehr daran glauben mochten, daß das preußische Geschwader nach Asien noch unter Segel gehen werde. Die Stimmung war eine so zweifelhafte geworden, daß die Gerüchte, die Expedition werde ad calendas graecas vertagt, die Schiffe, welche inzwischen nach England vorausgegangen, seien zurückberufen, überall Glauben fanden, und erst als die Angelegenheit in den Sitzungen der II. Kammer zur Sprache kam und die nöthigen Geldmittel bewilligt wurden, wagte man wieder an das endliche Zusammenkommen der Sache zu glauben.

Inzwischen war der bisherige Legationsrath und General-Konsul in Warschau, Kammerherr 2c. Graf Friedrich zu Eulenburg, zum Chef der Expedition und Gesandten ernannt worden, und unter seinen Händen kam bald frisches Leben in die scheinbar halb aufgegebene Sache. Die Ernennungen für die verschiedenen Posten waren großentheils erfolgt und ein Theil der Herren befand sich bereits an Bord der nach England vorausgegangenen „Thetis".

Es waren die Herren
Legationssekretär Pieschel,
der Botaniker Regierungs-Rath Wichura,
der Zoolog Dr. Martens,
die Kaufleute F. W. Grube und C. Jacobs, und
der Gärtner H. Schottmüller.

An Bord der „Elbe" reis'ten von Hamburg aus die Herren
Dr. Maron, vom landwirthschaftlichen Ministerium entsendet, und der Photographengehülfe C. Bismark;

während der Gesandte selbst mit seiner Begleitung, bestehend aus den Attaché's,
Leutnant Graf August zu Eulenburg, Leutnant a. D. v. Brandt,
Dr. von Bunsen,
ferner dem Geologen Frhrn. v. Richthofen und den Malern Heine und Berg,
und endlich aus meiner Person,

sich mit der sogenannten Ueberlandpost nach Singapore begeben und erst dort auf den preußischen Kriegsschiffen weiterreisen sollte. Der dritte preußische kaufmännische Begleiter, Herr Kommerzienrath Wolf, war auf demselben Wege schon nach Indien vorausgegangen und traf ebenfalls in Singapore mit uns zusammen. Dieser Herr hielt es indeß für gut, auch von da aus seinen Weg allein fortzusetzen, und kann somit füglich nicht als zur Expedition gehörend gerechnet werden, da er sich ihr überhaupt niemals angeschlossen hat.

Welcher Art die Schwierigkeiten waren, die sich der Abreise des Geschwaders noch in den Weg gelegt haben, ist mir nicht bewußt, indeß verließen „Arcona", „Thetis" und „Frauenlob" die englische Küste nicht vor März 1860, während der Gesandte mit seinen Begleitern sich erst am 27. Mai 1860 in Triest einschiffte.

Ich habe im Obigen zwar angedeutet, daß auch ich die Bestimmung hatte, mich dem Gesandten auf seiner Reise nach Singapore anzuschließen, ich habe aber dem freundlichen Leser und Reisegenossen gegenüber noch die Pflicht, ihm kurz anzudeuten, wie es mir überhaupt gelungen ist, die Reise mitmachen zu dürfen, und ich kann voraussetzen, daß auch diese mehr persönlichen Beziehungen für ihn einiges Interesse bieten.

Schon seit Jahren waren meine innersten Wünsche und Gedanken darauf gerichtet, einen größeren Theil unserer Erde kennen zu lernen, fremde Länder und Menschen zu besuchen und einen weiteren Blick in die große Organisation der Natur und der unsere Erde bewohnenden Völkerfamilien zu thun. Mannichfache Beziehungen wiesen mich auf den Osten hin, wohin seit längeren Jahren mir nahe Freunde vorangegangen waren, um dort ihre Wirksamkeit zu finden.

Brieflicher Verkehr mit diesen Freundeskreisen namentlich auf Java hatte die alte Sehnsucht immer lebendig erhalten und das bekannte Wanderlied:

> Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
> Den schickt er in die weite Welt,
> Dem will er seine Wunder weisen
> In Berg und Thal, in Wald und Feld. —

hatte mir so lange im Herzen geklungen, bis im Jahre 1856, als ich in Holland der See und ihrem magischen Zauber noch näher lebte, der Entschluß zur Reise gedieh, mich nach Osten zu wenden, um unter Java's schönem Himmel meine Zukunft zu begründen.

Umstände, deren Aufzählung nicht an diesen Ort gehört, zwangen mich noch im entscheidenden Momente kurz vor der festgesetzten Abreise, von der Erfüllung meines Wunsches abzustehen, und als sich mir mit dieser Enttäuschung voraussichtlich nun für immer die Aussicht verschlossen hatte, jemals meinen Fuß in die Tropenländer zu setzen, litt es mich nicht länger in der Seestadt, die mich mit ihren Ostindienfahrern täglich an meine vereitelten Hoffnungen schmerzlich erinnert und meiner Unruhe nur neue Nahrung gegeben hätte.

Ich wandte mich nach dem Innern von Deutschland und fand in Leipzigs Mauern, die eine so glückliche Mischung der verschiedensten geistigen Elemente in sich bergen, einigen Ersatz für die aufgegebenen Wünsche.

Aber die unruhige Wanderliebe lag noch in meinem Wesen tief eingewurzelt, denn selbst einige Jahre später, als meine Verhältnisse sich so gestaltet hatten, daß nach menschlicher Berechnung eine Erfüllung der Jugendwünsche nicht mehr in das Bereich der Wahrscheinlichkeit gehörte, wurde die alte Sehnsucht zeitweise immer wieder auf's Neue wach.

Es war im August 1859, als mir zuerst bekannt wurde, daß die preußische Regierung auch einige Kaufleute zur Beobachtung der ostasiatischen Handelsverhältnisse an der Expedition theilnehmen lassen wolle. Daß dadurch die kaum zurückgedrängten Wünsche wieder ihr Haupt erhoben, ist begreiflich, — und so gering auch die Chancen waren, daß die Wahl des preußischen Handels-

ministeriums unter den zahlreichen Bewerbern auf mich fallen sollte, der ich nicht Preuße bin und nicht einmal in Preußen lebte, noch auch besondere Anwartschaft auf Berücksichtigung aufzuweisen hatte, — so war ich doch bald entschlossen, wenigstens keinen Schritt unversucht zu lassen und Alles daran zu setzen, um die Reise mitmachen zu können.

Meine Bemühungen blieben in Preußen, wie es kaum anders sein konnte, ohne Erfolg; auf meine schriftlichen Bewerbungen folgten vier peinliche Wochen der Ungewißheit, auch aus dem Munde des Herrn v. d. Heydt wurde mir nur unbestimmter, d. h. negativer Bescheid.

Da bot sich, als schon die Möglichkeit des Erfolgs so gut wie vernichtet war, eine neue Hoffnung. Die preußische Regierung, welche die Handelsverträge im Nam'n des Zollvereins abschließen wollte, forderte die übrigen Staaten auf, der Expedition Muster der wichtigsten Industrie-Erzeugnisse, die sich für den Absatz nach China, Japan zc. eignen könnten, mitzugeben, und versprach, dann später über die Aussichten, welche sich für die einzelnen Branchen böten, Bericht zu erstatten.

Der „Fabrik- und Handelsstand" in Chemnitz, dem man von Dresden aus von diesem Anerbieten der preußischen Regierung Kenntniß gegeben hatte, sprach sich dahin aus, daß er von der bloßen Mitsendung von Proben keinen Nutzen erwarten könne, wenn nicht auch ein mit den sächsischen Verhältnissen vertrauter, dem Handelsstande angehöriger Mann die Reise mitmachen könne, um im Interesse der sächsischen Industrie zu beobachten, zu sammeln und thätig zu sein. Man bat die Regierung, in Berlin dahin zu wirken, daß auf diesseitige Kosten ein besonderer Bevollmächtigter der Expedition sich anschließen dürfe.

Das königl. Ministerium des Innern ging bereitwillig auf diesen Gedanken ein; mir gelang es bei einer Unterredung mit den leitenden Persönlichkeiten in Chemnitz, den Vorstand des dortigen Fabrik- und Handelsstandes dahin zu bestimmen, daß derselbe mich für die bezeichnete Mission in Vorschlag bringen wolle, und bin ich in dieser Angelegenheit namentlich Herrn Gustav Dörstling für seine ausdauernde und wohlwollende Thätigkeit, um die Sache zum Ziele zu führen, zum lebhaftesten Danke verpflichtet.

Etwas war erreicht, aber das Wichtigste mußte erst noch erlangt werden, die Zustimmung des Berliner Kabinets zu der Entsendung eines besonderen sächsischen Bevollmächtigten für die Reise, und hier wurde meine Geduld und Ausdauer in der That auf die härtesten Proben gestellt, denn Alles schien sich verschworen zu haben, um eine definitive Entscheidung, ob „Ja" oder „Nein", uns vorzuenthalten. Die ersten Anträge wurden ablehnend beantwortet, da es auf den Schiffen schon an Raum gebreche; von Bayern, Würtemberg und Baden seien gleiche Wünsche ausgesprochen worden, doch befinde man sich leider in der Unmöglichkeit, ihnen Berücksichtigung zu Theil werden zu lassen.

Wiederholte persönliche Anwesenheit in Berlin hatte keinen besseren Erfolg, da gerade in jener Zeit Frhr. v. Richthofen von der Leitung der Sache zurückgetreten und die Ernennung des späteren Chefs noch nicht erfolgt war.

So standen die Dinge, als im Dezember 1859 verlautete, die preußische Regierung beabsichtige durch den Ankauf des Transportschiffes „Elbe" das Geschwader zu vermehren, und es werde auch dadurch mehr Raum für die Mitglieder der Expedition gewonnen.

Abermals wurden nun alle Hebel angesetzt, und unter Hinweis auf den Umstand, daß durch den Ankauf der „Elbe" das bisherige Hinderniß vielleicht beseitigt sei, der frühere Antrag in Berlin wiederholt; neue Briefe, neue Reisen nach Berlin, Chemnitz und Dresden brachten immer noch keine endliche Entscheidung zu Wege. Die heftigen Gemüthserregungen während eines Zeitraumes von fast 6 Monaten, das Schwanken zwischen Hoffnung und Verzichten hatten mich innerlich so aufgerieben, daß ich nur mühsam die gewöhnliche Thätigkeit aufrecht erhalten konnte und schließlich nur den einen Wunsch „Gewißheit" hegte, selbst wenn sie dann auch das Verzichtleisten auf die tiefgewurzelte Idee mit sich bringen sollte.

Es schien ein böser Stern über der von Berlin erwarteten Entscheidung zu schweben, der Monat Dezember und mit ihm das Jahr 1859 ging zu Ende, ohne mir Gewißheit gebracht zu haben.

Da reis'te ich denn im Anfange Januar nochmals nach Berlin und wandte mich persönlich an den neu ernannten Gesandten, um ihn zu bitten, daß eine Entscheidung nach irgend einer Richtung getroffen und nach Dresden Nachricht davon gegeben werde.

Und endlich Mitte Januar sollte meine Ausdauer mit Erfolg gekrönt werden; Graf Eulenburg theilte mir mit, daß die Zustimmung erfolgt und nach Dresden gemeldet sei, und da zwischen dem sächsischen Ministerium und mir schon früher vorläufige Verabredungen getroffen waren, so hatte ich am 26. Januar meine definitive Berufung durch ein Ministerialreskript des Ministerium des Innern in Händen — mit welchen Gefühlen, wird sich der geneigte Leser selbst sagen, wenn er mir in der Erinnerung an die mancherlei Schwierigkeiten und die bangen Stunden, Wochen und Monate der Ungewißheit gefolgt ist.

Die Würfel waren gefallen, ich athmete freier auf, und alles Trübe und Beengende der hinter mir liegenden Zeit war wie von dem frischen und belebenden Hauche hinweggenommen, der mir aus der Zukunft und der Erfüllung meiner tiefsten Wünsche, gleichsam von der Meeresflut kommend, entgegenwehte.

Innere Ruhe war mit dem Momente der Entscheidung über mich gekommen, um so bewegter und gedrängter war aber die Zeit, welche noch bis zu meiner Abreise aus Europa verfloß. Hätte ich voraussehen können, wie lange sich diese noch verzögern müsse, dann würde es keiner besonderen Eile bedurft haben; zu Anfang Februar wurde aber die Abreise des Gesandten, dem ich mich anschließen sollte, für Ende März als wahrscheinlich angegeben, und doch waren nicht nur alle Vorbereitungen, Einkäufe u. s. w. für die längere Abwesenheit zu bewerkstelligen, ich sollte auch zuvor noch die wichtigsten Industriedistrikte Sachsens bereisen, um mich fük meine Aufgabe tüchtig vorzubereiten.

Zunächst verfügte ich mich Anfang Februar nach Berlin, um mich dem Chef der Gesandtschaft nach meiner Ernennung vorzustellen und das Nöthige wegen meiner zukünftigen Stellung, der Abreise u. s. w. zu verabreden. Von meinen späteren Reisegefährten kannte ich nur den Maler W. Heine, und wir fuhren von Berlin aus zusammen nach Hamburg, um dort einen Besuch an Bord S. M. Schiff „Elbe" zu machen, denn nach den vorläufigen Andeutungen sollte ich vermuthlich von Singapore aus später mit diesem Schiffe die Reise fortsetzen.

Heine war schon mit einzelnen der Offiziere früher in Berlin bekannt geworden, und so machte ich denn mit ihm meinen ersten Besuch an Bord eines Fahrzeuges unter der preußischen Kriegsflagge.

Ich war zwar nicht gänzlich Neuling auf dem Salzwasser, Neuling aber in Allem, was in das Reich der Kriegsmarine gehört, denn meine Kenntniß von diesen Dingen war so ziemlich auf die Jugendlektüre Marryat'scher Romane zurückzuführen. Dennoch war dieser erste Besuch an Bord der „Elbe" eine ziemliche Herabstimmung der von einer solchen schwimmenden Festung gehegten Vorstellungen. Ich hatte übersehen, daß wir nicht an Bord eines eigentlichen Man of war, sondern nur eines Transporters gingen, der begreiflicherweise nicht das Bild eines schmucken Kriegsfahrzeuges machen konnte, denn er wurde eben erst zur Fahrt eingerichtet und ausgerüstet, und an Bord war noch von keinem „Dienste" im eigentlichen Sinne des Wortes die Rede.

Die Kabinen, welche der dienstthuende Offizier uns zeigte, boten freilich ein Minimum von Raum und Komfort. Draußen wehte ein heftiger Schneesturm und an Bord war wegen der Arbeiten noch wenig Behaglichkeit zu verspüren, denn die Offiziere wohnten auch noch am Lande. Dennoch war es ein wunderbares Gefühl, als wir uns von dem Fahrzeuge trennten, das voraussichtlich auf Jahre unsere Heimat draußen im Osten werden sollte, und als wir uns beim Scheiden — auf glückliches Wiedersehn in Singapore — die Hände reichten.

In der Stadt suchten wir noch den Kommandanten der „Elbe" und den ersten Leutnant Herrn B. auf, und die zuvorkommende Liebenswürdigkeit dieser Herren ließ uns die Aussicht, von Singapore aus ihre Reisegefährten zu werden, im freundlichsten Lichte erscheinen.

Heine trennte sich, um nach England zu gehen; ich meinestheils hatte erfahren, daß die „Elbe" in wenigen Tagen segelfertig sei und dann nur auf Ordre zum Auslaufen warte, und daß also Effekten, die noch mitgehen sollten, im Verlaufe einer Woche abzuliefern seien.

Ich machte das Unmögliche möglich, zur festgesetzten Zeit waren einige Kisten mit Dem, was in so kurzer Frist von der Ausrüstung beschafft werden konnte, in Eilfracht nach Hamburg abgeschickt, wo sie freilich noch volle sechs Wochen vor der wirklichen Abreise eintrafen.

Ich will den Leser nicht mit der näheren Aufzählung ähnlicher Hetzpartien, die sich nachträglich nicht selten als unnöthig herausstellten, ermüden. Im Laufe des März besuchte ich Chemnitz, das Erzgebirge und die anderen wichtigen Industriedistrikte Sachsens und war zu näheren Besprechungen ab und zu auch in Dresden anwesend.

Im Laufe des April wurde mir die Auszeichnung zu Theil, von Sr. Majestät dem Könige von Sachsen in einer Abschieds-Audienz empfangen zu werden, der mir huldvoller Weise für die Expedition und meine Reise die wärmsten Wünsche auszusprechen geruhte.

Inzwischen war mir noch immer etwas Definitives über den Zeitpunkt der Abreise des Grafen Eulenburg nicht mitgetheilt worden, bis mich endlich, während ich in Wiesbaden bei den Meinigen verweilte, die Aufforderung traf, mich am 11. Mai in Triest zunächst nach Aegypten einzuschiffen, um dort mit dem Gesandten und den übrigen Herren seiner Begleitung zusammenzutreffen.



Im Hafen von Triest.

Die Anstrengungen der letzten Monate, die andauernde Unruhe und Gemüthsbewegung, namentlich aber die immer wieder auftauchenden Zweifel, welche durch das lange Hinausschieben der letzten Entscheidung nur zu häufig Nahrung erhielten, hatten meine Kräfte erschöpft, und so traf mich die Aufforderung zur Abreise, als ich fieberleidend das Bett hütete; nie habe ich lebhafter empfunden, wie Ungewißheit und Zweifel die geistigen und körperlichen Kräfte aufreiben — und wer hätte sich dieser quälenden Gedanken entschlagen können, wenn noch bis wenige Tage vor der endlichen Entscheidung öffentliche Blätter verkündeten, die Expedition sei aufgegeben und das Geschwader werde von Rio aus zurückkehren! Aber schon die Gewißheit, daß wir nun endlich wirklich die Anker lichten sollten, gab neuen Muth und Kraft.

In Dresden hatte ich dem letzten theuersten Freunde die Hand zum Lebewohl gereicht, und als ich in der Nacht vom 2. zum 3. Mai mich auf dem Wege nach der alten Kaiserstadt Wien befand, fühlte ich, daß ein neuer Abschnitt meines Lebens beginne, wol der wichtigste und an inneren und äußeren Eindrücken reichste meines ganzen Daseins.

Vor mir lag eine Zukunft voll Bilder, welche den reichsten Wechsel, die interessantesten Erfahrungen versprach, allein ich wußte, daß in diesem hellen Bilde sich auch Schatten finden, daß neben den glücklichen Tagen auch ernste und trübe Stunden kommen würden.

In Wien verweilte ich nun einige Tage; in den Laubgängen an der Donau wehte schon eine mildere und südlichere Luft, das Nahen des Frühlings verkündend, und als am Morgen des 8. Mai von der Höhe des Gebirges der Blick

auf der von der warmen Sonne beschienenen, unvergleichlich schönen Meeresbucht von Triest ruhten, war mein Herz der fröhlichsten Hoffnung voll, und die Gedanken schweiften über die glänzende Flut weiter hinab nach Süden, nach dem märchenumgebenen Orient.

In Triest stand schon Alles in voller Blüte, die Häuser waren sommerlich geöffnet, der Himmel strahlte im reinsten Blau und ich durfte vor meiner Abreise den Zauber der südlichen Frühlings-Landschaft an diesem äußersten Ende deutscher Erde noch einmal mit vollen Zügen in mich aufnehmen.

Triest, diese halb italienische, halb deutsche Stadt, mit ihrer wunderbar malerischen Lage und mit den mannichfachen Anklängen an den Orient, war mir schon von einem früheren Aufenthalte bekannt. Damals hatte ich aber in einem außergewöhnlich strengen Winter fast den ganzen Monat Januar dort verlebt und die Reize der pittoresken Natur nur in einzelnen sonnigwarmen Tagen genießen können. Bis zur Abfahrt des Lloyd-Dampfers sollten noch mehrere Tage vergehen, allein da mich ein glücklicher Zufall mit ein paar liebenswürdigen Landsleuten zusammenführte, verflossen diese schnell. Ich wanderte durch die sonnigen, hellen Straßen und beobachtete das Leben und Treiben des bunten Völkergemisches im Hafen, besichtigte das Arsenal und die Werfte der Lloydgesellschaft und bestieg einige der die Stadt umkränzenden Höhenpunkte, die so wunderbar reiche Fernsichten bieten. Vor Allem gewährt der Blick von einer dicht unter dem Fort gelegenen alten terrassenförmigen Bastei auf die zu Füßen ruhende Stadt, die Meeresbucht mit ihren zahlreichen Schiffen und Fahrzeugen jeder Bauart und auf die Höhenzüge, welche zu dem lieblich belebten Panorama den großartigen majestätischen Hintergrund bilden, einen unauslöschlichen Eindruck.

Auf einem noch höher gelegenen Punkte, der „Hofjäger" genannt, kann das Auge, wie aus der Vogelschau, die illyrische Küste verfolgen, mit ihren schönen Einbuchtungen, in denen sich das glänzende Element weit in das Land hinein erstreckt. Der Blick umfaßt das ganze Relief dieser vom Meere bespülten Höhenzüge, bis am Horizonte die Contouren ineinanderfließen.

Am 11. Mai ging das direkte Dampfboot der Lloyd-Gesellschaft, der „Neptun", nach Alexandrien ab, und gegen 9 Uhr fuhr ich in einer Barke an Bord, wo schon Alles emsig beschäftigt war, Kisten und Koffer in den untern Raum zu stauen. — Die Gesellschaft war nicht zahlreich, doch traf ich unter ihr einen der Attaché's unseres Gesandten, den Leutnant v. Brandt, der schon früher in Aegypten gelebt hatte und dessen Gesellschaft mir für den Aufenthalt in diesem Lande von wesentlichstem Nutzen sein sollte. In Korfu gesellte sich der Maler Heine als drittes Mitglied von unserer Expedition zu uns.

Kurz nach 10 Uhr setzte der „Neptun" seine Räder in Bewegung, schwenkte, und langsam verloren wir die einzelnen Gebäude des Hafens aus dem Auge. Unsere Fahrt war vom herrlichsten Wetter begünstigt, fast spiegelglatte See und ein klarer Himmel erschien uns als ein gutes Omen für die lange Reise, die wir antraten.

Am 12. Mai in der Frühe war Korfu in Sicht und gewährte bald dem Auge das entzückendste Bild eines Eilandes, mit allen Reizen des Südens geschmückt. Der Hafen, die darin ankernden Kriegsdampfer und andere Schiffe,

die malerisch auf einem Felsen erbaute Citadelle, die Stadt selbst mit ihren seltsamen Häusern, endlich die Meeresflut von so wunderbarer Bläue, wie sie die Phantasie kaum sich malen kann, — das Alles vereinigte sich zu einem Panorama, das uns den kurzen Aufenthalt an der Küste der Phäaken unvergeßlich machen wird.

Für wenige Stunden durften wir an's Land, da Kohlen eingenommen wurden, und nach einer flüchtigen Rundschau in der Umgebung der Stadt, bei der uns der preußische Konsul, Herr Fels, auf's Zuvorkommendste als Führer diente, ließen wir uns zum „Neptun" zurückführen.

Die folgenden Tage boten nichts Bemerkenswerthes dar; wir verbrachten die Zeit mit Lektüre und Gespräch; das Wetter blieb schön, die See ruhig, so daß wir meist unter dem Zelte auf Deck sein konnten. Am Abend des 14. Mai passirten wir den engen Kanal, der die Inseln Ithaka und Kephalonia trennt. Die Heimat des Dulders Odysseus bot dem Auge wenig Erfreuendes dar; ein kahler, hier und da mit Oliven bewachsener, ziemlich hoher Bergrücken ohne Dörfer oder nur Wohnungen an dem Ufer, das uns zu Gesicht kam — das war das von den Gesängen Homer's unsterblich gemachte Land, dessen Bild unsere Phantasie mit ganz anderen Farben ausgeschmückt hatte. Zwei Windmühlen auf der Höhe des Berges waren die einzigen Zeichen des Daseins und der Thätigkeit derjenigen Bewohner, die jetzt Ithaka ihre Heimat nennen.

Schien es bis dahin, als werde Neptun keine Opfer von uns fordern, so hatte sich die Sache in der Nacht vom 14. zum 15. Mai ganz anders gestaltet; das Schiff arbeitete gegen widrigen Wind und heftig rollende See; wir kämpften mit Schwindel und allen Anzeichen der Seekrankheit. Erst gegen Abend vermochte ich mich anzukleiden, um auf dem Deck frische Luft zu schöpfen. Am 16. ging die See ruhiger, wir kamen der afrikanischen Küste näher und befanden uns wieder wohler; gegen 11 Uhr tauchte am Horizonte der Leuchtthurm Alexandriens auf. Einzelne Schmetterlinge als Boten des Landes flatterten über uns und allmälig zeigte sich letzteres mit der Stadt und dem Hafen Alexandrien als langer weißer Streifen im dunkeln Meere. — Gegen **2 Uhr** warfen wir Anker, und nach unbeschreiblichem Drängen und Stoßen, Rufen und Lärmen gelangten wir durch die am Ufer harrende Menge von Eselstreibern, Packträgern, Kameelen, Bettlern u. s. w. in den Wagen des „Hôtel de l'Europe", das wir zu bewohnen gedachten. Durch Vermittelung des preußischen Generalkonsulates wurden wir glücklich der Verzollung und Revision des Gepäckes enthoben und benutzten den Rest des Tages noch zu einer Wanderung durch die Straßen und Bazars der Stadt.

Es kann nicht meine Absicht sein, nach einem so kurzen Aufenthalt in Aegypten ein Urtheil über Zustände und Menschen dieses merkwürdigen Landes zu fällen, — auch bei einem längern Verkehr würde eine eingehendere Besprechung überflüssig erscheinen, da wenige Länder so sehr wie Aegypten der Gegenstand gründlicher Studien und Beobachtungen nach den verschiedensten Richtungen gewesen sind.

Alexandrien gewährt dem Besuchenden ungemein wenig, und das dortige Leben übt eine nur geringe Anziehungskraft aus. Außer dem breiten und schönen Platze, der von den Häusern der Europäer, den Konsulaten u. s. w.

gebildet wird und den man durch eine Allee und einen Springbrunnen zu verschönern bemüht ist, bietet die Stadt wenig oder keine freundlichen Punkte, wenn wir nicht die Aussicht auf's Meer dahin zählen wollen.

Enge Straßen, verfallene Häuser, Schmuz und Gestank, Lärmen und Toben, ein unentwirrbarer Knäuel von Menschen und Thieren, — das ist das Bild, unter dem sich Alexandrien kundgiebt und das offenbar mehr die Kehrseite des Orients darbietet.

Von lebhaftem Interesse ist ohne Zweifel der Zusammenfluß von Menschen fast aller civilisirten Nationen inmitten der Bevölkerung des Landes, die sich aus den drei alten Welttheilen rekrutirt.



Alexandrien.

Die Dampfverbindung nach Englisch-Ostindien, Australien, den holländischen Kolonien, China u. s. w. bringt fast wöchentlich Durchzüge von Reisenden aller Gattung. Diese Lebhaftigkeit des Fremdenverkehrs, Eisenbahnen und der elektrische Telegraph, der seine Netze nach allen Richtungen des Landes ausgespannt hat, europäischer Luxus, reiche Equipagen, vereinzelte Fabriken, — das Alles könnte zu dem Glauben leiten, als stehe das Land in Wahrheit unter dem Einflusse europäischer Gesittung und gewerblichen Fortschrittes.

Leider gewahrt man nur zu bald, daß diese Erscheinungen zum Theil nur künstlich erzeugte, dem Lande und seinen Bewohnern fremdgebliebene Dinge sind, — ein glänzender Betrug. Freilich wird man ebenso sich gestehen müssen, daß es ein Unding ist, vom Morgenländer zu erwarten, daß er unsre Sitten und Gebräuche, unsre Art zu denken und zu fühlen, annehmen werde. Ist doch jedes Volk in seinen guten und bösen Seiten das Kind des Bodens, auf dem es wurzelt; ist doch jede Kultur eine Frucht der Geschichte eines Volkes, die Berechtigung und Nothwendigkeit hat.

Doch lassen Sie mich in die engen Straßen Alexandriens zurückkehren, die dem aufmerksamen Beobachter immerhin reichen Stoff bieten. Alle Butiken der Araber und Juden sind schmuzig, winklig und so eng als thunlich; oft sitzt der Verkäufer inmitten seiner Waare mit gekreuzten Beinen in dem schmalen Rahmen, als sei er selbst das Beste der Dinge, die er feilhält. Reinlichkeit und nur ein geringer Grad von Schönheitsinn oder doch Ordnungsliebe sind Dinge, die man schmerzlich vermißt.

An Sehenswerthem bietet die Stadt nur noch Weniges dar; die sogenannte „Pompejus-Säule" ragt einsam auf einem Schuttbügel zwischen niedrigen Lehmhütten in die blaue Luft in schönen Umrissen und „zeugt von vergangener Pracht". Wo einst die blühende Stadt sich ausgedehnt, liegen jetzt Hütten aus Schlamm erbaut, die wir daheim dem Vieh nicht zum Aufenthalt anweisen würden.

Verkommene, in Lumpen gehüllte Kinder rufen dem Fremden ihr zudringliches „Bakschisch" entgegen, eine Bitte um Almosen, die uns täglich tausendmal in die Ohren klingt.

Die „Nadel der Kleopatra", ein Obelisk dicht an der Meeresküste, nebst den Katakomben (alte, in den Fels gehauene Grabkammern), die jetzt vom Meere bespült werden, bilden die letzten Erinnerungen an Alexandriens große geschichtliche Vergangenheit.

Staub und Hitze bei nur dürftiger Vegetation lassen den Aufenthalt in Alexandrien wenig angenehm erscheinen; darum folgte ich meinen Reisegefährten in wenigen Tagen nach Kairo, der Quasr el Kahira, der wichtigsten und interessantesten Stadt des heutigen Aegyptens, die ihren echt orientalischen Charakter noch nicht unter dem Einfluß der modernen Civilisation eingebüßt hat und in ihren geschichtlichen Denkmälern wie in dem bunten Leben und Treiben ihrer Bevölkerung der Phantasie des Reisenden wie die Verkörperung von „Tausend und eine Nacht" vorschwebt.

Die Fahrt mit der Eisenbahn von Alexandrien nach Kairo dauert etwa 7 Stunden und gewährt wenig Interesse. Zu einer andern Jahreszeit, wenn die weiten Ebenen, welche von der Bahn durchschnitten werden, mit Grün bedeckt sind, mag der Blick lohnend sein. Jetzt war hier die erste Ernte schon seit geraumer Zeit beendet und die Fellahs mit der neuen Bestellung der Felder beschäftigt. Rechts und links erscheinen die Lehmhaufen, in denen der ägyptische Bauer mit seinem Vieh zusammenwohnt, — seltener eine sogenannte Stadt mit verfallenen Moschee'n und Minarets, Gruppen von Palmen, lange Züge von Kameelen und Eseln. In Casr-Eis führt eine Brücke über den Nil, der uns hier zum ersten Male entgegentritt und trotz der Periode des niedrigsten Wasserstandes als ein ansehnlicher Fluß erscheint. Zur Zeit der Ueberschwemmung, wenn das ganze Land unter Wasser steht — im September und Oktober — ist der Anblick ohne Zweifel ein großartiger. Der Nil ist im vollsten Sinne des Wortes die Quelle des Lebens für das ganze Land; die Wüste tritt scharf und unmittelbar an sein Gebiet heran; nur dort, wo seine Fluten den Boden tränken und befruchten, ist Lebensfähigkeit für die Menschen-, Thier- und Pflanzenwelt; er giebt das einzige Trinkwasser für die Millionen Geschöpfe, die an seinen Ufern wohnen, und es begreift sich leicht, daß man den Bringer alles Guten heilig hielt, daß noch heute die Durchstechung der Dämme beim Eintritt des höchsten Wasserstandes mit großen Feierlichkeiten verbunden ist.

Kairo selbst liegt nicht unmittelbar am Nil, und seit Vollendung der Eisenbahnverbindung hat auch das Leben in Bulak, dem Hafen Kairo's, sehr abgenommen, wo früher die nach Suez reisenden oder die aus Indien zurückkehrenden Fremden mit den Nildampfschiffen anlangten oder sich an Bord dieser Barken nach Alexandrien einschifften. Ein auf steinernen Bogen erbauter Aquädukt versorgt die auf etwa 300,000 Seelen geschätzten Einwohner Kairo's mit dem nöthigen Wasser.

Ich kam mit großen Erwartungen in die Hauptstadt Aegyptens, die als die schönste und interessanteste aller Städte des Orients geschildert wird, und war in diesen Voraussetzungen noch wesentlich bestärkt durch unsern Reisegefährten Herrn v. Brandt, der den Aufenthalt in Kairo nicht genug zu rühmen wußte.

Ich verhehle nicht, ich war zuerst etwas enttäuscht, was wol zum großen Theil dem Umstande beigemessen werden muß, daß wir uns zur heißesten und ungünstigsten Zeit in Aegypten befanden. Unerträgliche Staubwolken waren schon am Bahnhofe die erste Begrüßung und bildeten seitdem die beständige Schattenseite unsers Aufenthalts in Kairo. Ich war indeß doch nicht minder empfänglich für die Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Stadt. Man kann sich kaum eine buntere, lebendigere Scene denken, als das Treiben in den engen Bazars Kairo's, die von dem europäischen Viertel entfernter liegen, und wo das orientalische Leben pulsirt. Türken, Araber, Fellahs, Neger aus Abyssinien, Kopten, Griechen und Armenier drängen sich in verschiedenen malerischen Trachten vorüber, bald zu Fuß, bald beritten, während Fuhrwerk, Reiter, Esel, Maulthiere, Ziegen, dort ein langer Zug von Kameelen, mit schweren Bausteinen beladen, jede Passage unmöglich zu machen scheinen. Und doch kommt es nur selten vor, daß die Fäden dieses in den schmalsten Straßen wogenden und drängenden Treibens sich verwirren; nur ein einziges Mal bin ich in einer engen Gasse mit meinem Esel so in einen unauflöslichen Knäuel von Menschen, Thieren und Fuhrwerk gerathen, daß ich weder vor- noch rückwärts konnte und endlich in das offene Gewölbe eines Waffenhändlers vom Sattel herab flüchten mußte.

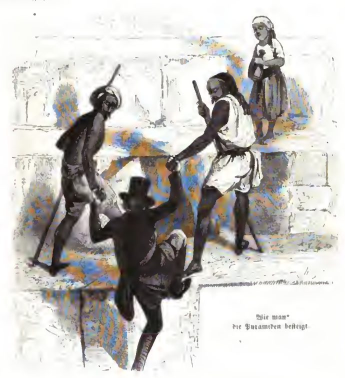
Hitze und Staub haben uns indeß nicht abgehalten, einen mehrtägigen Ausflug in die Wüste — zu den Todtenfeldern, die sich mehrere Meilen am Rande derselben hinziehen — zu machen und die Pyramiden zu besuchen.

Zu allen Ausflügen in und außerhalb der Stadt bedient man sich in der Regel der Esel, die hier als ganz andere Wesen erscheinen als unsre Langohre; stattlich, glänzend von Haar, meist geschoren, kräftig und muthig. Man begreift, wie geschätzt dies Thier unter dem dortigen Himmelsstriche sein muß, da nicht selten ein solches mit 40 bis 50, ja selbst bis über 100 Pfd. Sterl. bezahlt wird.

Das „Hotel d'Orient“, in dem wir wohnten, liegt an der Ezbekieh, einem Wäldchen von hohen Akazien und Sykomoren, unter deren Schatten sich allabendlich die Europäer und die vornehmen Türken und Araber versammeln. Mehrere Kaffeehäuser sind errichtet, und von 6 Uhr bis Mitternacht wird das an solche Genüsse nicht gewöhnte Ohr in der Regel von zwei oder drei mittelmäßigen Musikbanden gemartert, die gleichzeitig und in geringer Entfernung von einander, unbekümmert um Harmonie, Strauß'sche Walzer und arabische Märsche (im Wesentlichen von der großen Pauke und der Pickelflöte exekutirt und von verstimmten Blasinstrumenten begleitet) zum Besten geben.

Trotzdem ist die Ezbekieh der einzige Zufluchtsort für Fremde und Einheimische, wenn man die Abendkühle genießen will. Bis in die späte Nacht weilte man draußen; es fiel fast kein Thau, so daß man unbesorgt in leichter Kleidung im Freien sitzen durfte. In den Zimmern sank der Thermometer auch während der Nacht nicht mehr unter 24°, bei Tage hatten wir 28° R. im Schatten, ein Wärmegrad, der unwillkürlich zur Ruhe und Unthätigkeit zwingt.

Gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthalts hatten wir die Citadelle und mehrere der Haupt-Moscheen besucht. Ich würde aber längst Bekanntes und oft Beschriebenes wiederholen müssen, wollte ich mich in einer Schilderung dieser Bauten ergehen.



Wie man
die Pyramiden besteigt.

Ebenso werden die Pyramiden von Gizeh jährlich von Tausenden reisender Engländer bestiegen; ich will jedoch den Leser auch damit nicht ermüden, daß ich geschichtliche Notizen über diese erhabenen Denksteine der Weltgeschichte irgend einem guten Werke über Aegypten entlehne.

Auch wir hegten bei unserem längeren Aufenthalte in Kairo, wo uns die scharfen Umrisse der Pyramiden auf jedem Ritte außerhalb der Stadt entgegen traten, natürlich den Wunsch, diese berühmten Riesenbauten in der Nähe zu sehen und zu besteigen.

Es wurde beschlossen, einen längeren Ausflug in die nahen Todtenfelder, welche jetzt von der vorrückenden Wüste mit ihrem Leichentuche bedeckt sind, zu unternehmen, um von den Pyramiden aus die interessantesten Punkte zu besuchen, ohne nach Kairo zurückzukehren.

Die Wüste ist an einzelnen Punkten bis zu den Vorstädten Kairo's vorgedrungen, und auf dem anderen Ufer des Nils, wohin uns unsere Exkursion führen sollte, reicht die Vegetation nur genau bis an die Linie, welche das Bett des steigenden und befruchtenden Nilwassers bezeichnet. Wenn wir uns auch nicht eine größere Strecke von Kairo aus in die Wüste wagen wollten, so mußten wir uns doch auf ein mehrtägiges Leben in derselben, auf Bivouak im Freien rüsten und uns mit Proviant auf diese Zeit versehen. In der Aussicht, daß die Jagd uns hier und da wenigstens einigen Beitrag zur Küche liefern sollte, wurden die Zurüstungen sehr in den Grenzen bescheidener Ansprüche gehalten. Herr v. Brandt, mit ähnlichen Expeditionen von früher vertraut, hatte die Anordnung und Leitung des Ganzen übernommen, die Einkäufe von hundert nothwendigen Kleinigkeiten besorgt, ein Zelt beschafft, einen schwarzen Koch angenommen und starke, kräftige Esel für uns und die Dienerschaft gewählt. So waren wir in den Stand gesetzt, am Nachmittage des 21. Mai durch die Kalifengräber nach Bulak aufzubrechen, um dort mit unseren Kameelen den Nil zu passiren.

Gegen Sonnenuntergang langten wir nach einem dreistündigen Ritt, während dessen wir das Ziel unserer Reise beständig vor uns hatten, am Fuße der Pyramiden von Gizeh an. Unsere Diener und der Koch waren früher vorausgegangen und hatten das Zelt bereits in der Nähe der Sphinx aufgeschlagen. In dem Innern eines Felsengrabes war ein Stall für die Thiere und die Feldküche improvisirt, und zahlreiche Beduinen, die uns schon eine gute Strecke entgegen gekommen waren, um ihre Dienste anzubieten, kauerten um unser Zelt. Rasch brach die Nacht herein, ein kühler Wind erhob sich von der Wüste, die Sterne funkelten am tiefblauen Firmamente, wir lagerten uns im Sande und das tiefste Schweigen herrschte rings um uns her, als wir im Anschauen der ungeheuern Baudenkmale versunken waren. Seit 4000 Jahren waren sie Zeugen der Menschengeschicke, Generationen auf Generationen gingen an ihren Füßen vorüber, Völker kamen und verschwanden, und nur der gestirnte Himmel blickt heute hernieder wie vor 4000 Jahren und wird nach den ewigen Gesetzen des Weltalls die alten Bahnen wandern, wenn nach abermals 4000 Jahren unsere heutige Europa-Kultur vielleicht mit tiefer Nacht bedeckt ist, wenn vielleicht kein Stein mehr die Stätte der Riesendenkmäler des Alterthums bezeichnet.

Lange ruhten wir in solche Gedanken versunken, umgeben von der einsamen, lautlosen Wüste und suchten erst spät den Schlaf auf unsern im Zelte ausgebreiteten Decken. Beduinen aus dem nahen Dorfe hatten bei unserm Zelte geschlafen, um uns vor Sonnenaufgang auf die größere der beiden Pyramiden zu geleiten. Die Besteigung ist nur mit Hülfe dieser Leute rathsam, man wird an den Händen gefaßt und so von Quader zu Quader halb hinauf gezogen. Auf's Höchste erschöpft und athemlos kamen wir auf die Spitze, waren aber durch das Schauspiel der aufgehenden Sonne, die Fernsicht auf das Nilthal und Kairo mit seinen schlanken Minarets, andererseits durch die wunderbare Scenerie der unabsehbaren Sandhügel der Wüste reich belohnt.

Beim Hinabsteigen geht man etwa in $\frac{1}{3}$ der Höhe in's Innere der Pyramide. Ein langer, enger, niedriger und gefährlicher Gang führt in eine mäßig große, viereckige Grabkammer, die aber sonst nichts Sehenswerthes bietet.



Die Pyramiden von Gizeh.

Wir dankten Gott, als wir, triefend von Schweiß, wieder aus dem dumpfen Gange herausgekrochen waren und das Tageslicht erblickten.

Wir bedurften zunächst der Rast und Stärkung und nahmen im Zelte das Frühstück ein. Dann wanderten wir noch in der nächsten Umgebung umher, stiegen in ein kürzlich aufgedecktes, prächtig erhaltenes altägyptisches Grabmal hinab, das tempelähnlich etwa 20 Fuß unter der Oberfläche lag und dessen innere Wände mit Malereien in den frischesten Farben bedeckt erschienen. Diese Gemälde stellten meistens Scenen des häuslichen Lebens dar, die noch heute in vielen Stücken als die getreue Wiedergabe der Lebensweise der Bewohner des Nilthales gelten können.

Da wir noch keine mondhellen Nächte hatten, mußten wir trotz der glühenden Hitze die Mittagsstunden zur Weiterreise benutzen. Unser wanderndes Haus wurde daher abgebrochen und die Leute wiederum vorausgeschickt. Wir rasteten noch eine Weile in dem mehr und mehr verschwindenden Schatten, den die Pyramiden in der aufsteigenden Sonne gewährten, und brachen fast um Mittag auf.

Nach einem heißen, ermüdenden, fünfstündigen Ritt erreichten wir Sakkarah, ein Dorf am Rande der Wüste und in der Nähe mehrerer großen, theilweise zerfallenen Pyramiden, in deren Umgebung zahlreiche, schöne alt-ägyptische Grabkammern aufgedeckt sind.

Die Sonne war schon hinabgesunken, als wir an unserm neuen Lagerplatz uns einigermaßen eingerichtet hatten; und wir mußten uns für heute damit begnügen, in Erwartung dessen, was unsere Feldküche leisten werde, die Kühle der rasch eintretenden Nacht genießend, im Sande ausgestreckt, von den Strapazen zu ruhen und den Blick über die wunderbare Umgebung wandern zu lassen, bis die Umrisse der Pyramiden allmälig im Dämmerlichte zerflossen.

Etwas unangenehm wurden wir durch die Wahrnehmung gestört, daß Tausendfüße und Skorpione unser Zeltlager mit uns zu theilen gedachten. Unser Mahl war wider Erwarten frugal, denn mit Ausnahme von Brod und einer kleinen Kanne Milch, welche der Koch im Dorfe aufgetrieben, war Weniges genießbar. Das Wasser einer nahen Lache, die von der letzten Nilüberschwemmung noch zurückgeblieben, diente gleichzeitig den Büffeln zum Baden und uns zum Getränke. Der Geschmack erinnerte deshalb so penetrant an die Besuche dieser nützlichen Thiere, daß Thee, Suppe u. s. w. geradezu ungenießbar waren, und wir uns mit der Hoffnung, am folgenden Tage besseres Trinkwasser zu finden, zufrieden geben mußten.

Die Nacht verging wenigstens mir nur in halbem Schlafe, denn ich will aufrichtig bekennen, daß ich die Besuche der Skorpionen als Neuling noch nicht mit völliger Gleichgültigkeit wahrgenommen hatte. Zudem war unsere Lage zu Drei in einem Zelte nicht allzu bequem, die Nacht empfindlich kalt und unbekannte Thierlaute aus der Wüste oder aus unserer harmlosen Eselsschaar, die in der Nähe des Zeltes angebunden stand, mischten sich in die wirren Traumbilder hinein. Der klare Morgen machte uns bald wieder frisch, und wenn wir das Wasser des nahen Sees auch nicht trinkbar gefunden hatten, so ahmten wir wenigstens das Beispiel der Büffel nach und erquickten uns durch ein erfrischendes Bad. Dann wurden unsere Thiere wieder bestiegen und weiter ging es in die Wüste hinein.

Am Wunderbarsten erschien uns das erst vor wenigen Jahren durch den Franzosen Mariette, der im Auftrage des Vizekönigs alle Ausgrabungen in

Aegypten leitet, aufgefundene Serapeum. Es sind dies unterirdische, in den Fels gehauene Gänge mit großen gewölbten Seitenkammern, in denen sich die kolossalen Särge der Apis-Stiere befinden, die bekanntlich bei den alten Aegyptern göttliche Ehre genossen. Die Särge sind in riesigen Dimensionen aus einem Granitblock gehauen, eben so die Deckel, meistens 4 bis 5 Fuß dick bei 15 bis 18 Fuß Länge und vielleicht 7 bis 8 Fuß Breite.

Wie diese schweren Granit-Särge mit Menschenhänden in die engen Höhlen hineingebracht werden konnten, erscheint fast unbegreiflich.

Wir übernachteten wieder in unserm Zelte und setzten am folgenden Tage die Reise in der Gegend des alten Memphis fort.



Fellah-Wohnungen.

Unser Weg führte uns theils durch die eigentliche Wüste, meist aber am Rande derselben hin, und wir sahen hier und da Fellahdörfer mit einer ärmlichen Moschee und noch viel ärmlicheren Lehmhütten, in einer Gruppe Dattelpalmen versteckt, wie grüne Oasen aus der Wüste hervorlugen. Herden von lappohrigen Ziegen, Rindern und Büffeln kamen uns entgegen, so oft wir uns dem befruchteten Erdreiche, das vom Nil erreicht werden kann, näherten. Hier schöpften fleißige Araber aus den Brunnen, um die Thiere zu tränken oder die Felder zu bewässern, dort wurde die Frucht durch einen Schlitten „gedroschen", den ein Ochsengespann zog, und alle die Bilder des Feldbaues und der ältesten Arbeiten des Menschengeschlechtes traten so vor unsere Augen, wie wir sie eben

zuvor in den Jahrtausende alten Grabkammern in Gemälden gesehen hatten, oder wie sie durch die Geschichte des alten Testamentes geschildert sind.

Auch die Gestalten und Trachten der Menschen erinnern an der Erzväter Zeit, und wenn uns ein Fellahweib, den Wassertrug auf dem Kopfe tragend, auf der Heimkehr vom Felde begegnete, wem wäre da nicht Rebecca am Brunnen eingefallen?

Aber ein prüfender Blick in die Wohnstätten der heutigen Aegypter lehrt uns bald, daß hier von der Idylle der patriarchalischen Zeit wenig übrig geblieben ist. Ein traurigeres Geschlecht kann man sich nicht denken. Schon damals, als ich die Araber zuerst in Aegypten zu Gesichte bekam, erschienen sie mir bodenlos verkommen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wen der Vorwurf dafür trifft, daß dies arme Volk so elend geworden, so tief gesunken ist; aber jetzt, nachdem ich auf meiner Reise im Osten mit Natur-Völkern der mannichfachsten Race und auch auf sehr niedriger Kulturstufe in Berührung gekommen bin, ist mein Urtheil über die Aegypter kein anderes geworden, und ich muß bekennen, daß kein Volk einen so traurigen Eindruck auf mich gemacht hat, als die Fellah-Bewohner der ägyptischen Dörfer.

Die Schilfhütten der Neger an der arabischen Küste bei Aden, die leichten Bambuswohnungen der Malayenbevölkerung des Sunda-Archipels sind wahre Paläste an Komfort und Reinlichkeit gegen die Lehmhausen, aus denen die Dörfer in Aegypten bestehen. Nur wenige Fuß hoch, dienen diese Erdhöhlen den Menschen und dem Vieh zum gemeinschaftlichen Aufenthalte und nackte Kinder, häßliche Hunde, Ziegen und Hühner machen sich den Raum um die Wette streitig.

Alles starrt von Fliegen, Ungeziefer und Schmutz, und wahrhaft empörend ist die Gleichgültigkeit der Menschen gegen die unausbleiblichen Folgen dieser Unsauberkeit. Eine Mutter trägt ihr kleines Kind rittlings auf der Schulter, das Kleine schlingt die Händchen um ihren Kopf, und mit Schrecken bemerkten wir unter 5 Kindern vielleicht 3, die schon im zartesten Alter auf dem Wege sind zu erblinden, oder doch ein Auge zu verlieren, weil die Mutter zu faul ist, dem Kinde die Fliegen von dem geschwollenen und entzündeten Auge zu verjagen. Von der Feuchtigkeit des Augapfels angezogen, setzt sich diese lästige, wahre ägyptische Plage auf das Auge, und das Kind sucht natürlich am Anfange die zudringlichen Thiere abzuwehren; Reiben, Hitze, Staub und Mangel jeder Kühlung durch Wasser (Waschen ist offenbar ein gänzlich fehlender Begriff) rufen aber bald eine Entzündung hervor, das Augenlid beginnt zu eitern, mit der Krankheit mehren sich die schrecklichen Fliegen und das unglückliche Kind kann sich ihrer nicht mehr erwehren. Es ist unsere gewöhnliche Haus- und Stubenfliege und ich habe oft mit tiefstem Mitleide die beiden Augen armer Kinder buchstäblich schwarz mit Fliegen bedeckt gesehen. So ist denn fast der dritte Mensch in Aegypten blind, einäugig oder doch krank am Auge. Ein Volk, bei dem selbst die Mutterliebe so gänzlich abgestumpft scheint, kann kaum noch tiefer sinken, und da ich hier auf eine eigentliche Charakteristik ägyptischer Zustände nicht eingehen kann, möge dieser Zug genügen zu zeigen, wie traurig es damit bestellt ist.

Wir hatten nach mehrstündigem Ritt die Gegend des alten Memphis erreicht und schlugen wiederum in einem kleinen Wäldchen von Palmen unser Lager auf,

dicht bei einer großen Grube, in welcher die Kolossalstatue Rhamses II. als der merkwürdigste und großartigste Zeuge der Vergangenheit prachtvoll erhalten ausgestreckt lag. Wie diese riesige Skulptur gerade an diesen Ort gekommen, ob es ihr ursprünglicher Standort gewesen, weiß ich nicht; für gelehrte Forscher wird dies vielleicht kein Zweifel sein, aber wunderbar genug war der Eindruck, den dieses Denkmal alter Kunst hervorbrachte. Zwar werden in neuester Zeit Ausgrabungen in der Nähe vorgenommen und in einem nahen Zelte sahen wir manche kleinere Schätze, aus jahrtausendlangem Schlummer an das Licht gebracht, aber alle sonstigen Spuren der alten Stadt sind bis auf jene Kolossalstatue ganz verwischt und friedliche Heerden weiden, wo einst die Bauten der berühmten Memphis standen.



Unfreiwilliges Bad im Nil.

Nach einem Streifzug in die benachbarten Palmenwäldchen, von dem wir mit leichter Jagdbeute heimkehrten, setzten wir am Mittage des 24. Mai bei einer brennenden Sonnenglut unser Nomadenleben fort.

Nun wandten wir der Wüste den Rücken und ritten dem Nile zu, denn wir wollten noch am Abende am jenseitigen Ufer in der Nähe des Mokattam-Gebirges ankommen und dort zum letzten Male vor der Rückkehr nach Kairo übernachten.

Es mochte 4 Uhr sein als wir uns dem Ufer des Stromes näherten, der hier in mehrere Arme getheilt in großer Breite vorüber floß. Der erste Arm schien seicht und da keine Fähre oder Schiff zu erblicken war, wurde beschlossen eine Furt zu suchen und durch diese den Arm des Nil zu passiren wo wir ein Fahrzeug finden sollten.

Der 24. Mai war mein Geburtstag. Ich hatte es mir ehedem nie träumen lassen, daß ich an diesem Tage einmal in Egypten im heiligen Nil noch eine nachträgliche Taufe empfangen sollte. Esel haben bekanntlich oft eine eigenthümliche Art, ihren Willen zu äußern, sie lieben es durch Ueberraschung zu wirken. Daß sie aber beim Anblick des Nils vor Freude Bocksprünge machten, war selbst dem erfahrenen Aegypter Herrn v. Brandt etwas Neues.

Die mit dem Zelte, dem Gepäck und allem Geschirr beladenen Thiere waren schon ohne Schwierigkeiten an das jenseitige Ufer gelangt, als Herr v. Brandt und ich unsere Thiere in den Fluß zu reiten suchten; das Ufer fiel sanft ab, der Schritt der Thiere war gemäßigt, doch als das Wasser ihre Füße netzte, lagen wir beide unversehens kopfüber in den heiligen Fluten des Nil, während Herr Heine, etwas langsamer nachkommend, vor Lachen über die komische Verwandlung der Scene selbst fast vom Esel gefallen wäre. Einmal durchnäßt, lachten wir von Herzen mit, und wateten vollends zum anderen Ufer, während uns unsere Thiere nun sanft wie Lämmer nachgeführt wurden.

Nach einer langen umständlichen Ueberfahrt in einem großen flachen Kahn unter vielem unnöthigen Lärmen und Schreien der Bootsleute erreichten wir endlich das jenseitige Ufer, als es schon zu dunkeln begann. Wol befanden wir uns in einer sogenannten Stadt, die sogar eine Garnison hatte, doch aber konnten wir aus Furcht vor Ungeziefer und Schmutz uns nicht entschließen, in der „Stadtherberge" Nachtquartier zu nehmen.

Auf einem freien Platze bei der Stadt nahe bei dem Kirchhofe schlugen wir mit großer Mühe unser Zelt nochmals auf, denn es hatte sich ein kalter scharfer Nachtwind erhoben, und wir Durchnäßten froren bis zum Zähneklappern. — Unser Lagerplatz war eine Tenne gewesen und der Wind jagte uns wirbelnd Hecksel und Stroh ins Zelt und in die Augen.

Es war ein wenig behaglicher Abend, denn es währte lange, bis der Koch nur eine Tasse Thee hatte bereiten können, deren wir Nilgetauften doppelt nöthig bedurften, wenn wir nicht ein Fieber davontragen sollten. Endlich waren wir leidlich installirt und als dann mit herzlicher Heiterkeit die letzte Flasche Rothwein auf das Wohl des alten Täuflings geleert wurde, waren die kleinen Leiden bald vergessen.

Am Morgen des 25. Mai besuchten wir noch die Steinbrüche des Mokattam-Gebirges, aus denen das Material zu den Pyramiden stammt.

Von den Höhen des Gebirges war der Blick auf das Nilthal und die in der Ferne sichtbare Stadt Kairo, ihre Moscheen und Minarets in der klaren Morgenbeleuchtung großartig schön, wir konnten am jenseitigen Ufer im Geiste unsern zurückgelegten Weg verfolgen, denn vor uns lagen, greifbar nahe, die Pyramiden von Sakkarah, während die großen Pyramiden von Gizeh, von einem feinen Hauche umhüllt, unendlich weit von uns entfernt zu liegen schienen. Heine nahm die herrliche Landschaft auf, und die rasch aufsteigende Sonne mahnte uns, daß es Zeit sei aufzubrechen, wenn wir Kairo noch erreichen wollten, denn so nahe uns auch die Stadt in der durchsichtigen Atmosphäre zu liegen schien, so hatten wir doch noch einen anstrengenden Ritt vor uns.

Wir kehrten also nach Durrah, dem Orte unseres letzten Nachtlagers, und von da nach Kairo zurück und besichtigten unterwegs noch die Mameluken-

Gräber, die sich im Süden Kairo's inmitten von Schutt und gewöhnlichen Kirchhöfen bis an die eigentliche Stadt ziehen.

Wir mußten oft selbst über unseren wunderlichen Aufzug lachen, der in einer europäischen Stadt einen völligen Aufruhr veranlaßt haben würde. Man denke sich uns drei Reisegenossen auf Eseln durch die Wüste reitend, nur zu häufig fruchtlos kämpfend mit der Störrigkeit der Thiere, unterstützt von dem Rufen und Schreien der hinter uns im glühenden Sande barfuß mitlaufenden Eseljungen. Unsere Kopfbedeckung bestand in einem grauen Helm von antiker Form — aus Korkholz fabrizirt, wie sie in Indien viel getragen werden, ein grüner Schleier flatterte im Winde und dunkle Staubbrillen gaben dem Gesichte ein fast unheimliches Gepräge.

Der Ritt über die blendend weiße glühende Fläche führte hier und da an Stellen vorüber, wo neue Ausgrabungen einen Blick in die unter uns ruhende Todtenstadt gewährten. Dort lag ein schwerer steinerner Sarkophag an der Oberfläche, Mumienlappen und Ueberreste der alten Gebeine waren zerstreut und nicht selten bezeichneten gebleichte Knochen die Stelle, wo ein erschöpftes Thier gefallen.

Ließen wir den Blick über die weite Fläche schweifen, dann tauchten am Rande des Horizontes in wunderbarer Schärfe Karawanenzüge auf, aus je zehn, zwanzig oder mehr Kameelen bestehend, die in langen Reihen sich gespensterhaft, scheinbar in der Luft schwebend, fortbewegten.

Obgleich meine Absicht nur dahin geht, den Aufenthalt in Aegypten und die mancherlei Eindrücke während unseres vierwöchentlichen Verweilens in Kairo in flüchtigen Umrissen zu skizziren, so habe ich doch bei diesem ersten Ausfluge in die Umgebung Kairo's etwas ausführlicher verweilt, denn mir, der ich kaum vierzehn Tage zuvor den deutschen Boden verlassen hatte, mußten natürlich die Bilder dieses Nomadenlebens in der den Nil umsäumenden Wüste und einer so völlig neuen Umgebung besonders lebhaft sich einprägen, und auch noch jetzt nach Beendigung der ganzen Reise knüpfen sich an diese Tage, in denen wir in der Nähe der Pyramiden umherschweiften, die interessantesten unter meinen Erinnerungen. Auch auf unsern Gefährten **Heine**, der damals schon fast alle Länder der alten und neuen Welt kennen gelernt hatte, machte der Besuch der alten Todtenstadt und der Pyramiden einen gewaltigen Eindruck. Freilich wurde er andrerseits nicht müde, seinen Unmuth über die Verkommenheit des heutigen Aegyptens und seiner Bewohner auszusprechen und er gefiel sich nicht selten darin, dem für alles Aegyptische unverbesserlich begeisterten Herrn v. Brandt die bezeichnendsten Stellen aus Bogumil Goltz's wunderlichem Buche „Ein Kleinstädter in Aegypten" zu citiren, zu denen wir freilich nur zu oft die schlagendsten Illustrationen vor Augen hatten.

Für Herrn v. Brandt war Aegypten offenbar eine Jugendliebe, und wenn unser Freund auch von weniger hartnäckiger Natur gewesen wäre, die Liebe ist bekanntlich blind, und je mehr Goltz und Heine vielleicht im Rechte waren, um so weniger ließ der Andere seine liebgewordenen Ideale fallen.

Nach Kairo zurückgekehrt, hatten wir zunächst nichts Eiligeres zu thun, als in einem Bade uns von dem Staub der Wüste zu befreien, dann Koch und Dienerschaft zu entlassen und hierauf die Landsleute aufzusuchen, deren Bekannt-

schaft wir schon vor unserem Ausfluge gemacht hatten und unter denen namentlich der Verweser des preußischen Vize-Konsulates Herr Rheinthaler und ein deutscher Arzt Dr. Reill in der liebenswürdigsten Weise sich unserer angenommen.

Wir waren fast täglich in deren Gesellschaft und wurden so bald in Kairo selbst und dem engen Kreise der dort lebenden Landsleute heimisch. Natürlich bildeten die Zustände Aegyptens, seine heillose Finanz-Wirthschaft, der Suez-Kanal u. s. w. die Hauptgegenstände der Unterhaltung. Ein einigermaßen aufmerksamer Beobachter gewinnt in solchen Kreisen bald ein eigenes Urtheil über Land und Leute. Freilich will auch dies erst durch eigene Erfahrung geleitet sein, es ist nicht immer leicht, in der Flucht der Erscheinungen den ruhenden Pol zu finden. Im Anfange wirken die wechselnden, so ganz ungewohnten Bilder betäubend und verwirrend auf die Phantasie; dazu kommt, wie es hier bei uns in Kairo zum ersten Male der Fall war, die Einwirkung einer glühenden Tropensonne, der die gewohnte Energie und Geistesfrische nur zu leicht erliegen.

Später ist es mir auch bei einem kürzeren Verweilen doch stets leichter geworden, schneller Herr der auf die Sinne eindringenden Erscheinungen zu werden, der Blick schärft sich für das Wesentliche und schon der Vergleich mit dem früher Erlebten, Gesehenen und Empfundenen giebt rascher den Maßstab für die Beurtheilung von Land und Leuten an die Hand.

Hier in Aegypten hatte, trotz aller Berechtigung der Bogumil Goltz'schen zersetzenden Reflexionen, das Mährchen des Orients auch seine berauschende Kraft auf mich ausgeübt und ich fühle, daß ich jetzt aus einem vierwöchentlichen Leben in Kairo reicheren Gewinn an Beobachtungen und Kenntnissen schöpfen würde, als damals. Es ist das freilich am wenigsten ein Verlust, denn über kein Land des Orients sind wol zahlreichere und eingehendere „Studien" geschrieben worden, als über Aegypten.

Es wurde von uns nach der Rückkehr aus der Wüste kein größerer Ausflug mehr unternommen. Die Hitze nahm täglich zu und zwang uns, fast den ganzen Tag im Hause zu verweilen oder in den engen mit Matten überdachten schattigen Straßen der Bazars umherzuschweifen, da Spazierritte nur am frühen Morgen und Abends vor Sonnenuntergang Genuß und Erholung gewährten.

Pfingsten, „das liebliche Fest", war gekommen, hier in Kairo war aber Nichts, was daran erinnert hätte; wir gedachten um so lebhafter der Heimat, in der um diese Zeit Alles im üppigsten Frühlingsschmucke prangt und Jung und Alt hinauslockt in das junge Grün unserer herrlichen Wälder. Hier hatte die verzehrende Sonne den Boden schon fast zu Stein gebrannt und, die Palme, abgerechnet, die aber nur wenig Schatten zu gewähren vermag, findet das Auge außerhalb der Gärten keinen Baum.

Wie reich stand dagegen das Bild unsrer heimatlichen Erde vor unsern Augen! Wer das Erquickende und Frische unsrer vaterländischen Natur nicht zu würdigen weiß, mag nur wenige Tage des schattenlosen, glühenden ägyptischen Sommers hier verleben, und er wird jedes Grün freudig begrüßen, das dem Auge auf deutscher Erde wohlthuend entgegentritt.

In früher Morgenstunde des zweiten Festtages ritten wir nach Heliopolis, oder besser gesagt, dem Orte, wo einst die prächtige große Sonnenstadt gestanden, um den einzigen Zeugen der verschwundenen Stadt, den großen Obelisk, zu

besuchen, dessen Zwillingsbruder jetzt dem Platze vor dem Kapitole in Rom zur Zierde gereicht. Inmitten eines Gartens, von schönen Bäumen umgeben, ragt die spitze Säule in die blaue Luft. In unmittelbarer Nähe wird in einem andern Garten eine riesige Sykomore gezeigt, unter deren breitem Blätterdache die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten geruht haben soll.

Der Heimweg führte uns durch die sogenannten Khalifengräber, eine ganze Gräberstadt mit herrlichen Moscheen, deren Kuppeln und Minarets wunderbar schöne Formen zeigen. Im Innern ist oft reiche Mosaikarbeit an den Wänden und auf dem Fußboden. Sonst sind diese Stätten verfallen und Vögel bauen in den kahlen Kuppeln ihre Nester.

Ich muß hier noch eines Besuches gedenken, der einen tiefen, aber nichts weniger als angenehmen Eindruck auf mich machte. Freitags, als am Sonntage der Bekenner des Islams, halten die Derwische eines Klosters regelmäßig ihre fanatische religiöse Uebung in ihrer Moschee, und ich beschloß, diesem seltsamen Gottesdienste beizuwohnen.

Das Kloster liegt in Alt-Kairo, am Nil, der Insel Rhoda gegenüber (wo einst Moses aus dem Wasser gezogen worden sein soll) — um 2 Uhr sollte der „Gottesdienst" beginnen. Im Hofe des Klosters, von den Zweigen einer großen Linde beschattet, saßen mehrere Türken, Griechen und Araber; ich war der einzige Europäer in der Gesellschaft. Endlich wurden wir in das Innere der Moschee gewiesen, wo die eigentlichen Klosterbrüder und andere Muhamedaner im Kreise, auf Fellen knieend, lagen, alle das Gesicht nach Osten wendend. In der Mitte stand ein Derwisch, und nun begannen die Verbeugungen unter wunderlichen, röchelnden, im Takte hervorgestoßenen Tönen, zu denen später auf Trommeln und Flöten eine schrecklich wilde Musik gemacht wurde.

Bald erhoben sich die Derwische vom Boden, und setzten stehend das Werfen des Oberkörpers fort, so daß ihre Haare die Erde berührten; immer rascher, immer toller wird die Bewegung, immer rauher die röchelnden Stimmen. Viele werfen nach und nach einen Theil ihrer Kleider von sich, ohne aber nur einen Moment in ihren konvulsivischen Bewegungen inne zu halten. Das Ganze gewann so den Charakter des Wahnsinns und des wildesten Fanatismus, daß mir schwindlig zu werden drohte. Die Ceremonie dauerte fast eine Stunde; man denke sich dazwischen Ausbrüche der Betenden durch schrilles Schreien, dazu lärmende Musik, und man wird immer nur eine ganz unvollkommene Vorstellung dieser fürchterlich fanatischen religiösen Verirrung haben. Wer einer solchen Scene nicht beigewohnt hat, wird nie begreifen können, wie schrecklich sie auf die Sinne wirken muß — jede Schilderung bleibt matt und farblos gegen den unheimlichen, verwirrenden Eindruck selbst.

Und das sollte eine Verehrung des höchsten Wesens sein! Ich habe später noch oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, wie gerade auf diesem Gebiete die traurigsten Verirrungen fast unter allen Völkern wiederkehren.

Am 27. Mai beabsichtigte Graf Eulenburg, sich in Triest einzuschiffen; wir sahen seiner Ankunft mit Spannung entgegen, weil es von seiner Entscheidung abhängen sollte, ob wir alsbald nach Ceylon weiter reisen oder noch weitere vierzehn Tage bis zum nächsten Steamer in Aegypten verweilen würden. Zur bestimmten Zeit reis'te Herr von Brandt dem Gesandten nach Alex-

andrien entgegen und am 5. Juli trafen sämmtliche Herren in Kairo ein; nun wurde es entschieden, daß die Weiterreise über Suez erst mit dem folgenden Dampfer erfolgen sollte.

Herr Heine, der von Aegypten mit jedem Tage weniger erbaut war, ging mit dem Dr. Lucius, der später als Arzt der Gesandtschaft attachirt wurde, nach Ceylon voraus, wo sie nicht mit Unrecht genußreichere Tage erwarten durften. Ich blieb mit den übrigen Herren in Kairo.

Die Gesellschaft bestand aus dem Gesandten, seinen drei Attaché's, dem Geologen von Richthofen und mir. Wir wohnten Alle im Hotel d'Orient und hatten einen besonderen Salon, in dem gespeis't, geraucht oder gelesen wurde und wo sich meist in den kühleren Abendstunden eine lebhafte Konversation entwickelte. Die Liebenswürdigkeit des Gesandten, der Reichthum seiner Erinnerungen gewann ihm bald unser Aller Verehrung und diese heitere, elastische Geistesfrische, die seltene Gabe, in einem zahlreichen, meist jüngeren Kreis immer eine neue und anregende Unterhaltung zu erwecken, an der Alle theilnehmen konnten, hat der Gesandte dann in einem wunderbaren Maße bewahrt, wenn die Schwierigkeiten und Hindernisse langwieriger, endlos und fruchtlos erscheinender Unterhandlungen die Geduld des Beharrlichsten schon erschöpft hatten.

In Begleitung des General-Konsuls König wurde ein kleiner Ausflug nach dem Serapeum und den nahen Grabkammern unternommen, an dem ich noch einmal Theil nahm; im Ganzen war aber die Temperatur schon zu drückend geworden, als daß man sich zu häufigeren Touren hätte entschließen können, und so vergingen die Tage bis zu der bevorstehenden Weiterreise, ohne daß für mich besonders erwähnenswerthe Ereignisse eingetreten wären.



Ein Fellahknabe als Hüter eines Maisfeldes.



Kairo (die Todtenstadt).

II.

Von Kairo nach Ceylon.

Zweites Kapitel.

Lage und Physiognomie von Suez. — Jetziger und früherer Handelsverkehr. — Kommerzielle Bedeutung des Suez-Kanal-Projektes. — Fahrt auf dem Rothen Meere. Temperatur, Mitreisende, Bemannung, Native-Matrosen, Leben an Bord, Zeitberechnung, Mahlzeiten, Getränke, Tafelsitte, die Punka, Cockroaches, Abend an Bord. — Bab-el-Mandeb. — Lage von Aden. — Somali-Neger. — Die Insel Perim. — Weitere Fahrt bis Point de Galle. — Die Peninsular- and Oriental-Steam-Navigation-Company und ihre Dampferlinien. — Neue Dampfschifffahrtsunternehmungen.

Die Ankunft des fälligen Steamers der Peninsular-and-Oriental-Company in Suez ward am 17. Juni durch den Telegraphen nach Kairo gemeldet, und es wurde nöthig, die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Um nicht zugleich mit dem Troß der von England kommenden Passagiere in Suez einzutreffen, warteten wir das Herankommen des in Alexandrien noch rückständigen Marseille-Dampfers nicht ab, sondern verabschiedeten uns am Morgen des 18. Juni von dem alten Kairo und seinen Moscheen. Das Dampfroß führte uns schnaubend durch die Wüste, die unmittelbar an die letzten Gebäude Kairo's anstößt.

Die Scenerie dieses Sandmeeres war eigenthümlich schön; rechts erhoben sich die Höhen des Mokattam, die uns mit ihren pittoresken Formen bis an die blaue Meeresflut geleiteten; links schimmerten helle weiße Sandhügel, die, aus den Wellen des Wüstenbodens sich erhebend, grell gegen den blauen Himmel abstachen. Die Bahn führt zuletzt dicht am Meere hin. Das Ufer ist bei Suez flach, und nur in der Ferne ragt der Sinai mächtig empor.

Die Temperatur war erträglich gewesen, so lange wir fuhren; in Suez war sie drückend heiß, aber doch zur Flutzeit ab und zu durch frischen Seewind gemildert. — Es giebt wol wenig so traurige Wohnstätten wie Suez; zwischen Wüste und Meer ohne die geringste Vegetation, ohne Trinkwasser, ohne das mindeste Leben. Sobald die flüchtigen Reisenden von dannen geeilt sind, besteht der Ort nur durch den Verkehr, den die Dampfschiffe der Peninsular-and-Oriental-Company hervorrufen. Dennoch mag die Lage der Stadt wesentlich gehoben worden sein, seit die Eisenbahn (vorher geschah die Beförderung mittels Karren) wenigstens die Verbindung mit der übrigen Welt leicht gemacht hat und der an die dürre, wasserlose Wüste gebannten Stadt täglich zweimal frische Wasservorräthe aus dem Nil zuführt. Das Hôtel, für Rechnung der Peninsular-and-Oriental-Company gebaut, war schon damals besser, als wir den Umständen nach erwarten durften. Seitdem hat sich dasselbe in ein glänzendes Gebäude umgewandelt, das einer Residenz Ehre machen würde. Der Wirth ist ein Schweizer, und der Komfort läßt kaum Etwas zu wünschen übrig; das Gebäude umschließt einen Hof, der selbst einige Bäume in Töpfen aufzuweisen hat. Die Umgebung aber besteht lediglich aus Lehmhütten, und außer den Reisenden bilden nur traurige menschliche Gestalten, Kameele und Esel die Staffage des öden Bildes. Der Schifffahrtsverkehr ist, abgesehen von den Dampfern und Kohlenschiffen der genannten Gesellschaft, verschwindend gering. Von der früheren Bedeutung des Ortes ist keine Spur mehr vorhanden. So sind auch die übrigen Plätze, in denen einst, so lange der Handel nach Indien diese Straße verfolgen mußte, ein reger Verkehr geherrscht hat, wie Kosseïr an der afrikanischen Küste, Djidda*) (Hafen von Mekka) und das durch seinen Kaffee berühmte Mocha, heutzutage verödet und herabgesunken, und der ganze Meerbusen trägt mit Recht den ominösen Namen des Todten Meeres.

Von den Arbeiten zur Durchstechung der Landenge ist in Suez selbst Nichts zu sehen; nach den Angaben der Franzosen soll der erste Kanal durch die Bitterseen fertig sein. Der Leser wird ein Urtheil über dieses vielbesprochene Projekt hier erwarten, und steht mir auch über die Frage der technischen Ausführbarkeit keine Stimme zu, so will ich wenigstens meine Ansicht über die kommerzielle Bedeutung des Unternehmens im Fall des Gelingens nicht vorenthalten.

Die Sache selbst ist in bester Form organisirt, es fehlt nicht an einer großen Zahl Employés mit allen Chargen, und namhafte Summen werden in

*) Es sei hier ein- für allemal bemerkt, daß ich die asiatischen Eigennamen, wo nicht eine entschiedene Schreibweise sich gebildet hat, nach der Aussprache schreibe. Dj habe ich für den Laut gewählt, den die Engländer durch j, die Italiener vor i und e durch g, vor den anderen Vokalen durch gi bezeichnen. Andere schreiben „dsch", allein der Zischlaut ist viel weicher als unser sch.



Umlauf gebracht. Wie weit dadurch die Arbeiten selbst gefördert werden, steht dahin; — genug, man ist mit der „Durchstechung" beschäftigt, und es muß sich zeigen, ob die französische Phrase von der Vermählung des Mittelmeeres mit dem Rothen Meere in Scene gesetzt werden wird.



Marktplatz in Suez.

Auch von den Beziehungen des Vizekönigs zu dem Projekt und der Stellung der Hohen Pforte zu der Unternehmung — so viel sich darüber sagen ließe — will ich absehen; es genüge die Andeutung, daß der Vizekönig von Aegypten vor Herrn v. Lesseps, als seinem Quälgeiste, auf seine Schlösser in der Wüste flieht,

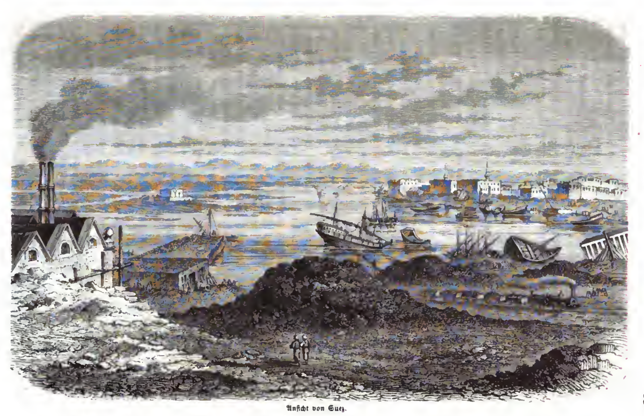
wenn er ihm irgend aus dem Wege gehen kann; so wenig scheint dieser Monarch von der Sache der Civilisation erbaut zu sein. Freilich werden die Arbeiten bis jetzt wol im Wesentlichen auf seine Kosten ausgeführt, und vielleicht ahnt er, daß die verheißenen Früchte nie für ihn reifen dürften.

Nehmen wir indessen an, das große Unternehmen sei beendet, Alles sei geglückt, ja — was die kühnste Hypothese ist — setzen wir den Fall, die Kosten wären in den Grenzen der Veranschlagung geblieben, und die Schleusen des Kanals wären bereit, sich für alle Fahrzeuge zu öffnen, die bis jetzt die doppelt so weite Fahrt um das Kap der guten Hoffnung zu machen genöthigt waren, um nach Indien und China zu kommen. Werden die Schiffe der englischen, deutschen und schwedischen, ja selbst der französischen Häfen die alte Straße verlassen, um sich durch die neu eröffnete Pforte zu drängen? Ich glaube entschieden Nein, und das aus wenigen, aber vielleicht schlagenden Gründen.

Das Rothe Meer ist für Segelschiffe bei den jetzigen Anforderungen an die Schnelligkeit des Verkehrs fast so gut wie unbefahrbar, ziemlich das ganze Jahr hindurch herrscht Windstille, und es ist Thatsache, daß Kohlenschiffe der Peninsular-and-Oriental-Company, für Suez bestimmt, von Aden aus bis Suez, also allein im Rothen Meere selbst — 100, ja 120 Tage Fahrt gehabt haben, lediglich durch Windstille und Gegenströmungen zurückgehalten! Das Rothe Meer hat keine Häfen, in denen nöthigenfalls ein Fahrzeug anlaufen und Wasser und Provisionen einnehmen könnte. Schiffbrüchige sind an beiden Küsten in Gefahr, von den wilden Araberstämmen erschlagen und beraubt zu werden; dazu kommt, daß das Becken des Rothen Meeres zahlreicher Klippen und Untiefen voll ist, welche die Schiffahrt selbst bei günstigem Winde immer außergewöhnlich schwierig machen. Es bliebe dem Fahrzeuge, das den Weg durch's Rothe Meer nach Indien einschlüge und nicht riskiren will, den günstigen Süd-West-Monsun zu versäumen, nichts übrig, als sich durch die ganze Fahrstraße schleppen zu lassen, um erst von Aden aus mit dem Winde zu segeln.

Wird aber ein Schiff, das in der Regel bei der Hinausfahrt nur wenig Fracht machen kann und hauptsächlich auf die volle Rückfracht mit Produkten angewiesen ist, so erhebliche Kosten erschwingen können? Man vergegenwärtige sich nur, wie bedeutend die Kanalabgaben selbst sind, und rechne dazu den Schlepplohn durch's ganze Rothe Meer, und man wird sich sagen, daß jeder Rheder vorziehen wird, sein Schiff die alte Straße ziehen zu lassen, wo keinerlei Unkosten ihn treffen, wo stetige Winde die Fahrt erleichtern und die Reise unter normalen Verhältnissen dennoch keine wesentlich längere Zeit in Anspruch nehmen wird, als auf dem anscheinend kürzeren Wege durch's Rothe Meer.

Bekanntlich ist auch das Mittelmeer eine der schwierigsten Passagen für Segelschiffe; unstete, widrige Winde und Stürme hindern häufig die Fahrt und es ist nichts Seltenes, daß Schiffe von Hamburg nach Konstantinopel und Alexandrien 60—70 Tage, ja noch längere Zeit unter Segel waren. Die Hamburger Brigg „Germania", die wir in Singapore sahen, hat dagegen die Reise von Hamburg um's Kap in 93 Tagen zurückgelegt, was nicht einmal zu den Seltenheiten gehört. Es ist darnach leicht zu berechnen, daß der Vortheil der sogenannten kürzeren Fahrt ungemein problematisch ist. Die Dinge gestalten sich für die Rückreise aus Indien nach Europa nicht günstiger.



Ansicht von Suez.

Wenn Fahrzeuge mit voller Ladung die langwierige und ungünstige Fahrt durch's Rothe und Mittelländische Meer machen, oder von französischen Schleppdampfern bis Suez bugsirt werden, haben sie dieselben Uebelstände, die allein schon genügend erscheinen, um die kühnen Erwartungen der Verfechter des civilisatorischen Projekts abzukühlen und den Beweis zu führen, daß es mit der in Anschlag gebrachten Verlegung des großen Verkehrs — aus dem Atlantischen Ozean in das Mittelmeer — im günstigsten Falle zweifelhaft, wahrscheinlicher aber ein offenbarer Trugschluß ist.

Gönnen wir indeß den Franzosen gern den Ruhm, diese Sache der Civilisation und des Fortschrittes zu betreiben, — qui vivra verra, — die Enttäuschung wird den pomphaften Phrasen bei Zeiten auf dem Fuße folgen. Wir wünschen den deutschen Kapitalisten aus Ueberzeugung Glück, daß sie ihre Fonds nicht zu einem Unternehmen hergeben, das wie kein anderes so im vollen Sinne des Wortes auf Sand gebaut ist.

So sprachen sich denn auch Alle, mit denen wir in jenen Tagen das Lesseps'sche Projekt beredeten, mit seltener Einstimmigkeit dahin aus, daß die Ausführung technisch vielleicht möglich sei, daß aber ein wesentlicher Nutzen für den Verkehr zwischen Europa und Asien nie daraus entspringen werde, so lange die natürliche Beschaffenheit des Rothen Meeres, so lange die dortigen Wind- und Temperatur-Verhältnisse die gleichen bleiben. —

Am 20. Juni langten die Passagiere aus Alexandrien — etwa 50 an der Zahl — an, und auf einem kleinen Dampfer wurden wir an Bord der „Nemesis“ gebracht, die ein paar Meilen auswärts vor Anker lag. Die Momente der Einschiffung in jenes kleine Fahrzeug wurden durch ein eigenthümliches Schauspiel belebt und erheitert. Eine Schaar Fellahbuben hatte sich am Ufer gesammelt, und diese kleinen schwarzen Kobolde schwammen und tauchten mit wunderbarer Geschicklichkeit nach den Geldstücken, welche einige Engländer von Bord aus in's Wasser warfen. — Die Zahl der Mitreisenden war glücklicherweise klein, so daß uns zu je Zweien eine Kabine angewiesen werden konnte, die sonst vier Personen aufnehmen muß; auch so war der Raum eng und heiß genug, und schon der Gedanke, ihn noch mit zwei Anderen theilen zu müssen, reichte hin, Einem den Athem zu benehmen. Zeigte doch während der Fahrt im Rothen Meere das Thermometer im Freien bei Windstille noch Abends 11 Uhr 28° R.! In der That herrscht nach den Isothermenkarten um diese Jahreszeit die größte Hitze auf der ganzen Erde gerade in der Gegend des Rothen Meeres. Von den gewöhnlichen Schranken der Konvenienz und Sitte war denn unter diesen Umständen kaum noch die Rede, wenn man sich durch deren Vernachlässigung nur einige Behaglichkeit erkaufen konnte; sich zur Nachtruhe auf oder unter die Tische zu legen war ganz gewöhnlich. Bald stellten sich auch als lästige Zugabe die den ganzen Körper bedeckenden Hitzpocken ein. Und doch, wie erträglich waren wir noch daran gegen Diejenigen, welche die Maschine bedienen oder die Nacht in deren Nähe zubringen mußten! Unter den Passagieren nahmen besondere Theilnahme eine sterbenskranke Dame und ein indischer Prinz in Anspruch, der sich in England die Schwindsucht geholt hatte, ein junger Mensch mit schönen, ausdrucksvollen Zügen; Beiden wurden von allen Seiten — oder doch fast von allen Seiten, denn einige mitreisende Engländer legten eine auffallende Gleichgültigkeit an den Tag —

mit der größten Rücksicht und Zuvorkommenheit begegnet, während sonst Jeder nur auf seine Bequemlichkeit bedacht war; leider war die einzige weibliche Bedienung des Schiffes, die stewardess, auf der Reise von England her gestorben.

Die Bemannung unseres Dampfers bestand außer dem Kapitän, den Offizieren, dem Arzt, dem Postkapitän und den Ingenieurs aus etwa 200 Mann, von denen bis auf die Steuer- und Bootsleute und die Aufwärter (stewards) die meisten Asiaten verschiedener Stämme (natives) waren; alle diese mannichfaltigen Elemente leben an Bord sehr friedlich zusammen und scheinen sich, soweit nöthig, einander leicht verständlich zu machen. Die skrupulöse Reinlichkeit, die sonst an Bord eines englischen Schiffes herrscht, erstreckt sich jedoch auf die native-Matrosen nicht. In ihren weißen Sonntagskleidern mit rothem Besatz sehen sie zwar sauber genug aus, desto schmutziger aber sind oft ihre wenigen Arbeitskleider, und wenn ein Haufe dieser braunen Gestalten um das tägliche Mahl — in Wasser gekochten Reis mit einem Ragout aus spärlichen Hühnergerippen und Kurri-Pulver*) — kauert und dieses, nachdem irgend ein Oberer, die Finger in den Krug tauchend, Oel darauf geträufelt, mit den Händen in Klumpen ballt und so in den Mund schiebt, so ist dieser Anblick für einen Europäer jedenfalls mehr komisch als einladend.

Von dem sonstigen Leben an Bord wird der Leser sich am besten einen Begriff machen, wenn ich die Ordnung eines Tages gebe, denn ein Tag gleicht dem anderen so ziemlich auf's Haar. Die Erscheinung einer Insel, wie Djubal unweit des Land-Dreiecks, das durch die Erhebung des Sinai gebildet wird, ist schon etwas Außerordentliches, und die Ufer des Rothen Meeres, meist aus kahlen Felsen bestehend, verschwinden während einiger Tage ganz aus dem Gesichtskreis. Zwischen 6 und 7 Uhr wird der Reisende geweckt, entweder durch das Geräusch, welches das Scheuern des Decks mit Sandstein hervorbringt, oder auch durch einen Thee und Kaffee servirenden Aufwärter. Noch ist das Scheuern nicht beendet, da beginnt die männliche Bevölkerung an Deck zu promeniren, Kapitän, Offiziere und Passagiere in bloßen Füßen, von den englischen Reisenden manche überhaupt halb nackt; wagt sich eine Dame schon so früh aus ihrer Kabine, so ist das ihre eigene Schuld: „it is not yet breakfast-time". Nachdem man eine Tasse Thee eingenommen, drängt sich Alles in's Bad; in der Nähe der Maschine sind dazu eigene Räume eingerichtet. Nach dem Umkleiden erschallt zum zweiten Male die bell für das breakfast; dasselbe besteht wieder aus Thee, Butterbrod, Reis, gebratenem oder gedämpftem Fleische, Eiern und Schinken oder Speck. Die Damen nehmen das Frühstück größtentheils noch in den Kabinen ein. Nachher aber erscheinen sie gleich den männlichen Passagieren an Deck, wo inzwischen das Zelt zum Schutz gegen die sengenden Strahlen der Sonne aufgeschlagen worden ist. Auch die Kranken werden auf Matratzen an Deck getragen, um die frische Luft zu genießen. Einige lesen, Andere plaudern, bald aber ist die Mehrzahl dem süßen Schlafe verfallen, dessen Herrschaft hier

*) Das Kurri (engl. curry geschrieben) ist ein Pulver, aus einer besonderen Wurzel bereitet, das mit Zusatz von spanischem Pfeffer und anderen scharfen Gewürzen ein Haupt-Ingrediens zu den Fleischspeisen (Ragouts) bildet, welche zum Reis genossen werden. Es befördert die Verdauung und wird in ganz Ostasien auch von den Europäern reichlich genossen, die sich bald an den Genuß dieses scharfen Reizmittels gewöhnen.

mächtiger ist als irgendwo. So vergeht die Zeit bis gegen Mittag. Da kommen die Offiziere mit ihren Instrumenten zur Beobachtung des Eintritts der Sonne in den Meridian, nach welchem man die augenblickliche Lage des Schiffes berechnet; Länge, Breite, Entfernung vom letzten Hafen werden an ein Täfelchen angeschrieben, das je nach seinem Inhalte zu tröstenden oder trostlosen Bemerkungen Anlaß bietet: „Nur 180 Meilen!“ u. dgl. Sobald es Mittag ist, wird „8 Glas gegeben“ (in 8 Glas — ein von den früheren Sanduhren herrührender Ausdruck — wird nämlich auf dem Schiffe die Zeit von 4 zu 4 Stunden eingetheilt) — das Hauptereigniß des Tages. Die mathematisch berechnete Zeit hat selbst Einfluß auf die Mahlzeit der Passagiere, denn vor jenem Zeichen dürfen vorschriftsmäßig die Weine und sonstigen Getränke nicht aufgesetzt werden, während die übrigen Theile des, mager genug, aus Käse und hartem Schiffsbrod bestehenden lunch oder, wie es in diesen Zonen heißt, Tiffin schon der Vertilgung entgegenharren; so lange die Getränke auf der Tafel stehen, ist ihr Genuß in der allgemeinen Verpflegung mit eingeschlossen, während sie außer dieser Zeit besonders bezahlt werden müssen; Trinkwasser aber, d. h. das aus dem Wasserdampfe der Maschine kondensirte Wasser, das jedoch, auf Eis gekühlt, eine sehr willkommene Erfrischung bietet, ist stets in reicher Fülle zu haben. Die Engländer trinken beim lunch meist Ale und Porter, theils für sich, theils „half and half“. Zwischen dieser Mahlzeit und dem 4 Uhr beginnenden dinner Schach zu spielen, erfordert einen gewissen Grad von Heroismus — die Mehrzahl setzt die Beschäftigung des Vormittags, das Schlafen, konsequent fort. Im Salon zu schreiben ist, wenn auch die zitternde Bewegung der Schraube und die Hitze nicht wäre, schon deshalb schwierig, weil das Klappern der Teller u. s. w. fast den ganzen Tag nicht aufhört. Zum Thee, der gegen 7 Uhr unten oder auch an Deck eingenommen wird, giebt es wieder Brod und jam (Marmelade); zuletzt folgt als Schlaftrunk (night-cap, Nachtmütze, genannt) das beliebte „brandy and water“ und cherry. Man sieht, daß es an Menge der leiblichen Genüsse nicht fehlt. Aber die Speisen, Fleisch, Gemüse, Zukost, sind in der Regel kalt und entweder ungesalzen oder durch ein Uebermaß von Pfeffer und anderen Gewürzen für einen deutschen Gaumen fast ungenießbar. Auch die ganze englische Tafelsitte, welche, mit Ausnahme des früher auch hier vorgeschriebenen Fracks, noch mit derselben feierlichen Strenge gehandhabt wird, wie in old England, sagt unserem Geschmack wenig zu; so besonders der Gebrauch, daß alle Speisen von vornherein aufgetragen sind, und nun Jeder das ihm zunächst stehende Gericht zerlegt, von den anderen aber erst durch die Stewards ausdrücklich verlangen muß, da nichts die Runde macht. — Zur Abwehr der Hitze dient, wie in den meisten Wohnungen der Europäer im östlichen Asien, so auch auf den Schiffen der P.-&O.-Comp., während der Mahlzeiten die Punka, ein großer, rechteckiger, mit Mousselin bespannter Rahmen, welcher an der Decke in Angeln aufgehängt ist und von Dienern mittels über Rollen gezogener Stricke in fortwährende Schwingungen versetzt wird. In Vorderindien kommt diese Einrichtung sogar an den Betten vor; die Punka ist dann an der Decke des zum Schutz gegen die Moskitos dienenden Himmelbettes angebracht, und der Inhaber des Bettes hat im Bereiche seiner Hand einen Strick, um den außen befindlichen Diener nöthigenfalls auf fühlbare Weise an seine Schuldigkeit zu erinnern.



Aden.

Die besten Stunden sind in dieser Himmelsgegend die Abendstunden. Licht darf zwar an Deck nicht gebrannt werden; unten aber ist's noch immer unerquicklich heiß, und die cockroaches — gegen 2 Zoll lange Schwaben, welche bei Lichtanzünden aus allen Spalten hervorkriechen, Einem in's Gesicht fliegen und selbst im Bett Gesellschaft leisten*) — dienen mit ihrem wanzenähnlichen Geruch eben auch nicht zur Erhöhung der Annehmlichkeit. Wunderbar schön ist es dagegen in mondheller Nacht an Deck; der Mond scheint so hell, daß man ohne Mühe lesen kann; auch die Sterne strahlen glänzender als bei uns; es ist, als könnte man tiefer in den Himmel hineinschauen, und die glatte Fläche des Meeres spiegelt das majestätische Gewölbe mit seinen Lichtern wieder.

Am Morgen des fünften Tages passirten wir die Straße Bab-el-Mandeb, welche, da die nackten steilen Felsen nahe herantreten, für so gefährlich gilt, daß man nur am Vormittage hindurchzugehen wagt. Kurz darauf warfen wir im Hafen von Aden Anker. Das Schiff sollte Kohlen einnehmen und die Passagiere durften an's Land. Die Bucht, in der wir ankerten, bot ein wunderbar großartiges Bild. Steile Felsberge vulkanischen Ursprungs heben rings umher ihre gezackten, seltsam geformten Häupter schroff empor. Am Ufer sind außer großen Kohlenmagazinen nur wenige Häuser und ein Haufen Schilfhütten sichtbar. Aus der Bucht, in welcher 10 bis 12 große Segelschiffe lagen, ragen hier und da vereinzelte Felskegel hervor, die man zu Bastionen umgeschaffen hat, und hoch oben von einer der schroffsten Felsspitzen wehte die englische Flagge. Am Ufer wurden wir sogleich von einer Anzahl Juden, welche Straußeneier und ähnliche Dinge zum Verkaufe anboten, höflichst empfangen. Die eigentliche Stadt und Festung liegt in einem Felskessel, vom Meere aus ungesehen, einige englische Meilen in's Land hinein. Ein romantischer Weg, durch Felsen gehauen, führt dahin. Staunenerregend ist die Energie der Engländer, die in solcher Gegend, von wilden und kampfgierigen Araberstämmen umringt, an einer unter der Sonne glühenden Felsenküste eine Stadt behaupten, welche mehrere Tausend Einwohner zählt. Quellwasser, Bäume, ja nur eine ärmliche Vegetation sind Reichthümer, die man an jener Küste des steinigen Arabiens nicht kennt, und dennoch leben dort Europäer, gleich uns an eine bessere Existenz gewöhnt, und — werden sich auch dort die Jahre des Aufenthaltes dennoch erträglich zu machen wissen. Ein herrlich gebauter, schön und intelligent ausschauender Menschenschlag äthiopischer Rasse, von dunkler Farbe, mit krausem, aber doch nicht so wolligem Haar wie die Stämme des inneren Afrika — wie wir hörten, Somali-Neger, die aus Habesch herübergekommen sind — begegnete uns in Aden; dort, wo es scheinen könnte, als sei menschliches Dasein überhaupt eine Unmöglichkeit geworden. Der Boden glühte unter den Füßen, die Luft zitterte, als strömte sie aus einem heißen Ofen. Gegen Sonnenuntergang ließen wir uns in einem Kahne einige Zeit in der Bucht umherrudern und kehrten dann an Bord der „Nemesis" zurück, die inzwischen circa 700 Tonnen Kohlen geschluckt hatte. — Von Aden aus wird monatlich die Besatzung (aus einem Offizier und 80 Mann

*) Daß diese Insekten den Schlafenden die Nägel abfressen sollen, ist wol Verläumdung. Dagegen können sie bei längeren Seereisen in den Vorräthen, besonders an Brod, gefährliche Verwüstung anrichten. Ein schreckliches Beispiel giebt Maurelle's Südseekise im „Voyage de la Perouse autour du monde", Bd. I S. 279 fg.



bestehend) nach der Insel **Perim** gesandt. Und in Wahrheit mag der Aufenthalt in Aden noch als Erholung angesehen werden gegen die Gefangenschaft auf einer schmalen Felseninsel, die Nichts hat und bietet und die einzigen Boten aus der übrigen Welt, die Dampfer der P.- & O.-Company, nur an sich vorüberfahren sieht. Bekanntlich liegt der öde Fleck, den die Engländer besetzt halten, inmitten der Straße Bab-el-Mandeb, und beide Punkte, Aden und Perim, haben unzweifelhaft ihre bedeutende strategische Wichtigkeit für Englands Stellung zu Indien und dem östlichen Asien.

Hatte uns bis dahin im Rothen Meere die Hitze die schwersten Stunden bereitet, so nahm die Fahrt von Aden aus einen wesentlich andern Charakter an. Bald kamen wir in die offene See hinaus, und der in jener Jahreszeit stetige Südwest-Monsun schwellte unsere Segel. Die See ging hoch, häufige Sturzwellen kamen über Bord, und mit der heftig schwankenden Bewegung des Schiffes stellte sich die fatale Seekrankheit fast bei allen Reisenden ein. Die Ochsenaugen (Luken) der Kabinen waren geschlossen und die Luft in den letztern wurde fast unerträglich. Nach und nach erholte man sich jedoch, und die Gesellschaft erhielt ihren Humor so weit wieder, daß an manchen Abenden beim Mondlicht deutsche und englische Lieder, abwechselnd im Kreise gesungen, über die rauschende Wasserfläche erklangen.

Am Nachmittag des 5. Juli, also nach 10tägiger Fahrt von Aden aus, waren wir in den Hafen von **Point de Galle**, den südlichsten der Insel Ceylon, glücklich hineingelootset, und unter betäubendem Lärm und Unruhe auf dem Deck gelangten wir in ein Boot und betraten bald den fruchtbaren Boden der berühmten Insel.

Bevor ich jedoch dieses Kapitel schließe, ist es an der Zeit, Einiges über den Umfang und die Bedeutung der regelmäßigen Postverbindung zu sagen, welche durch die Dampfer der im Vorstehenden mehrfach genannten Gesellschaft zwischen Europa und dem östlichen Asien unterhalten wird.

Die Dampfschiffe der P.- & O.-Company, wie sie gewöhnlich genannt wird, oder, wie sie mit ihrem vollen Namen heißt, „Peninsular and Oriental Steam Navigation Company", geben von Southampton aus wöchentlich nach den portugiesischen (daher „peninsular") Häfen und von da durch die Straße von Gibraltar mit Berührung von Malta nach Alexandrien; mit ihnen gleichzeitig langt ein Dampfer aus Marseille an, welchen spätere Briefe und Passagiere aus England via Calais und Paris erreichen. Von Suez aus wird monatlich zweimal ein Dampfer, welcher die europäische Post — Briefe, Gelder, Waaren und Passagiere —, vom 4. und 20. jeden Monats von Southampton oder vom 12. und 28., von Marseille aus gerechnet, aufnimmt, nach Point de Galle abgesendet. Von hier aus zweigen sich **vier** Linien ab und zwar in folgenden Richtungen. Ein Dampfer geht nach Bombay, während der aus Suez gekommene seine Reise nach Kalkutta fortsetzt, um von da aus nach vierzehntägiger Rast die gleiche Fahrt nach Suez zurückzumachen. Das mittlerweile von Bombay in Galle angekommene Dampfboot nimmt die Post nach Singapore, China, Java, den holländischen Kolonien, endlich nach Manila rc. an Bord und macht die Reise über Singapore und Hongkong bis hinauf nach Shanghai. Bis kurz vor unserer Reise sandte die Gesellschaft von Shanghai aus im regelmäßigen Anschluß ihre Dampfer

bis nach Japan hinauf; die Kriegsrüstungen in Nord-China haben letztere Linie zeitweilig wieder aufgehoben, und sie ist auch jetzt noch nicht wieder hergestellt. In Singapore nimmt ein holländischer Dampfer die Post für Holländisch-Indien, in Hongkong ein spanischer Steamer jene für die Philippinen in Empfang. Die Verbindung mit Australien wurde bis 1860 auch zweimal im Monat durch eigene große Dampfer der Compagnie unterhalten, die von Suez aus über Mauritius nach Sidney hinuntergingen. Seitdem hat man diese Linie aufgegeben und dagegen von Point de Galle aus monatlich ein Schiff direkt nach Australien abgerichtet, während natürlich vice versa diese Dampfer mit der Route Asien-Europa und Europa-Asien ebenfalls in regelmäßigem Anschluß stehen. Vergegenwärtigt man sich, daß die Korrespondenz und Passagiere aus Amerika nach Ost-Indien u. s. w. gleichfalls den Weg über England und Aegypten gehen müssen, da von Amerika aus noch keine direkte Postdampferverbindung mit Ost-Indien und China rc. besteht, so erkennt man, daß die internationalen und kommerziellen Interessen aller Erdtheile zum großen Theil auf dieser Dampferlinie beruhen. Wer es weiß, in wie hohem Grade aller Handelsverkehr, alle Beziehungen Europa's zu der übrigen Welt von einer raschen, regelmäßigen Kommunikation bedingt sind, wird mich nicht der Uebertreibung zeihen, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß die Dampferlinie der P.- & O.-Company einen der wichtigsten Faktoren des ganzen Welthandels bildet. Auf ihr beruht der ganze Handel mit Indien, China, Java, den Philippinen und Australien in seiner gegenwärtigen Bedeutung. Man denke sich einmal die Verbindung in ihrer jetzigen Ausdehnung plötzlich unterbrochen, und es wird zweifelhaft, ob England oder Holland ihre ostindischen Kolonien lange behaupten würden; man denke sich die Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit des jetzigen Postverkehrs hinweg, welche veränderte Gestalt, welche ungeheure Umwälzung würde der Handel mit allen jenen Ländern erleiden!

Man muß in einer fernen englischen Kolonie die Ankunft des erwarteten Mail-Steamer erlebt haben, um sich eine Idee davon zu bilden, wie viel tausend Fäden, wie mannichfache Beziehungen durch diese regelmäßigen Boten aus und nach Europa angeknüpft und lebendig erhalten werden. Alles Leben, aller Verkehr, alles Interesse konzentrirt sich in dieser Zeit auf den Steamer, und die aus Europa rc. erhaltenen Nachrichten geben den Impuls und den Ausschlag für alle Unternehmungen und Entschlüsse.

Wäre die Verbindung mit Europa wieder auf Segelschiffe reduzirt, so könnte man Antwort auf Briefe, statt in 3 Monaten, wie es jetzt für die weiteste Entfernung thunlich ist, nicht vor 8 bis 9 Monaten erwarten, der Handel müßte wieder in Bahnen zurücksinken, die er erst durch regelmäßige und beschleunigte Verbindung mit Europa verlassen gelernt hat, er würde sich auf große monopolisirende Körperschaften beschränken und an Ausdehnung und Allgemeinheit zweifelsohne wesentliche Einbuße erleiden. Ich weise indeß nicht deshalb darauf hin, weil ich das dauernde Aufhören einer regelmäßigen Postdampfer-Linie in der bestehenden Ausdehnung der P.- & O.-Company für möglich hielte, — ich wollte nur eine Andeutung der Wichtigkeit dieser Kommunikation versuchen, deren einziger Träger die P.- &. O-Company in der Hauptsache zur Zeit noch ist und voraussichtlich noch auf lange Zeit bleiben wird. Das Unternehmen selbst ist

erst nach und nach zu seiner Großartigkeit emporgewachsen; jetzt besitzt die Gesellschaft nahezu 80 große Dampfer und Hunderte von eigenen Fahrzeugen zum Kohlentransport, dabei, was von großer Wichtigkeit ist, an den bedeutendsten Punkten, wie Suez, Aden u. s. w., eigene Gebäude zu Depots und ausgedehnte Kohlenlagerplätze. Die Regierung von Großbritannien zahlt jährlich für den Postkontrakt eine Summe von £ 100,000 als Subvention und ermöglicht dadurch das Bestehen und die Rentabilität der Gesellschaft. Unter solchen Umständen ist es kaum wahrscheinlich, daß der P.- & O.-Company dauernd eine konkurrirende Linie entgegenträte, was freilich, wenigstens im Interesse der Passagiere, nur erwünscht sein könnte. Bei enormen Passagepreisen (von Suez nach Galle £ 60) ist die Verpflegung an Bord der Schiffe schlecht, der Aufenthalt unkomfortabel und die Behandlung der Reisenden rücksichtslos und in jeder Beziehung unerfreulich. Alle Klagen in dieser Hinsicht werden indeß begreiflicherweise fruchtlos verhallen, so lange die Compagnie die alleinige Beherrscherin der indischen Meere bleibt. „Quis separabit" heißt ihr stolzes Motto.

In neuester Zeit hat zwar die französische Gesellschaft Messageries Impériales ihre Dampferfahrten begonnen, und für einige weitere Linien hat sich eine neue Gesellschaft gebildet, welche von der kaiserlichen Regierung für die ersten 10 Jahre eine jährliche Subvention von $7^1/_2$ Millionen Frcs. erhalten soll; ob aber diese Einrichtung Bestand haben und ob dadurch eine wirkliche für die Passagiere nützliche Konkurrenz entstehen werde, ist noch abzuwarten. Mir scheint es um so zweifelhafter, als wenigstens die Messageries Impériales Kohlenplätze u. s. w. von der englischen Gesellschaft gemiethet haben.



Landungsboot von Point de Galle auf Ceylon.



Singhalesische Wohnungen unter Kokospalmen.

Drittes Kapitel.

Ceylon.

Point de Galle. — Hafeneinfahrt. — Allgemeines über Ceylon und Galle. — Hotel. — Eidechsen. — Umgebung von Galle. — Regenzeit. — Taschenspieler. — Reise mit Postpferden nach Colombo. — Colombo. — Reise nach Candy. — Aufnahme in Candy. — Deutsche Musik auf Ceylon. — Leben der Europäer daselbst. — Gesundheitsstation Niwerellia. — Thierwelt. Die Elephanten. — Zahn des Buddha. — Buddhismus. — Singhalesen. — Ceylon als Kolonie. — Abfahrt nach Singapore. — Pinang auf Prince of Wales Island.

Es war am 5. Juli 1860, als wir vor Point de Galle anlangten. Die Einfahrt in den Hafen ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft; bei stürmischer See laufen alle Schiffe Gefahr, auf die felsigen Ufer geworfen zu werden, an welchen die Wogen unablässig in hoch aufspritzendem Schaum zerschellen. Wir sahen noch die Masten des großen und schönen Dampfers „Malabar" von der P.- & O.-Company, der etwa vier Wochen vor unserer Ankunft dort zu Grunde gegangen war, aus den Fluten ragen. Bekanntlich waren Lord Elgin und Baron Gros an Bord dieses Schiffes, als dasselbe bei der Ausfahrt

aus dem Hafen auf die Uferfelsen getrieben wurde; und da es fast augenblicklich sank, hatte Niemand mehr als das nackte Leben zu retten vermocht. Die Vollmachten der beiden Gesandten sind erst später durch Taucher dem Meeresschooß wieder entrissen worden. — Wenig erbaulich war die Art der Landung in Point de Galle, zumal für einen Neuling; denn während das große Schiff, ein Spielball der Wellen, unaufhörlich von einer Seite zur andern schwankte, galt es, auf der Schiffstreppe stehend, den Augenblick zu erhaschen, in dem der Dampfer sich dem Boote zuneigte, um dieses mit einem kühnen Sprunge zu erreichen. Und dabei sind die dort gebräuchlichen Lootsenboote so schmal, daß ein Mann kaum bequem darin sitzen kann. (Siehe Abbildung S. 43.)

Die Südwestküste von Ceylon, auf welcher Point de Galle liegt, ist zwar mit malerischen Felspartien geziert, doch im Ganzen ziemlich flach und in unabsehbarer Ausdehnung mit Wäldern von dem saftigsten Grün bedeckt, welche hier und da buchstäblich bis in's Meer herein gehen und sich bis über Colombo hinaus erstrecken; hinter ihnen erhebt sich in mannichfaltigen Formen eine Hügelkette, und über dieser ragt — bei klarem Wetter schon viele Meilen vom Ufer dem Schiffer durch seine Gestalt kenntlich — der Adams-Pik empor, dessen Anblick uns jedoch durch die trübe Atmosphäre verdeckt wurde. Dagegen erquickte sich das Auge an dem Anblick der herrlichen Palmenwälder, der uns nach der langen Entbehrung jeder Vegetation um so wohlthuender war.

Man hat Ceylon*) das Malta des indischen Ozeans genannt — hauptsächlich wol um seiner strategischen Lage willen. Von der Südostseite der indischen Halbinsel wird es durch den Golf von Manaar, der in der Gegend der kleinen Insel gleiches Namens nur eine Breite von 6—8 geographischen Meilen hat, und weiter nördlich durch die Palks-Straße getrennt. Die Gestalt der Insel Ceylon ist, wie Jeder noch aus der Geographie seiner Kinderjahre weiß, die einer Birne. Ihre Größe beträgt 1150 □Meilen, also ungefähr den zehnten Theil von dem Flächenraume der deutschen Bundesstaaten, bei einer Bevölkerung von gegen 2 Millionen. Die südlichste Spitze, das Donderah-(Donners)-Kap, liegt nicht ganz 6 Grad, die Nordspitze, das Palmyra-Kap, gegen 10 Grad von dem Aequator entfernt; die Länge ist vom 83. bis 82. Grad östlich von Greenwich. Die südliche Hälfte ist mit Ausnahme der Küstenstriche gebirgig; das eigentliche Gebirge (Conda-Udah, d. i. Bergland), von einer Hügelregion in der Breite von 2—4 geogr. Meilen umgürtet, hat eine Ausdehnung von 13—14 Meilen in der Länge, 10—12 Meilen in der Breite, tritt in der Richtung nach Westen am nächsten an das Gestade heran und erreicht die höchste Erhebung ungefähr unter dem 7. Grad n. Br.; das Plateau von Niwerellia liegt 5000 Fuß über dem Meeresspiegel; der Adams-Pik steigt über 7000 Fuß, und selbst das Hochgebirge ist noch mit den schönsten Wäldern bedeckt. Die Formation ist vorherrschend die des Urgebirges; sonst ist fast nur alluviales Gebilde vorhanden. Bei ihrem einfachen geologischen Bau hat aber die Insel

*) Von den Engländern Silón ausgesprochen; nach dem Bericht von Cosmos (um 560 n. Chr.) hieß es bei den Indern Sélandiv oder Silandiv (Div-Insel, daher Malediven, Lakkadiven u. s. w.), bei den Griechen Taprobane. Die Eingeborenen nennen die Insel Singhala.

an Mineralien den größten Reichthum; die Menge ihrer Edelsteine, welche zur Zeit noch hauptsächlich als aus den ursprünglichen Lagerstätten ausgewittertes Gestein im Alluvialboden gefunden werden, ist bekannt. Eisen kommt an vielen Stellen zerstreut und in den mannichfachsten Formen vor. Salz wird an der Westküste zwischen Chilamo und Jaffnapatam und auf der Südostküste in den sogenannten Leways (eigentlich Leawave, d. i. „wo die Ostwinde wehen") durch die schnelle Verdunstung des Seewassers in der trockenen Jahreszeit in ziemlicher Menge und in schönen reinen Krystallen gewonnen. Auf die Vegetation, welche den ganzen Formenreichthum und die Ueppigkeit der Tropen entfaltet, komme ich unten zurück. An Flüssen ist die Insel reich; auf der Westküste namentlich liegen die größeren, Ganga genannt, kaum 3—4 Stunden aus einander. Sie haben meist einen kurzen Lauf und starken Fall. Die Temperatur zeigt das Jahr hindurch so wenig Unterschiede, wie kaum in einem andern Lande. Regen fällt 3- bis 4-mal mehr als in England, am meisten im Gebirge; auf der Westseite ist er auf das ganze Jahr vertheilt, daher das immer frische Grün der Vegetation. Von Winden ist im Allgemeinen in den Monaten April bis November der Südwest-, in den übrigen Monaten der Nordost-Monsun vorherrschend; jener weht anhaltender als dieser. Auf der Westseite kommt in den Monaten Februar, März, Oktober und November der Wind am Tage meist von der See, in der Nacht vom Lande her.

Die Insel ist bekanntlich britisches Kronland und steht unter einem eigenen Generalgouverneur; alle höheren Aemter werden von Engländern bekleidet, in deren Besitz auch viele Plantagen sind. Die Zahl der Weißen beträgt jedoch überhaupt kaum 7000, darunter etwa 2500 Frauen und Mädchen. Die Eingebornen, Singhalesen, bekennen sich vorwiegend zur buddhistischen Religion; sie sind zum Theil mit später zugewanderten Hindus, Malayen, Javanern, mit maurischen und portugiesischen Elementen, endlich mit Mozambik- und Madagaskar-Negern vermischt. Unter den Weißen sind noch eine Anzahl Holländer aus der Zeit der holländischen Herrschaft. Die Portugiesen, welche vor ihnen die Insel inne hatten, haben sich hier, wie in allen Kolonien, wo sie mit farbigen Rassen in Berührung gekommen sind, nicht rein erhalten. — So viel zur Uebersicht.

Point de Galle (portugiesisch Punto Galle, jetzt auch kurzweg Galle genannt; Galle bedeutet in der Sprache der Eingeborenen Stein) ist noch immer eine kleine Stadt, obgleich es durch den regelmäßigen Dampferverkehr nicht wenig gewonnen hat; sie soll im 16. Jahrhundert von den Portugiesen begründet worden sein, doch mag schon früher — nach einer Angabe schon seit dem 8. Jahrhundert — eine Niederlassung der Araber an derselben Stelle existirt haben. Das Fort, welches ehemals den europäischen Ansiedlern zur ausschließlichen Wohnstätte gedient hat, ist größtentheils auf weißem Korallenfelsen aus Backsteinen erbaut. Daran schließt sich der Pettah oder die schwarze Stadt; jetzt sind auch in der letzteren nicht wenige Wohnungen von Europäern zu finden. Sofort bei unserer Ankunft, noch an Bord des Schiffes, dann auf dem Landungsplatze und endlich in der Verandah des Hotels, wurden wir von einer Schaar von Eingebornen und Arabern umdrängt, welche uns unermüdlich ihre Krämereien — Kästchen von Holz, Elfenbein u. s. w., Uhren- und Halsketten,

geschnitzte Elephanten, große Stücke von Elephantenzähnen, rohe Perlen und Edelsteine — meist jedoch unecht — zum Verkauf ausboten.

Die Straßen sind schmal, aber reinlich. Fast alle Gebäude sind einstöckig, das Innere der Häuser in der Regel der Länge nach in 3 Räume eingetheilt. Alles ist darauf berechnet, der Luft möglichst freien Durchzug zu gestatten, die direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen dagegen abzuhalten. Nach der Straße zu ruht das Dach auf einfachen Säulen, wodurch vor der eigentlichen Thür ein schattiger Gang gebildet wird. Die Wände im Innern reichen nur etwa bis zu zwei Drittel der Höhe der Zimmer und sind einfach aus Brettern gezimmert. Der mittelste der drei Zimmerräume ist der schattigste und kühlste. Die Eingänge der anstoßenden Gemächer sind offen, schließbare Thüren oder Fenster mit Glasscheiben nirgends zu finden, statt der letzteren dienen einfache Jalousieläden. Der Boden besteht aus Steinplatten und ist mit feingeflochtenen Matten bedeckt. Den angenehmsten und am meisten benutzten Raum bildet die Verandah, ein geräumiger Vorhof mit von Säulen getragenem Dach, nach der Gartenseite zu liegend. Am Abend verbreiten in den Wohnungen der Europäer zahlreiche Hängelampen ihr mildes weißes Licht durch alle die offenen Räume des Hauses und der Verandah. Wenn dann eine frische Brise von der See herauf weht, und die schlanken Palmen und die ganze reiche Vegetation, die im Abendlichte einen noch wunderbareren Anblick gewährt, leise bewegt, dann vergißt man im Beschauen solcher Herrlichkeit gern die drückende Hitze des Tages. So genossen auch wir die Verandah unseres Hotels während der Tage unseres Aufenthaltes in Galle.

Eine überraschende und anfangs etwas unheimliche Erscheinung waren uns die **Gecko's**, eine niedliche Art Eidechsen von grauer Farbe*), welche sich in großer Menge in den Wohnhäusern aufhalten, den Tag über sich in den Spalten der Wände u. s. w. verstecken, um die Zeit des Lichtanzündens aber hervorkommen und ihre Jagd auf die schlafenden Insekten beginnen. Da es nächtliche Thiere sind, so haben sie gleich den Katzen schmale, vertikale Pupillenöffnungen, welche sich in der Dunkelheit erweitern. Durch die an ihren Zehen befindlichen Saugscheiben sind sie im Stande, behend an den Wänden hinauf und hinunter und an der Decke hin zu laufen; mit großer Gewandtheit und List wissen sie ihren Raub zu fangen. Zahllos sind die kleinen Gecko's, die in allen bewohnten Räumen als Hausgenossen sich einbürgern. Fast in jedem Zimmer finden sich aber auch einige Exemplare von einer größeren über 4 Zoll langen Spezies dieser tropischen Eidechsen ein, die außerordentlich zutraulich werden und offenbar die Gesellschaft der Menschen lieben. „In einem Zimmer", erzählt Emerson Tennent, „wo die weiblichen Mitglieder meiner Familie den Abend zuzubringen pflegten, hatte eines dieser kleinen ergötzlichen Geschöpfe sein Versteck hinter dem goldenen Rahmen eines Gemäldes. Pünktlich bei Lichtanzünden erschien es an der Wand, um sich in gewohnter Weise mit Krumen füttern zu lassen, und wenn es nicht gleich beachtet wurde, wiederholte es sein helles, rasches „Tschick, Tschick, Tschick" so lange, bis man ihm seine Aufmerksamkeit zuwandte. Es war von

*) Nach Emerson Tennent's „Natural history of Ceylon" (London 1861) giebt es drei verschiedene Spezies, von denen Hemidactylus frenatus die gewöhnlichste ist.

zarter grauer Farbe, in's Röthliche schimmernd. Als es einst zufällig auf den Tisch gefallen war, floh es, einen Theil seines Schwanzes zurücklassend, welcher sich jedoch in weniger als Monatsfrist wieder ersetzte." Diese Fähigkeit der Wiedererzeugung ist ohne Zweifel bestimmt, um dem Thiere das Entfliehen von seinen Verfolgern zu ermöglichen: das Losreißen des Schwanzes erfolgt augenscheinlich mit seinem eigenen Zuthun. In dem Quartier eines Beamten, in dem Fort zu Colombo, hatte man einen Gecko gelehrt, täglich an die Tafel zu kommen, und jedesmal beim Dessert machte er seine Aufwartung. Während einer mehrmonatlichen Abwesenheit der Familie wurde das Haus einer umfänglichen Reparatur unterworfen, das Dach erhöht, die Wände mit Stukkatur-Arbeit verziert, die Decke geweißt. Natürlich hatte man geglaubt, die lange Unterbrechung ihrer Gewohnheiten würde die kleine Eidechse vertrieben haben; aber kaum waren ihre alten Freunde zurückgekehrt, so erschien sie bei der ersten Mahlzeit, sobald das Tischtuch entfernt wurde.

Wir begannen auf Ceylon mit dem uns später sehr gewohnten Mißgeschick: zur unrechten Jahreszeit einzutreffen. Die Saison des Regen-Monsuns hatte angefangen und das Klima in Galle war außerordentlich feucht. Kleider und Wäsche waren kaum völlig trocken zu bekommen, und schon nach der ersten Nacht fingen unsere Stiefel und sonstiges Lederzeug an, sich mit Schimmel zu überziehen. Trotzdem gilt die Lage der Stadt für gesund. Unsere Wohnung im Hotel lag zu ebner Erde, und die Fenster, welche zum Theil von den Gebüschen des Gartens umgeben waren, blieben die Nacht über offen. Ich gestehe gern, daß ich in der ersten Zeit mit einem gewissen Unbehagen mich zur Ruhe verfügte, denn irgend einem nächtlichen Besuche von Schlangen, welche auf Ceylon bekanntlich nicht eben selten sind, stand von der Gartenseite nicht das mindeste Hinderniß entgegen. Zwar schlief ein Theil der singhalesischen Dienerschaft ganz einfach auf den Matten der Verandah vor unseren Thüren, — doch würde das weder Schlange noch Tausendfuß in der Umgegend abgehalten haben, wenn sie sonst Neigung dazu gehabt hätten, das Nachtlager mit uns zu theilen.

Es bedarf nur weniger Tage und man hat sich daran gewöhnt; im Ganzen sind natürlich die Fälle selten, daß giftige Thiere von außen eindringen und den Schlafenden attakiren, — dennoch sind einzelne Wohnungen auf Java als förmliche Schlangennester berüchtigt und wenn die Thiere auch meist ungefährlich sind, so ist eine solche Hausgenossenschaft doch zu ungemüthlich, und man verläßt lieber ein solches Gebäude.

Zunächst hatten wir nach unserer Ankunft keine andere Aufgabe, als uns von den Erschöpfungen des Aufenthaltes an Bord der „Nemesis" zu erholen. Wie erfrischend und belebend war das erste Bad, wie köstlich mundeten uns die Früchte der Tropenwelt, die uns hier zum ersten Male in ihrer Saftfülle und Mannichfalligkeit entgegenlachten. Nicht leicht wird sich eine Tafel freundlicher darbieten, als das in den Tropen servirte zweite Frühstück, das Tiffin oder Luncheon, bei welchem die Dienerschaft den ganzen Reichthum des Landes an Früchten aufzustellen pflegt. Ananas und die großen reichen goldgelben Trauben der Bananen, Orangen, die riesige Pompelmuse und eine Menge anderer Früchte werden auf's Zierlichste mit Blumen geschmückt auf der Tafel geordnet und das Ganze ist so lachend und verführerisch, daß die Enthaltsamkeit hier eine schwere

Tugend wird. Ein lang entbehrtes Gefühl wohlthuender Ermüdung durchströmte den Körper nach der ersten Wanderung um die Stadt in der kühlen von der Seebrise erfrischten Abendluft und nach langer Zeit erquickte mich wieder ein langer und stärkender Schlaf.

Das englische Gouvernement hatte dem Gesandten zwar das sogenannte Queen's house zur Benutzung anbieten lassen, da wir indeß nur wenige Tage in Galle selbst verweilen wollten, zog er es vor, im Hôtel zu bleiben.



Indischer Gaukler und Schlangenbeschwörer.

Die ersten Tage nach unserer Ankunft wurden zunächst zum Briefschreiben für den fälligen Steamer nach Europa benutzt, und von einzelnen Herren kleine Ausflüge in die Umgebung des Platzes unternommen. Man mußte dazu die frühesten Stunden des Tages wählen und vor Sonnenaufgang einen guten Theil des Weges zurückgelegt haben, wenn man nicht zu sehr von der rasch

aufsteigenden Sonne belästigt sein wollte. Einige reizende Partien nach einem alten buddhistischen Tempel, zu den einst bedeutenden Zimmtgärten, sowie nach ein paar lauschig im Waldesgrün versteckten Kokos-Plantagen (siehe Anfangsbild), bietet die Umgebung Point de Galle's dar; auch die unmittelbare Nähe der Stadt ist reich an mannichfacher Schönheit, an Punkten, wo man inmitten der herrlichen Vegetation, von kleinen Anhöhen aus, eine köstliche Fernsicht über die Bucht und das Meer genießen kann.

Das reiche Bild der Tropenwelt übte auf mich hier in Ceylon, wo sie mir zum ersten Male entgegentrat, seinen mächtigen Zauber aus; es war mir hier Alles wie eine verschlossene Mährchenwelt, noch hatten die Vorstellungen der Kindheit unbewußt ihre Gewalt über mich, und von Dem, was in der Gegenwart sich darbot, schweifte der Blick unwillkürlich zu den Schönheiten, welche das Innere der Insel uns noch enthüllen sollte, denn der gebotene Genuß weckt nur die Sehnsucht nach dem Fernliegenden und Ungekannten. Der Eindruck des üppig sprossenden Lebens war um so mächtiger, weil unser Auge des Anblickes einer frischen Pflanzenwelt schon lange entwöhnt war. In Deutschland hatte ich den erwachenden Frühling kaum noch gesehen, und in dem dürren, vegetationsarmen Aegypten war die schattenlose Dattelpalme außerhalb der gehegten Gärten der einzige Vertreter der Baumwelt gewesen. Aden hatte vollends das Bild einer ausgeglühten Lavamasse geboten, wo dem brennenden Felsen nicht das kümmerlichste Leben entkeimte — hier fanden wir endlich in der kraftvoll strotzenden Baumwelt, von üppigen Lianen umrankt, den reichsten Ersatz.

Alles, was dem Auge sich bot, hatte den Reiz des Ungekannten und Neuen. Am Liebsten nahm ich gegen das Sinken der Sonne meinen Weg durch die schwarze Stadt und wanderte langsam, einer großen Straße folgend, an welcher sich die Hütten der Eingebornen, zwischen Kokospalmen im Dickicht von Bananen oder Fruchtbäumen, etwas vom Wege abseits liegend, bis weit in's Freie hinausziehen.

Hätte ich Illusionen von dem idyllischen Naturleben dieser braunen Menschen in ihren Bambushütten mit gebracht, hier wären sie freilich grausam zerstört worden. Malerisch in jeder Hinsicht waren die Hütten und ihre braunen Bewohner gewiß; wie oft schauten hübsche Kinder mit ihren dunklen, freundlich-schelmischen Augen den Fremdling an. Das Innere dieser Hütten ist aber nichts weniger als einladend, sondern rauchig, unsauber, dunkel und ärmlich, und nur ein unverbesserlicher Schwärmer könnte wünschen, eine solche Wohnung zu theilen.

Dennoch waren aber jeder Zug des häuslichen Lebens, die Tracht, die Geräthschaften, Speise und Trank, kurz alle Aeußerungen des Daseins von Interesse, denn der Mensch muß unter so völlig anderer Umgebung in seinen Gewohnheiten und Sitten eine völlig verschiedene Erscheinung bieten, wenn auch der Grundzug aller menschlichen Einrichtungen und Bedürfnisse der gleiche bleibt.

Hielt uns in den Morgenstunden der Regen an's Haus gefesselt, dann fehlte es auch in der Vorhalle des Hôtels nicht an Zeitvertreib. Es war schon eine förmliche Arbeit, die sich täglich unermüdlich einfindenden zudringlichen Verkäufer von allen möglichen nutzlosen Dingen, sowie Schneider, Schuhmacher u. s. w. abzuweisen; nicht minder dienstfertig waren die Jongleurs, denen wir auch ein paar Mal gestatteten, ihre Produktionen auszuführen.

Im ganzen Osten bis nach China hin begegneten wir diesen Leuten, die einem bestimmten Hindustamme anzugehören scheinen. Ich habe sie in Singapore und Bombay später noch mehrfach bewundert, da sie dort gleichfalls in den Hôtels erschienen, um ihre Künste zu zeigen. Ihre typische Aehnlichkeit war nicht zu verkennen. Wahrscheinlich stammen sie von Bombay, oder aus der Präsidentschaft Madras, denn dort ist die eigentliche Heimat der Schlangenbeschwörer und Hexenmeister.

Gewöhnlich erscheinen sie zu Zweien, von denen aber nur der Eine wirklich ausübender Künstler, der Andere stummer Famulus zu sein scheint; letzterer trägt den geheimnißvollen Sack, aus dem Alles hervorgeht und in den auch alle Gegenstände wieder hineinwandern.

Unser Künstler war zugleich Schlangenbeschwörer und Bauchredner; er muthete seinem Körper die wunderbarsten Dinge zu und zeigte sich endlich als vollendeter Taschenspieler, dessen Griffe Keiner von uns zu entdecken vermochte. Man hätte wirklich an übernatürliche Kräfte glauben mögen, so rasch und gewandt war dieser Schwarzkünstler in seinen Experimenten. Er ließ seine Schlange tanzen, führte dann verschiedene Kunststücke unter unsern Augen auf, denn wir standen ihm auf ein paar Fuß nahe, und verfolgten seine Bewegungen auf's Genaueste. Dieser indische „Professor der Magie" war fast völlig nackt, nur um die Lenden bekleidet, er konnte deshalb nicht gut Etwas verbergen, er hätte denn eine doppelte Haut haben müssen.

Er kauerte am nackten Boden auf der Matte, kein Tisch, kein Kasten, keine Bühne — nur seine Hände waren in Bewegung und leisteten in der That das Möglichste. Die ganze Vorstellung wurde von den wunderlichsten Tönen begleitet, bald zischte es wie Schlangengeifer, bald quiekte es, als schlüge er eine Schaar junger Schweinchen in seinem Sack, oder Vogelstimmen ertönten — ein wunderliches, von Gurgeltönen und Schnalzen begleitetes Quodlibet. Nachdem der Hindu sich noch ein circa 7 Zoll langes Messer in die Speiseröhre hinabgesteckt, mit haarscharfen Instrumenten seinen braunen Körper gestoßen und geschlagen und endlich den wieder voll gepackten Sack an den Schnüren mit den Augenlidern emporgehoben hatte, sammelte er die freiwilligen Beiträge und ging von dannen, um am nächsten Tage eine Vorstellung „mit ganz neuen Abwechselungen" anzubieten. Wir hatten aber zunächst genug, denn namentlich die Selbstkasteiung macht einen peinlichen Eindruck, den man nicht gerne wiederholt in sich aufnimmt.

Die Tage der Rast gingen zu Ende und es wurden die Vorbereitungen zu einer Fahrt in's Innere getroffen.

Wol hätten wir in der Umgebung Point de Galle's noch manchen lohnenden Ausflug unternehmen können, wir wußten aber, daß das ganze reiche Bild dieser gesegneten Natur sich uns erst im Innern der Insel zwischen den waldumkränzten Bergen in vollendetster Schönheit entfalten sollte, und am Morgen des 9. Juli wurde in offenen Wagen die Fahrt nach Colombo und in's Innere angetreten. Wir hatten ursprünglich die erfreuliche Aussicht, gerade zu einem Elephanten-Corral gegenwärtig zu sein, — eine Chance, die uns leider durch Zufall verloren ging.

Die Straße von Point de Galle nach Colombo führt längs der Küste durch die Kokospalmenwälder, rechts und links von Häusern und Hütten der Singhalesen besetzt, die sich zu einem großen Dorfe von 70 englischen Meilen

Länge zu verbinden scheinen. Aehnlich dicht bevölkert ist die Straße von Colombo nach Candy, zwischen den großen Kaffeedistrikten, dem Hafen und der Hauptstadt Colombo. Die Entfernung beträgt wiederum 72 englische Meilen, die Straße selbst ist kunstvoll in das Gebirge hineingeleitet und führt über einen steilen Paß, welcher die wundervollste Aussicht in die fernen Gebirgsthäler bietet. Die Vortrefflichkeit dieser mit enormem Aufwand erbauten Straßen ist bekannt und steht in der That unsern vorzüglichsten Chausseen um Nichts nach. Alles trägt auf der Insel das Gepräge der großen Sorgfalt, welche die englische Regierung auf diese reiche und schöne Kolonie verwendet.

Die Reise in's Innere über Colombo nach Candy glich, so lange wir in der dicht bevölkerten Ebene verblieben, der Fahrt durch ein zusammenhängendes Dorf, das sich im Schatten eines üppigen Baumgartens hinzieht. Nur darf man bei diesem Vergleiche nicht an die niedrigen, breiten Kronen unserer Obstwälder denken, denn hier herrscht die Kokospalme fast ausschließlich vor, deren schlanke 80 bis 100 und mehr Fuß hohe Stämme mit ihren Fächerkronen, dicht an der Küste, sich mit Vorliebe dem Meere zuneigen. Es benimmt dies den Konturen des landwirthschaftlichen Bildes die Einförmigkeit, welche unvermeidlich wäre, wenn der Wuchs der Kokospalme die gleichen, regelmäßig aufsteigenden Linien zeigte, welche die Areka-Palme so reizend, schlank und fein in ihrem Bau erscheinen lassen.

Wir kamen, wie gesagt, aus den Wohnungen der Eingebornen nicht heraus, und nur einige größere Gebäude, eine kleine Kirche oder Schule, das Gemeindehaus, oder ein großer buddhistischer Tempel zeigte uns an, daß wir uns dem eigentlichen Centrum eines Dorfes oder Fleckens näherten. In der Regel waren auch dort die Stationen für die Relais der königl. Post, denn wir benutzten zwei Wagen der Royal Mail Coach, die übrigens keinen Ueberfluß an Komfort aufzuweisen hatten.

Das Umspannen auf den Stationen, deren wir etwa 7 auf der Fahrt bis Colombo zählten, war indeß nicht so rasch gethan, als befohlen ward; in diesem Punkte mag eine Reise in's Innere von Ceylon wol einzig in der Welt dastehen. Die sämmtlichen Pferde der königl. Posthaltereien der Insel Ceylon leiden an einer epidemischen Widerspenstigkeit, die ihres Gleichen nicht hat, und die namentlich bei der Einspannung zu den komischsten und unerhörtesten Scenen führt. Vermuthlich trägt nur Unverstand und die verkehrte Behandlung der Thiere durch die Singhalesen an dieser Anomalie die Schuld. Das Pferd ist auf der Insel nicht heimisch, wird auch dort nicht gezüchtet, es verträgt das Klima überhaupt nur schlecht und die für das Postwesen nöthigen Thiere werden vom Festlande Indiens, wo die Pferdezucht vortrefflich ist, herübergebracht.

Waren wir auf einer Station angelangt und die neuen Pferde wurden herbeigeführt, so konnte der erste Schein trügen, denn die Thiere schienen fromm wie ein Adjutanten-Pferd. Bald entdeckten wir freilich, daß sie mit einem festen Knebel um die Oberlippe, oder mit geschlossenen Vorderbeinen erschienen, als sollten sie auf der Weide grasen und ihr Entlaufen damit verhindert werden. Noch blieb Alles ruhig, bis die Pferde an die Deichsel geführt wurden; es begann dann ein wunderlicher Kampf der ungeschickten Leute mit dem störrigen Thier, das sich losriß, schlug, biß, kurz Alles that, um dem drohenden Schicksal zu entgehen.

Dazwischen lärmten die braunen Pferdeknechte; der Läufer, welcher den Wagen auf der ganzen Strecke zu begleiten hat, um während der Fahrt, den Pferden vorlaufend, sie über Brücken und durch Hohlwege zu geleiten oder ihnen ab und zu einen gut gezielten Hieb zu versetzen, thut auch alles Mögliche, um die Thiere noch scheuer und verwirrter zu machen.

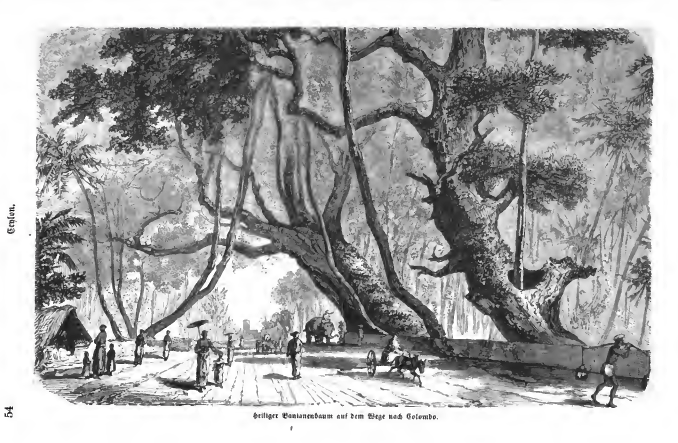
Endlich sind sie angespannt und es handelt sich um die letzte und schwierigste Aufgabe, sie zum Anziehen zu bewegen. Unverständiger Weise stellen sich die schreienden Knechte dicht vor die Pferde hin, man läßt die geknebelten Nasen frei, ja in manchen Fällen wird gar zu dem verzweifelten Mittel geschritten, ein kleines Feuer zwischen den Hinterbeinen der Pferde abzubrennen, — bis denn endlich der Wagen, begleitet von den Lärmrufen des halben Dorfes, pfeilschnell davon fliegt. Der Kutscher hat die schwere Arbeit, die halbwilden Pferde im Zügel zu halten; sonst bethätigt er seine ganze Kunst nur in der reichlichen Anwendung seiner Peitsche. — Eine gute Strecke geht es in sausendem Galopp über die glatte, schöne Straße fort, daß Bäume, Häuser und Menschen zu rasch unseren Augen entschwinden — plötzlich steht der Wagen still, wir befinden uns vor einer kaum merklichen Anhöhe — aber eines oder ein Paar der Thiere hat eine unüberwindliche Abneigung gegen jedes Bergsteigen und wendet sich allemal mit Entschiedenheit dem nahen Graben zu, so oft man es zur Fortsetzung der Reise zwingen will. Nun hat der Läufer die schwierigste Aufgabe zu erfüllen, nämlich die Pferde die kleine Anhöhe hinauf zu bringen; es gelingt auch nach langen Mühen, und wir kommen dann vielleicht ohne weitere Abenteuer zur folgenden Station.

Hier sucht sich das mißhandelte ausgespannte Pferd bisweilen unmittelbar zu rächen, denn wir sahen, daß einer der Knechte vor dem ihn verfolgenden Thiere fliehen mußte; und mit dem neuen Relais beginnt dieselbe Scene natürlich unter allen möglichen und unmöglichen Abwechselungen im Einzelnen, die sich auch wol bis zum Umwerfen des Wagens u. s. w. steigern.

Wir hatten inzwischen das Glück, ohne Unfall das Ziel unserer Reise zu erreichen. Schon in geraumer Entfernung vor Colombo zeigten die dichteren, Reihen von besser gebauten Wohnungen, hier und da vermischt mit einzelnen, in dichtem Grün versteckten europäischen Häusern, daß wir uns der Hauptstadt näherten, die Straße belebte sich bei jedem Schritte mit malerischen Gestalten. Wir waren gewissermaßen in der Vorstadt Colombo's, die aber wegen des Forts durch einen breiten, freien und nicht von Wohnungen bedeckten Raum von der eigentlichen Stadt getrennt ist.

Endlich passirten wir auch den berühmten, von den Singhalesen heilig gehaltenen Banianen-Baum, dessen Hauptwurzel auf der einen Seite der Straße in die Erde greift und der eine seiner Luftwurzeln von der herrlich geästeten Riesenkrone aus auf der anderen Seite des breiten Fahrweges zum Boden gesandt hat, so daß sie nun einen zweiten kräftigen Stamm bildet. Es ist eine großartige Erscheinung der tropischen Pflanzenwelt, ein wahrhaft königlicher Sproß des mütterlichen Schooßes dieser gesegneten Insel.

Gegen Sonnenuntergang langten wir vor Colombo an. In einiger Entfernung von Stadt und Festung, in unmittelbarer Nähe des Meeres, lag der Gasthof, in dem wir unser Unterkommen zu finden hofften; ein großes, weit-



Heiliger Banianenbaum auf dem Wege nach Colombo.

läufiges Gebäude mit zahlreichen Nebenflügeln, in welchen sich zur ebenen Erde die Schlafgemächer für die Fremden befanden.

Nach der langen und heißen Fahrt war unser erstes Bedürfniß, ein Bad zu nehmen und die Kleidung zu wechseln. Die Zeit bis zum Diner benutzte ich noch zu einem erquickenden Spaziergange dem Meeresufer entlang, wo ein schön angelegter Weg bis zu den Thoren der Citadelle sich hinzieht — der allabendliche Sammelplatz für die schöne Welt von Colombo, die theils zu Wagen, theils zu Pferde oder auch wol promenirend sich der kühlen Seebrise erfreut.

Neben dem Wege auf einer weiten Esplanade machte ein Theil der Garnison — Eingeborene von Vorderindien unter dem Kommando englischer Offiziere — ihre Exerzitien, denn die Rücksicht auf das Klima fordert, daß solche Uebungen nur in den kühlen Morgen= und Abendstunden vorgenommen werden. Colombo gilt nicht für gesund, und ich traf bei der Abendtafel auf einige Landsleute, die zur Erholung von häufigeren Fieberanfällen sich kürzlich für einige Wochen auf ein auf der Rhede vor Anker liegendes Schiff hatten zurückziehen müssen. So heilbringend ist die Seeluft, daß der Aufenthalt selbst nur auf der Rhede, Angesichts einer ungesunden Küste, meist genügende Kräftigung gewährt, wenn der Organismus nicht schon zu sehr untergraben ist.

Wie wunderbar drängen und kreuzen sich die Gedanken in jenen Stunden von Ruhe und Einsamkeit, die dem in zahlreicher Gesellschaft Reisenden nur selten zu Theil werden! Als ich so im kurzen Zwielichte der tropischen Breite auf einer Bank mich niederließ und das brandende Rauschen der ewigen Meeresfluten wie eine vernehmliche Sprache an mein Ohr drang; als ich den Blick bald auf dem Treiben der kleinen Schallthierchen zu meinen Füßen haften, bald über das Meer in die endlose Ferne schweifen ließ, zur Rechten die Stadt, ihre Forts, zur Linken das helle, auf Säulen ruhende Gebäude, dicht von Kokospalmen umgeben, deren Federkronen sich rauschend im Nachtwinde bewegten, da war mir Alles wie ein Traum, und ich mußte mich besinnen, daß ich in Wirklichkeit auf Ceylon mich befinde. Vergangenes und Erlebtes, Kommendes und die Gebilde der Phantasie fließen mit dem Gegenwärtigen in ein seltsames, halbbewußtes Dasein zusammen; man erinnert sich nur undeutlich, wohin uns unsere Gedanken in solchen Momenten getragen hatten, so hat uns das Seltsame der neuen Eindrücke, der fremden Umgebung verwirrt. Und doch zählen solche Stunden zu den reichsten und liebsten Erinnerungen meiner Reise.

Es war mittlerweile völlig Nacht geworden, die Truppen hatten längst mit klingendem Spiele den Rückweg zur Stadt angetreten, als ich mich dem hellerleuchteten Gasthofe zuwendete.

Es war ursprünglich beabsichtigt worden, daß die ganze Gesellschaft einen Rasttag in Colombo machen und dann die Reise nach Candy fortsetzen solle. Da es aber nicht thunlich war, an einem Tage die erforderlichen Relais auf der nun folgenden Tour in's Gebirge für zwei Wagen der Royal Mail zu beschaffen, mußte die Hälfte von uns schon am folgenden Tage die Weiterfahrt antreten. Das Loos traf auch mich, und wir waren noch spät in der Nacht genöthigt, in einen anderen, innerhalb der Forts nahe der Post liegenden Gasthof überzusiedeln, da die Reise vor Tagesanbruch angetreten werden sollte. Ich habe so von Colombo selbst so gut als Nichts gesehen; die Umrisse der Gebäude und

Kirchen, wie sie in der Morgendämmerung vor uns lagen, zeigten noch entschieden die Spuren ihres holländischen Ursprunges. Endlich waren die Koffer gewogen, die unglaublich theure Passage und Ueberfracht bezahlt und fort ging es durch die stillen Straßen der noch schlafenden Stadt in die weitläufigen Vorstädte, wo wir uns bald wieder inmitten der herrlichsten Vegetation befanden. Ich selbst sollte freilich an diesem Morgen des mit Tagesanbruch immer reicher sich entfaltenden Naturbildes nicht froh werden, denn ich fühlte mich ernstlich krank und fürchtete schon, daß diese Symptome ein klimatisches Fieber oder die Dysenterie im Gefolge haben möchten. Die Taschenapotheke unseres Arztes, der glücklicherweise mit im Wagen war, hatte mich indeß bald wieder ziemlich kurirt, und ich bin von da an auch lange von jedem Unwohlsein verschont geblieben.

Wir verließen jetzt die Küste und das flache Land, die Straße wendete sich nach Osten, und immer reicher und mannichfaltiger zeigte sich uns das Land. Waren uns in der Ebene die Gruppen der Palmen, Djackholz und Brotfruchtbäume als Begleiter zur Seite geblieben, so traten uns jetzt in reichster Fülle und Abwechselung mächtige Baumreihen entgegen, und der Djungel — eine undurchdringliche Verschlingung von üppigen Rankengewächsen und Sträuchern, mit leuchtenden Blütenkelchen durchwebt — gewährten neue Bilder in der großartig dekorirten Landschaft.

Die Straße war noch immer belebt, zahlreiche Ochsenkarren zogen des Weges und in langsamen Windungen gelangten wir zu dem höchsten Punkte hinauf, der eine herrliche Fernsicht gestattet auf die seltsam geformten Höhenzüge, welche den Horizont umschließen. Tief unter uns sahen wir das Thal, aus dessen Sohle sich die Straße wie ein weißes Band durch das reiche Grün hinaufzieht. Mich erinnerte die Großartigkeit der Gebirgswelt und der kühne Bau der Straße an den Semmering, wenn auch die Höhe des Passes nicht entfernt mit der Alpenwelt in Vergleich zu stellen ist. Unwillkürlich schweifen die Gedanken des Europäers bei solchen Parallelen in die Zukunft, in welcher etwa der schnaubende Feuerwagen als Symbol modernen Fortschritts und der Europäerherrschaft zwischen den Palmenwälder Ceylons dahinsausen wird.

Nachdem wir den Paß, auf dessen Höhe ein weithin sichtbares Denkmal dem energischen Erbauer zu Ehren errichtet ist, überschritten, fuhren wir eine Zeitlang thalwärts und erreichten gegen 5 Uhr Abends Candy, die ehemalige Hauptstadt und den Sitz der einheimischen Könige, um dessen Besitz die Engländer blutig haben kämpfen müssen.

Die Lage der Stadt, von waldumkränzten Höhen umgeben an einem kleinen See, ist wahrhaft anmuthig zu nennen und erinnerte uns unwillkürlich an die lieblichen Badeorte Deutschlands. Auch der Charakter der Landschaft, Wolkenbildung und Beleuchtung mahnte auf's Lebhafteste an die schönsten Partien des Erzgebirges oder thüringer Waldes; schwere Regenwolken, um die Höhen der Berge gelagert, ließen das Grün der herrlichen Waldungen um so satter und tiefer hervortreten.

Die jungen Kaffeepflanzungen auf den benachbarten Hügeln und Abhängen, wo das Dickicht des Djungels erst kurz zuvor niedergebrannt worden, sehen einem Weinberge täuschend ähnlich und die terrassenförmig in Thaleinsenkungen



angelegten Reisfelder zeigen das saftige, wohlthuende Grün unserer Saatfelder im Frühling.

In Candy selbst wartete unser ein neuer Reisegefährte, der Maler Herr Berg, der bereits seit mehreren Wochen hier im Innern weilte und seine Mappe schon mit mancher frischen Skizze aus der herrlichen Umgebung Candy's bereichert hatte.

Er theilte uns mit, daß der Gouvernements-Agent Mr. Braybrook dem Gesandten das Queen's house, ein reizend gelegenes, schloßähnliches Landhaus, für sich und seine Begleiter anbieten lasse, und wurde nicht müde zu rühmen, wie dieser Herr sich bestrebe, ihm den Aufenthalt in jeder Beziehung angenehm zu machen. Für die erste Nacht verweilten wir natürlich zunächst in dem leidlich eingerichteten Hôtel, bis der Gesandte selbst eingetroffen sein und entschieden haben würde, ob er das Anerbieten des Gouvernements annehmen wolle.



Terrassenförmige Reisfelder, bewässert.

Inzwischen erschien noch am selben Abende Mr. Braybrook selbst, um uns willkommen zu heißen, da nach englischer Sitte die am Platze wohnenden Europäer einem ankommenden Fremden zuerst ihren Besuch abstatten.

Der folgende Morgen führte uns natürlich gleich in's Freie, und obschon wir uns während der Regenzeit auf Ceylon befanden, sind wir doch nie durch das Wetter behindert worden, irgend einen Ausflug zu unternehmen. Nur war in dieser Saison, auch wenn es uns nicht an Zeit dazu gefehlt hätte, nicht an eine Besteigung des ca. 8000 Fuß hohen Adamspik zu denken, denn Dr. Lucius und Herr W. Heine, welche sich schon einige Wochen vor uns auf der Insel eingefunden und den Versuch gewagt hatten, waren durch die unglaublichsten Schwierigkeiten, Bergwasser und Erdstürze genöthigt worden, auf halbem Wege umzukehren.

Am Abende traf Graf Eulenburg mit dem Reste der Gesellschaft ein, und wir bezogen alsbald das erwähnte königliche Gebäude, um die folgenden Tage zu kleineren und größeren Partien zu benutzen.

Von Seiten des Government-Agents und des kommandirenden Obersten wurde uns die liebenswürdigste Gastfreundschaft dargebracht; wir waren fast täglich ihre Gäste, und die Abende vergingen in anregender Unterhaltung. Mr. Braybrook selbst zeigte sich als ein äußerst unterrichteter Mann, der die Verhältnisse der Insel auf's Genaueste kannte. Auf Ceylon selbst geboren, erhielt er in England seine Erziehung und steht nun schon ca. 30 Jahre im Dienste des Gouvernements. Es zeichnet ihn in hohem Grade sein lebendiger, feuriger Geist, sein scharfes und ruhiges Urtheil, seine warme mehr deutsche als englische Weise des Umganges vor vielen seiner Landsleute aus, mit denen wir auf unserer späteren Reise noch in Berührung gekommen sind. Außerdem zählt er zu den kühnsten und glücklichsten Elephantenjägern der Insel: er hatte persönlich über 100 getödtet, und sein klares und schönes Auge zeigte, daß es gewohnt sei, in der Gefahr sich nicht zu Boden zu senken.

Wir Alle gewannen den vortrefflichen Briten, dessen Wohlwollen mehr als die internationale Courtoisie bekundete, in kürzester Zeit lieb, und der Verkehr wurde herzlicher, als er später je, auch nach längerem Verweilen an einem Orte, sich gestalten wollte.

Mr. Braybrook theilte mit allen Engländern den Glauben, daß jeder Deutsche ein ausgeprägtes Talent zur Musik von der Natur als Angebinde erhalten habe, und wir konnten ihm keine größere Freude bereiten, als durch einen deutschen Gesang. Da ist denn manches Lied in den köstlichen lauen Nächten erklungen, und da unser gütiger Wirth selbst mit einer hübschen Baritonstimme schottische Weisen sang, durfte sich von uns „geborenen Musikern" keiner ausschließen.

Ja, es gab in Candy selbst unter den jüngeren englischen Offizieren und Beamten ein Quartett, mit ganz hübschen Stimmen begabt, — die Herren trugen uns zu Ehren das Lied von der Lützow'schen Jagd vor — die Wahrheit gebietet freilich zu bekennen, daß sie es im Tempo eines Ständchens, nicht aber als ein Kriegerlied zum Ausdruck brachten. Man denke sich die Strophe:

Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
„Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd."

im zartesten Piano eines Liebesseufzers hingehaucht, und wird uns gewiß beloben, wenn wir dazu gute Miene machten.

Auch Mendelssohn's Lieder hatten ihren Weg bis in diese abgelegenen Vorposten europäischer Kultur gefunden, und es darf unser Herz mit Stolz erfüllen, wenn wir sehen, wie unsere vaterländische Tonkunst still und unbemerkt ihre Siege feiert, soweit auf der Erde nur ein Sinn für das Reich der Harmonien lebendig ist.

Die Zeit unseres Aufenthaltes in Candy bot uns so genußreiche Stunden in jeder Weise, — und die Versicherung unserer gütigen Wirthe, daß sie uns mit Bedauern scheiden sähen, war wol mehr als eine höfliche Phrase, denn eine Garnison in Candy ist von der übrigen Welt gar abgelegen, und nur selten dringt ein Fremder bis in diesen Mittelpunkt der Insel vor.

Dem in den Tropen lebenden wohlhabenden Europäer steht aller Luxus, stehen alle materiellen Genüsse zu Gebote, zu denen eine unabhängige Existenz und Reichthum berechtigen. In seinen oft fürstlich eingerichteten Landhäusern wartet eine zahlreiche Dienerschaft unterwürfig seiner Befehle, und bei oberflächlicher Beurtheilung erscheint das Dasein als ein beneidenswerthes, als ein in jeder Hinsicht beglücktes. Dennoch begegnet man nur selten Solchen, die sich an den Gedanken gewöhnen möchten, inmitten dieses orientalischen Luxus, umgeben von einer so anziehenden Natur, dauernd zu verweilen. Aller Gedanken sind und bleiben mit der Heimat, mit den europäischen Verhältnissen und Vorgängen auf das Innigste verbunden, und das Ziel der Wünsche und Bestrebungen liegt durchgängig in Europa, in der heimischen Erde. Es wäre nicht ohne Interesse, die psychologischen Ursachen näher zu verfolgen, die es so selten erscheinen lassen, daß der Europäer auch da, wo er eine Welt um sich schafft, die den heimischen Verhältnissen möglichst nahe kommt, da, wo er in stetiger lebendiger Beziehung zu Europa bleibt, mit dem fremden Boden innig verwächst und dauernd in diesen Ländern Wurzel faßt. Es kann nicht meine Absicht sein, hier eingehender diese Frage zu erörtern, doch springen auch bei flüchtiger Beobachtung einige Momente in's Auge, die ohne Zweifel nicht wenig zu obiger Thatsache beitragen.

Den meisten Kolonien gebricht es an staatlichem und sozialem Leben. Sie sind keine Staaten in unserem Sinne und zur Gesellschaft fehlt ihnen das anregende Element, die Frauen. Auch den wenigen Familien, die vorübergehend im fremden Lande wohnen, ist ein erwärmender und verbindender Theil genommen; die Sorge für die Erziehung der Kinder nöthigt die Eltern meist schon früh, die schönste aller menschlichen Beziehungen zu zerreißen und Söhne und Töchter nach Europa zu senden. Man wendet vielleicht ein, daß es ein Leichtes sei, sich durch Lektüre und Briefwechsel mit der Heimat in Verbindung zu halten, den Ereignissen auf politischem, sozialem oder wissenschaftlichem Gebiete zu folgen — wer aber nie dauernd aus dem Kreise geschieden ist, der uns in Europa umgiebt wie die Luft, die wir athmen, der weiß nicht, wie viel geistige Lebenskraft uns damit entzogen ist.

Das Leben der Europäer bleibt trotz allen Komforts und der herrlichen Natur, des milden Klima's ungeachtet, auch dann wenn seine Gesundheit nicht leidet, eine Entbehrung, ein glänzendes Exil, und Jeder eilt sobald er kann in seine Heimat zurück.

Unser Verkehr in Ceylon und später in anderen Kolonien hat uns wenigstens vorwiegend diesen Eindruck zurückgelassen.

Der Gesandte selbst mit Einigen von der Gesellschaft machte noch eine Fahrt höher hinauf, in das Gebirge bis zu einer Höhe von 7000 Fuß nach Niwerellia, einem kleinen Orte, der wegen seiner reinen und kühlen Luft als Erholungsaufenthalt für Europäer namentlich für Fieber- und Dysenteriekranke dient. Die Regierung hat in dieser Gesundheits-Station ein militärisches Krankenhaus angelegt, und die ganze Einrichtung ist der eines abgelegenen nicht fashionablen Badeortes in Deutschland ähnlich. Das Thermometer zeigte nur 9° R., in den Kaminen mußte ein ordentliches Feuer unterhalten werden; ja es gewährt dem Reisenden, der aus der heißen Niederung kommt, wo das Thermometer Tag und Nacht wenig unter 24° R. sinkt, eine eigenthümliche Genugthuung, einmal Kälte zu fühlen

und sich am glühenden Kaminfeuer zu erwärmen. Natürlich wird in solcher Höhe die Vegetation eine entschieden nördliche, der Kaffeebaum gedeiht nur bis ca. 4000 Fuß Erhebung und auf der kalten Hochebene von Niwerellia waren zwerghafte Baumformen, wie unser Wachholder, Beeren und Waldkräuter die wesentlichsten Vertreter der Pflanzenwelt.

Ein anderer Theil der Gesellschaft unternahm einen kleinen Jagdstreifzug in die Wildniß, da leider unsere Hoffnungen in Betreff des Elephanten-Corrals sich nicht verwirklichen sollten. Eine Heerde Elephanten hatte die Reihen der Treiber durchbrochen und im günstigsten Falle konnte der Corral erst dann stattfinden, wenn wir der Weiterreise gewärtig wieder nach Point de Galle zurückgekehrt sein mußten.

Unsere Jäger kamen freilich ohne alle nennenswerthe Beute heim. Zwar hatten sie einige wilde Elephanten das Waldesdickicht durchbrechen sehen, waren aber nicht zum Schuß gekommen.

Ich entnehme die nachstehende Schilderung eines solchen Corrals dem bereits angeführten Werke von Emerson Tennent über die Naturgeschichte der Insel Ceylon.

So lange die Elephanten Ceylons nur in geringer Anzahl für den Prunk der einheimischen Fürsten oder zu den Prozessionen des buddhistischen Kultus gebraucht wurden, bediente man sich zum Fangen derselben entweder weiblicher Lock-Elephanten oder der Kunstgriffe jener Individuen und Kasten, welche aus dem Einfangen und Zähmen dieser Thiere einen Beruf machten. Nach der Ankunft der europäischen Eroberer jedoch, als man lernte von der Kraft und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe bei der Ausrodung von Waldungen, beim Straßenbau und anderen Arbeiten Nutzen zu ziehen, wurden von den Portugiesen und Holländern Anstalten auf einem großartigen Fuße zu solchem Zwecke eingerichtet und der Bedarf an Elephanten durch periodische Jagden auf Kosten der Regierung aufgebracht, und zwar in ähnlicher Weise wie auf dem indischen Festlande, wo Herden von zwanzig bis hundert und mehr Stück in versteckte Einzäunungen getrieben und so der menschlichen Gewalt unterworfen werden.

Bei beiden Arten der Jagd hängt der Erfolg durchaus von der Geschicklichkeit ab, mit welcher die Jäger den Schrecken und die Unerfahrenheit des wilden Elephanten zu ihrem Vortheile zu benutzen wissen; denn alle Versuche, durch gewöhnliche Mittel der Gewalt ein Thier von solcher Stärke und solchem Scharfsinne zu unterjochen, würden fruchtlos sein.

Nach der bis vor einigen Jahrzehnten üblichen Methode nahm eine Jagd mit ihren Vorbereitungen mehrere Monate in Anspruch, und es erlagen dabei viele Elephanten der Erschöpfung; jetzt ist die Arbeit auf Wochen reduzirt, und die Thiere werden in voller Frische und Kraft eingebracht, so daß verhältnißmäßig wenige in der Einzäunung oder in den Ställen verloren gehen. „Man wird sich", fährt unser Gewährsmann fort, „am besten einen Begriff von der ganzen Operation von Anfang bis zu Ende machen, wenn ich den Verlauf eines Corrals beschreibe, welchem ich im Jahre 1847 in dem großen Walde an den Ufern des Alligatorflusses, dem Kimbu-Oya, beiwohnte, im Distrikt Kornegalle ungefähr 30 engl. Meilen nordwestlich von Candy.

„Kornegalle oder Kurunai-Galle war eine der alten Hauptstädte der Insel und von 1319 bis 1347 die Residenz ihrer Könige. Die Wohnung des obersten

Distriktsbeamten nimmt jetzt die Stelle des vormaligen Palastes ein, und der Boden ist mit Bruchstücken von Säulen und behauenen Steinen, den Ueberbleibseln des königlichen Baues, übersäet. Die neue Stadt besteht aus den Bungalo's der europäischen Beamten, deren jedes von einem Garten umgeben ist, aus zwei oder drei Straßen, welche von den Nachkommen der Holländer und von Arabern bewohnt werden, und endlich aus einem Eingebornen-Bazar mit den üblichen Reihen von Reis und Kurri-Stoffen und messingenen oder irdenen Koch-Pfannen.

„Der Reiz des Ortes besteht in der ungewöhnlichen Schönheit seiner Lage. Er ruht unter dem Schatten eines enormen, über 600 Fuß hohen Gneißfelsens, welcher fast von allem Grün entblößt und durch die Zeit so abgerundet und ausgewaschen ist, daß er beinahe die Gestalt eines liegenden Elephanten darstellt, weshalb man ihm auch den Namen Aëtagalla, Felsen des Hauers*), beigelegt hat. Aber Aëtagalla ist nur der letzte Vorsprung in einer Kette ähnlich gestalteter Felsenhügel, welche hier plötzlich enden und welche wegen der phantastischen Formen, die durch den Einfluß der Atmosphäre ihren gigantischen Umrissen gegeben worden sind, die Namen des Schildkröten-Felsens, des Aal-Felsens und des Felsens des Fangzahn-Elephanten erhalten haben. So mächtig ist der Eindruck dieser staunenerregenden Massen auf die Singhalesen, daß in alten Urkunden Ländereien verliehen werden, „so lange Sonne und Mond, so lange Aëtagalla und Andagalla dauern werden", d. h. für ewige Zeiten.

„Kornegalle ist ein Versammlungsort der Buddhisten; von den entferntesten Theilen der Insel kommen sie dahin, um einen alten Tempel auf dem Gipfel des Felsens zu besuchen, zu welchem man vom Thale aus mittelst steiler Pfade und in den Stein gehauener Stufen gelangt. Hier ist der Hauptgegenstand der Verehrung der in dem Granit ausgehöhlte Abdruck des heiligen Fußtapfens, ähnlich dem auf dem Adamspik, dessen steiler Gipfel den Pilgern auf Aëtagalla, in einer Entfernung von etwa 40 Meilen, deutlich sichtbar ist.

„Zu Zeiten ist die Hitze in Kornegalle sehr intensiv in Folge der Glut, welche diese Granitfelsen fortwährend wiederstrahlen. Die Wärme, welche letztere während der Mittagsstunden annehmen, wird gegen den Abend hin fast unerträglich, und die schwüle Nacht ist zu kurz, als daß sie zwischen Sonnen-Untergang und Aufgang auskühlen könnten.

„Der Distrikt ist auch gelegentlicher Trockenheit ausgesetzt, wenn die Ströme versiegen und die Teiche ausgetrocknet sind. Ein derartiger schlimmer Fall trat ein zur Zeit meines Besuches, und die Leiden der wilden Thiere stiegen in einem solchen Grade, daß zahlreiche Krokodile und Bären in der Stadt erschienen, um an den Brunnen zu trinken. — Der Boden ist äußerst fruchtbar; Reis, Baumwolle, und trockene Früchte werden reichlich in dem Thale gebaut. Jede Hütte ist von einem Garten umgeben mit Kokos- und Arekapalmen, Djack-Frucht und Kaffee. Die Hügel sind, soweit der Pflug geht, mit üppiger Vegetation bedeckt, und nach allen Seiten hin dehnen sich, soweit das Auge reicht, Wälder, von Strömen durchschnitten, aus, in deren Schatten Wild und Elephanten im Ueberflusse sich aufhalten.

„Im Jahre 1847 wurden Vorbereitungen getroffen zu einer jener großen Elephanten-Jagden für den Bedarf des Civil-Ingenieur-Departements, und der Ort,

*) „Rock of the tusker." Tusker ist ein mit Fangzähnen versehener Elephant; und in diesem Sinne also der im Texte gewählte Ausdruck zu verstehen.

welchen Mr. Morris, als der den Corral leitende Regierungsbeamte, ausgewählt, war an den Ufern des Kimbu-Flusses, ungefähr fünfzehn Meilen von Kornegalle. Der Boden, über welchen wir dem Schauplatz des bevorstehenden Fangs zuritten, zeigte Spuren der neulichen Trockenheit, die Felder lagen großentheils unbebaut wegen Mangels an Wasser, und die Teiche, fast trocken gelegt, waren mit den Blättern der rosenfarbenen Lotusblume bedeckt.

„Unsere Gesellschaft sah so orientalisch aus wie die Gegend, durch welche wir vorrückten; der Gouverneur bildete mit seinem Stabe und Haushalt einen langen Zug, dem die eingeborene Dienerschaft, die Pferdeknechte und Schnellläufer als Eskorte dienten. Die Damen wurden in Palankins und die jugendlichen Mitglieder der Gesellschaft auf Stühlen mittels Stangen getragen, über welche man ein kühlendes grünes Sommerzelt aus frischen Blättern der Talipat-Palme gebreitet hatte.

„Als das bebaute Land zu Ende war, führte der Pfad über offene Blößen mit einem Grün von parkähnlicher Schönheit und trat schließlich in den großen Wald ein, in den Schatten alter Bäume, die bis zur Krone mit Kletterpflanzen umwunden und mit natürlichen Guirlanden von Convolvulus und Orchideen geschmückt waren. Das Schweigen, das hier herrschte, wurde nur von dem leisen Summen der Insekten und hie und da von dem gellen Rufe eines flaumenköpfigen Papagei's oder dem Flöten des goldenen Pfingstvogels unterbrochen.

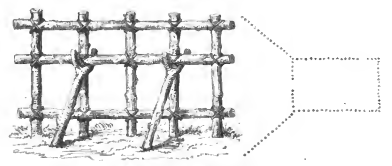
„Wir überschritten die breiten sandigen Betten zweier Flüsse; über sie ragten mächtige Bäume, unter ihnen der ansehnlichste der Kombuk (Pentaptera paniculata), aus dessen kalkiger Rinde die Eingeborenen eine Art von Leim für ihren Betel bereiten. Und von den Zweigen hingen über das Wasser hin die riesigen Hülsen der kolossalen Pusnoaël-Bohne (Entada pursaetha), deren Schote sechs Fuß in der Länge mißt bei einer Breite von fünf bis sechs Zoll.

„Beim Ersteigen der steilen Ufer des zweiten Stromes fanden wir uns in Front der Gebäude, welche in unmittelbarer Nachbarschaft des Corrals für unsere Gesellschaft zeitweilig errichtet worden waren. Diese kühlen und angenehmen Wohnungen bestanden aus Zweigen, das Dach aus Palmen und duftendem Citronenlaub; außer einem Speisezimmer und Reihen von Schlafzimmern, die zeltartige Einrichtungen hatten, enthielten sie Küchen, Ställe und Vorathsräume, — alles Dies von den Eingeborenen im Laufe weniger Tage beschafft.

„In früheren Zeiten wurde Alles, was bei den Elephantenjagden zu thun ist, durch „gezwungene Arbeit“ der Eingeborenen verrichtet, als ein Theil der Frohndienste, welche die Singhalesen unter dem Namen Radja-Karija während der Regierungszeit ihrer einheimischen Fürsten leisten mußten. Dieses System, fortgesetzt von den Portugiesen und Holländern, erhielt sich unter der britischen Herrschaft bis zu seiner Abschaffung durch den Earl of Ripon im Jahre 1832. Zu jener Zeit wurden in der Regel 1500 bis 2000 Menschen unter der Aufsicht ihrer Häuptlinge mit dem Bau des Corrals, dem Zusammentreiben der Elephanten, der Aufrechterhaltung des Kordons von Wachfeuern und Wächtern und mit der Durchführung aller der kunstvollen Operationen des Fangens beschäftigt. Indessen hat es seit der Abschaffung des Radja-Karija keine Schwierigkeit gekostet, die freiwillige Mitwirkung der Eingeborenen zu diesem aufregenden Geschäft zu erlangen. Die Regierung bestreitet den Aufwand desjenigen

Theiles der Vorbereitungen, welcher wirklich Kosten verursacht — für die kunstmäßige Arbeit bei der Errichtung des Corrals und was dazu gehört, und die Anschaffung von Speeren, Seilen, Schießgewehren, Flöten, Trommeln, Schießpulver und anderen Bedürfnissen.

„Man wählt diejenige Jahreszeit, welche mit dem Wachsthum der Reisländer zusammenfällt (in der Zwischenzeit zwischen Saat und Ernte), und das Volk selbst hat, neben der Aufregung und Belustigung durch die Jagd, ein persönliches Interesse an der Verminderung der Elephanten, welche ihren Gärten und den wachsenden Saaten erheblichen Schaden zufügen. Aus einem ähnlichen Grunde regen die Priester zu der Sache an, weil die Elephanten ihre heiligen Bo-Bäume, deren Blätter ihnen ausnehmend zusagen, zerstören; abgesehen davon, daß sie dann leichter Elephanten zu den religiösen Prozessionen erhalten; und endlich die Rata-Mahat-Mayas und Häuptlinge setzen ihren Stolz in die Zahl der Anhänger, welche ihnen zum Platze folgen, und in die Leistungen der zahmen Elephanten, welche sie zum Gebrauch beim Corral herleihen. So beschäftigen sich große Mengen der Landbewohner freiwillig Wochen lang mit dem Aufbauen der Pallisaden, mit dem Aushauen von Pfaden durch das Djungel und mit der Unterstützung der Treiber, welche die Elephanten umgehen und zusammentreiben.



Einhegungszaun und Grundriß des Corrals.

„Was die Wahl des Jagdterrains anlangt, so nimmt man eine Position an irgend einer der Straßen, welche die Thiere bei ihren jährlichen Wanderungen nach Futter und Wasser einzuhalten gewohnt sind; unumgänglich ist ferner die Nähe eines Stromes, nicht nur für den Bedarf der Elephanten während der Zeit, die über dem Zusammentreiben nach der Einzäunung vergeht, sondern auch um ihnen die Möglichkeit zu gewähren, sich während des Verlaufs der Zähmung nach der Gefangennahme zu baden und abzukühlen.

„Beim Bau des Corrals selbst hütet man sich sorgfältig vor Zerstörung der Bäume und des Gebüsches innerhalb des eingeschlossenen Raumes, zumal auf der Seite, von welcher die Elephanten herbeikommen, damit die Einzäunung so viel als möglich durch das dichte Laub verborgen bleibt. Die Bäume, welche man zum Bau verwendet, sind 10 bis 12 Zoll im Durchmesser; sie werden ungefähr 3 Fuß tief in die Erde eingesenkt und haben dann über der Erde noch

eine Länge von 12 bis 15 Fuß; die Zwischenräume zwischen den Pfählen sind so weit, daß ein Mensch hindurchgleiten kann. Die senkrechten Pfähle werden durch Querbalken zusammengehalten, welche mit Rohr und biegsamen Schlingpflanzen oder, wie man sie nennt, „Djungel-Seilen“ angebunden werden, und das Ganze wird mittels gabelförmiger Stützen befestigt, welche die Bindepfähle umfassen und den Zaun gegen das Zusammenbrechen nach außen bei einem etwaigen Andringen der wilden Elephanten schützen (s. d. Abbildung).

„Bei der Gelegenheit, welche ich jetzt zu beschreiben versuche, war der so eingeschlossene Raum ungefähr 500 Fuß lang und 250 Fuß breit. An dem einen Ende war ein Eingang offen gelassen, welcher durch Vorschieben von Querpfählen augenblicklich geschlossen werden konnte; und von jeder Ecke der Seite, wo die Elephanten herkommen sollten, setzte sich eine Linie desselben starken Zaunes fort, ebenfalls durch Bäume sorgfältig verborgen, so daß, wenn die Herde, anstatt durch den offenen Eingang einzutreten, nach rechts oder links abgewichen wäre, sie sich plötzlich aufgehalten und gezwungen gesehen hätte, ihren Weg nach der Pforte wieder aufzunehmen (s. d. Abbildung).

„Schließlich hatte man eine Tribüne für die Gesellschaft des Gouverneurs auf einer Gruppe der zunächst an der Einzäunung stehenden Bäume angebracht, von welcher aus man den ganzen Vorgang vom Eintritt der Herde bis zur Abführung der gefangenen Elephanten beobachten konnte.

„Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß der hier beschriebene Bau, so massiv er ist, völlig ungenügend sein würde, dem mit voller Kraft unternommenen Angriffe eines in Wuth gebrachten Elephanten zu widerstehen; auch hat man Beispiele von Unglücksfällen, die sich beim Durchbrechen der ganzen Herde ereignet haben. Indessen verläßt man sich nicht so sehr auf den Widerstand der Einzäunung, als auf die Furchtsamkeit der Gefangenen, die ihre eigene Stärke nicht kennen, auf die Kühnheit der Jäger und auf die List, mit der letztere die Unterjochung ausführen. Sobald der Corral fertig ist, beginnen die Treiber die Elephanten zusammenzutreiben. Zu diesem Zwecke müssen sie oft einen Kreis von vielen Meilen bilden, um eine genügende Anzahl einzuschließen, und die dabei zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln erheischen viel Geduld; man muß vermeiden die Elephanten unruhig zu machen, weil sie sonst entwischen könnten. Da ihr Naturell im Ganzen friedfertig ist und sie nur darauf bedacht sind, ungestört und in Sicherheit zu weiden, so ziehen sie sich instinktmäßig vor dem leisesten Andringen zurück, und man benutzt diese Schüchternheit und Liebe zur Abgeschlossenheit, indem man nur gerade so viel Störung verursacht, als nöthig ist, um sie langsam in der gewünschten Richtung vorwärts zu treiben. Mehrere Herden werden auf diese Weise auf einem Areal konzentrirt, welches noch vollständig von den Wächtern umringt werden kann, und Tag für Tag werden sie nun allmälig nach der Einzäunung des Corrals selbst vorwärts getrieben. Wenn ihr Verdacht rege wird und sie Unruhe zeigen, so greift man zu stärkeren Maßregeln, um ihre Flucht zu hindern. Man unterhält Tag und Nacht Feuer in einer Entfernung von 10 Schritt zu 10 Schritt längs der Peripherie des Areals, innerhalb dessen sie eingesperrt sind. Die Zahl der Treiber wird auf 2- bis 3000 vervollständigt, und Fußwege werden sorgfältig durch das Djungel gehauen, um die Kommunikation längs der ganzen Linie zu ermöglichen.



Der Corral während des Eintreibens der Elephanten.

Die Anführer unterhalten eine beständige Patrouille, um zu sehen, ob ihre Leute auf deren Posten und wachsam sind, da eine Nachlässigkeit auf einer einzigen Stelle das Entkommen der Herde zur Folge haben und in einem Augenblicke die Arbeit von Wochen zu nichte machen könnte. Dadurch wird denn jeder Versuch der Elephanten, durchzubrechen, in der Regel vereitelt, und auf jedem bedrohten Punkte kann sofort eine genügende Macht versammelt werden, um sie zurückzuwerfen. Endlich werden die Elephanten so nahe zu der Einzäunung hingedrängt, daß der Kordon sich zu beiden Seiten an die Arme des Corrals anschließt und nun das Ganze einen Kreis von etwa 2 engl. Meilen bildet, innerhalb dessen die Herde eingeschlossen gehalten wird bis zu dem Signal für das Schlußtreiben.

„Zwei Monate waren über solchen Präliminarien vergangen und bis zu diesem Punkte waren die Vorbereitungen gediehen an dem Tage, da wir anlangten und unsere Plätze auf der für uns errichteten Schaubühne einnahmen, welche den Blick auf den Eingang in den Corral gewährte. Dicht unter uns war ein Trupp zahmer Elephanten — gesendet von den Tempeln und den Häuptlingen, um beim Einfangen der wilden zu helfen — aufgestellt und fächelte sich behaglich mit Blättern. Drei verschiedene Herden, deren Gesammtzahl auf 40 bis 50 Stück angegeben wurde, waren eingeschlossen und in diesem Augenblicke in dem Djungel in geringer Entfernung von der Einzäunung verborgen. Nicht ein Laut durfte sich hören lassen, Jeder flüsterte nur mit seinem Nachbar, und so strenges Schweigen wurde von der Menge der Wächter auf ihren Posten beobachtet, daß wir gelegentlich das Knistern der Zweige hören konnten, wenn einer von den Elephanten ein Blatt abknickte.

„Plötzlich wurde das Signal gegeben und das Schweigen des Waldes unterbrochen durch das Rufen der Leute, durch das Lärmen der Trommeln und Tam-Tams und Flintenschüsse. Man begann damit an der entlegensten Seite des Terrains, und so wurden die Elephanten in eiligem Laufe nach dem Eingange in den Corral getrieben.

„Die Wächter längs der Seitenlinie verhielten sich ruhig, bis die Herde an ihnen vorüber war; dann fielen sie in ihrem Rücken in das Rufen mit ein und trieben sie mit verdoppeltem Geschrei und Lärmen vorwärts. Der Tumult wuchs mit dem Näherkommen der erschreckten Rotte, jetzt auf dieser Seite, jetzt auf der anderen anschwellend, je nachdem die Herde in panischer Verwirrung von einem Punkt zum andern eilte, um die Linie zu durchbrechen, immer sogleich zurückgeschlagen mit Geschrei, Schüssen und Trommeln.

„Endlich verkündete das Knistern der Zweige und das Krachen des Buschholzes ihre unmittelbare Nähe; der Leiter brach aus dem Gehölze hervor und stürzte wild heran, bis auf etwa 20 Ellen vom Eingang, gefolgt von der übrigen Herde. Noch ein Augenblick und sie würden in den offenen Thorweg gerannt sein, als sie sich plötzlich umwandten, in den Wald zurückeilten und den Jägern zum Trotz ihre frühere Stellung wieder einnahmen. Der oberste Anführer kam heran und erklärte diese Grille damit, daß ein wildes Schwein — ein Thier, welches die Elephanten scheuen sollen — aus seinem Versteck aufgescheucht, dem Leit-Elephanten über den Weg gelaufen sei, welcher sonst direkt auf den Corral

zugehalten haben würde; er bemerkte weiter, daß, da die Herde jetzt auf's Höchste gereizt und da es jederzeit schwerer sei, den Fang bei Tageslicht zu bewerkstelligen, als bei Nacht, wo die Feuer und Fackeln doppelte Wirkung thun, es der Wunsch der Jäger sei, ihre letzte Anstrengung bis zum Abend zu verschieben, wo die Dunkelheit ihnen wesentlich zu Hülfe kommen werde.

„Nach Sonnenuntergang wurde die Scene außerordentlich interessant; die niedrigen Feuer, von welchen man beim Sonnenlicht nur den Qualm gesehen hatte, traten mit ihrer röthlichen Glut aus der Dunkelheit hervor und verbreiteten ihren Schein über die um sie versammelten Gruppen, während der Rauch durch das reiche Laub der Bäume emporwirbelte. Die Menge der Zuschauer beobachtete das tiefste Stillschweigen und kein Laut wurde hörbar, als etwa das Summen eines Insekts. Da auf einmal wurde die Stille unterbrochen durch einen fernen Trommelschlag, dem eine Flintensalve folgte. Dies war das Signal für die Erneuerung des Angriffs, und die Jäger traten mit Rufen und Geschrei in den Kreis ein; trockene Blätter und Reisig wurden auf die Wachtfeuer geworfen, bis sie in die Höhe flackerten und auf allen Seiten eine flammende Linie bildeten, außer in der Richtung des Corrals, welcher sorgfältig im Dunkel gehalten wurde; und dahin wandten sich die erschreckten Elephanten, verfolgt von dem gellenden Rufen und Getöse der Jäger.

„Die Elephanten näherten sich eilenden Laufes, das Gebüsch niederstampfend und die trockenen Zweige zerknickend; der Leiter tauchte Angesichts des Corrals auf, stutzte einen Augenblick, stierte wild umher und stürzte sich dann durch das offene Thor, die übrige Herde ihm nach. Plötzlich, wie auf einen Zauberschlag, flammte der ganze Umfang des Corrals, welcher bis dahin in tiefster Finsterniß gehalten worden war, mit Tausenden von Lichtern, indem jeder Jäger in dem Moment, wo die Elephanten eingetreten waren, mit einer am nächsten Wachtfeuer angezündeten Fackel nach der Umzäunung eilte.

„Die Elephanten rannten zunächst nach dem äußersten Ende des Verhaues; durch den Zaun aufgehalten, kehrten sie um, den Eingang wiederzugewinnen, fanden ihn jedoch verschlossen. Ihr Schrecken war mächtig; in reißender Schnelligkeit durchliefen sie den Corral, fanden ihn aber jetzt auf allen Seiten von Feuer umgeben; sie versuchten den Zaun zu forciren, doch die Spieße und Fackeln der Wachen trieben sie zurück; nach welcher Seite sie sich auch wendeten, wurden sie mit Musketensalven zurückgeschlagen. In eine Gruppe zusammentretend, zögerten sie jetzt einen Augenblick in augenscheinlicher Bestürzung; dann brachen sie in einer anderen Richtung auf, als wäre es ihnen plötzlich eingefallen, einen Punkt zu versuchen, den sie vorher übersehen gehabt; aber wiederum enttäuscht kehrten sie langsam nach ihrem vorigen Ruheplatze in der Mitte des Corrals zurück.

„Der Reiz, welcher in diesem eigenthümlichen Anblick lag, beschränkte sich nicht auf die Zuschauer, er erstreckte sich selbst auf die zahmen Elephanten, welche außen aufgestellt waren. Bei der ersten Annäherung der fliehenden Herde gaben sie die höchste Theilnahme kund. Zwei namentlich, welche in der Nähe der Front standen, waren gewaltig aufgeregt, stießen die Köpfe gegen einander, scharrten den Boden und fuhren auf, als das Lärmen näher kam. Schließlich, als die Herde in den Corral stürzte, riß der eine, ein weiblicher

Elephant, sich wirklich von den Zügeln los, rannte nach der Herde zu und entwurzelte dabei einen ansehnlichen Baum, der ihm im Wege stand.

„Ueber eine Stunde lang fuhren die Elephanten fort, den Corral zu durchkreuzen und die Palissaden mit ungebeugter Energie anzugreifen, nach jedem verfehlten Versuche vor Wuth trompetend und schreiend. Wieder und wieder suchten sie den Thorweg zu forciren, als wüßten sie aus Erfahrung, daß er einen Ausweg gewähren müsse, wie er ihnen vorher als Eingang gedient hatte, aber bestürzt und wie betäubt fuhren sie zurück. Nach und nach wurden ihre Versuche immer seltener. Einzelne liefen in Aufregung dahin und dorthin und kehrten nach jeder Anstrengung niedergeschlagen zu ihren Gefährten zurück; und zuletzt sammelte sich die ganze Herde in Verwirrung und Erschöpfung zu einer Gruppe, einen Kreis mit den Jungen in der Mitte bildend, und stand bewegungslos im dunkeln Schatten der Bäume im Centrum des Corrals.

„Man traf hierauf Vorbereitungen für die Bewachung während der Nacht, die Mannschaften um die Umzäunung wurden verstärkt und Holz auf die Feuer gehäuft, um eine hohe Flamme bis zum Sonnenaufgang zu unterhalten.

„Drei Herden waren ursprünglich durch die Treiber von außen zusammengebracht worden; aber mit charakteristischem Instinkt hatten sie sich von einander getrennt gehalten und verschiedene Stationen innerhalb des von den Wächtern umgebenen Terrains eingenommen. Als das Schlußtreiben stattfand, war nur eine Herde in die Umzäunung eingetreten, während die beiden anderen zurückblieben; und da das Thor hinter der ersten Abtheilung augenblicklich geschlossen werden mußte, so waren die anderen unvermeidlich ausgeschlossen und blieben im Djungel verborgen. Um ihre Flucht zu verhindern, wurden die Wächter an ihre früheren Stationen beordert und die Feuer wieder ergänzt; und nachdem alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, kehrten wir zurück, um die Nacht in unseren Bungalo's am Flusse zuzubringen.

„Da unsere Schlafstätte nicht über 200 Ellen vom Corral entfernt lag, wurden wir mehrmals geweckt durch das Lärmen der Menge, welche im Walde bivouakirte, durch das fröhliche Gelächter um die Wachtfeuer und hie und da durch das Geschrei, mit welchem die Wachen einen plötzlichen Angriff der Elephanten auf die Umzäunung zurückschlugen. Als wir aber bei Tagesanbruch nach dem Corral gingen, fanden wir Alles still und wachsam. Bei Sonnenaufgang ließ man die Feuer ausgehen und die abgelösten Wachen schliefen in der Nähe des großen Zaunes; der Corral war auf allen Seiten von Schaaren von Männern und Knaben mit Spießen oder weißen geschälten Ruthen von etwa 10 Fuß Länge umgeben, während die Elephanten in der Mitte sich eng zu einer Gruppe zusammengezogen hatten, nicht mehr lärmend und unruhig, sondern erschöpft und still, und auf's Aeußerste demüthig vor Furcht und Staunen über Alles, was um sie her vorgegangen war.

„Nur neun Stück waren bis jetzt gefangen, von denen drei sehr groß, zwei dagegen ganz kleine, nur wenige Monate alte Geschöpfe waren. Einer von den großen war ein Wildfang*), und da er nicht zur Herde gehörte, wurde er

*) „rogue“, singhalesisch hora. Wenn ein Elephant von seiner Herde ausgestoßen ist oder durch Zufall von ihr sich entfernt hat, wird er von keiner anderen Herde geduldet. Solche einzelne Thiere verändern auffallend ihren Charakter und sind weit gefährlicher als eine ganze Herde anderer.

nicht in den Kreis gelassen, obgleich sie ihm nicht wehrten, in ihrer Nähe zu stehen.

„Inzwischen wurden außen Vorbereitungen getroffen, die zahmen Elephanten in den Corral zu führen, um die gefangenen in Sicherheit zu bringen. Seile mit Schlingen waren in Bereitschaft, und weit getrennt von allen Anderen stand ein Trupp von den verachteten Radja's, dem einzigen Stamme, welcher ein todtes Thier anrühren darf, und welchem deshalb das Geschäft zugewiesen wird, die dünnen, aber sehr festen und elastischen Seile für die Schlingen aus frischen Häuten von Wild und Büffeln zu bereiten.

„Endlich wurden die Pfosten, welche den Eingang in den Corral verschlossen, behutsam hinweggezogen und zwei gezähmte Elephanten geräuschlos hineingelassen, geritten von ihren Mahauts (oder Pounekalla, wie die Wärter auf Ceylon genannt werden), und mit je einem Begleiter; Jeder von ihnen trug ein starkes Halsband aus Geflecht von Kokosnußfasern, an dem auf beiden Seiten Seile von Elennthierhaut mit fertigen Schlingen angehängt waren. Mit jenen und hinter ihnen verborgen, kroch der Anführer der „Kuruwi" oder Schlingenfänger (noosers) in die Umzäunung, begierig nach der Ehre, den ersten Elephanten zu fangen — einer Auszeichnung, welche diese Klasse eifersüchtig den Mahauts der Häuptlinge und der Tempel wett zu machen sucht. Es war ein sehniger kleiner Mann, fast 70 Jahre alt, der in derselben Eigenschaft unter dem König von Candy gedient hatte; er trug zwei silberne Ohrgehänge, die er zum Zeugniß seiner Heldenthaten erhalten. Ihn begleitete sein Sohn Ranghanie, gleichfalls berühmt wegen seines Muthes und seiner Gewandtheit.

„Bei der in Rede stehenden Gelegenheit waren zehn zahme Elephanten gegenwärtig; zwei davon waren Eigenthum eines nahe gelegenen Tempels (der eine von ihnen erst das Jahr vorher gefangen und doch schon brauchbar, andere zu fangen), vier gehörten den benachbarten Häuptlingen und die übrigen, einschließlich der beiden, welche zuerst den Corral betraten, waren der Regierungs-Stuterei entnommen. Von den letzteren war der eine mächtig bejahrt; seit länger als einem Jahrhundert hatte er der holländischen und englischen Regierung gedient. Der andere, ein Weibchen, von seinem Wärter „Siribeddi" genannt, zählte ungefähr 50 Jahre und zeichnete sich durch seinen sanften und gelehrigen Charakter aus. Er war ein vorzüglicher Lock-Elephant und gab das höchste Wohlgefallen an der Jagd zu erkennen. Nachdem er, mit dem Mahaut auf seinen Schultern und dem Anführer der Schlingenfänger hinter diesem, geräuschlos in den Corral eingetreten war, ging er mit schlauer Zurückhaltung und mit dem angenommenen Scheine der größten Gleichgültigkeit vorwärts; wie müßig schlenderte er in der Richtung nach den Gefangenen, dann und wann Halt machend, um ein Büschel Gras oder ein paar Blätter abzurupfen. Als er sich der Herde näherte, setzte sich diese in Bewegung; der Leiter trat vor, ließ seinen Rüssel sanft über den Kopf von jenem gleiten, wandte sich dann und trottete langsam zu seinen niedergeschlagenen Gefährten zurück. Siribeddi folgte ihm in dem früheren sorglosen Schritte, trat von hinten dicht an ihn heran und gab so dem Fänger Gelegenheit, unter sie zu schlüpfen und die Schlinge über den einen Hinterfuß des wilden Elephanten zu ziehen. Der letztere merkte sogleich die Gefahr, schüttelte das Seil ab und wandte sich zum

Angriff auf den Mann. Er würde seine Kühnheit haben büßen müssen, hätte nicht Siribeddi ihn beschützt, indem sie ihren Rüssel erhob und den Angreifenden in die Mitte der Herde zurücktrieb. Dem Alten, der leicht verwundet war, half man inzwischen aus dem Corral, und sein Sohn Ranghanie nahm seinen Platz ein.

„Die Herde trat wieder in einen Kreis zusammen, die Köpfe nach der Mitte gerichtet. Man suchte das größte Männchen aus, und zwei zahme Elephanten drängten sich muthig ein, zu beiden Seiten desselben, bis die drei fast in gleicher Linie standen. Jener zeigte keinen Widerstand, gab jedoch seine Unbehaglichkeit dadurch zu erkennen, daß er unruhig bald den einen, bald den andern Fuß hob. Ranghanie näherte sich unbemerkt, und indem er die Schlinge (deren anderes Ende an Siribeddi's Halsband befestigt war) mit beiden Händen offen hielt und den Moment abpaßte, wo der wilde Elephant den einen Hinterfuß hob, gelang es ihm, die Schlinge um denselben zu legen und festzuziehen, worauf er sich schleunigst zurückzog. Die beiden zahmen Elephanten traten augenblicklich zurück, Siribeddi spannte das Seil scharf an, und während sie den Gefangenen herauszog, trat ihr Gefährte zwischen sie und die Herde, um jede Einmischung der letzteren zu verhindern.

„Um ihn an einen Baum zu binden, mußte man ihn 20—30 Ellen rückwärts schleppen, während er wüthenden Widerstand leistete, schrecklich heulte, nach allen Seiten ausschlug und das niedere Gehölz zertrat, das unter seinem gewichtigen Stampfen wie Schilf zerknickte. Siribeddi zog ihn stetig nach sich und wand das Seil um den geeigneten Baum, dasselbe fortwährend straff anspannend und vorsichtig darüber hinwegschreitend, wenn sie bei einer neuen Windung zwischen dem Baum und dem Elephanten hindurchgehen mußte. Nach der ersten Windung war jedoch der Gefangene noch nicht so nahe an den Baum gebracht, als es nöthig war, um ihn gehörig festzumachen; da sie dies nicht allein vermochte, kehrte der andere zahme Elephant, welcher die Schwierigkeit bemerkte, von der Herde zurück, stellte sich vor den widerspenstigen Gefangenen und drängte ihn, Schulter an Schulter und Kopf an Kopf, zurück, während bei jedem Schritte Siribeddi das lose gewordene Tau nachzog, bis er in die erwünschte Nähe an den Fuß des Baumes gebracht war, wo die Kurumi-Leute ihn festbanden. Eine zweite Schlinge wurde dann um den anderen Hinterfuß gezogen und gleich der ersten befestigt, hierauf aber beide Beine mit Seilen aus Fasern der „Kitul" oder Moskovaden-Palme, welche elastischer sind als die der Kokosnüß und daher weniger leicht schlimme Geschwüre verursachen, an einander gefesselt. Die beiden Lock-Elephanten stellten sich dann wie vorhin zu beiden Seiten des Gefangenen und gewährten so Ranghanie die Möglichkeit, unter sie kriechend die beiden Vorderfüße ebenso in Schlingen zu legen, wie die hinteren; und nachdem die betreffenden Seile an einen gegenüberstehenden Baum befestigt worden, war die Gefangennahme vollendet, und die zahmen Elephanten und ihre Wärter zogen sich zurück, um die Operation an einem anderen Exemplar der Herde zu wiederholen.

„So lange die zahmen Elephanten neben dem gefangenen standen, war das arme Thier in seiner Noth verhältnißmäßig ruhig und fast passiv geblieben; sobald sie aber fortgingen und er nun ganz allein war, machte er die erstaunlichsten An-

strengungen, um sich zu befreien und zu den Gefährten zurückzukehren. Er betastete die Seile mit dem Rüssel und versuchte die zahlreichen Knoten aufzuknüpfen; er zog rückwärts, um die Vorderfüße zu befreien, und lehnte sich dann wieder nach vorn, um die hinteren loszubekommen, bis jeder Zweig des mächtigen Baumes von seinen Anstrengungen erzitterte. Er heulte wüthend, den Rüssel hoch in die Luft gestreckt; dann, auf die Seite fallend, legte er den Kopf auf die Erde, erst die Wange, darauf die Stirn, und drückte den zusammengerollten Rüssel nieder, als wollte er ihn in den Boden zwängen; und jetzt erhob er sich plötzlich und balancirte auf Stirn und Vorderfüßen, die Hinterbeine frei von sich streckend. Dieses wechselnde Schauspiel dauerte mehrere Stunden, mit gelegentlichen Pausen augenscheinlicher Betäubung, nach denen der Kampf sich von Zeit zu Zeit krampfhaft und wie auf plötzlichen Antrieb erneuerte; endlich aber legte sich das eitle Bemühen, und das arme Thier blieb vollkommen regungslos, ein Bild der Erschöpfung und Verzweiflung."



Der gefangene Elephant.

„Inzwischen präsentirte sich Ranghanie vor der Tribüne des Gouverneurs, um die übliche Gratifikation für das Binden des ersten Elephanten in Empfang zu nehmen. Er wurde mit einem Regen von Rupien belohnt und zog sich darauf zurück, um sein gefährliches Werk im Corral wieder aufzunehmen.

„Die übrige Herde war jetzt in einem Zustande bemitleidenswerther Niedergeschlagenheit; wie im Gefühl gemeinsamen Unglücks drängten sie sich eng an einander. Meistentheils standen sie in einer Gruppe zusammen, ängstlich und voll Unbehagen. Hie und da ging einer, ungeduldiger als die anderen, ein paar Schritte vorwärts, um zu rekognosciren; die anderen folgten, erst langsam,

dann schneller, bis schließlich die ganze Herde wüthend dahin rannte, um den oft vereitelten Versuch eines Sturmes auf die Palissaden zu erneuern.

„Es war eine seltsame Mischung von Erhabenem und Lächerlichem in diesen unglücklichen Operationen: die Erscheinung gewaltiger Kraft in ihren gewichtigen Gliedern, gepaart mit dem fast possierlichen Durcheinander ihres plumpen Ganges, und die Wuth ihres anscheinend unwiderstehlichen Angriffes, der sich so augenblicklich in furchtsamen Rückzug verwandelte. Wie wahnsinnig rannten sie nach der Umzäunung hin, mit gewölbtem Rücken, gestrecktem Schweife und gespreizten Ohren, den Rüssel hoch über den Kopf in die Luft erhoben, trompetend und gellendes Geschrei ausstoßend — und jetzt, wo ein Schritt weiter den entgegenstehenden Zaun in Trümmern niedergeworfen hätte, blieben sie stehen, weil ein paar weiße Ruthen ihnen durch die Verpfählung entgegengestreckt wurden; und da sie nun den jubelnden Spott der Menge ernteten, kehrten sie mit der äußersten Niedergeschlagenheit um, kreisten ein- oder zweimal zwecklos durch den Corral und schritten dann langsam nach ihrem melancholischen Standorte in der Mitte zurück."

Ich übergehe die Manöver beim Fang des zweiten Elephanten, die Tennent ebenfalls ausführlich erzählt. Nur einige von seinen Bemerkungen mögen noch hier Platz finden.

„Es ist sonderbar, daß bei diesen Begegnungen (beim Fang) die wilden Elephanten keinen Versuch machten, die Mahauts und Kurnwis, welche auf den zahmen ritten, anzugreifen oder herabzuwerfen. Die letzteren bewegten sich inmitten der Herde, von der jedes einzelne Thier die Reiter in einem Augenblick hätte aus dem Sitze stoßen können; aber keines wagte sie zu belästigen."

„Wie so einer nach dem anderen von ihren Leitern gefangen und ihnen entführt wurde, zeigten die übrigen eine steigende Aufregung; aber wie groß auch ihr Mitgefühl für ihre verlorenen Gefährten sein mochte, so schien anfänglich der Schrecken sie davon abzuhalten, diesen nach den Bäumen zu folgen, an welche man sie festband. Nachher blieben sie im Vorübergehen bisweilen stehen; dann umschlangen die zwei sich gegenseitig mit den Rüsseln, beleckten einander Hals und Glieder und gaben den rührendsten Schmerz über ihre Gefangennahme kund, aber keiner versuchte die Taue zu zerstören, die den Gefangenen hielten."

„Die Verschiedenheit des Temperamentes, die sich in dem Benehmen der einzelnen kundgab, war auffällig; einige unterwarfen sich mit verhältnißmäßig geringem Widerstand, während andere sich in ihrer Wuth mit einer Gewalt zu Boden warfen, die jedem schwächeren Geschöpfe hätte verderblich werden müssen. Sie ließen ihren Ingrimm an jedem Baum, jeder Pflanze in ihrem Bereiche aus; war die Pflanze klein genug, so rissen sie dieselbe mit dem Rüssel nieder, streiften Blätter und Zweige ab und warfen sie in wilder Unordnung über ihren Kopf nach allen Seiten hin. Die einen gaben während ihrer Kämpfe keinen Ton von sich, während andere wüthend brüllten und trompeteten, dann kurzes krampfhaftes Geschrei ausstießen und zuletzt erschöpft und hoffnungslos ihrem Kummer in leisem kläglichen Geheul Luft machten. Einige lagen, nach ein paar heftigen Anläufen dieser Art, regungslos am Boden, ohne ein anderes Zeichen des Schmerzes außer den Thränen, die unaufhörlich ihren Augen entquollen. Andere

zeigten in all' der Macht ihres Zornes die wunderbarsten Verdrehungen; uns, die wir gewohnt waren, mit der ungeschlachten Masse eines Elephanten die Idee der Steifheit und Unbeweglichkeit zu verbinden, erschienen die Stellungen, in die sie ihren Körper zwängten, fast unglaublich. Eine Manipulation kehrte fast bei allen wieder: in den Zwischenräumen zwischen ihren Kämpfen schlugen sie den Boden mit den Vorderfüßen, und indem sie dann die trockene Erde mit einer Windung des Rüssels packten, schleuderten sie dieselbe geschickt über alle Theile ihres Körpers; selbst im Liegen wurde der erreichbare Sand so zusammengescharrt und über ihre Glieder zerstreut. Dann steckten sie das Ende des Rüssels in das Maul und zogen daraus eine Quantität Wasser, welches sie über den Rücken hin entluden; diese Operation wiederholten sie immer von Neuem, bis der Staub vollständig durchnäßt war."



Der gefesselte Elephant

„Als die sämmtlichen wilden Thiere", fährt der Erzähler fort, „gefangen und angebunden waren, bot die Scene ein echt orientalisches Bild. Ein= bis zweitausend Eingeborene, viele von ihnen feierlich geputzt und mit Speeren bewaffnet, umgaben die Umzäunung. Ihre Frauen und Kinder hatten sich versammelt, das Schauspiel zu sehen; jene hatten großentheils ihre Kinder wie kleine bronzirte Amoretten an der Seite hängen, die Mädchen zumeist in dem anmuthigen Kostüm dieses Landestheiles — einer Schärpe, welche um den Leib gewunden und dann über die linke Schulter geworfen wird, die ganze rechte Seite frei lassend.

„Von den gefangenen Elephanten lag jeder an seinem Baume; einige noch kämpfend und zerrend in fieberhafter Erregung, andere in Erschöpfung und Verzweiflung regungslos, nur daß sie von Zeit zu Zeit sich frischen Staub über den Kopf warfen. Die sanften Töne einer Candy-Flöte, die sich von Weitem hören ließen, machten auf mehrere von ihnen sichtlich Eindruck; sie wandten den Kopf nach der Richtung, aus welcher die Musik kam, dehnten ihre breiten Ohren aus und gaben ihr Behagen an den klagenden Tönen kund. Die zwei jüngsten allein lärmten noch nach Freiheit; sie stampften den Boden und bliesen Wolken von Staub über ihre Schultern, schwenkten ihre kleinen Rüssel und griffen Jedermann an, der ihnen zu nahe kam.

„Die alten Elephanten hatten Anfangs, nachdem sie gebunden worden, alle Nahrung von sich gewiesen, sie unter die Füße gestampft und sich stolz abgewendet. Einige jedoch konnten, als sie ruhig wurden, der Versuchung der saftigen Pisangstengel nicht widerstehen, rollten sie unter den Füßen hin und her, bis sie die Schale abgelöst hatten, führten sie dann mit dem Rüssel zum Munde und fingen sorglos an zu kauen."

Tennent erzählt dann weiter, wie noch die zweite von den drei ursprünglich eingeschlossenen Herden in den Corral getrieben und in ähnlicher Weise wie die erste gebunden wurde. Doch mag es an dem Obigen genug sein.

So wild das mächtige Thier sich auch bei der Gefangennehmung geberdet, so läßt sich dasselbe andererseits, wenn es die Freiheit einmal verloren hat, verhältnißmäßig rasch und leicht zähmen und zu den verschiedensten Arbeiten abrichten.

Auch hierüber enthält das Tennent'sche Werk eine Fülle der anziehendsten Einzelheiten und charakteristischer Züge aus dem Leben des klugen und selten begabten Thieres. Tennent's Werk ist im Ganzen als das Muster einer Monographie zu betrachten, mit ganz besonderer Vorliebe hat er aber gerade das Leben der Elephanten und seine psychologische Seite behandelt und nur ungerne verzichte ich darauf, die seinen und oft staunenden Einzelzüge aus diesen Schilderungen, die uns zu weit führen würden, hier wiederzugeben.

Soll man es einem hohen Grade von Ehrgefühl beimessen, daß manche Elephanten, die nach der Zähmung in ein Joch eingespannt werden sollten, plötzlich wie vom Schlagflusse getroffen niederstürzten und verendeten? Es ist ein in Ceylon häufig gehörtes Wort, daß der Elephant „am gebrochenen Herzen" gestorben sei, denn Fälle so plötzlichen Todes nach innerer Erregung gehören nicht zu den Seltenheiten.

Die warme Hingabe des liebenswürdigen und geistreichen Verfassers an die seelische Seite des Thierlebens gerade dem Elephanten gegenüber fühle ich demselben lebendig nach. Oder ist es nicht in Wahrheit rührend, daß das mächtige Thier, dieser Koloß unserer jetzt lebenden Geschöpfe, ruhig eine ganze Nacht ohne Nahrung bei seinem Führer auf der Straße ausharrt, der berauscht zu Boden gesunken war?

Es scheint keinem Zweifel unterworfen, daß der Elephant, wenn er in der Freiheit seinen Tod nahen fühlt, sich tief in die abgelegensten Gebirgsschluchten zurückzieht, um dort einsam und ungesehen zu verenden — liegt nicht in solchen Zügen eine Tiefe der inneren Reflexion, die fast unglaublich klingt? — und

doch werden in den von Menschen besuchten Wäldern nie die Gebeine todter Elephanten gefunden, während man die lebenden in zahlreichen Herden das Dickicht durchstreichen sieht.

In den ersten Tagen nach der Gefangennehmung läßt man den Thieren Erholung und Ruhe und stellt wol, um Vertrauen zu erwecken, einen zahmen in ihre Nähe. Allmälig gewöhnt man sie daran, ihr Futter zu nehmen, gebunden zwischen zwei Zahmen auszugehen, zu baden u. s. w., bis sie ruhiger werden und leichter zu behandeln sind. Eine wesentliche Sorge ist die Heilung der durch die Stricke verursachten eiternden Fußwunden, da seltsamer Weise die sprichwörtlich dicke Elephantenhaut außerordentlich leicht verletzbar und schwer zu heilen ist.

Die erste Arbeit, zu welcher man den neu gezähmten Elephanten verwendet, besteht in der Regel darin, Thon in einer Ziegelei zu treten, oder daß man sie mit einem schon geübten Thiere vor einen Lastwagen spannt. Als Lastthiere sind sie wegen ihrer leicht verletzlichen Haut nicht gut zu verwenden und auch zum Wegschleppen von schweren Gegenständen empfiehlt sich ihre Verwendung nicht, da eine den Kräften angemessene Last chaussirte Wege zu sehr ruiniren müßte. Ueberhaupt ist die Benutzung zahmer Elephanten zu den verschiedenen Arbeiten eine geringere, als man voraussetzen möchte, ihre Erhaltung ist kostspielig und sehr oft sind sie auch durch Fußwunden für längere Zeit dienstuntauglich.

Begreiflicherweise hegten wir während unseres Aufenthaltes in Candy den Wunsch, auch Etwas von den Leistungen der arbeitenden Elephanten zu sehen, und waren hoch erfreut, als wir eines Tages von Mr. Braybrook benachrichtigt wurden, daß in der Entfernung von etwa einer Stunde vor der Stadt zwei Elephanten am Straßenbau beschäftigt seien.

Außer zur Anlegung von neuen Wegen, die den dichtverworrenen Djungel durchschneiden sollen, — wobei die Elephanten das schwächere Gebüsch niedertreten, größere Bäume ausreißen oder umstürzen und endlich das Material dieser „Entwaldung" sorgfältig aus dem Wege schaffen, werden die klugen Thiere ganz besonders zum Herbeischaffen des Materials bei Straßen- und Brückenbauten verwendet, und eine solche Thätigkeit war es, die wir in Augenschein nehmen sollten. Rasch wurde ein leichtes Fuhrwerk beschafft, Herr von Brandt, Heine und ich selbst postirten uns in den engen Raum, so gut es gehen wollte, und fuhren dann der bezeichneten Stelle zu.

Die Scene, welche sich uns bei unserer Ankunft bot, war im höchsten Grade interessant und gab uns den Beweis, daß die Berichte über die Geschicklichkeit dieser Thiere keineswegs übertriebene sind. Wir befanden uns am Ufer eines breiten und schönen Flusses, in welchen ein kleineres Gewässer einmündete. Dieses sollte der Weg, auf dem wir von Candy gekommen, überschreiten, und man war zu dem Ende mit der Konstruktion einer Brücke beschäftigt.

Zwei Elephanten unter Aufsicht eines Führers hatten nun ihr Tagewerk hier zu verrichten. Vor uns lag ein großer Haufen von gebrochenen Felssteinen, die zu dem Fundamentalbau dienen sollten, und die Aufgabe der Thiere war es, diese Steinblöcke bis an den Rand der Flußvertiefung zu schieben und sie dort hinunter zu befördern. In staunenswerth geringer Zeit war diese Arbeit

geschehen, und es bereitete uns in der That einen großen Genuß, derselben zuzusehen und zu beobachten, mit welcher Ueberlegung die Thiere dabei zu Werke gingen. Zunächst besah sich der Elephant mit seinen kleinen, aber ausdrucksvollen Augen den Steinblock, welchen er zunächst wegzuräumen gedachte, und lüftete ihn mit dem Rüssel, um Schwere und Lage desselben zu prüfen. Dann schob er den Stein mit dem rechten Vorderbein weiter und legte wol seinen Rüssel als Polster zwischen die rauhe Seite des Steines und seinen Fuß; gelang es ihm aber nicht, den Block auf diese Weise zu transportiren, dann kniete das Thier nieder, um mit der Stirn und dem Nasenbein den hartnäckigen Widerstand zu überwinden. Glückte es dann, den Stein zur Anhöhe zu bringen und von da in die Tiefe gelangen zu lassen, dann schaute der Arbeiter mit triumphirender Miene dem rollenden Felsstücke nach und ging ruhig zurück, um seine Arbeit wieder aufzunehmen.

Der Abend war mittlerweile nahe und das Tagewerk für heute beendet; unser korpulenter Freund Heine bestieg einen der Elephanten, der ihm dazu willig seinen gekrümmten Vorderfuß als Schemel anbot; dann sahen wir noch zu, wie die Thiere im nahen Flusse ihr Bad nahmen und, behaglich ihren Rüssel als Spritze benutzend, sich ganze Ströme von Wasser über den Rücken gossen. Aus dem Bade zurückkehrend setzten uns die Thiere noch besonders durch die Behendigkeit ihrer Bewegungen in Erstaunen, mit der sie kleine Abhänge emporkletterten, wie Ziegen, die einen frischen Zweig erhaschen wollen. Auch unser Elephantenpaar pflückte von einer nahen Bambus-Gruppe einige Zweige, die ihnen als Fächer in der kühler werdenden Abendluft dienen sollten; der Führer kletterte auf eines der Thiere hinauf und gleichzeitig mit uns traten sie den Heimweg an.

Bei allen Exkursionen, die wir in die nahe Wildniß von Candy unternahmen, war uns besonders auffallend das Todte und Lautlose der Natur, denn von der Thierwelt hörten wir kaum einen Laut. Kaum das Summen der Insekten war vernehmlich, Wald und Djungel schienen wie entvölkert, und das Rascheln im Laube konnte ebenso gut vom Winde, wie von einer davoneilenden Schlange oder Eidechse herrühren. Nur ab und zu wiegte sich ein großer dunkler Tagfalter von Blatt zu Blatt, oder die Bauten der geschäftigen, gefürchteten weißen Ameisen, deren Heerstraßen den Weg bedeckten, erinnerten daran, daß auch die Thierwelt hier vertreten sei. Kein Lärmen der Affen, kein Geschrei der Vögel, nicht einmal das eigenthümliche Rufen der fliegenden Füchse, die doch in Schaaren im Waldesdickicht leben, war vernehmbar; die Natur schien wie erstorben, und von Schlangen, Bären, Leoparden u. s. w., an deren Dasein auf der Insel nicht zu zweifeln ist, kam uns erst recht nichts zu Gesichte. Es scheint, daß die Thiere des Waldes sich während der Regenzeit tief in das Innere zurückziehen, und um Etwas von der Thierwelt der Tropen zu sehen, muß man länger, als wir es gethan, das Dickicht der abgelegenen Wälder durchstreifen und ferne von der Heerstraße und den Wohnstätten der Menschen zu solchen Plätzen vordringen, wo noch die Natur ihre Herrschaft unbestritten ausübt.

Ich benutzte die Zeit meines Aufenthaltes dazu, das Leben und Treiben der Bevölkerung, die hier vorzugsweise noch rein singhalesisch ist, durch Wanderungen in der Stadt zu den Tempeln und in die Bazars näher kennen zu lernen.



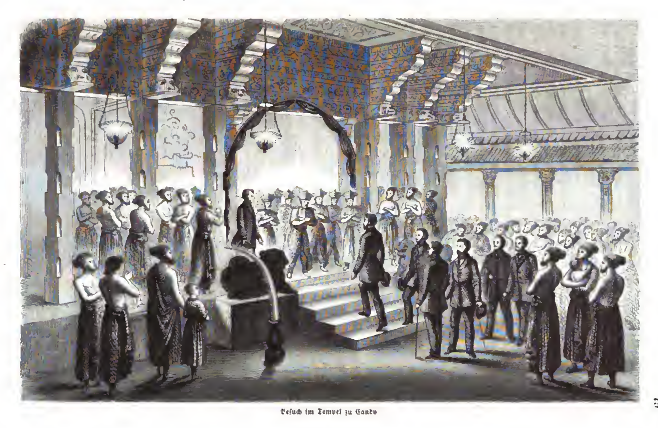
Ein Elephant als Fahrmann über den Krüganga auf Ceylon.

Am Morgen und Abend wurden kleine Streifzüge in die Umgebung der Stadt und nach den nahen Höhen unternommen. Candy ist bekanntlich bei allen Buddhagläubigen verehrt und berühmt, weil in seinem Haupttempel eine der heiligsten Reliquien dieses Kultus, der Zahn Buddha's, aufbewahrt wird. Candy ist der eigentliche Hauptsitz der Buddhalehre, wie denn die Insel Ceylon überhaupt den Schauplatz für die Wirksamkeit des großen Lehrers der Nirwana bildete. In Hunderten von Legenden lebt noch jetzt das Andenken Buddha's fort; es giebt heilige Bäume, unter deren Schatten er geruht, und der Buddhakultus auf Ceylon gilt als Norm vieler Millionen seiner Anhänger bis hinauf nach China und Japan. Es ist eine wunderbare Erscheinung in Japan, China, Siam, ja selbst auf Java, wenn auch nur in geschichtlichen Monumenten, welche der jetzigen Generation unverständlich geworden, die gleichen bildlichen Darstellungen und religiösen Gebräuche wiederzufinden, die auf Ceylon ihren ältesten und geheiligtsten Stammsitz haben. Candy und der große Tempel bilden gleichsam das Rom und Jerusalem der buddhistischen Lehre, und Siam, wo dieselbe noch eine lebendige und kraftvolle Stellung als Staatsreligion behauptet, empfängt von Zeit zu Zeit seine angesehensten Lehrer von der Insel Ceylon.

Ich kann hier auf eine nähere Beleuchtung der buddhistischen Lehre und ihrer ungeheuren räumlichen Verbreitung nicht eingehen, ich verweise in dieser Hinsicht auf Köppen's vortreffliches Werk, das auch über den inneren Werth dieser Lehre, der äußerlich über 300 Millionen Menschen huldigen, interessante Aufschlüsse bietet.

Es mußte uns von Interesse sein, das Innere des Tempels und die Reliquie, welche sich in einer kostbaren Einfassung in Form eines Tempels befindet, zu besichtigen. Es ist gewiß ein Beweis von dem Ansehen und der Achtung, dessen sich der Governments-Agent Braybrook bei den Oberpriestern des Tempels erfreut, daß diese bereit waren, wenn er selbst die fremden Gäste in das Innere des Tempels geleite, ihnen alle ihre Heiligthümer und Kostbarkeiten zu zeigen. Die Hauptkirchenfürsten, welche später auch unserm Zeichner Herrn Heine in ihrer vollen Tracht zu einer Skizze saßen, empfingen uns am Eingang des Tempels, in welchem eben die Ceremonie des Abendgottesdienstes vor sich ging, und führten uns umher.

Dieser Tempel besteht aus einem zweistöckigen Gebäude, von Holz, Stein und Lehm inmitten eines von Säulengängen umgebenen Hofes erbaut. Dieser ist um 12—15 Fuß höher gelegen als der große Platz davor und man gelangt zu demselben durch ein großes thurmartiges Thor über eine Treppe und durch eine geräumige davor gelegene Halle. Rechts von dieser und etwas vorspringend ist ein achteckiger thurmähnlicher Ausbau mit einem spitzen Dach und einer offenen Galerie um das oberste Stockwerk. In diesem Gebäude befinden sich mehrere Statuen Buddha's aus Metall oder Bergkrystall, vor denen gleichfalls geopfert wird. Der Zahn Buddha's wird im hintersten Gemach des obersten Stockwerkes jenes kleinen Gebäudes im innern Hofe aufbewahrt. Einige Stufen führen aus der Vorhalle zum Eingange, neben welchem einige Ungeheuer, im Charakter zwischen Löwe, Drache und Hund schwebend, immer freundlich die Zähne fletschen. Vier große Elephantenzähne, in hölzerne Sockel gefaßt, stehen zu beiden Seiten desselben.



Besuch im Tempel zu Candy

Durch die Thür gelangt man in einen kleinen Raum und über eine enge Treppe in der rechten Ecke in das obere Stockwerk. Dieses enthält zwei Räume, durch eine Thüre aus vergoldetem Silber getrennt, und hinter dieser liegt das Allerheiligste.

An diesen Tempel stößt der alte Palast der Könige von Candy. Der Eingang zu diesem liegt in einer Verlängerung der Hauptfront des Tempels, etwa 300 Schritt nördlich von dem thurmartigen Ausbau. In früheren Zeiten erstreckte sich ein mit Wasser gefüllter, 20 Fuß breiter Graben vor dem Tempel und dem Palaste, jetzt ist nur noch das Stück zwischen dem achteckigen Thurme und dem Eingange zu letzterem übrig und der Rest mit Erde ausgefüllt. Die hölzerne Galerie, welche sonst Palast und Tempel verband, besteht jetzt nicht mehr; eine einzige große steinerne Halle mit einigen daran stoßenden Gemächern ist Alles, was auf dieser Seite übrig blieb. Eine Veranda, auf steinernen Säulen ruhend, erreicht man von der Straße aus auf einer von den zwei Treppen, die rechts und links davon den Aufgang bilden. Von diesem Punkte aus pflegte der König bei festlichen Gelegenheiten den Prozessionen oder Elephantenkämpfen, die hier abgehalten wurden, zuzusehen. Hinter dieser Veranda führen mehre Stufen in eine geräumige Halle, nächst deren Eingang einige Figuren angebracht sind, gleich den heutigen Singhalesen mit einem Schurz um die Lenden bekleidet, auf dem Haupte einen wunderlichen Kopfputz, ähnlich dem, welchen man oft in den Bildwerken Aegyptens begegnet, und in den Händen eine gewisse Art von Fliegenwedeln, und hinter diesen Figuren befinden sich Abbildungen mystischer Vögel, von Herrn Braybrook als heilige Gänse bezeichnet, in Wirklichkeit aber mehr einem Hahn gleichend, dessen Kopf mit einem ganz absonderlichen Kamme geziert ist. Dieser Palast ward im Jahre 1600 von Wimala Dharma erbaut und der holländische Admiral Spilberg, der Candy im Jahre 1602 besuchte, meint, daß sich der König der portugiesischen Gefangenen, die er gemacht, als Werkleute bediente. Die einst an diese große Halle stoßenden Gebäude, wahrscheinlich aus leichterem Material bestehend, wurden gleichfalls in den verschiedenen Kriegen mit den Portugiesen und Holländern zerstört, bis auf eine andere große Halle, an die linke hintere oder nordöstliche Ecke des das Allerheiligste des Tempels umgebenden Hofes stoßend. Diese dient jetzt als Gerichtshof, und die reichgeschmückten Säulen, aus dem fast unzerstörbaren Teakholz gezimmert, mit ihren phantastischen Kapitälen und dem ebenso verzierten Gebälk des Dachstuhles, scheinen aus einer ältern Periode der Hindu-Architektur herzustammen. Dies war die Audienzhalle der Könige, die, bei Nacht von Wachskerzen glänzend erleuchtet, die Schaaren der Höflinge empfing, welche knieend zwischen den Sälen an beiden Seiten Platz nahmen, während der König in einem dunkelgehaltenen anstoßenden Zimmer auf seinem Throne saß und Diejenigen, welche der Ehre einer Audienz für würdig befunden worden, sich ihm, auf Händen und Füßen im Staube kriechend, näherten.

Grabmäler der Könige finden sich nicht vor. Wenn der Leichnam des verstorbenen Herrschers verbrannt war, trug ein Mann mit einer schwarzen Maske die Urne, welche die Asche enthielt, an das Ufer des Mahawelli-Ganga, auf welchem er ein Kanoe bestieg. Auf der tiefsten Stelle angelangt, zertrümmerte er das Gefäß durch einen Schwerthieb, streute die Asche in den Strom, und

sich selbst in's Wasser stürzend, tauchte er unter, um erst am anderen Ufer wieder zu erscheinen und dann im Walde zu verschwinden. Das Kanoe schwamm den Strom hinab; die Pferde und Elephanten, welche man bei der Prozession gebraucht hatte, wurden im Walde in Freiheit gesetzt; die Frauen aber, welche Reis auf den Sarg gestreut hatten, wurden gleichfalls über den Strom gesandt, und es war ihnen verboten, je wieder zurückzukehren.

Graf Eulenburg ward von Herrn Braybrook aus seiner Wohnung nach dem Tempel geführt, wo ihn der Häuptling des Tempels, Dehigama, begleitet von drei anderen Häuptlingen, Nungawele, Moladandi und Bibile, in ihrer Staatstracht, empfing; die drei Erstgenannten waren Greise, der Vierte ein wohlbeleibter Mann in mittleren Jahren. Moladandi, ein würdig aussehender Alter in einfacher weißer Kleidung, war von Geburt der vornehmste der Gesellschaft, Dehigama aber war wegen seines großen Reichthums zum Modliar der Dalada gewählt worden und trug mit sichtlichem Stolze eine große Medaille an goldener Kette, ihm von der Königin Victoria für seine Loyalität verliehen. Die Kleidung dieser Häuptlinge bestand aus dem allgemein üblichen Serron oder Lendentuch, hier aus kostbaren dünnen Stoffen mit Gold und Seide durchwebt und in weiten Falten zusammengezogen, die vorn eine Oeffnung ließen, durch welche man wahrnehmen konnte, daß die Beine in ziemlich civilisirt aussehenden weißen Musselinhosen, am Knöchel eng anschließend und mit Spitzen besetzt, staken, die Füße aber in der ursprünglichen Nacktheit des Naturzustandes geblieben waren. Ein breiter Gürtel, die unteren Falten des Serrons zusammenhaltend, war mit Gold reich gestickt; eine weiße Weste, über dem Hemd getragen, hatte Knöpfe von Gold und Edelsteinen; ein kurzes Jäckchen, mit sehr weiten ballonartigen Aermeln bis zum Ellenbogen gehend, wie Damen sie vor 30 oder 40 Jahren in Europa trugen, vervollständigte den Anzug. Die Anzüge von Dehigama und Nungawele bestanden aus Goldbrokat, der bei Ersterem von blauer, bei Letzterem von rother Seide war; Moladandi trug sich mit Ausnahme des Gürtels ganz in Weiß, Bibile aber hatte den seinigen augenscheinlich aus dem Hochzeitskleide einer der Großmütter des gegenwärtigen Geschlechtes machen lassen, so wenigstens erschien der orangengelbe Seidenstoff mit den darauf gestickten bunten Blumen, Vögeln, Schmetterlingen, Affen und anderem Gethier. Auf dem Kopf trug ein Jeder ein wunderliches Gebäude, am besten als ein viereckiger Dreimaster zu bezeichnen, denn dasselbe schien aus einem runden Hut mit sehr breiter Krämpe konstruirt zu sein, die, an vier Seiten aufwärts gebogen, vier Ecken bildete, auf sinnige Weise den vier Himmelsgegenden des Körpers entsprechend, d. h. beiden Ohren, der Nase und dem Haarzopf, von denen die alten Herren noch einige Ueberreste, sorgsam mit Haarnadeln zusammengesteckt, zeigten. Der Rand der Krämpe war mit gefälteltem Band eingefaßt; auf der Spitze des Hutes hatte ein Jeder ein Büschlein künstlicher Blumen und Flittergold; eine riesenhafte, mit Spitzen besetzte Halskrause, weit über Schultern und Rücken herabfallend, vollendete den Staat. Dehigama war etwas korpulent, gutmüthig aussehend, gleich einem „dicken freundlichen Prälaten“; Moladandi und Nungawele bewegten sich in angemessener Weise, nicht ohne einen Anstrich von Würde; Bibile aber glich einem besonders brillanten Schellenober. Er hatte an jedem Theil seines Kostüms noch einige Vervollkommnungen

vorgenommen, sein Serron war weiter, seine Halskrause länger und faltenreicher, sein Hut imposanter als der der Uebrigen; dazu hatte er sein fettes Doppelkinn glatt rasirt, seine Ohren in riesenhaften Vatermördern verborgen, an jeder der Hände aber trug er ein großes Schmuckstück von der Größe eines Zweithalerstücks, aus Edelsteinen in Gold gefaßt bestehend und mit einem Bindfaden an dem vierten Finger so befestigt, wie man einen Siegelring trägt — ein belustigendes Bild dummen Golddünkels und ungebildeter Arroganz.

Diese edlen Väter der Stadt erwarteten den Gesandten in der Vorhalle und unter ihrer Leitung begab sich unsere Gesellschaft in das Sanktuarium. Unten im Hofe rasselten drei Jungen aus Leibeskräften auf einigen Kesselpauken, wozu ein anderer eine an einem Flaschenkürbis befestigte Flöte blies, ähnlich der, welcher sich der Schlangenbeschwörer bedient; als wir aber die enge Treppe hinaufgekommen und das Sanktuarium erreicht hatten, mischte sich noch eine sanftere Musik in diese rauhe Weise. Eine Spieluhr, von Sir Edward Barnes vor geraumer Zeit dem Tempel zum Geschenk gemacht, war hinter einem Vorhang aufgestellt und versuchte jetzt mit ihren Glasglöckchen, von denen leider einige gesprungen waren oder fehlten, in langsam gemessenem Takt Katherine Mavourneen abzuflöten.

Die Gesellschaft betrat nun einen kleinen, im hintersten Theil der Wihare gelegenen Raum, ohne Fenster, voll schwüler Luft, erfüllt mit dem Geruch vieler Blumen, die als Opfergaben auf einigen Tischen lagen, vermischt mit dem Rauch einer Menge von Kokosöl genährter Lampen. Ein mitten in diesem Gemach stehender silberner Tisch ist mit einem starken eisernen Gitter umgeben und hinter diesem sieht man die glockenähnlich geformte Karandua oder den Schrein, welcher die heilige Reliquie, den Zahn Buddha's, enthält. Diese, aus massivem Gold gebildet und mit Ketten und Juwelen behangen, welche von Zeit zu Zeit als Opfergaben dargebracht wurden, enthält eine Anzahl anderer ähnlich geformter Glocken, eine von der anderen bedeckt; in der letzten aber befindet sich eine goldene Lotosblume, deren Blätter sich durch einen Mechanismus öffnen und den in ihrer Mitte ruhenden Zahn zeigen. Eine Anzahl anderer, kleinerer Nachbildungen von der Karandua, in verschiedene Tücher sorgfältig eingehüllt, standen auf demselben Tisch, und die Priester brachten noch verschiedene andere zum Tempeldienst gehörige goldene Gefäße herbei, von denen einige ziemlich kunstreich gearbeitet waren. Die kleineren Nachbildungen der Karandua werden bei Prozessionen in der Stadt herumgetragen, besonders bei Gelegenheit des großen Festes der Para-hara am 25. Juli, wo sie, auf Elephanten ruhend, hervorragende Stellen in der Prozession einnehmen.

Wenn bei Gelegenheit der Para-hara der Zahn dem Volke gezeigt wird, so geschieht es unter dem Haupteingange des Tempels, wohin die ihn enthaltende Lotosblume unter einer Glasglocke vom Oberpriester getragen wird. Eine kleine Nachbildung der Karandua, die ebenfalls von einem Elephanten getragen und in Prozession umhergeführt wird, enthält einige Knochen Buddha's, von denen nach seiner Verbrennung 30 Scheffel aus seiner Asche aufgegriffen und als Reliquien an die verschiedenen Tempel seiner Anhänger vertheilt wurden.

Die Toleranz der Anhänger Buddha's ist in der That rühmlich und darf kaum auf Rechnung der Gleichgültigkeit gesetzt werden, da sich gerade auch unter

den Priestern die auffallendsten Beispiele großer Duldung zeigen. So war der Sohn eines der ältesten und angesehensten Kirchenfürsten in Candy zum Christenthum übergetreten, ohne daß dies das gute Einvernehmen zwischen Vater und Sohn im Mindesten getrübt hatte. Letzterem verdanke ich ein werthvolles Manuskript, auf Blätter der Taliput-Palme geschrieben und auf die Lehre Buddha's bezüglich, das jetzt der königlichen Bibliothek zu Dresden einverleibt ist.

Friedlich stehen in Ceylon, wie in vielen Ländern Ostindiens, die Tempel der verschiedensten religiösen Bekenntnisse neben einander. Manche hübsche englische Gotteshäuser stehen in der nächsten Nähe von muhamedanischen Moscheen — für die im Lande lebenden Araber —, Hindu-Tempel schließen sich an römisch-katholische Bethäuser und Kirchen an und der Haupttempel der Buddhisten stößt dicht an das Haus des Gouvernements-Agenten in Candy, der einen Flügel des alten Wohnsitzes der eingebornen Könige von Candy bewohnt. Toleranz ist vor Allem den Buddhisten eigen, und wir hörten, daß religiöse Zwistigkeiten auf der Insel fast nie zu Tage treten. — Einen tieferen Blick zu thun in das Leben der einheimischen Bevölkerung ist während eines kurzen Aufenthaltes kaum möglich, man bildet sich sein Urtheil mehr nach den äußeren Eindrücken. Auch bei längerem Verweilen bleiben die Berührungen und Beziehungen nur einseitiger Natur und zwischen dem Weißen und Farbigen besteht unausgesprochen, schon durch Sprache, Sitte und Denkweise, eine große unsichtbare Kluft, die es in meinen Augen unmöglich macht, daß selbst ein Missionär, auch wenn er den Eingebornen nahe steht und ihr Vertrauen gewonnen, je das wahre innere Leben, die naturwüchsigen Gedanken und Empfindungen der Eingebornen, soweit sie sich deren bewußt sind, ergründe. Der geistige Blick, der sittliche und intellektuelle Maßstab sind zu verschieden; der Boden, in dem die ganze innere Welt jedes Menschen wurzelt, die Eindrücke der Kindheit, Beispiel und Lehre müssen völlig verschiedene Denkart erzeugen.

Es mag nicht unangemessen erscheinen, einen gedrängten Ueberblick über die politische Geschichte der Insel und die Art und Weise ihrer Verwaltung hier folgen lassen. Ich verdanke diese Notizen zum Theil den mündlichen Mittheilungen der englischen Beamten und Offiziere in Candy, theilweise liegen ihnen Andeutungen in dem unten erwähnten Almanach zu Grunde.

Bereits um die Mitte des 6. Jahrhunderts gab es auf der Insel eine christliche Gemeinde, welche aus Persien dahin eingewandert zu sein scheint. Seit dem 8. Jahrhundert gründeten die Araber zahlreiche Handelsniederlassungen, welche zum Theil zu hoher Blüte gelangten, und wußten sich nach und nach in den Besitz zahlreicher Privilegien zu setzen; im 13. Jahrhundert, wo ihr Einfluß die größte Bedeutung erreicht hatte, führten sie u. A. die Baumwollenweberei auf der Insel ein. Mehrere der wichtigsten Städte, wie Trinkomali, Jaffna, Colombo, Manaar, vielleicht auch Point de Galle verdanken ihnen den Ursprung. Um dieselbe Zeit jedoch, wo sie vor der Macht Aragoniens von der spanischen Halbinsel weichen mußten, zum Anfang des 16. Jahrhunderts, erlitt auch auf Ceylon ihre Macht einen gewaltigen Stoß durch die Ankunft der Portugiesen (zuerst 1517), welche sich bald festsetzten und durch Nährung der Zwietracht und Eifersucht unter den einheimischen Fürstenfamilien einen wenig segensreichen Einfluß auf die Geschicke der Insel gewannen. Um die Verwaltung, um die

Förderung der Bodenkultur und um die Hebung des materiellen Wohles der Bevölkerung scheinen sie sich wenig gekümmert zu haben. Ihre Sorge war hauptsächlich auf Gewinn durch den Exporthandel mit den Erzeugnissen der Insel, den sie ausschließlich in ihre Hände zu bringen suchten, und daneben auf Verbreitung des christlichen Bekenntnisses gerichtet, wobei sie jedoch weit mehr Gewicht auf die Zahl der „Bekehrten" legten, als auf deren wirkliche Sinnesänderung*). In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden gegen ihre Bedrückung die Holländer von einem der einheimischen Fürsten Sindjah (oder Singah) zu Hülfe gerufen; 1640 eroberten diese Point de Galle, und bereits 1658 hatten sie die ganze Macht der Portugiesen vernichtet; erst ein Jahrhundert später aber, 1763, wurde Candy durch sie den einheimischen Fürsten entrissen. Auch die Holländer benutzten ihre Stellung in der Hauptsache nur dazu, den Handel zu monopolisiren und sich durch neue und erhöhte Abgaben eine bedeutende Einnahmequelle zu verschaffen; doch verdient einer ihrer Gouverneure eine rühmliche Erwähnung: Gustaff Willem Baron van Imhoff, welcher in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts freisinnigeren und humaneren Prinzipien für einige Zeit Geltung verschaffte.

Es war am 16. Februar 1796, unter dem Gouverneur Joan Gerard van Angelbeek, daß Colombo sich den Engländern ergab; und nach harten Kämpfen wurde im Jahre 1815 Georg III. als Herrscher der ganzen Insel anerkannt. Aber noch in den Jahren 1817 und 1818 hatte man gegen eine hartnäckige Revolution Krieg zu führen. Wenige Jahre vorher war auch auf dem Festlande Ostindiens die englische Herrschaft durch die Besiegung des gefährlichen Tippo Saib befestigt worden.

Die Engländer waren die Ersten, welche Etwas für die Kultur des Landes, für Anlegung guter Straßen und Brücken, Schiffbarmachung der Flüsse u. dgl. thaten. Doch hat bis vor Kurzem die englische Regierung bei Weitem nicht den Werth auf diese Kolonie gelegt, welcher ihr in der That zukommt. Erst seit dem letzten großen Aufstande auf dem Festlande von Vorderindien scheint man ihr mehr Beachtung zu schenken. Aus jener Vernachlässigung erklärt sich z. B. der Umstand, daß das vor längerer Zeit in Angriff genommene Projekt einer Eisenbahn, welche den Hafenplatz Colombo mit Candy als dem Mittelpunkte der Kaffeedistrikte verbinden sollte, noch nicht zur Ausführung gekommen ist. Dagegen ist schon seit einigen Jahren ein Telegraphen-Netz über die ganze Insel gespannt und verbindet diese mit dem Festlande. Nicht minder vollständig ist für den brieflichen Verkehr auf der ganzen Insel Sorge getragen. Das Penny-Markensystem gilt auch hier, jeder Brief kostet frankirt über die ganze Insel und bis zu den fernsten Punkten des vorderindischen Reiches nur zwei Anna's, was dem Werthe eines Penny etwa gleich kommt. Nicht allein die Hauptorte und Niederlassungen der Europäer haben eine regelmäßige Postverbindung. Die „Post" geht bis zu den entlegensten Flecken im Innern, wo oft keine

*) Noch jetzt sind viele Dörfer von Eingeborenen mit Namen, wie de Silva, Gomez und ähnlichen, bevölkert, ohne daß man deshalb auf das Vorhandensein der christlichen Religion schließen dürfte. Man taufte den Stammvater einer großen Familie, und dann wurden die sämmtlichen Glieder derselben als Christen gezählt.



Europäer wohnen, vielleicht nur für den Geschäftsverkehr von ein paar arabischen Händlern, die im Orte sind. Freilich führen nicht bis zu all' diesen Punkten fahrbare Straßen und Wege, und da Pferde auf der Insel nur wenig, von Eingebornen fast nie benutzt werden, bleibt nur übrig, die Briefe durch regelmäßige Kuriere zu befördern. Diese „Kuriere" sind es noch in der ursprünglichsten Bedeutung des Wortes, sie laufen die weiten Strecken in einem ununterbrochenen Trabe und es hat mir oft Interesse gewährt, wenn uns auf dem Wege eine solche „Post" entgegen kam. Diese Briefträger, meist eingeborne Singhalesen, haben eine bestimmte Strecke von Dorf zu Dorf zurückzulegen, sie tragen das in ein frisches Bananenblatt gehüllte Packet an einer langen Bambusstange quer über der Schulter. Durch eine kleine Glocke verkünden sie ihr Kommen, damit ihnen die Passirenden ausweichen, und vielleicht auch, um an abgelegenen Stellen des Waldes einen lüsternen Bär oder eine Schlange zu verscheuchen, denn ungereizt ziehen sich fast alle Thiere der Wildniß vor jedem unbekannten Ton in's Dickicht zurück.

An bestimmten Punkten stehen die Relais-Boten bereit und ohne den geringsten Aufenthalt wandert die Poststange von der einen Schulter auf die andere des Harrenden. Ehe der erhitzte Bote Zeit gefunden, sich die rinnenden Schweißtropfen von seiner braunen Stirn zu wischen, ist der Andere schon den Blicken entschwunden und bald auch der Ton der kleinen Glocke verhallt.

Auf die Verbesserung der Schulen hat man seit Anfang dieses Jahrhunderts vielen Fleiß verwandt, und es wird besonders von den Muhamedanern (deren es noch 1836 gegen 70,000 auf der Insel gab) gerühmt, daß sie der Regierung dabei mit großer Bereitwilligkeit an die Hand gegangen seien. Auch an der Einführung von Geschworenen-Gerichten, — eine Einrichtung, die freilich, in dortigen Boden verpflanzt, ihre vaterländische Bedeutung fast gänzlich verloren hat — (im Jahr 1811) nahmen dieselben thätigen Antheil.

Ceylon ist Kronland. Eine Repräsentativ-Verfassung, wie sie z. B. Canada, die australischen Kolonien und Neu-Seeland besitzen, hat es nicht. Dem Gouverneur, welcher in Colombo residirt und, beiläufig gesagt, ein jährliches Gehalt von 7000 Pfund Sterl. bezieht, steht ein Verwaltungsrath und ein gesetzgebender Rath (executive und legislative council) zur Seite. In dem ersteren sitzen der General-Major der Truppen, der Kolonial-Sekretär, der Kron-Anwalt, der Schatzmeister und der Chef der Oberrechnungskammer (auditor general); in dem letzteren außer den Genannten noch 8 Mitglieder, welche aber ebenfalls von der Krone ernannt werden. Seinerseits ist der Gouverneur der Oberaufsicht und Kontrole des Kolonial-Ministeriums im Mutterlande (Principal Secretary of the State for the colonial department) unterworfen, welches das Organ bildet für die Kommunikation zwischen der heimischen Regierung und dem Gouvernement der Kolonien, die Kolonial-Gesetze bestätigt oder kassirt und wichtige Verwaltungsakte kontrolirt, nach Umständen auf vorgängige Begutachtung durch das Handelsamt (board of trade). Dem Kolonial-Sekretariats-Amte auf Ceylon ist eine eigene Staatsdruckerei beigegeben und der Government printer allein bezieht ein Gehalt von 500 Pfund Sterl., sein Assistent ein solches von 200 Pfund Sterl. In dieser Druckerei erscheint u. A. alljährlich ein „Ceylon Almanac and annual register", mit welchem sich kaum

ein Staatshandbuch irgend eines deutschen Staates an Ausführlichkeit messen darf, und welchem einige der gegenwärtigen Angaben entnommen sind. Mit Uebergehung der zahlreichen Gerichtshöfe, Polizei-, Medizinal- und anderer weltlichen und gerichtlichen Behörden, erwähne ich noch das Personal für den Straßenbau, dessen Etat einigermaßen Zeugniß giebt von dem Gewichte, welches die Regierung diesem Verwaltungszweige beimißt. Außer dem Chef, dem **civil engineer and commissioner of roads**, dessen Gehalt 1000 £ beträgt, zählt diese Branche 9 Assistenten mit einer Besoldung von je 300 bis 500 £, 9 ordentliche und 3 außerordentliche Distriktsbeamte mit einer Besoldung von je 136 £ 17sh. 6d. bis 400 £, und 10 Pionier-Offiziere, ungerechnet das niedere Kanzlei-Personal.

Die Insel ist in Bezug auf die meisten Verwaltungszweige in 6 Provinzen eingetheilt: die westliche mit den Hauptstädten Colombo, Kaigalle und Ratnapura, die nordwestliche mit Kornegalle und Putlam, die südliche mit Point de Galle, Matura und Hambantotte, die östliche mit Trinkomali und Battikaloa, die nördliche mit Jaffna, Manaar, Mulletivoa und Niwera-Kalawija und die Central-Provinz mit Candy, Matelle, Matulla, Badulla und Niwer-Ellia. An Einwohnerzahl ist die westliche weitaus die bedeutendste, obgleich sie an □Meilen-Zahl von der nördlichen, der Central- und der östlichen Provinz beträchtlich übertroffen wird. Die Durchschnittszahl der Einwohner auf eine □Meile, jetzt auf der ganzen Insel ca. 1750, betrug im Jahre 1856 beinahe 10mal so viel in der westlichen Provinz als in der östlichen. Ich fürchte die Geduld der Leser durch diese trockenen Daten schon zu sehr in Anspruch genommen zu haben, sonst würde ich über die Einkünfte der Insel noch eingehendere statistische Notizen geben. Aus den durch das Gouvernement veröffentlichten Tabellen über die jährliche Einnahme und Ausgabe ersieht man, daß während der Jahre 1825 bis 1856 die Ausgaben die Einnahmen nicht unwesentlich überstiegen haben. Dabei darf man freilich nicht vergessen, daß die Kolonie einer großen Anzahl von Engländern nicht blos Unterhalt während der Zeit ihres Aufenthaltes als Civil- oder Militärbeamte, sondern auch die Möglichkeit gewährt, als „Nabobs" in die Heimat zurückkehren; von den Ausgaben des Jahres 1856 z. B. betrugen die festen Gehalte allein über 140,000 £, die Pensionen über 36,000 £, und von den letzteren wurden über 19,000 £ im Mutterlande ausgezahlt.

Zwischen den Einnahmen und Ausgaben der einzelnen Jahre findet ein sehr bedeutender Unterschied statt, der sich aber aus verschiedenen Ursachen leicht erklärt, z. B. durch den verschiedenen Umfang der öffentlichen Arbeiten, welche in den einzelnen Jahren zur Ausführung gelangt sind — durch solche Finanzquellen, deren reichliches oder spärliches Fließen von Zufälligkeiten abhängt. Man denke an die Verkäufe von Kronländereien; an den Ertrag des Salzregales, dessen Ergebnisse bei der Art der Gewinnung erheblichen Schwankungen unterliegen (1856 betrug dasselbe ca. 48,600 £), an den Gewinn von der Perlfischerei, welche beispielsweise 1835 gegen 35,000 £ Reingewinn ergeben, in der ganzen Periode von 1838 bis 1854 gar nichts, 1857 dagegen wieder über 17,000 £ eingebracht hat.

Im Ganzen ist ein Steigen der Einnahmen gegen die Ausgaben wahrzu-

nehmen; einen nicht unwichtigen Faktor bilden dabei die Erträgnisse der Aus- und Eingangszölle. Dieselben weisen, gleich der Menge und dem Werth der Exporten und Importen, seit 1838 (weiter reichen die Angaben nicht zurück) ein ziemlich konstantes Wachsthum auf.

Einen auffälligen Rückgang zeigt die jetzt fast auf Null reduzirte Zimmt-Ausfuhr. Dagegen hat die Kaffee-Kultur schon in der Zeit bis 1857 einen bedeutenden Aufschwung genommen; der Ausfuhrzoll auf Kaffee beträgt 1 sh. pr. engl. Centner (hundredweight = $101,_{505}$ Zoll-Pfund). Die Ergebnisse und die Einnahmen der Kolonie überhaupt mögen in den letzten Jahren, für welche mir allerdings Zahlen nicht vorliegen, sich noch wesentlich gesteigert haben, da man, wie schon erwähnt, in neuerer Zeit angefangen hat, einen weit höheren Werth auf diese Kolonie zu legen als früherhin.



Kaffeeplantage.

Der Gemeinsinn der Engländer hat auch auf Ceylon eine große Anzahl nützlicher Institutionen geschaffen; öffentliche Bibliotheken verschiedener Art mit zum Theil schon recht ansehnlicher Bändezahl, eine Menge Versicherungsanstalten, Sparkassen, Hospitäler, Friend in need societies und andere mildthätige Anstalten. Die Bank der Oriental-Bank-Corporation, deren Direktorium seinen Sitz in London hat, und welche über ein eingezahltes Kapital von mehr als 1,250,000 £ verfügt, besitzt Zweig-Institute in Colombo, wie auch in Hongkong, Mauritius, Melbourne und Sidney, außerdem verschiedene Agenturen. Ferner besteht von der Mercantile Bank of India, London and China eine Zweigniederlassung in Colombo und eine Agentur in Candy. Beide geben Banknoten aus, die den größten Theil des Geldverkehrs vermitteln. Auch wissenschaftliche und Kunstvereine im Mutterlande haben ihre Arme über die Kolonie ausgebreitet.

Von der Regierung begründete und unterhaltene Schulen gab es 1856 bereits 115, mit einer nominellen Schülerzahl von 4566 und einem wirklichen Durchschnittsbesuch von 3326 Schülern.

Dieselben stehen unter der Oberaufsicht der 1841 in's Leben gerufenen Centralschulkommission, welche ihre Mitglieder theils unter den höheren weltlichen Beamten, theils unter den geistlichen Würdenträgern der verschiedenen evangelischen Konfessionen zählt. Von den zahlreichen Missionsgesellschaften unterhielten außerdem im J. 1856 u. A. die Church Missionary Society 104 Schulen mit 3634 Schülern, die Wesleyan Mission 89 mit 1698 Schülern. Die römisch-katholischen Missionsgesellschaften haben zahlreiche Schulen im Lande und insbesondere für die Mischlingsnachkommen der Portugiesen, die wenigstens in der äußeren Lebensstellung immer noch eine höhere Position behaupten als die Eingeborenen und vielfach zu Schreiberdiensten und kleinen Beamtenstellen verwendet werden. Wie es um die Stufe wirklicher Kenntnisse und Bildung bei diesen Schulen bestellt ist, vermag ich natürlich nicht zu beurtheilen. Schreiben und Lesen war jedenfalls auch vor der Ankunft und ohne Einwirkung der Europäer auf der Insel heimisch, denn es fehlt noch heute nicht an mächtigen Ruinen aus einer Zeit, in welcher die Bewohner Ceylon's eine hohe Kulturstufe eingenommen haben, wo Künste und Wissenschaft blühten, eine Epoche, von der auch noch vorhandene Dichterwerke Kunde geben.

Bekanntlich bedienen sich die Bewohner Vorder-Indiens, und namentlich Ceylon's, der geglätteten Blätter von der Taliput-Palme, die in regelmäßige Streifen geschnitten werden. Man ritzt aus freier Hand mit einem spitzen eisernen Griffel die Schriftzüge ein und läßt sie durch eine Einreibung von Schwärze stärker hervortreten. Die Leute zeigen in dieser Schreibweise mit der freien Hand eine Fertigkeit, um die wir sie beneiden dürfen.

In Ceylon sind die Fortschritte, welche die Ausbreitung des Christenthums unter den Eingeborenen macht, zwar verhältnißmäßig größer als auf dem Festlande Vorderindiens, oder gar in China, Japan und unter der malayischen Bevölkerung des Sunda-Archipels — immerhin bleiben aber auch diese Erfolge an und für sich außerordentlich geringfügig und es ist schwerlich zu erwarten, daß das Christenthum in Asien unter den Trägern einer höheren Kulturform je ein großes Terrain erobern wird.

Bei der ungeheuren Mehrzahl der jetzigen Singhalesen ist die Verehrung des höchsten Wesens zum leeren Formalismus erstarrt, und die große Duldsamkeit aller Buddhisten in Ceylon gegen andere Religionsbekenntnisse, so auch gegen das Christenthum, beruht eben so sehr in der gutmüthigen, weichen Natur dieser Völker als in Lauheit und Indifferenz gegen die Lehren ihrer eigenen Religion.

Es sei ferne von mir, den redlichsten und aufrichtigsten Willen der Missionsbestrebungen in den asiatischen Ländern irgend zu bezweifeln; ich bin selbst mit Männern in Berührung getreten, die mit aller Aufopferung und dem vollen Eifer der innersten Ueberzeugung sich ihrer schweren und leider so wenig mit Erfolg gekrönten Aufgabe widmeten. Wenn ich aber die Ueberzeugung ausspreche, daß der Erfolg dieses achtungswerthen Strebens durchgängig von einer ungenügenden Würdigung der gegebenen Thatsachen und einer einseitigen Beurtheilung der Verhältnisse in jenen Ländern gehemmt wird, so steht mir in diesem Urtheile



der Ausspruch eines französischen Bischofs zur Seite, der selber lange Jahre im westlichen Asien als Missionär gelebt hatte, und unumwunden erklärte, daß die Arbeiten der Mission unfruchtbar bleiben müßten, weil man die besonderen Zustände jener Länder nicht berücksichtige und schroff mit einer einseitigen Forderung an jene Völkerschaften hinantrete.

Man stempelt eben, ohne sich der Mühe zu unterziehen, näher auf den Grund zu dringen, einfach alle die vielen Millionen selbständiger Wesen zu „götzendienerischen Heiden", verlangt, daß die Leute erkennen, wie sie bis jetzt in der „Finsterniß der Hölle" gelebt, nimmt ihnen Alles, was sie von einem göttlichen Wesen, seiner Lehre und Führung geglaubt haben.. Man verlangt, daß sie die Lehre des Gekreuzigten annehmen, und tritt, wie dies begreiflich ist, mit Forderungen der Sittlichkeit an sie heran, strenger und unnachsichtiger, als dies vielleicht in mancher christlichen Gemeinschaft in Europa der Fall ist. Die Missionäre erklären, daß durchaus zuvor tabula rasa gemacht, d. h. alles götzendienerische Wesen abgelegt werden müsse, wenn die reine Lehre aufgenommen werden solle, — aber ist es nicht oft Unkenntniß und Einseitigkeit, wenn man das in jeder religiösen Lehre, also auch in der buddhistischen enthaltene Göttliche, das vielleicht nur verdunkelt ist, über Bord wirft und dem Menschen, der ein religiöses Bedürfniß hat (und nur solche werden überhaupt den Lehren der Missionäre ein Ohr leihen), Alles nimmt, was er und Tausende mit und vor ihm für heilig gehalten haben? Würde es nicht richtiger sein und den Weg zum Herzen der Menschen leichter bahnen, wenn man zunächst das in der buddhistischen Lehre vorhandene Göttliche klarer und reiner darstellen wollte und auf das Uebereinstimmende und Harmonische zwischen dem christlichen Glauben und jenem hinwiese?


Talipotpalmenblatt mit Schrift.

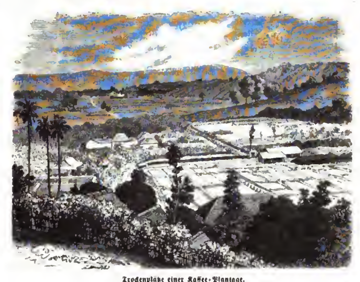
Es liegt in der Art und Weise, wie die Missionsbestrebungen hier auftreten, ein Zug der Selbstüberhebung, der den Standpunkt der Europäer in fremden Ländern durchgängig charakterisirt. Für uns ist Europa der Brennpunkt der Erde, in dem alle Strahlen zusammenlaufen, und mit Recht halten wir das Panier des Christenthums als der höchsten und wahren Religion hoch empor. In den Augen jener Völker ist das aber noch keine Wahrheit, sondern nur eine Behauptung, von der sie erst überzeugt sein wollen. Und ist denn die Wahrheit des Evangeliums in der That eine so leicht begriffene, würde es hier in Europa genügen, den Menschen die Bibel in die Hand zu geben, um sie zum Christenthume zu bekehren? Hat es doch unter uns selbst Jahrhunderte bedurft, bis der Glaubensinhalt bestimmtere Gestalt in den verschiedenen Dogmen gewonnen, und dort soll bei einem denkenden Volke, das prüfen und vergleichen kann, die Lektüre der Bibel und die Lehre der Sendboten genügen, um die Menschen zu unserem

Glauben zu bekehren. Ist nicht schon die Spaltung der christlichen Kirche allein ein bedeutendes Hinderniß? Denn die Frage ist nur zu natürlich, welche von den vielen Sekten denn die Trägerin der wahren Lehre und die Bringerin der Erlösung sei? Ist doch mancher „Heide" schon deshalb in bedenkliche Zweifel gerathen, weil er zu dem Gotte keine Liebe fassen konnte, der nach der Lehre der Missionäre seine Vorfahren Jahrtausende lang in der ewigen Verdammniß und ohne das Heil der Erlösung ließ. Mit dem bloßen Vertrauen auf die weltüberwindende Kraft unserer christlichen Lehre ist hier der Sieg allein nicht zu erringen, am Wenigsten wo die Zerrissenheit der Kirche durch die Sendboten der verschiedensten Konfessionen, der Mangel an übereinstimmender Fassung der Lehrbegriffe und einheitlicher Thätigkeit so wenig Vertrauen erweckend zu Tage tritt. Wir sollten uns daran gewöhnen, so wichtige Dinge zuvörderst vom Standpunkte Derer zu beurtheilen, zu denen wir kommen, wir sollten die vorhandenen sittlichen Grundsätze in dem sogenannten „Heidenthume" erkennen und pflegen, für die Stifter ihrer religiösen Bekenntnisse, deren Lehren meist von einem reinen und edlen Geiste durchweht sind, Achtung zeigen, und nicht nur einreißen, wo noch kein Grund zu neuem Erbauen gelegt ist.

Je mehr wir es lernen, uns in die Denkweise und eigenthümlichen Anschauungen jener Völker hineinzuleben, desto leichter wird es sein, Boden zu gewinnen. Es nützt wenig, jenen Völkern die Bibel in die Hand zu geben, denn aus ihr vermögen sie schwerlich allein Klarheit über das Wesen des Christenthums zu schöpfen — sie verwirrt oft mehr, als sie Gutes stiften kann. Endlich aber ist es gewiß eine ungerechte Forderung, wenn wir von vorn herein das gleiche Sittengesetz zur Beurtheilung des Lebens und der Handlungen jener Menschen mitbringen, wie bei uns. Auch in diesen Dingen sollte sich das Christenthum den vorhandenen und gegebenen Bedingungen anpassen, und es ist dies gewiß möglich, ohne daß Etwas an seiner Würde oder an seinem inneren Wesen verloren geht. Jene Völker, unter einem anderen Himmelsstriche lebend, anders organisirt und begabt als wir, können nicht nach dem gleichen Sittengesetze leben wie Europäer, die dem kälteren Norden angehören. Dort kann sittlich sein, was hier verletzen würde — warum die reiche Gliederung der Menschheit in den verschiedensten Theilen der Erde in die eine Form hineinzwängen wollen, die in unseren Augen rein und gut ist? Erst dann, wenn man begreift, daß das Christenthum bei so starren und schablonenhaften Forderungen nicht die Religion der Menschheit werden kann, wenn das Christenthum es nicht unter seiner Würde hält, die vorhandenen Religionssysteme und ihre sittlichen Grundlagen zu veredeln, zu läutern und allmälig zu reineren Anschauungen fortzubilden, wenn man erkennt, daß auch die besonderen Zustände jener Länder ein Glied der göttlichen Weltordnung sind und einsichtsvolle Berücksichtigung erheischen, dann wird die Wirksamkeit der Missionen eine gesegnetere und erfolgreichere sein.

Im Allgemeinen macht der Singhalese den Eindruck der Gutmüthigkeit ohne besondere Energie. Seine Gesichtszüge sind nicht unedel und zeugen von ziemlicher Intelligenz. Sein ganzer Wuchs, seine Bewegungen haben etwas Graziöses, Elegantes und Leichtes, — eine natürliche Anmuth, die um so augenfälliger ist, je weniger diese Attribute dem sogenannten schönen Geschlechte zukommen. Seit

wir in Alexandrien afrikanischen Boden betraten, kamen uns in den verschiedenen Ländern nur wenig Frauen zu Gesicht. Die wenigen, die wir in Ceylon beobachten konnten, waren nichts weniger als schön. Die niedrige Stellung, die den Frauen in allen orientalischen Ländern angewiesen ist, findet hier gewissermaßen einen körperlichen Ausdruck. — Beide Geschlechter kleiden sich fast gleich, nur daß bei einem Theil der Weiber der Oberkörper verhüllt wird. Auch der Mann trägt sein langes Haar, ähnlich wie die alten Germanen, in einen Knoten geschlungen, den oft ein breiter Schildpattkamm schmückt. Was Wunder, daß es oft kaum möglich schien, die Gestalten von einander zu unterscheiden, so daß in unsern Augen alle singhalesischen Männer ein ausgeprägtes weibliches Aussehen hatten! Arbeit und anstrengende Thätigkeit kennt oder liebt der Singhalese nicht; zum Bebauen der Kaffee-Plantagen, zu öffentlichen Straßenbauten u. s. w. müssen kräftigere Hindu's von der Malabarküste einwandern, ohne indeß ständige Einwohner in Ceylon zu bleiben.



Trockenplätze einer Kaffee-Plantage.
(Nach einer Photographie.)

Araber bilden hier, wie in vielen Ländern Indiens, vorzugsweise die handeltreibende Klasse. Sie unterhalten die Bazars für alle die kleinen Bedürfnisse der Einwohner und besitzen den spezifischen Handelsgeist, der bei uns die Nachkommen Israels kennzeichnet. In Schnitzereien, feinen Tischlereien, der Anfertigung von Schmuckgegenständen aus Elfenbein, Schildpatt, Perlen und Edelsteinen besitzen die Eingebornen eine große Geschicklichkeit, und wir waren während unseres Aufenthaltes in Galle, wohin die Dampfer der Peninsular-Company beständig neue Besucher bringen, wie schon oben angedeutet, täglich von Schaaren der Eingeborenen und Araber belagert, die unermüdlich und nicht ohne Erfolg ihre Kästchen, Arm- und Halsketten, geschnitzte Elephanten

und kolossale Stücke von den Zähnen dieser Thiere, Gefäße und rohe, echte sowie — vorwiegend — unechte Perlen und Edelsteine zum Verkauf ausboten.

Land und Leute stehen auch in diesem reichen und von der Natur auf's Freigebigste ausgestatteten Lande nicht in gleichem Verhältnisse des Reichthums zu einander. Die Singhalesen, die als die ältesten Einwohner der Insel gelten, haben wie alle Bewohner der tropischen Länder nur geringe Bedürfnisse, und zu ihrer Befriedigung giebt ihnen die nächste Umgebung reichlichen Stoff. Reis, getrocknete Fische und die Früchte der Kokospalme, des Brodfruchtbaumes und der Banane bilden ihre tägliche Nahrung; zur Kleidung bedürfen sie meist nur eines Streifens baumwollenen Zeuges. Keine Schuhe, keine Strümpfe, keine Kopfbedeckung — es sei denn ein von China eingeführter papierner Regenschirm, — kein Hausrath, kein Möbel oder Bett, — nur noch, um die Luxus- und Genußgegenstände nicht zu vergessen — Betel zum Kauen, einen hübschen Kamm für das schönglänzende, lange lockige Haar und etwa ein paar goldne Ringe für Ohr und Nase oder eine Spange um Arm oder Fuß, — das sind alle Bedürfnisse, die der Singhalese kennt, zu denen sich bei einem Theile — leider bei dem sogenannten christlichen — noch das gebrannte Wasser gesellt, das die europäische Gesittung in ihrem Gefolge hat.

Der Singhalese steht dennoch ohne Zweifel auf einer höheren Kulturstufe, als es nach seiner einfachen Lebensweise und seinen geringen Bedürfnissen für das tägliche Leben der Fall zu sein scheint. Lesen und Schreiben sind allen männlichen Bewohnern geläufig, ihr Sinn für Musik macht sie angenehm und auch abgesehen von einer früheren reichen National-Literatur, welche in der Blütezeit der jetzt untergegangenen Selbständigkeit entstanden ist, soll es auch gegenwärtig nicht an Erzeugnissen der Dichtkunst fehlen, welche Gefühlsreichthum mit einem feinen, edlen und bilderreichen Ausdruck verbinden.

Die Insel Ceylon ist ehedem entschieden stiefmütterlich vom Mutterlande behandelt worden, man hatte früher diese reiche Kolonie vernachlässigt, — vielleicht weil sie keine Ursache zu Besorgnissen gab. Einer verständigeren und liebevolleren Behandlung wird es nicht schwer werden, auch die Singhalesen zu einer reicheren Entwickelung ihrer Fähigkeiten und Kräfte heranzuziehen, Uebelstände, wie die in einzelnen Distrikten noch herrschende Polyandrie (Vielmännerei, welche mit feudalen Bodenverhältnissen in Zusammenhang gebracht wird) zu beseitigen, denn die Eingeborenen Ceylon's, das ja der Sitz des ersten Menschenpaares gewesen sein soll, sind keineswegs karg von der Natur bedacht; es fehlt ihnen freilich die rechte Energie, und die Lehre Buddha's mit ihrer auf die Glückseligkeit der Nirwana (des Sich-Versenkens in das Nichts) gerichteten Beschaulichkeit ist wenig geeignet, die schlummernde Thatkraft im Menschen zu wecken.

Dankbaren Herzens schieden wir von einem Orte, der durch seine herrliche Umgebung, seine merkwürdigen buddhistischen Bauwerke, seine Bevölkerung und endlich durch die liebenswürdigen Männer, die wir kennen gelernt, des Schönen, Interessanten und Genußreichen so viel geboten hatte. Nach zweitägiger Fahrt, die uns wiederum durch Colombo führte und uns auf's Neue Gelegenheit bot, das geordnete Wesen der Kolonie in Stadt und Dorf, Weg und Straße, Kirchen, öffentlichen Gebäuden, Brücken, Rasthäusern, kurz Allem, was allge-

meine Wohlfahrt und Verkehr erheischen, zu bewundern, langten wir wieder in Point de Galle an, um die nöthigen Vorkehrungen zur Weiterreise zu treffen.

Am 20. Juli lief der Steamer „Ganges", ein alter Raddampfer der „Peninsular- & Oriental-Company", auf der Rhede von Galle ein, der uns nach Singapore bringen sollte. Das Schiff war klein und schwer mit Opium und Geld beladen, und versprach schon keine überschnelle Reise. Am 22. waren wir glücklich mit allem Gepäck wieder an Bord, um 4 Uhr ging's hinaus in die wogende See und bald war die Insel mit ihren schlanken, sich wiegenden Palmenkronen hinabgetaucht in die endlose Flut. Die Fahrt war ermüdend und langsam, der Komfort in jeder Hinsicht gering, kurz wir hatten täglich gerechte Ursache, uns über mangelhafte Verpflegung, bei so enormen Fahrpreisen, zu beschweren. Die Gesellschaft, größtentheils aus ein paar holländischen Familien bestehend, blieb uns ziemlich fern; wir beschränkten uns auf den Gedankenaustausch unter uns selbst, auf Lektüre u. s. w. und harrten mit Ungeduld der Tage, die uns dem Orte unserer nächsten Bestimmung entgegenführen sollten.

Fast um drei Tage gegen die regelmäßige Zeit hatte sich der „Ganges" von Bombay aus verspätet und in den Häfen, wo man ihn erwartete, schon Besorgnisse wach gerufen. Die langen Stunden der früh einbrechenden Nacht saßen wir oft auf dem hohen Radkasten, um die kühlere Luft zu genießen, und die Blicke schweiften über die einförmige Meeresflut. Wol mögen solche Momente ihre eigene Poesie haben, wenn bei mondheller Nacht das dunkle Schiff fast lautlos durch die weite Wasserstraße zieht, und der gestirnte Himmel über dem Schiffe und die dunkle Woge unter uns die einzigen Begleiter sind, während aus dem Salon vom Piano die Klänge einer ansprechenden Melodie heraufdringen. Dennoch nehmen alle Gesichter an Bord eines Schiffes, und wenn es auch unter den günstigsten Verhältnissen segelt, den Ausdruck freudiger Erregung an, wenn man weiß, daß ein Hafen nahe ist, und das „happy land" malt sich auf den meisten Zügen.

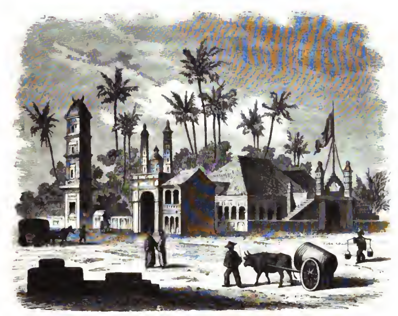
So war es uns Allen ein frischer, belebender Anblick, als wir am Morgen des 25. Juli in der Bucht von Pinang — der Hauptstadt der englischen Besitzung Prince of Wales Island — vor Anker lagen und für fünf bis sechs Stunden an's Land steigen durften. Malerisch lag die schöne Insel, nur durch eine schmale Wasserstraße von dem festen Lande getrennt, vor unseren Blicken. Schöngeformte Berge, mit herrlicher Waldung bedeckt, bildeten den Hintergrund der Stadt. Freundlich blickten aus den schattigen Baumgruppen die von Säulenhallen umgebenen Wohnhäuser der hier lebenden Europäer; kurz, das Panorama der Bucht, in der sich europäische, chinesische und indische Fahrzeuge gruppirten, war so anziehend und eigenthümlich schön, wie mir nichts Aehnliches im Gedächtnisse vorschwebt, es sei denn die Felsenbucht in Korfu, die freilich in anderer Weise noch reichere und pittoreskere Formen bietet. — Die Ankunft des Gesandten und seines Gefolges war in Pinang erwartet und alle Vorbereitungen zu einem feierlichen Empfange getroffen. Bei seiner Landung ward Graf Eulenburg von dem Gouverneur und dem Militär-Kommandanten begrüßt, eine militärische Ehrenwache stand am Ufer und die Geschütze des Forts salutirten aus ehernem Munde.

Während der Gesandte mit einem Theile des Gefolges im Hause des Gouverneurs verweilte, fuhren wir zu einem in der Nähe der Stadt gelegenen Wasserfalle und kehrten dann, einer Einladung des mecklenburgischen Konsuls, Herrn K., Chef eines angesehenen deutschen Handelshauses, folgend, in der Villa des Genannten ein, um dort die wenigen Stunden, die uns noch bis zur Abfahrt blieben, in deutscher Gesellschaft zu verbringen. — Auch hier, wie später in Singapore, trug man uns die herzlichste Freundlichkeit entgegen, und wir sahen deutlich, es war den hier in der Ferne lebenden Deutschen ein festlicher, freudiger Tag, uns und die Kriegsschiffe einer deutschen Macht zu begrüßen. Man sagte uns wiederholt, welchen Werth die deutsche Handelswelt in Ostasien und Indien auf dies erste Erscheinen legte.

Nur zu rasch war dies schöne Intermezzo des Aufenthaltes in Pinang beendet. Unter abermaligen Salutschüssen begab sich der Gesandte und wir in seiner Suite an Bord des „Ganges" zurück. Zwischen zahlreichen grünen Inselgruppen hindurch kamen wir bald wieder in's offene Meer und nahmen als beste Gabe von Pinang die sichere Nachricht mit uns, daß die „Arcona" in Singapore eingetroffen und die „Thetis" nahe bei diesem Hafen in der Sunda-Straße angesprochen worden sei. Noch im letzten Augenblicke unseres Aufenthaltes am Lande war die Hamburger Brigg „Germania" in Pinang eingelaufen und hatte brieflich an Herrn K. jene uns so erfreuliche Nachricht gebracht.

Nach einer langsamen Fahrt und erst spät am Abend hatte der Kapitän sein Schiff durch die zahlreichen gefahrvollen Inseln und Untiefen glücklich hindurch und in den Hafen von Singapore hineingeführt. Die Nacht war mittlerweile hereingebrochen und wir durften kaum annehmen, daß unsere Schiffe die hoch am Hauptmaste des „Ganges" wehende preußische Flagge würden erkennen können. Es war 9 Uhr, als rasselnd der Anker fiel; ein fahles Mondlicht ließ die Schiffe um uns und das ferne Land kaum erkennen — da erglühte plötzlich von einem der dunklen Riesenleiber, die ruhig auf dem Wasser lagen, bengalisches Licht, und gleichzeitig vernahmen wir die Klänge der preußischen Nationalhymne. Es war die „Arcona", die uns diesen Willkommengruß entgegensandte. Tief ergriffen horchten wir den wohlbekannten Akkorden, die uns hier wie ein Gruß aus der Heimat entgegenklangen.





Moschee und Hindutempel in Singapore.

Viertes Kapitel.

Von Singapore nach Jeddo.

Singapore. — Stadt und Insel. — Handelspolitische Bedeutung der Kolonie. — Landschaft. — Fahrzeuge. — Tiger. — Völkergemisch. — Chinesen. — Kling-Hindu. — Malayen. — Poesie. — Leben der Europäer. — Chinesisches Schauspiel. — Organisirung der Gesandtschaft. — Vorbereitungen zum Aufbruch. — Tagesordnung an Bord der „Arcona". — Abfahrt. — Mann über Bord. — Sonntagsfeier. — Schiffsetikette. — Schiffsleben im Hafen. — Formosa. — Teifun. — Der „Frauenlob". — Ankunft in Jeddo.

Die Klänge der preußischen Nationalhymne, welche am Abend des 2. August von Bord der „Arcona" als Willkommen zu uns herübergeklungen waren, hatten uns ernst und feierlich bewegt, nicht nur weil bei diesen heimischen Tönen manche Saiten in unserem Inneren anschlugen und der Gedanke an die Heimat mächtig in uns erwachte, wir wurden uns in diesem ergreifenden Augenblicke auch bewußt, daß nun erst unsere eigentliche Aufgabe beginne; tausend Hoffnungen und Wünsche erwachten bei dem Gedanken an die nun vor uns liegende Zeit. Die kommenden Tage mußten über Vieles die Entscheidung bringen. Noch wußten wir über die nächsten Ziele unserer Reise nichts, denn die Diskretion

verbot uns begreiflicherweise nach solchen Entscheidungen zu fragen, von denen wir voraussetzen mußten, daß sie uns der Gesandte aus eigenem Antriebe mittheilen würde, sobald ihm dies angemessen erschiene. Noch waren, wie wir noch am selben Abende erfuhren, nur „Arcona" und „Thetis" am Orte der Bestimmung eingetroffen. Werden die anderen Schiffe des Geschwaders auch bald ankommen, wann werden wir weiter in See gehen, soll China, Japan oder Siam das erste Ziel der Reise sein, auf welchem Schiffe wird man die Fahrt von nun an fortsetzen und wie mögen sich die persönlichen Beziehungen an Bord zu den Offizieren und unter den Mitgliedern der Expedition gestalten? Das waren Alles Fragen, die, so nahe der Entscheidung, von der größten Wichtigkeit für einen Jeden unter uns sein mußten, — und die nicht selten das Interesse an unserer nächsten Umgebung, Singapore, in den Hintergrund drängten.

Kein Wunder, daß diese Ungewißheit der nächsten Zukunft, besonders hinsichtlich der Weiterreise, uns Neuangekommenen die erste Zeit unseres Aufenthaltes durch eine gewisse fieberhafte Unruhe fast unbehaglich machte und uns zu keinem rechten Genusse der Gegenwart gelangen ließ. Die Ankunft des Gesandten hatte auch auf den Schiffen und im Kreise der mit denselben angekommenen, schon seit einigen Wochen in Singapore weilenden übrigen Mitglieder der Expedition eine ähnliche Stimmung hervorgerufen und Alles war auf die nächsten Entschließungen gespannt, denn hier in Singapore sollte Graf Eulenburg die Leitung der ganzen Expedition übernehmen und es stand ihm von nun an die höchste Entscheidung über das Geschwader zu.

Die ganze Expedition mußte zunächst organisirt und definitiv geordnet werden; dazwischen waren eine Menge Besuche zu empfangen und zu erwiedern, denn in der englischen Kolonie lebten zahlreiche Militär- und Civilbeamte, fremde Konsuln 2c., die einem Gaste vom Range des Gesandten die üblichen Höflichkeiten zu erweisen kamen.

Glücklicherweise hatte die Mehrzahl von uns, so auch ich, diese Arbeiten und Pflichten nicht zu theilen; ich stattete einige Besuche ab und suchte mich, soviel dies unter den geschilderten Verhältnissen thunlich war, über die Zustände des Handels in Singapore zu unterrichten.

Jeder Tag brachte neue Bekanntschaften, sei es unter den deutschen Kaufleuten am Platze oder unter den Offizieren, Aerzten und Kadetten von den preußischen Schiffen, und es bedurfte einige Zeit, sich in der Menge der neuen Physiognomien nur einigermaßen zurecht zu finden.

Da es noch unbestimmt war, welchem Schiffe ich für die Weiterreise zugetheilt würde — die „Elbe", von der ich es zunächst zu vermuthen Grund hatte, war noch nicht eingetroffen — wagte ich es nicht, an Bord der Korvette zu fahren, weil ich, offen gestanden, damals zum Beginn der Reise nicht recht wußte, welcher Aufnahme ich mich dort zu versehen haben würde. Ich fürchtete, dem exklusiven Tone dort zu begegnen, der in preußischen Offizierkreisen nicht selten ist, und wartete daher lieber die definitiven Entscheidungen ab. Das Bekenntniß, sich geirrt zu haben, ist mir nie leichter geworden, als hier, denn das erwähnte Vorurtheil fand in dem Verhalten des Offiziercorps der preußischen Marine nicht die mindeste Begründung. Soweit ich dies zu beurtheilen vermag — und ich schätze mich glücklich, zu manchen dieser Herren während der Reise in nahe

Beziehungen getreten zu sein — herrscht unter den Offizieren der preußischen Marine kein einseitiger, selbstüberhebender Ton, sondern bei aller Strenge der Anschauungen im Punkte der soldatischen Ehre waltete ein Geist freier Humanität, der das Gute auch in anderen Ständen achtet und ehrt, ein Geist warmer Vaterlandsliebe und freudiger Hingebung für ihren schweren und nur wenig dankbaren Beruf.

Bei Männern, die im Kampfe mit den Elementen das Auge üben und das Bewußtsein einer schweren Verantwortung bei Ausübung ihrer Pflichten in sich tragen, kann kleinlicher Kastengeist keine Wurzel fassen. Wer in Sturmesnächten wie in schönen, sonnigen Tagen im steten Umgange mit dem mächtigen Elemente lebt, wer in dem kleinen Raume eines Schiffes für lange Jahre die gemeinsame Heimat mit vielen Genossen liebgewinnen muß, und wer in den verschiedensten Ländern der Erde den friedlichen Wettkampf aller europäischen Nationen im Handel beobachten und sich freuen lernt, den Klang der deutschen Muttersprache in weiter Fremde wiederzufinden, dessen Brust muß für das Große empfänglich sein und er wird das Gute, wo es ihm entgegentritt, zu erkennen und zu schätzen wissen.

Das Meer erzieht in seiner eigenen Weise, es erweitert den Blick und das Herz, und heute, wo ich dies zum Theil an mir selbst erfahren, würde ein Vorurtheil, wie das zuvor erwähnte, überhaupt nicht mehr in mir entstehen können.

Zunächst lernte ich freilich von meinen zukünftigen Reisegefährten nur einzelne kennen, sei es bei einem Diner in einer deutschen Familie oder im Hôtel, als dem Mittelpunkt der durchreisenden Fremden, wo ich nach und nach den einzelnen Offizieren vorgestellt wurde.

Das „Hôtel de l'Espérance", in welchem wir wohnten, wurde von einer französischen Dame unterhalten; es besteht aus mehreren gesonderten Häusern mit verbindenden Anbauten, und vermag eine große Anzahl Fremder zu beherbergen. Das vom Gesandten bewohnte Gebäude war mit leidlichem Geschmack und Komfort eingerichtet und enthielt luftige hohe Räume. Sonst war es in den übrigen Räumen ziemlich ärmlich und Tafel und Bedienung im Verhältniß zu den enorm hohen Preisen nichts weniger als zufriedenstellend. Der Pensionspreis für board and lodging war o h n e Wein und Eis auf 5, bez. $3^1/_2$ Dollars nach den resp. Wohnungen fixirt. Zählt man dazu für den Wagen, dessen man in diesen heißen Himmelsstrichen für alle Besuche bedarf, 1—2 Dollars täglich, für Wein ꝛc. auch 1 Dollar, so belaufen sich die täglichen Ausgaben auf 6, resp. 8 Dollars, was, zu $1^2/_5$ Thlr., $8^1/_2$ und $11^1/_3$ Thlr. ergiebt, ohne daß wir dabei mehr als h ö c h s t m i t t e l m ä ß i g gelebt hätten.

Wenige Städte der alten und neuen Welt bieten ein solches Beispiel raschen Aufblühens wie Singapore. Und doch verdankt diese kleine englische Besitzung ihre Bedeutung nicht etwa der Auffindung reicher Goldminen wie San Francisco und die australischen Häfen; der klare und weitschauende Blick eines englischen Staatsmannes erkannte, daß bei der Ausdehnung und Richtung, welche der Weltverkehr im Osten gewonnen, an der Stelle des heutigen Singapore eine bedeutende Handelsstadt werde emporblühen können, und so trat die neue Niederlassung in's Leben. Sir Stamford Raffles, ein Mann von großer Energie und Talenten, verwaltete als General-Gouverneur die heutigen holländisch-ostindischen

Besitzungen zur Zeit, als diese an England abgetreten waren. Dort in Batavia lernte er den großartigen und wachsenden Handelsverkehr des östlichen Asiens näher kennen, dessen Schwerpunkt in jener Zeit noch in Batavia lag. Er erkannte, daß der europäische Handel immer weiter nach China und Japan um sich greifen, daß die chinesischen Gewässer im Laufe der kommenden Jahrzehnte von zahlreichen europäischen Fahrzeugen durchfurcht werden müßten, und daß der bis jetzt von Batavia aus vermittelte Verkehr künftig direkte Verbindungen mit Europa suchen werde.

Als die Sunda-Inseln infolge des Wiener Friedens wieder an ihre alten und rechtmäßigen Herren zurückfielen und die Engländer Java räumten, faßte Sir Stamford Raffles den Plan, dem batavischen Handel eine Rivalin zu schaffen, und er erkannte, daß ein völlig freier Verkehr gegenüber der engherzigen Kolonialpolitik Hollands sein mächtigster Bundesgenosse sein werde.

Vergegenwärtigt man sich heute die geographische Lage Singapore's, so erscheint es auf den ersten Blick fast wie eine Nothwendigkeit, daß gerade dort eine so bedeutende Handelsstadt als Vermittlerin des Verkehrs zwischen Europa, Vorderindien einer- und China; Japan, Manila ꝛc. andererseits begründet wurde, und dennoch ging es auch hier wie mit dem Ei des Columbus. Erst als es Sir Stamford Raffles gelungen war, den Radjah von Johore zur käuflichen Abtretung der kleinen Insel Singapore an die Krone Englands zu bewegen, als an der Stelle der armen Fischerdörfer sich eine blühende englische Niederlassung erhob und zahlreiche Schiffe sich dem neuen Freihafen zuwendeten, begriff das holländische Gouvernement die ganze Wichtigkeit der gegen Batavia gerichteten neuen Unternehmung. Nun beklagte man es, nicht selbst die Initiative ergriffen und von der Insel Besitz genommen zu haben. Ja, noch jetzt werden rechtliche Ansprüche gegen die Abtretung Singapore's an die englische Krone geltend gemacht, da die Holländer auch über diese Insel eine Art Oberhoheitsrecht aus früheren Verhältnissen herleiten. Die neue Niederlassung wurde von vorn herein zum Freihafen erklärt und dem Verkehr sind in Wahrheit auch nur solche Schranken auferlegt, welche die Sorge für gute Ordnung und Sicherheit des Eigenthums erfordert. Der Ort ist eine Freistatt für alle Nationen und Völker der verschiedensten Rassen geworden und jährlich haben sich Tausende von Chinesen, Malayen, Hindus, Klings, Araber, Parsi neben den europäischen Einwanderern der schnell wachsenden Kolonie zugewendet, um dort in der mannichfachsten Art ihren Lebensunterhalt zu finden und Reichthümer zu erwerben.

Außer einer geringen Abgabe für die Leuchtfeuer werden von den Schiffen, welche den Hafen besuchen, keinerlei Unkosten erhoben, die Fahrzeuge aller Nationen kommen und gehen, ohne daß ihnen irgendwelche Formalitäten auferlegt wären. Zölle existiren nicht und die Behörde mischt sich so wenig in den Verkehr, daß selbst Piraten- und Schmugglerschiffe ungehindert den Hafen frequentiren mögen, so lange sie die allgemeine Ordnung und Sicherheit im Hafen nicht stören.

Die Insel Singapore ist nur von mäßiger Ausdehnung und bildet ein hügeliges Terrain, das bei seiner Lage 1—2° über dem Aequator nicht einmal fruchtbar genannt werden darf. Wenigstens war sie bei der Besitznahme durch die Engländer nur spärlich bewohnt und fast gar nicht bebaut. Jetzt ist das Innere

theilweise urbar gemacht, und man findet eine Anzahl Pfeffer- und Gambir-Plantagen von Chinesen unterhalten. Außerdem wird Perlsago hergestellt, etwas Gewürze, Zucker und Reis angebaut, während die Kokospalme nur kümmerlich fortkommt. Der Ertrag der Bodenkultur ist im Ganzen unbedeutend zu nennen und das Innere der etwa 16 □Meilen großen Insel mit Ausnahme einiger Chinesendörfer nur dünn bevölkert. Hierin liegt aber der Werth der Kolonie auch nicht, und wenn diese nicht durch andere Gründe in's Leben gerufen worden wäre, so würde die Insel Singapore wol noch lange unberührt geblieben sein. Um uns recht zu vergegenwärtigen, welche Vorzüge die geographische Lage Singapore's in sich schließt, werfen wir einen Blick auf die Landkarte und wir werden finden, daß gerade dieser Punkt zu einem Stelldichein für die großen Linien des Weltverkehrs im Osten werden mußte. Die Insel selbst bildet gewissermaßen das äußerste Ende der sich weit nach Süden vorstreckenden Halbinsel Malakka, und ist von dieser nur durch einen sehr schmalen Kanal getrennt. Auch diese Wasserstraße ist früher mitunter von Schiffen benutzt worden, um aus dem Indischen Ozean in das Chinesische Meer zu gelangen. Doch ist dies nicht die eigentliche Straße von Singapore; es wird vielmehr darunter jener Kanal verstanden, welcher von der Südküste Singapore's und einer zweiten Insel gebildet wird, die den Anfang einer größeren nach Süden sich ausbreitenden Gruppe von kleinen Eilanden bildet. Diese etwa ½ deutsche Meile breite Straße bildet die Rhede von Singapore, während die Stadt in der weiten und geräumigen Bucht an der Mündung eines kleinen Flusses erbaut wurde. Alle Schiffe, welche vom **Westen** durch die Straße von Malakka kommen, müssen Singapore passiren, um in das Chinesische Meer oder in den Sunda-Archipel zu gelangen; es begreift dies also den ganzen Verkehr von Bombay, Kalkutta, Rangoon und Maulmain nach China. Nicht minder wichtig ist Singapore als eine der wichtigsten Stationen für die Postdampfer-Verbindung zwischen Europa und China, Batavia, Manila und Japan, welche ihren Weg ebenfalls durch die Malakka-Straße zu nehmen haben. Aber auch die aus Europa kommenden Segelschiffe pflegen, vom Kap der guten Hoffnung oder vom Kap Horn segelnd, ihren Weg durch die Sunda-Straße nach Singapore zu nehmen und dort zunächst vor Anker zu gehen, ehe sie die Reise nach den chinesischen Häfen, nach Japan, Manila, Bangkok und Saigun, fortsetzen. Die Menge dieser Kauffahrer, welche nach langer Reise in Singapore, als dem ersten Hafen in Ostindien, anlaufen, ist in den letzten Jahren bedeutend vermehrt worden durch die zahlreichen Dampf- und Segelschiffe, Kriegsfahrzeuge, welche, als der Engländer, Franzosen, Russen und Amerikaner Truppentransporteure, in diesen Meeren für Jahre stationirt und beschäftigt bleiben. Von allen in den ostasiatischen Gewässern segelnden Fahrzeugen kommt der bei weitem größere Theil vom Kap der guten Hoffnung und hat sonach auf der Hin- und Rückreise die Sunda-Straße und die Rhede von Anjer zu passiren. Manches Fahrzeug nimmt dort nur Wasser und Provisionen ein, und wenn nicht besondere Ursachen es nöthigen, setzt es seinen weitern Weg fort, ohne Singapore zu berühren.

Bei der Verwaltung Englands ruht das Prinzip der völlig freien Entwickelung in solchen Händen, die ohne Zweifel durch Erfahrung und Einsicht am besten geschickt sind, diese Politik zur ungeschmälertsten und unbeschränkten

Entfaltung zu bringen. Und dies ist auch allein der Boden, welchem Singapore's Stellung im Weltverkehr Wachsthum und Gedeihen verdankt. Später hat man holländischerseits den nur wenige Stunden von Singapore entfernten Hafen Riouw (Riau) ebenfalls zum Freihafen erklärt, doch ohne damit einen sichtbaren Erfolg zu erringen, denn im Hafen von Riouw war nicht ein einziges größeres Fahrzeug zu erblicken, von welchem anzunehmen gewesen wäre, daß dadurch dem Verkehre Singapore's ein Abbruch geschähe. Von besserem Erfolge war die Eröffnung der Stadt Makassar auf der Insel Celebes als Freihafen begleitet, es hat sich dort ein lebhafter Handel entwickelt, an dem sich die Bewohner der zahlreichen Inselgruppen des Sunda-Archipels betheiligen. Doch ist dieser Verkehr mehr lokaler Art und hat nichts von der Natur Singapore's, das in seinen Handels- und Waarenbewegungen die Interessen der verschiedensten umher gruppirten Nationen repräsentirt und gewissermaßen ein Meß- und Stapelplatz für jene Völkerschaften, sowie ein Haltepunkt an der großen Wasserstraße auf dem Wege vom Westen zum Osten geworden ist.

Diese zwei Richtungen drücken denn auch der Physiognomie Singapore's ihren Charakter auf. In keinem Hafen Ost-Asiens — selbst Hongkong nicht ausgenommen — ist der Schiffsverkehr von gleicher Lebhaftigkeit wie in Singapore. Hier rüsten sich nicht nur die Fahrzeuge aus, welche in der sogenannten „großen Fahrt“ sind, auch die zahlreichen kleineren Kutter, Praueu, Schooner und Briggs, welche in der Inselwelt des Sunda-Archipels hin- und herfahren, nehmen meist in Singapore ihre Bedürfnisse; endlich hat der Platz die einzigen Docks zur Reparatur größerer Fahrzeuge (die nächsten befinden sich erst in Surabaya und in Hongkong), und da die Mehrzahl der im Osten beschäftigten Schiffe längere Jahre in diesen Gewässern zubringt, sind die Singapore-Docks beständig in Anspruch genommen.

Aus diesen Verhältnissen ergiebt sich ein ungemein lebhaftes Geschäft für Schiffsbedürfnisse aller Art: Lebensmittel, Getränke, Kohlen, Tauwerk, Segeltuch, Hölzer und was zum Bau und den eigentlichen Schiffsgegenständen zu zählen ist. Nicht weniger lebhaft ist das Befrachtungsgeschäft für Fahrzeuge, welche von Europa frachtsuchend eintreffen und hier Beschäftigung von und nach den benachbarten Häfen finden, oder auch mit Produkten direkt von Singapore aus nach Europa, Amerika und Australien segeln. Diesem lebhaften Schiffsgeschäfte verdankt die Stadt Singapore wol zunächst ihren regen Verkehr, an den sich in naturgemäßer Wechselwirkung der Waarenaustausch anschließt.

Die Insel selbst hat keine Bevölkerung, die für den Absatz europäischer Fabrikate einen wesentlichen Faktor abgäbe, und auch die unmittelbar benachbarten Länderstrecken fallen in dieser Beziehung nicht schwer in die Wagschale. In den ersten Jahrzehnten wurden die in Singapore an Chinesen, Malayen und Klings verkauften Waaren zum großen Theil in kleineren Fahrzeugen nach dem südlichen China, nach Siam und Cochinchina, Cambodja und nach den großen und kleinen Inseln des Sunda-Archipels ausgeführt. Ein nicht unbedeutender Theil des chinesischen Handels ging über Singapore, ja selbst die Theeausfuhr benutzte den Freihafen als Stapelplatz. Daß wahrscheinlich die meisten der von Singapore ausgeführten Waaren in jene Länder, welche hohe Zölle erheben, eingeschmuggelt wurden, liegt nahe und dies wird auch heute noch wenig anders sein.



Ansicht von Singapore.

Hierin aber beruht zum großen Theil die Bedeutung Singapore's; die Eingebornen der verschiedenen Länder können es eher wagen, sich der Zollerhebung zu entziehen, als wenn die Waaren in europäischen Fahrzeugen in den eigentlichen Häfen importirt werden. In Singapore fragt Niemand darnach, wohin die Waaren, wie sie verschifft werden, kurz auf welchen geraden oder krummen Wegen die europäischen Artikel ihren Absatz nach den verschiedensten Ländern und Inseln finden. Dieser Zweig des Verkehrs ist ausschließlich und in selbständiger Weise in den Händen der reicheren und unternehmenderen Kaufleute unter den Chinesen und Malayen. Von keinem Schiffe, groß oder klein, werden Ausklarirungen oder Formalitäten irgend einer Art verlangt, und wenn die europäischen Häuser es nicht zufällig oder durch die freiwillige Mittheilung ihrer Käufer erfahren haben oder endlich aus dem Genre der ausgewählten Artikel es abnehmen, so wissen sie nicht, nach welchen Häfen oder zu welcher versteckten Insel ihre Waaren den Weg finden.

Von einzelnen Küstenstrichen oder Inseln finden sich auch zu bestimmten Zeiten in der Periode des günstigen Monsuns die eingebornen Händler in ihren

eigenen Fahrzeugen ein, um gegen die mitgebrachten Produkte europäische Waaren zu kaufen. Dieser Verschiedenartigkeit der Käufer und der Absatzgebiete ist auch das Waarengeschäft angemessen. Die in Singapore auf den Markt kommenden Stoffe sind theils für die Tracht chinesischer Völkerschaften, theils für braune Menschen bestimmt, deren verschiedene Rassenabstufungen ebensoviel verschiedenen Trachten entspricht. Zeichnen sich doch selbst die kleineren Schattirungen in diesem bunten Völkergemisch, die Kasten der einzelnen Hindustämme durch Unterschiede in den Trachten und den Kopfbedeckungen aus. Hierzu kommt noch die Mannichfaltigkeit der Ansprüche und Bedürfnisse für solche Völkerstämme, denen jene Waaren von Singapore aus zugeführt werden, ohne daß uns die Typen jener Stämme und ihrer Trachten und Gewohnheiten in Singapore selbst entgegenträten! Der Malaye kleidet sich durchaus anders wie der Kling oder Hindu; der Chinese bleibt seinen heimischen Gewohnheiten getreu, und von den feineren Abstufungen unter den Volksstämmen, welche die benachbarten Inseln, die großen Gebiete im Innern Borneo's und Sumatra's bewohnen, hat der Europäer selbst in Singapore kein rechtes Bild. Nur die Verschiedenartigkeit der Stoffe, welche in Singapore abgesetzt werden, erinnert daran, ohne daß man aber in vielen Fällen wüßte, welche Verwendung dieselben am Orte ihrer Bestimmung finden.

In großen Zügen trägt Singapore Etwas von der Physiognomie der Märkte von Kanton, Batavia und Bombay an sich, denn es versorgt einen großen Theil der Völker der indischen, malayischen und mongolischen Rasse, für welche die erwähnten großen Emporien die Central-Handelsplätze bilden. Wie dies bei der völligen Freiheit des Verkehrs nicht anders zu erwarten ist, liegen keine Materialien über die Ausdehnung der Waarenbewegung vor. Eine Zollbehörde besteht in Singapore nicht, und wenn auch in der Regel bei den öffentlichen Schiffsnachrichten die Ladung mit angegeben wird, so sind dies doch nur ganz allgemeine Bezeichnungen und es bleibt zudem dahingestellt, ob das Schiff seine Waaren löscht oder ob diese ganz oder theilweise für weitere Häfen bestimmt sind. Es ist in Singapore in der letzten Zeit nicht selten die Klage laut geworden, daß in der bis vor kurzem stets wachsenden Ausdehnung des Verkehrs ein Stillstand eingetreten sei, ja, daß derselbe gegen früher schon merklich abgenommen habe. Die Zahl der den Hafen frequentirenden Schiffe ist noch immer im Wachsen begriffen, nur der Stillstand in der Zunahme der Bevölkerung ist eine unleugbare Thatsache. Während die Stadt in den vierziger Jahren etwa 40,000 Seelen zählte, schätzt man die Einwohner jetzt auf ca. 80- bis 100,000, doch ist dies schon seit einigen Jahren so geblieben.

Vielleicht hat der Waarenhandel in Singapore seine günstigste Zeit schon erlebt, denn die Klagen, daß das Geschäft für die Importhäuser außerordentlich schwierig geworden, sind nicht ohne Begründung.

Einestheils hat sich im Laufe der Zeit die Konkurrenz durch die Begründung neuer Häuser vermehrt, anderntheils hat aber der Absatz in Singapore wirkliche Einbuße erlitten. Der Krieg in Cochinchina und die Begründung der französischen Herrschaft in Saigun lähmen den Verkehr dorthin schon seit Jahren; andererseits mehren sich in jenen Gewässern die europäischen Handelsniederlagen

in den abgelegensten Häfen und Inseln mit jedem Jahre und entziehen sich nach und nach durch direkte Verbindungen mit Europa der Abhängigkeit von Singapore. So hat der neue Freihafen Makassar auf Celebes den Absatz nach den größeren und kleineren Sunda-Inseln großentheils an sich gezogen. Der Handel nach China von Singapore aus hat durch die Ausdehnung der Verbindungen in jenem großen Reiche als Folge der Verträge von 1860 bedeutend gelitten, während auch Bangkok sich direkt zu versorgen trachtet. In einem beschränkteren Maße vollzieht sich für Singapore der gleiche Prozeß, welcher auch in Europa und Amerika an die Stelle des großen Waarenverkehrs bedeutender Märkte nur gewissermaßen noch die Speditions-Vermittlung treten läßt. So mag es vielleicht nicht abzuwenden sein, daß der Absatz europäischer Waaren in Singapore im Laufe der Jahre Abbruch erleidet, doch ist daran meines Erachtens noch kein wirkliches Sinken des Verkehrs geknüpft.

Einestheils wird mit jedem Jahre durch Vermehrung der Verkehrsmittel und das Eindringen der Europäer in jenen großen Länder- und Inselgebieten immer noch neues Absatzgebiet gewonnen, andertheils wird der Verkehr in jenen Gewässern auch ganz andere und gewaltigere Dimensionen annehmen und so Singapore, dessen Lage seine Bedeutung nicht einbüßen kann, in anderer Weise mehr als entschädigen für die Abnahme, welche das Importgeschäft vielleicht erleidet. Man darf nicht vergessen, daß der Handel im östlichen Asien erst am Anfange seiner Entwickelung steht, wo unermeßliche Länderstrecken noch ungekannt und unberührt vor ihm liegen und des Eintrittes in den Weltverkehr harren. Wenn auch die Ausdehnung des Handels im östlichen Asien langsamer und unter größeren Schwierigkeiten vor sich geht, als in der Neuen Welt, wo der kühne Unternehmungsgeist und die rastlose Thätigkeit der Bewohner Städte und Staaten aus dem jungfräulichen Boden emporwachsen ließen und unserer Industrie weite und lohnende Absatzgebiete schufen, so wurzelt doch der Verkehr im Osten in einem so reichen und gesunden Boden, daß ihm eine große Zukunft ohne solche Erschütterungen und Stürme, wie sie den Verkehr mit der Neuen Welt begleiten, gewiß ist. Auch Singapore wird noch lange und in wachsendem Maße ein lohnendes Feld für deutsche Kräfte bieten und verdient die Beachtung des deutschen Handels- und Industriestandes in hohem Grade. Fremd sind wir dort nicht, aber noch für Viele wäre Raum, und da die kleine Insel, trotz der Nähe des Aequators, sich durch ein gesundes Klima auszeichnet, steht zu hoffen, daß noch manche deutsche Kraft, die daheim keine befriedigende Anerkennung findet, sich dorthin wende, um in Singapore selbst oder in den nahen Häfen und Kolonien ihren Theil an dem großartigen Verkehrsleben zu gewinnen.

Der Ausfuhrhandel Singapore's hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen. Er besteht, wie oben angedeutet, nur zum kleinen Theil aus den Produkten der Insel selbst, doch kommen von den benachbarten Küsten und Inseln die Produkte in kleineren Fahrzeugen nach Singapore an den Markt, um dort ihren Weg nach Europa und Amerika zu finden. Diese Abladungen bestehen außer den Erzeugnissen Singapore's, Gambir, Pfeffer und Sago, aus Zinn, Gutta-Percha, Stuhlrohr, Büffelhäuten und Hörnern, Sapanholz, Perlmutterschalen, Muskatnüssen, Reis, Zucker, Malakkastöcken, Gummi und sonstigen Droguen.

Die Abladungen gehen nach England, Nordamerika und zum großen Theil auch nach Hamburg. Es bestehen keine Zölle, weder bei der Einfuhr noch bei dem Export. Die einzige Abgabe für Schiffe sind — Doll. 0,30 C. pr. Tonne für die Leuchtfeuer.

Daß es in Singapore, als dem Mittelpunkte eines so vielseitigen Verkehrs, nicht an Verbindungen mit den benachbarten Häfen fehlt, ist begreiflich. Die Dampfer der P.= and O.=Company treffen regelmäßig alle 14 Tage von Europa oder China kommend ein, außerdem berühren fortwährend direkte Dampfer von Bombay, mit Opium beladen und nach China bestimmt, auf der Hin= und Rückreise den Hafen und bringen meist etwas neuere Nachrichten. Auch mit Batavia, Riouw, Banca, Makassar, Lebuan (auf Borneo), Bangkok in Siam, Saigun, dem Sitz der neuen französischen Niederlassungen in Cochinchina, Pinang und Saranak (auf Sumatra), ist Singapore durch Dampferlinien verbunden, welche entweder im Anschluß mit der großen Post aus und nach Europa kursiren, oder doch in regelmäßigen Zwischenräumen ab und zu segeln. Neben diesen Dampferlinien bilden die zahlreichen Segelschiffe noch die Fäden in dem großen Netze, das sich von Singapore nach allen Richtungen ausbreitet.

Da Singapore Eigenthum der englischen Krone ist, gilt überall das englische Gesetz, dem natürlich auch die im Lande lebenden Fremden unterworfen sind. Den Konsuln der fremden Mächte sind keinerlei selbständige Befugnisse eingeräumt. Die englische Herrschaft duldet keine fremden Autoritäten und alle etwa vorkommenden Klagen und Streitigkeiten gehören vor die englischen Gerichte; — ihre Macht wird in Singapore zwar nur durch geringe Streitkräfte unterstützt, jedoch bei dem bunten Völkergemisch, welches seine Bewohner bilden, und der Abneigung, welche zwischen den verschiedenen Rassen besteht, ist keine Auflehnung gegen die englische Herrschaft zu befürchten. Die Abneigung zwischen den braunen Menschen und den Chinesen hat sich theilweise zum Hasse gesteigert, bildet aber die sicherste Schutzmauer des englischen Gouvernements in Singapore. Die Polizei wird mit großer Strenge gehandhabt und ist vortrefflich organisirt, so daß die Stadt, der Rassenabneigung ungeachtet, durchgängig das Bild friedlichen, emsigen und rastlosen Arbeitens und Erwerbens bietet, während die auf den nahen Hügeln zerstreuten reichen Wohnungen daran erinnern, daß auch die Europäer, welche mit überlegenem Geiste die Fäden des großen Triebwerkes in der Hand halten, den Lohn für ihre mühevolle Arbeit finden. Was Sir Stamford Raffles im Geiste vor sich sah, als er auf einer spärlich bewohnten Insel die Stadt gründete, ist in unglaublich kurzer Zeit zur Wahrheit geworden. England besitzt in Singapore eine reiche, aufblühende Handelsstadt und darf die Schöpfung seines genialen Staatsmannes zu den werthvollsten und wichtigsten Punkten seines weltbeherrschenden Länderbesitzes zählen. Hunderte von stolzen Fahrzeugen liegen auf der herrlichen Rhede vor Anker; Völkerstämme aus Ost und West drängen sich in den Straßen der Stadt, und während man in den benachbarten holländischen Kolonien jetzt die ersten Schritte auf dem Wege freiheitlicher Verkehrsentfaltung noch nicht zu thun wagt, hat Singapore einen mächtigen Theil des ostasiatischen Verkehrs an sich gerissen und steht als redendes Beispiel dafür da, daß für den Welthandel die freieste Bewegung das Lebenselement bildet.

Der Hafen ist von einer weiten Bucht gebildet und es befinden sich, ungerechnet eine große Zahl von chinesischen Dschunken, malayischen Prauen und anderen Bastardfahrzeugen, durchschnittlich 70 größere fremde Fahrzeuge dort. Wie nämlich die Vermischung der Europäer mit den in Asien heimischen hellen und dunklen Menschenrassen Mischlinge erzeugt, so begegnen uns in den chinesischen Gewässern auch Fahrzeuge, die ihren Ursprung der Berührung der westlichen Völker mit denen des fernen Ostens verdanken, wo der Schiffsbau älter ist als in Europa und mit geringen Mitteln oft Außerordentliches erreicht. Wir sahen Schiffe halb chinesischer, halb europäischer Bauart, sogenannte Lorcha's, und eine Menge Abstufungen von der eigentlichen Dschunke bis zu dem schmucken Klipper-Schnellsegler nach neuester amerikanischer Bauart.

Stadt und Hafen bieten so zwar ein belebtes und interessantes Bild, ohne daß man indeß die Ansicht malerisch und schön nennen könnte. Außer einigen Kirchen, deren zierliche Thürme über die Häuser emporragen, sind keine imponirenden Gebäude sichtbar; die Vegetation des Landes, an und für sich ärmer, als sie der Boden Ceylons und Pinangs hervorbringt, ist in den Hintergrund gedrängt; die Umrisse des Landes selbst erscheinen unbedeutend und flach. Eine Fahrt in's Innere mag schon anziehendere und lohnendere Aussichten gewähren, doch ist solche nur in größerer Gesellschaft möglich und rathsam, da die Tiger auf der Insel so zahlreich und gefährlich sind, daß durchschnittlich täglich ein Mensch in den die Stadt umgebenden Distrikten durch sie umkommen *soll*. Ob die Sache wirklich so schlimm bestellt sei, kann ich nicht verbürgen; inzwischen steht es fest, daß diese grausame, blutgierige Bestie sich bis in die nächste Nähe der Stadt wagt. So wurde vor kurzem, einen Büchsenschuß von der Wohnung einer europäischen Familie entfernt, ein Hindu vom Wagen durch einen Tiger herabgeholt, der, aus dem Gebüsche mit einem Satze hervorspringend, den mittlern von drei Eingebornen herausgriff, die in einem offenen Gefährte der Stadt zufuhren.

Die Regierung zahlt zwar Prämien für jeden Kopf dieser gefährlichen Nachbarn der Stadt, doch scheinen nur wenige erlegt zu werden; die Jagd mag für Einzelne zu große Gefahr bieten. Die Eingebornen sind meist nicht geschickt und muthig genug, und auch der Europäer meidet, wie es scheint, am liebsten die Begegnung des blutgierigen Raubthieres. Man erzählte uns indeß von einem in Singapore lebenden Jäger, einem ehemaligen amerikanischen Offizier, der sich die Verfolgung und Vertilgung der Tiger zur Aufgabe mache und schon eine große Zahl erlegt habe. Die Art, wie er dem Thiere beizukommen sucht, ist eigenthümlich genug, um ihrer kurz zu erwähnen.

Hat ein Tiger einen Menschen erwürgt, so sättigt er sich und schleppt dann den Rest des Leichnams in das Gebüsch. Unser Jäger sucht diese Plätze auf, baut sich in der Nähe eine leichte Hütte, die ihn verbirgt und ihn etwas sichert. Der Tiger kehrt gewöhnlich in der Nacht zurück, um eine zweite Mahlzeit zu halten, und hierbei trifft ihn dann die tödtliche Kugel des geübten und unerschrockenen Schützen.

Trotz dieser stets nahen Gefahr lebt man indeß in der Stadt Singapore selbst wie auch auf den mehrere engl. Meilen von der letzteren entfernten

Bungalo's, den Landsitzen der Europäer, so ruhig und unbeirrt, wie in Dresden und seiner lieblichen Umgebung.

Die eigentliche Stadt Singapore trägt hervorstechend das Gepräge ihrer chinesischen Einwohnerschaft. In den meisten Straßen drängt sich Laden an Laden, in denen Chinesen und Araber ihre hundert Artikel feil halten.



Ein chinesischer Kaufmann.

Hier tritt man in ein echt chinesisches Haus mit seiner wunderlichen Ausschmückung, wo man stundenlang die Erzeugnisse chinesischen Kunstfleißes in Elfenbeinschnitzerei, schönen Seidenstoffen, Porzellanfiguren und den tausend namenlosen Dingen bewundern kann, die wir in unsern Museen und Kunstsammlungen als Seltenheiten anschauen. Hier arbeiten 20 chinesische Schneider emsig in der offenen Straße; dort hält ein Chinese frische Stücke Zuckerrohr den Vorüber-

gehenden feil. Eins der schönsten Gewölbe wird von einem Chinesen, Namens Whampoa, unterhalten, der, im Besitze eines bedeutenden Vermögens, auf einem reizenden Landhause wohnt und gern mit Europäern verkehrt. Sein Magazin von China-articles enthält wahre Kunstwerke von Elfenbeinschnitzerei, Bildern rc. Freilich sind auch die Preise abschreckend theuer.

Die große Mehrzahl der in Singapore lebenden Chinesen gehört indeß den niedern Ständen an. Sie wandern meist ein, um eine Summe zu erwerben und dann in ihre Heimat zurückzukehren. Da mir später die Gelegenheit zu Theil geworden ist, das eigentliche Leben und Treiben in China selbst zu sehen und zu beobachten, will ich eine eingehende Schilderung jener Nation, ihrer Sitten und Kulturverhältnisse an diesem Orte unterlassen. In Singapore, wo die Chinesen als Einwanderer in einer englischen Kolonie leben, wo keine Mandarinen und bevorzugte Stände existiren, wo Alle darauf angewiesen sind, durch Emsigkeit und Ausdauer Etwas zu erwerben, mag mir nur die gute Seite dieses seltsamen Volkes entgegengetreten sein. Gern bekenne ich indeß, daß die ganze Art und Weise des Chinesen einen durchaus günstigen Eindruck auf mich gemacht hat, daß Nichts mir unbegründeter erschien, als die hochmüthige und wegwerfende Art, mit der z. B. der Engländer meist gewöhnt ist, auf die Söhne des himmlischen Reiches herabzusehen. — Die Chinesen in Singapore zeigten sich als bescheidene, gefällige, nüchterne, arbeitsame und geschickte Leute, die in jeder Beziehung Anspruch auf Achtung haben. Der Chinese arbeitet bis in die späte Nacht. Der kleinste Verdienst ist ihm nicht zu gering. Seine Ansprüche an's Leben scheinen im Allgemeinen bescheiden. Daß er im Handel und Wandel, wenn möglich, das Dreifache zu gewinnen sucht, kann ich nicht verdammen. Zum Betrogensein gehören allerwegen Zwei, und wer der Verkürzte ist, trägt gemeiniglich selbst einen Theil der Schuld. Die Rast des christlichen Sonntags oder des jüdischen Sabbaths kennt der Chinese nicht; er arbeitet von früh bis spät alle Tage des Jahres ohne Unterlaß und Verdruß (nur das Neujahr gilt ihm als Festtag), und während z. B. der Kling (ein benachbarter Hindustamm) nie zufrieden ist und lärmend den Europäer belästigt, wenn ihm für eine Bootsfahrt oder eine Besorgung ein oder zwei Dollars gegeben werden, nimmt der Chinese dankbar den Schilling oder die Rupie hin, die man ihm für seine Arbeit zu zahlen für gut findet. Die chinesische Stadt bietet bei Tag und Nacht ein Bild der Rührigkeit. Dort arbeiten Schneider und Schuhmacher, hier Klempner und andere Handwerker; nirgends sieht man Müssiggänger und Bettler in den Straßen, keinen Lärm, keinen Streit — kurz in den Arbeitervierteln mancher europäischen Städte ist das Volksleben wesentlich düsterer und unerfreulicher als hier, wo die Söhne des himmlischen Reiches ihre emsige Thätigkeit entwickeln.

Es würde sicher voreilig sein, aus dieser günstigen äußern Erscheinung auf den sittlichen und intellektuellen Zustand des chinesischen Volkes schließen zu wollen. Abgesehen von dem Umstande, daß die in Singapore lebenden Chinesen nur einen ganz unbedeutenden Bruchtheil der 300 Millionen Menschen bilden, die der mongolischen Rasse und dem chinesischen Kaiserreiche angehören, müßte man über die religiösen und sozialen Verhältnisse, über Familie und Staat näher unterrichtet sein, um sich ein Urtheil über das Volk

und seiner Stellung in und zu der übrigen Welt bilden zu können. Zu einer solchen Beobachtung, auch in der bescheidensten Auffassung, hat es uns aber damals in Singapore an Gelegenheit und Zeit gemangelt. Zudem sind nur Dem die Quellen solchen Studiums zugänglich, der, mit der Sprache der Völker vertraut, längere Zeit unbefangen mit und unter den Chinesen leben konnte.

Die karikaturhafte Form der Augen und der ganze Schnitt des Gesichtes, wie wir ihn mit den Vorstellungen von den Chinesen verknüpfen, passen nicht im Mindesten zu den Leuten, die uns in Singapore begegnet sind. Profil, Auge, Schnitt des Gesichtes und namentlich der Bau der Wangen und des Mundes haben allerdings nichts Gewinnendes. Der lang herabhängende oder um den Kopf gewundene Zopf hat des Seltsamen genug, und alte Chinesen erscheinen oft in abschreckender Magerkeit und Häßlichkeit. Nichtsdestoweniger ist der Eindruck im Allgemeinen kein widerwärtiger oder nur unangenehmer, da Reinlichkeit und einfach proprer Anzug die meisten Chinesen auszeichnen. In Singapore fällt das Unschöne der Gesichtsbildung der mongolischen Rasse unläugbar greller in's Auge, als in China selbst, da ihnen hier noch die Hindu, namentlich vom Kling-Stamme, zur Seite stehen, — Männer, denen die Natur einen herrlichen Wuchs, anmuthige, edle Bewegungen und hervorstechend schöne Gesichtszüge, bei brauner Hautfarbe dunkle schöne Augen und glänzend schwarzes Haar verliehen hat, ohne ihnen indessen eine größere, ja nur gleiche Gabe geistiger Fähigkeiten mitzugeben wie den Chinesen.

Bilden nun die Letzteren auch den bedeutendsten Theil der eingewanderten Bevölkerung Singapore's, so ist doch das Gemisch der übrigen Völkerschaften ein nicht minder interessanter Zug in dem Bilde dieser eigenthümlichen Stadt. Der Klings habe ich eben schon als eines schönen Menschenschlages erwähnt, auch sie nehmen an dem Handel mit den Europäern Theil und haben namentlich den Verkehr in fremden Kurzwaaren aller Art in ihren Händen. Nach Art der mitteldeutschen Bauten, die wir „Lauben" nennen, sind die Häuser im untern Stocke zurückgebaut und in diesen Gängen schlagen die Klings namentlich ihre Magazine auf, und man findet dort Alles, was man von billigen deutschen Kurzwaaren und Quincaillerie sich nur denken mag: von falschen Glasknöpfen bis zu Seife und kölnischem Wasser, und es finden diese Dinge hauptsächlich an den Leuten von den Schiffen, wie auch an den Eingeborenen, Liebhaber und Käufer.

Außer diesen Klings begegnen wir noch einer ganzen Reihe von Typen, alle wesentlich verschieden in Gesichtsbildung, Tracht, geistigem Ausdruck und Fähigkeiten, denn

> Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
> Die gastlich hier zusammen kamen!

Zunächst fällt uns die Physiognomie der Malayen auf, zu denen auch die ursprüngliche Bevölkerung der Insel Singapore zu rechnen war, eine Rasse, welche sich durch kleine, untersetzte Figuren, breite Lippen und stark hervortretende Backenknochen auszeichnet und die, auf Java zur sklavischen Unterwürfigkeit gewöhnt, dort für friedliebend und gutmüthig gilt, sonst aber nicht im günstigsten Rufe steht, da man ihr namentlich nie verlöschenden, unersättlichen Rachedurst, Heimtücke, Treulosigkeit und Grausamkeit zum Vorwurf macht.

In Singapore treten diese Leute fast nur als Fremde auf, in der Stadt selbst haben sich nur wenige seßhaft niedergelassen und die meisten kommen als Matrosen mit fremden oder ihren eigenen Fahrzeugen von den zahlreichen großen und kleinen Inseln des Sunda-Archipels, Sumatra, Java, Borneo u. s. w., vielleicht um ehrlich Handel zu treiben, oder auch, um sich zu einer Expedition d. h. einem Piratenzug auszurüsten. Neben einer Gruppe solcher Malayen, die uns schon von Weitem durch ihre Tracht und den ihnen eigenthümlichen Kriß — ein an der Seite getragenes Dolchmesser — kenntlich sind, erblicken wir eine Anzahl Hindu's aus Vorder-Indien, Leute mit großen rothen Turbanen, meist in weiße oder doch klare Gewänder gehüllt, mit seltsamen Zeichen auf der Stirn und feierlichen Gesichtszügen, Leute, die entweder einem in Indien stationirenden englischen Regimente angehören, oder als Diener mit Familien von Offizieren und Beamten hierhergekommen sind; vielleicht haben sie auch in früheren Jahren eine Strafe als Zwangsarbeiter in Eisen hier verbüßt und mochten nicht mehr zurückkehren*). Manche sind natürlich auch aus freiem Antrieb, um des Handels willen gekommen, und arbeiten in dem Geschäftshause eines Parsi-Gentleman, denn diese, namentlich in Bombay angesehenen Leute (mit den europäischen Volksstämmen vielleicht am nächsten verwandt) haben in Singapore bedeutende Faktoreien und Handelshäuser, da ein großer Theil des Opium- und Baumwollenhandels zwischen China und Vorder-Indien ganz in den Händen dieser Parsi-Kaufleute beruht. Sie sind es allein von allen asiatischen Volksstämmen, denen die Europäer eine Art Gleichstellung mit sich einräumen. Man verkehrt zwar gesellschaftlich gar nicht miteinander, obschon es unter den Parsi sehr unterrichtete Männer von gutem Benehmen und wohlerzogenen Sitten giebt. Dennoch würde eine Dame, welche mit einem Parsi etwa auf der Promenade spräche, riskiren, nicht mehr zum high bred people gezählt zu werden. Man verkehrt aber wenigstens in Geschäften mit ihnen als mit einer nicht tiefer stehenden Klasse, man giebt ihnen das Prädikat „Gentleman", zieht sie zu etwaigen Meetings heran u. s. w. — weil man sie wegen ihrer Geschäftstüchtigkeit nicht ignoriren kann. Diese Parsi kommen meist von Bombay, sind der englischen Sprache von dorther schon genügend mächtig und haben seit einiger Zeit begonnen, selbständig ihre Verbindungen in Europa anzuknüpfen; sie lieben belehrende Lektüre und manche von ihnen werden in neuerer Zeit als junge Männer zu ihrer Ausbildung nach England gesendet. Sie bilden offenbar eine hochbegabte Rasse, der die Fehler aller vorderasiatischen Stämme nur in sehr geringem Grade eigen sind, und in deren Hände wol die Zukunft der großen Reiche in Vorderindien mit gelegt ist.

Der Fremde kommt in Singapore zunächst am meisten mit der Kling-Bevölkerung in Berührung; diese braunen, halbnackten Menschen sind das Faktotum namentlich für den nur vorübergehend in Singapore Weilenden. Wer dauernd am Platze lebt, hat meist chinesische Dienerschaft im Hauswesen, wenigstens einen tüchtigen Majordomus, dem der Troß der übrigen braunen Dienerschaft

*) Das englische Gouvernement schickt prinzipiell die Verbrecher zur Verbüßung ihrer Strafzeit stets nach einem anderen Theil ihrer Besitzungen, so die Leute aus Indien nach Singapore und Hongkong, und umgekehrt, die Chinesen von letzterer Kolonie bis nach Bombay.

untergeben ist. Der Kling ist Droschkenkutscher, Livreebedienter, er wartet bei Tische auf, schläft Nachts auf einer Matte vor deiner Thür, er ist Bootsmann, Lastträger, Waschfrau, Barbier, Alles — nur nicht Handwerker, denn die eigentlich fleißige Hand ist nur dem Chinesen eigen, den man unermüdlich schneidern, schustern, blechschmieden, buchbindern sieht, — so lange er noch nicht bis zum Handeln gekommen ist.

Alle diese Menschen verstehen soviel Englisch, um mit Zuhülfenahme von handgreiflichen Demonstrationen die Befehle ihres Herrn ausführen zu können. Bei Manchen von ihnen ist dies Wenige aber in Uebereinstimmung mit ihren sonstigen geistigen Kapacitäten auf ein solches Minimum reduzirt, daß in Widerspruch mit der stets bereitwillig gegebenen Antwort „Yes, Yes" doch nichts auszurichten ist. Mir war im Hôtel ein schon alter Kling als Diener zugetheilt, in den ich oft lange umsonst einen Strahl des Verständnisses für die einfachsten Dinge zu bringen suchte. Man macht aber auch in diesem Verkehr, der nur durch Zeichensprache seine Vermittelung findet, Erfahrungen und Fortschritte, und später habe ich mit den freilich intelligenteren Japanern und Chinesen mich rasch und ohne Schwierigkeiten verständigt.

Wir, die als Neulinge in diesem Völkergemisch uns bewegten, waren begreiflicherweise nur im Stande, die auffallendsten, scharf ausgeprägten Unterschiede herauszufinden. Die in Singapore zusammenkommenden Stämme bilden nicht, wie man voraussetzen möchte, eine neue Mischlingsbevölkerung, die von den verschiedenen Sitten und Gebräuchen Einzelnes adoptirte und im Laufe der Jahre so einen eigenen Typus ausbildete, — die ganze Bevölkerung ist zu wenig seßhaft, der Grund und Boden der Insel ist zu unbedeutend, um für dauernde Ansiedelungen Viele zu fesseln, und da die von allen Richtungen der Windrose herbeiströmenden Rassen, angezogen von dem außerordentlich lebhaften Verkehr, sich nur um des Gewinnes halber dorthin wenden, so ist die ganze Bevölkerung mehr oder minder ambulant. Jeder Stamm, jede Rasse und Kaste hält an ihren heimischen Gebräuchen, Sitten, Anschauungen und Kulten fest, und so bietet Singapore auch eine ganze Musterkarte von Wohnungen, Tempeln, Theatern, Spielhäusern wie von Trachten und Physiognomien; freilich darf man mit diesen Bezeichnungen nicht die Vorstellungen verbinden, die sich in Europa unwillkürlich für uns an diese Worte zu knüpfen pflegen.

Eine einfache Breterbude mit grellem Zierrath ist ein „Tempel". Leider war es außerordentlich schwer, irgend etwas Näheres über den Kultus der verschiedenen Stämme zu erfahren, denn nicht selten wurde mir der Eintritt namentlich in Moscheen oder Hindu-Tempel verwehrt, und dann war auch durch die am Platze lebenden Landsleute nichts Näheres über solche Dinge zu erfahren.

Am Auffallendsten tritt der unstäte Charakter der Bewohner in dem Umstande zu Tage, daß das Verhältniß der männlichen Bevölkerung zur weiblichen vor wenigen Jahren wie 7:1 angegeben wurde.

Die einwandernden Chinesen kommen oft schon im Knabenalter oder doch als unvermögende jüngere Männer und bringen in der Regel keine Frauen mit. Die Zahl der Chinesen ist jetzt auf 60,000 gestiegen, doch sieht man nur selten eine wirkliche Chinesin.

Hat der Chinese durch jahrelange Arbeit sich Etwas erworben, dann kehrt er am liebsten in die Heimat zurück und sucht sich dort eine Frau unter den Töchtern des Landes. Die meisten Weiber, welche man in Singapore zu Gesichte bekommt, gehören der Klingbevölkerung an und kommen von der Küste Malabar. Mit ihnen lebt auch wol der Chinese, und erzieht die aus solcher Verbindung hervorgehenden Kinder als Chinesen.

Zwar hat die Einwanderung chinesischer Frauen in den letzten Jahren zugenommen, doch es scheint, als ob bei der wechselnden Natur der Bevölkerung Singapore's jenes Mißverhältniß schwerlich je ganz gehoben werden sollte. — Ich erwähnte oben, daß es schwierig sei, von unsern im Osten lebenden Landsleuten, auch von den Engländern nur mit seltenen Ausnahmen, — Nachrichten über die Verhältnisse und Zustände von Land und Volk, unter denen sie leben, zu erlangen.

Dieser Mangel an Interesse für ein Feld, auf dem die Länder- und Völkerkunde gerade von den im Osten lebenden Europäern mit Recht werthvolle Beiträge erwarten dürfte, fällt um so mehr in die Augen, da die Kaufleute und Beamten im täglichen Verkehr am Leichtesten in der Lage sind, richtige Beobachtungen zu machen und ohne besondere Anstrengungen dem Leben, das sie umgiebt, seine charakteristischen Züge abzulauschen.

Mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen haben wir aber an allen Plätzen die gleiche Beobachtung machen müssen. Es giebt zwar überall einige Männer, die Geistesfrische und Elastizität genug bewahren, um sich mit Erfolg gegen die erschlaffenden Einflüsse des Klima's zu stemmen, Männer, deren Blick für das wunderbare Leben um sie her klar und empfänglich bleibt und die so einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen sammeln.

Die Mehrzahl unserer Landsleute aber giebt sich nach Verlauf von ganz kurzer Zeit einer Theilnahmlosigkeit für Alles hin, was nicht dem Geschäft angehört, die mir in einzelnen Fällen geradezu unbegreiflich erscheinen mußte.

Nachdem ich freilich später, von der Gesandtschaft getrennt, Wochen lang allein in Hongkong, Makao, Manila und Singapore zugebracht und in dieser Zeit erst die tödtende Monotonie des Lebens in diesen Plätzen kennen gelernt, ist mir die Apathie unserer Landsleute dort erklärlicher geworden, und ich zweifle kaum, daß wenn ich erst eine Reihe von Jahren in den Tropen zugebracht hätte, auch mir tausend Dinge gleichgültig erscheinen würden, die während meiner Reise anregend auf mich gewirkt und über die ich mich bemüht habe Aufschluß zu erlangen.

Die Anwesenheit des Geschwaders und der Gesandtschaft war an und für sich ein Ereigniß, zumal für die deutsche Bevölkerung im Osten; wir Alle waren noch von dem frischen und lebendigen Hauche durchweht, den der Beginn einer Unternehmung wie die unsrige von selbst mit sich brachte; bei uns war Alles Erwartung, alle Eindrücke wirkten voller und mächtiger, wir fühlten noch Nichts von den ermattenden Einwirkungen des längeren Lebens unter der tropischen Sonne.

In einem gewissen Grade machte unsere lebhaftere und rascher pulsirende Art zu leben, zu denken, zu urtheilen und zu genießen, ihren Einfluß auch auf die dortigen Kreise fühlbar, aber gerade dadurch ging uns der richtige Maßstab

für die trostlose Einförmigkeit des Daseins in solchen Kolonien für das common life verloren. Wie frisch bewegte sich das Leben in Singapore in den Tagen nach unserer Ankunft und wie anders schlichen die Tage dahin, als ich 1½ Jahr später auf der Rückreise allein eine Reihe von Wochen dort verweilen mußte!

Wol nie zuvor ist so viel und ausschließlich in Singapore Deutsch geredet worden, nie zuvor hat sich das allgemeine Interesse der Stadt so um die deutschen Verhältnisse bewegt, als in den Tagen unseres Aufenthaltes. Schon vor unserer Ankunft waren die sämmtlichen in Singapore lebenden Deutschen mit ihren Familien an Bord der „Arcona" zu Gaste gewesen; jetzt beeiferten sich die Engländer und Deutschen, uns durch Gastlichkeit angenehme Stunden zu bereiten.

Alle europäischen Familien wohnen auf dem Lande. In einer Entfernung von etwa 4 bis 5 engl. Meilen liegen die reizenden Landhäuser, mit allem Geschmack und Komfort eingerichtet, auf den sanft anschwellenden Hügeln, die sich aus dem flachen Boden der Insel erheben. Comptoire und Bureaux befinden sich in der Stadt; die Arbeitszeit dauert von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr, dann fährt man in offenem Wagen Korso am Meeresstrande entlang, um die kühle Seebrise zu genießen. Mit Einbruch der Dunkelheit kehren die Equipagen nach den Bungalo's zurück und man pflegt dann das Diner einzunehmen. Die Musik der Garnison spielt wöchentlich auf einem Rasenplatze am Meeresufer, um den sich die Korsofahrt bewegt, und man kann sich nach Europa versetzt glauben, wenn man dem bunten Treiben in der kühlen Abendluft zuschaut.

Eine Stadt, die so ausschließlich ihre Existenz und Bedeutung den Engländern verdankt, wie Singapore, trägt begreiflicherweise auch in manchen äußerlichen Dingen den Stempel englischer Sitten und Einrichtungen an sich. So fehlt es nicht an einer wohlgeordneten Polizei, deren zahlreiche Diener den Hindustämmen entnommen sind und sich durch einen rothen Feß und eine blaue Blouse kenntlich machen. Straßen und Brücken tragen ihre besonderen Namen. Zahlreiche Droschken halten an den Ecken der belebtesten Straßen. Es fehlt nicht an mehreren täglich erscheinenden Journalen, deren Inhalt aber, wenn wir ehrlich sein wollen, in der Regel ausschließlich den Annoncen gewidmet ist. Maueranschläge verkündigten uns, daß vor Kurzem eine Kunstreitergesellschaft das schaulustige Publikum von Singapore entzückt hatte. Dilettanten-Konzerte suchen den musikalischen Sinn der in Singapore lebenden Europäer lebendig zu erhalten. Von einem Theater jedoch nach europäischen Begriffen fanden wir keine Spur. Dagegen bot uns das chinesische Theater eine, wenn auch nicht genußreiche, so doch höchst originelle und in ihrer Art interessante Abendunterhaltung. Wir haben zwar später im Norden China's noch wiederholt Gelegenheit gehabt, chinesische Theater zu besuchen, doch nirgend war es uns möglich, diesem Vergnügen der Söhne des himmlischen Reiches so ungenirt beizuwohnen, als uns dies in Singapore vergönnt war, wo die Chinesen, wie sich nicht läugnen läßt, allerwegen großen Respekt und Freundlichkeit gegen alle Europäer an den Tag legten.

Ich will versuchen, in wenigen Zügen ein Bild der Scene zu entwerfen, die uns durch die Melpomene des chinesischen Volkes hier geboten wurde. Das

Theatergebäude selbst besteht aus einer ziemlich geräumigen Breterbude. Außer dem Parterre, das mehrere Reihen von hölzernen Bänken enthielt, waren keine weiteren Plätze sichtbar. Unsere Gesellschaft bestand aus acht Personen. Am Eingange kamen wir über den Eintrittspreis überein, der sich auf circa ½ Dollar pro Person belief, und gingen dann bis auf die eigentliche Bühne vor, wo uns auf rohen Stühlen und Bänken in der freundlichsten Art Sitze angewiesen wurden. Ich kann nicht sagen: „Der Vorhang war bereits emporgegangen", denn diese Trennung des Publikums von den Bretern, welche die Welt bedeuten, kennt die chinesische Bühne nicht; indeß das Stück selbst hatte bereits begonnen und zog sich noch geraume Zeit fort, ohne daß eigentliche Pausen oder Zwischenakte eingetreten wären. So viel man aus den Pantomimen und Kostümen erkennen konnte, drehte sich die Handlung um eine blühende Schöne aus armem Stande, die von einem älteren reichen Manne geliebt wird; von diesem Verhältnisse will jedoch der Vater nichts wissen. Die Liebe besiegt das Herz der jungen Dame (die übrigens auch von einem Chinesen gespielt wird, da Frauen nie mitzuwirken scheinen), und das zärtliche Paar wird öfters von den strafenden Blicken des Alten überrascht und fällt dann, vom Schrecken übermannt, ohne weitere Umstände auf den Rücken, um im nächsten Augenblicke — wenn der Vater, quasi abwesend, sein Antlitz rückwärts gewendet hat, da er profaner Weise aus einem sehr untheatralischen Topfe eine Tasse Thee trinken will — zu neuen Liebesschwüren zu erwachen.

Es folgten dann Duette oder Terzette — mehr als drei Personen wirkten in jenem Stücke gleichzeitig nicht —, wobei die Dame unendlich graziöse Stellungen einnahm und, während sie ihren Gürtel ohne Unterlaß wie beschwörend gen Himmel richtete, ihre Liebe oder ihr Unglück besang. Besinnungraubend und herzbethörend war der Gesang dieser Mitglieder der chinesischen Oper, — Alle sangen im schreiendsten Falset, und nur Der schien den Lorbeer erringen zu können, der möglichst hoch fistelnd seine Stimme erhob und Töne erzeugte, die unserm Ohre als Ausbrüche der Verzweiflung gelten würden. Dieser melodische Gesang wurde von etwa sechs bis acht Instrumenten begleitet, die Alles thaten, was sich die kühnste Phantasie nur als Ohrenpein denken kann. Das Getöse und der Lärm waren unbeschreiblich, und nur die schreiende Falsetstimme der chinesischen Sänger war im Stande, sich durch ein solches Chaos der unharmonischsten Töne Bahn zu brechen. Lange währte und wiederholte sich die Scenerie dieser betäubenden Komödie, bis endlich die Mitwirkenden nach einem martervollen Terzett auf ihren hohen Schuhen so eilig als thunlich hinter die Scene liefen, um einem neuen Schauspiele Platz zu machen. Eigentliche Koulissen gab es nicht. Der Hintergrund war durch eine Papierwand gebildet, die mit allerlei seltsamen, jedenfalls zur Handlung selbst in keinerlei Beziehung stehenden Bildern geschmückt war. Ein roher Tisch und wenige Stühle vollendeten die Scene für das ganze Schauspiel.

Der zweite Theil der Aufführung bestand im Wesentlichen in einer langen Reihe pantomimischer, vielleicht auch allegorischer Kämpfe. In kostbare, phantastische, seidene und gestickte Gewänder gehüllt, erschien ein Trupp auf der Bühne, gefolgt von einer ähnlichen Anzahl anderer Kämpfer; es entspann sich nun, ohne daß dabei gesprochen oder gesungen worden wäre, ein blutiger Kampf,

bis etwa ein Dritter, in Gestalt eines Engels — d. h. mit Flügeln versehen und im Gesichte auf's Bunteste mit schwarzen, weißen, rothen und gelben Schnörkeln bemalt — auf dem Kampfplatze erscheinend, Beide erschlug oder in die Flucht jagte. Immer neue Schaaren in neuen Kleidern erschienen auf der Scene, fochten grimmig in der Luft, liefen eiligst davon u. s. w., bis endlich wieder ein gewisser Engel das Feld allein behauptete und dann die Scene mit allgemeinen Akrobaten-Kunststücken schloß, d. h. die Mitwirkenden machten über einen Tisch die kühnsten Luftsprünge und übertrafen darin gewiß Alles, was wir im Renz'schen Cirkus oder andern Bereiterbuden zu bewundern gewohnt sind. Das tolle, wüste Treiben und Jagen über die Scene war komisch genug anzusehen; doch wäre es mir unmöglich, einen Zusammenhang oder Sinn in diesen Wirrwarr und das wahnsinnige Laufen und Fechten hineinzubeuten.

Das ausschließlich aus Chinesen bestehende Publikum verhielt sich während des ganzen Abends ruhig und gab nur selten seine Theilnahme durch Lachen zu erkennen. Die Leute rauchten inzwischen, aßen ein Stückchen Zuckerrohr oder sonst einen chinesischen Leckerbissen. Unsre Gesellschaft war, wie gesagt, auf der eigentlichen Bühne placirt. Hinter der Bühne selbst sah es toll und eigenthümlich genug aus; es war in der That zu verwundern, daß man uns in unserer Laune des Uebermuthes so ungestört gewähren ließ. Wir halfen den Mimen ihr Antlitz in den grellsten Farben bemalen, und bereitwillig zeigte man uns die Kunst der Bühnentoilette, wie zum Beispiel die geschmackvollen Haarfrisuren, Bänder und Blumen derjenigen Mitwirkenden, die an jenem Abend das schöne Geschlecht zu repräsentiren hatten. Der Reichthum an wirklich kostbar gestickten Gewändern aus Seide mit bunten, grotesken Blumen und Figuren war für eine solche anscheinend ärmliche Bühne auffallend. Doch legte man gerade darauf offenbar hohen Werth.

Doch genug von diesem Zerrbilde der chinesischen Muse. Von dem betäubenden Lärm der qualvollen Musik und der schlechten Luft erschöpft und ermüdet, kehrten wir gegen Mitternacht in unser Hôtel zurück.

Ich erwähnte schon oben, daß glücklicher Weise alle vier Schiffe des Geschwaders in kaum zu hoffenden kurzen Zeiträumen den Ort des gemeinschaftlichen Zusammentreffens erreicht hatten. Am 6. August war das Transportschiff „Elbe" eingelaufen. Es stellte sich beim späteren Vergleich der Schiffsjournale heraus, daß alle vier Fahrzeuge, welche zu verschiedenen Zeiten Rio de Janeiro verlassen und von denen jedes allein sein Kurs gesteuert hatte, am 23. Juni sich gleichzeitig innerhalb des Umkreises von nicht ganz einem Grad befunden und dort südöstlich vom Kap der guten Hoffnung einen der schlimmsten Stürme zu bestehen gehabt, wie ihn sich Niemand ähnlich zu erinnern gewußt. Auch der Schooner „Frauenlob" hatte sich tapfer durch die hohe, aufgeregte See hindurchgearbeitet; der Kommandant fügte freilich hinzu, daß sie manchen Tag an Bord vor lauter Sturzseen nicht trocken geworden seien. Das Fahrzeug selbst hatte aber nicht den mindesten Schaden erlitten, und alle Offiziere blickten mit Stolz auf das kleine schmucke Schiff, das unter der tüchtigen Führung des Leutnant Reetzke seinen Weg zum Stelldichein glücklich zurückgelegt hatte. Selten mag das Urtheil über einen Mann so übereinstimmend lauten, als die Bewunderung

und Achtung, welche alle Kameraden für die Tüchtigkeit und den Charakter des Kommandanten vom „Frauenlob" an den Tag legten!

Der 8. August war als der Tag festgesetzt, an welchem der Gesandte Graf Eulenburg offiziell und in feierlicher Weise die Leitung der Expedition antreten und von dem Dampfer „Arcona" für sich Besitz nehmen sollte.

Den erhaltenen Einladungen folgend, verfügten sich am gedachten Tage sämmtliche Mitglieder der Expedition in voller Uniform an Bord der „Arcona", an deren Deck sich alle Offiziere und Beamte des Geschwaders, ebenfalls in großer Uniform, aufgestellt hatten. Zu der Feierlichkeit selbst hatten sich der Gouverneur der Kolonie, mehrere deutsche Konsuln, der Kapitän eines im Hafen liegenden englischen Kriegsdampfers, der ehemalige Radscha (eingeborne malayische Herrscher) von Singapore, von seinen Schwertträgern begleitet, und endlich mehrere deutsche und englische Damen eingefunden. Unter dem Donner der Kanonen hatte die Gesandtschaft das Ufer verlassen. Als sie an Bord der „Arcona" angekommen, rührten sich die Trommeln; die Nationalhymne wurde vom Musikchore gespielt, und nachdem Graf Eulenburg in kurzen, eindringlichen Worten Allen die Wichtigkeit der Unternehmung an's Herz gelegt und darauf hingewiesen hatte, daß das Vaterland von jedem der Anwesenden volle freudige Hingabe an seine Pflicht erwarte, wurden die Offiziere der Marine dem Grafen Eulenburg von dem Kommodore Sundewall vorgestellt, und Ersterer ging in Begleitung der übrigen Mitglieder der Expedition an der Fronte der aufgestellten Seesoldaten und Matrosen entlang. Ein Frühstück, theils im Salon des Gesandten, theils in der Offiziersmesse servirt, vereinigte dann alle Theilnehmer der einfachen, aber eindrucksvollen Feier, und es wurde dabei des fernen Vaterlandes in wärmster Weise gedacht.

Unsere Abfahrt war auf den 12./13. August festgesetzt; es traf sich besonders günstig, daß noch am Abend des 12. der Dampfer mit der europäischen Post ankam und Manchem unter uns lang ersehnte Nachrichten aus der Heimat brachte. Die Herren, die mit der „Arcona" oder „Thetis" die Fahrt über Rio de Janeiro gemacht hatten, waren zum Theil seit drei oder vier Monaten oder noch länger ohne Mittheilung geblieben, und schätzten sich glücklich, nun wieder Etwas von daheim zu vernehmen. —

Die Dispositionen wegen der Weiterreise waren vom Gesandten getroffen, Jedem war sein Platz angewiesen, und ihm anheimgegeben, für die Einrichtung seiner Kabine Sorge zu tragen. Ueber das Ziel der Reise war etwas Definitives nicht ausgesprochen, nur gerüchtweise verlautete, daß wir zunächst nach dem Peiho segeln würden, wo gerade damals die Ratifikation der Friedens- und Freundschaftsverträge durch Kanonendonner, die Erstürmung der Takuforts und der spätere Marsch nach Peking erzwungen werden sollte.

Ich war auf die „Arcona" kommandirt, und wenn ich auch als der Einzige meines Standes noch etwas zweifelhaft war, wie sich für mich das Leben an Bord des Flaggenschiffes gestalten würde, so war ich doch andererseits nicht wenig erfreut über diese Bestimmung, denn es war natürlich die Voraussetzung nicht ohne Grund, daß auf dem Flaggenschiff mit dem Gesandten an Bord das Leben mehr Abwechselung, mehr Interessantes bieten werde; dann waren wir auch vor der Aussicht bewahrt, bei Windstille vielleicht Tage oder Wochen lang laviren

zu müssen, weil die „Arcona" mit einer guten Auxiliar-Maschine versehen war. Endlich hatten wir das Musikcorps an Bord und schon dies mußte wesentlich dazu beitragen, dem Leben auf der See viel von seiner Einförmigkeit und Langeweile zu benehmen.

Es hat freilich demungeachtet auch Tage gegeben, die trübe und langsam dahinflossen, wenn wir etwa gegen widrige Winde kreuzten oder das Schiff im Sturme ächzte, schwer rollend, von einer Seite zur andern schwankend, und sich durch die Wellen Bahn suchte; aber solche Tage treten vor den helleren Bildern bald in den Hintergrund, oder es wohnt ihnen der wunderbare Reiz inne, welcher der Erinnerung an überstandene Gefahren eigen ist.

„Thetis" war uns am 12. August mit versiegelten Ordres vorausgegangen, die „Elbe" sollte noch einige Zeit in Singapore verweilen und dann mit den preußischen Kaufleuten uns folgen, während „Frauenlob" in unserm Gefolge segeln sollte.

Die letzten Tage in Singapore brachten noch Arbeit mancherlei Art mit sich, es mußten Einkäufe für die bevorstehende Reise gemacht werden, d. h. von all' jenen Dingen, die zum täglichen Leben auch auf der See gehören, die sich nun aber in den uns angewiesenen Kabinen noch nicht vorfanden. Die Kabinen selbst waren in der Deckbatterie angebracht und wir sollten zu je 2 eine solche Kammer bewohnen. So wurden denn Waschgeschirre von Blech, Kannen, Gläser, ein Stuhl, ein kleiner Spiegel, Zeug zu einem Thürvorhange u. s. w. eingekauft und an Bord gebracht, und damit die innere Einrichtung der Kammer, die von Schiffswegen mit zwei Kojen, einem Tische und einer Kommode ausgerüstet war, zu vollenden. Es wurde genagelt, und für kommende Fälle jedes Möbel festgebunden oder auch geschraubt, damit nicht im Sturme diese unbeholfenen Gegenstände etwa zu tanzen begännen. Kisten und Koffer wurden an Bord geschafft und namentlich im Anfang schien es, als sei es unmöglich, alle die Gegenstände in einem so engen Raum, den wir noch mit dem großen Geschütze, das dem Tisch als Unterlage diente, theilen mußten, zu bergen. Und doch wurde das Unmögliche möglich gemacht; ja als erst ein wenig Ordnung hergestellt war, wunderten wir uns selbst, wie Alles nach und nach seinen Platz gefunden und noch Raum genug vorhanden war, um in einer Kammer, die etwa 7' breit und vielleicht 12—13' lang war, eine Gesellschaft von 5—6 Personen zu beherbergen.

Es sah bunt genug aus an Bord der „Arcona" und hat unsern ordnungsliebenden ersten Offizier nicht selten zu einem kräftigen Ausrufe gebracht, wenn Kisten, Kasten und Koffer ohne Ende den Weg in die Batterie versperrten, denn auch die Vorräthe und das Gepäck des Gesandten, riesige Kisten mit photographischen Apparaten u. s. w., wurden von der „Elbe" übernommen und mußten weggestaut werden, was auf einem Kriegsfahrzeuge, wo Alles seinen bestimmten Platz hat, und das schon durch die Maschinen und die nöthigen Kohlenvorräthe einen guten Theil seines freien Raumes eingebüßt, keine leichte Aufgabe ist.

Hat man längere Zeit an Bord eines Schiffes gelebt, dann begreift man erst, wie es möglich ist, den kleinsten Raum recht und mit Vortheil zu benutzen; so fand denn auch der größte Theil der ungewohnten Ladung nach und nach ihr Unterkommen und nur ein Paar der widerspenstigsten Kisten von

großem Kaliber verunzierten bis nach Japan die Symmetrie der schönen Batterie, für sie war kein Platz zu finden gewesen.

Im Laufe des 12. August verließ ich mit leichtem Herzen Singapore und machte mich, so gut es gehen wollte, an Bord heimisch. Da wir erst am folgenden Mittage die Anker lichteten, verlebte ich noch einen Tag auf der Rhede von Singapore und konnte gleich die seemännische Weise des Schlafens in der Hängematte kennen lernen, da unsere Kammer noch zu sehr mit Kisten verbaut war, als daß es möglich gewesen wäre, das Nachtquartier dort aufzuschlagen. Ich habe später, namentlich bei Sturmwetter, noch oft meine Zuflucht zur Hängematte genommen, da diese, der Länge des Schiffes nach aufgehängt, in ihren Schaukelbewegungen mir weniger unangenehm war, als die querschiffs angebrachte feste Koje, wo ich bei starkem Rollen buchstäblich auf den Kopf gestellt wurde.

Ich schlief also zum ersten Male an Bord der „Arcona" in der Hängematte, freilich war wegen der mir noch ungewohnten Unruhe von eigentlichem Schlafen keine Rede. Ich hatte gegen Morgen die Augen etwas geschlossen, als mich der Morgenschuß, welcher um 5 Uhr früh die Reveille im Hafen verkündet, aufschrecken ließ. Es erging mir indeß glücklicher, als meinem Freund und Reisegefährten Herrn B., der in jener Nacht auch zum ersten Male an Bord der „Arcona" zubrachte und durch Zufall über dem Geschütze schlief, beim Losfeuern der dicht unter ihm stehenden Kanone aber vor Ueberraschung und Schreck über ein so ungewöhnliches Wecken aus seiner Hängematte zur Erde fiel.

Mit dem Reveilleschuß um 5 Uhr früh beginnt im Hafen das Leben auf dem Schiff, die Wache tritt an Deck unter's Gewehr, dort wird „Helm ab zum Gebet" kommandirt und in der Advents- oder Osterzeit bläst die Musik dann einen Choral.

Der Hochbootsmann läßt seine schrille Pfeife ertönen, um die Schläfer aus der Ruhe zu wecken, und in weniger als einer Viertelstunde erscheint jeder Mann mit seiner Hängematte an Deck, wo sie in der inneren Reeling verstaut werden. Dann beginnt die Arbeit, Deck fegen und scheuern u. s. w., so daß gegen 7 Uhr Alles sauber und in Ordnung ist.

Punkt 8 Uhr — und in allen Dingen, wo es auf Zeit ankommt, ist der Dienst nach der Sekunde geregelt — findet die sogenannte Flaggenparade statt. Die Flagge wird an der Gaffel aufgehißt, zu gleicher Zeit eine Gewehrsalve gegeben und während die Flagge emporgezogen wird, nehmen alle an Deck befindliche Personen die Mützen ab; die Musik spielt einen Tusch und das „Preußenlied."

Um 9 Uhr ist Musterung in Divisionen, der erste Offizier nimmt dann alle Meldungen entgegen, etwaige Strafen werden verlesen u. s. w. Die freie Mannschaft hat dann Geschütze zu exerziren, Waffen zu putzen, oder sie ist in den Booten beschäftigt.

Wie ich schon früher bei Gelegenheit des Lebens an Bord des P.- & O.-Steamer angedeutet, wird auf allen Schiffen die Zeit in Wachen zu je vier Stunden oder acht Glas abgetheilt, und wie dort, so spielte das „Acht Glas" auch hier eine große Rolle.

Besonders sind die acht Glas der Mittagsstunde im Dienste ein wichtiger Abschnitt, und es erfordert ziemlich viel Arbeit, bis dieser Augenblick offiziell

geboren werden kann und wirklich eintritt. In der Batterie vor der Thür des Kapitäns steht eine Ordonnanz, die u. A. auch die Verpflichtung hat, 10 Min. vor acht Glas den diensthuenden Kadetten von diesem Ereigniß zu unterrichten. Dieser macht dem wachthabenden Offizier die Meldung und wird von letzterem zugleich beauftragt, den Kapitän vom Nahen der acht Glas zu unterrichten. Hat der Kapitän nicht noch irgend ein Manöver vor, was vor der Mittagsstunde ausgeführt werden soll (was natürlich nur ausnahmsweise und während der Fahrt vorkommt), dann giebt er die Erlaubniß, daß acht Glas gemacht werde.

Der Kadet eilt zum wachthabenden Offizier an Deck, der Posten erhält die Ordre „Acht Glas", der dann auch mit voller Lunge, sobald der Minutenzeiger auf Zwölf gerückt ist, sein „Acht Glas" dem an der Schiffsglocke stehenden Posten zuruft. Letzterer schlägt nun acht Schläge an und ruft gleichzeitig auch seinerseits sein „Acht Glas" in die unteren Schiffsräume hinunter.

Der Bootsmann pfeift und ruft sein „Backen und Banken!" was, in gewöhnliches Deutsch übersetzt, die Mahlzeit bedeutet, und nun holt sich jede Backschaft (jeder Tisch) in der Kambüse ihren Antheil.

Bis um 2 Uhr wird der Mannschaft Rast gegönnt und es ist in diesen Stunden wie auch Morgens und Abends nach der Mahlzeit erlaubt, in der Batterie zu rauchen. Man sieht dann die Matrosen und Unteroffiziere in Gruppen zusammensitzen, und gönnt den sonst reichlich geplagten Leuten diese Erholung von Herzen.

Gegen Abend spielt das Musikcorps während der Tafelzeit des Kommodore's oder des Offiziercorps einige Stücke. Bei Sonnenuntergang wird die Flagge niedergeholt und in ähnlicher Weise wie am Morgen salutirt. — Um 9 Uhr findet der Zapfenstreich statt, die Wache tritt an, der Wachtschuß fällt, die Trommeln wirbeln und der Tambour macht auf dem Deck die Runde. Immer leiser und ferner wirbelt der Schlägel, bis die Musik die einfachen Klänge eines Chorals anhebt. Alles im Schiffe ist ruhig, der Pendel dieser ganzen bewegten Welt steht stille; wer sich an Deck befindet, hält in Schritt und Gespräch inne, und während der Minute, wo die Wache „Helm ab zum Gebete" dasteht, bleiben auch alle übrigen Häupter in andächtigem Schweigen entblößt. — Dann wirbeln die Schlägel auf's Neue, der erste Offizier macht in Begleitung der verschiedenen Deckoffiziere die Runde durch alle Räume des Schiffes und der Hochbootsmann ruft das Kommando „Pfeifen und Lunten aus, Ruhe im Schiff!" — Es werden dann für den Theil der Mannschaft, welcher nicht die Wache hat, die Hängematten ausgegeben und bald ist es auf dem Schiffe so still, daß man den gleichmäßigen Schritt des wachthabenden Offiziers deutlich unterscheiden kann. Nur in den Intervallen der ½ Stunden, so oft ein Glas geschlagen wird, klingt ein „Alles wohl!" in halbklagendem Gesang über das Schiff. Es sind die Posten, welche auf diese Weise andeuten, daß sie Wache halten und nicht dem Schlafe verfallen sind.

Der feierliche Schluß des Tages hat etwas Ergreifendes, das auch durch die öftere Wiederkehr nichts an seiner Weihe — so möchte ich es nennen — einbüßt, und das, ich bin es überzeugt, auch auf die Mannschaft seinen bleibenden Eindruck nicht verfehlt. — Nach dem Zapfenstreich wird es im ganzen Schiffe schweigsam, und selbst in den Kammern der Einzelnen oder in der Messe nimmt

die Unterhaltung unbewußt unter dem Einflusse der lautlosen Umgebung einen ruhigeren Verlauf.

Die Tagesordnung, wie ich sie in wenigen Strichen eben angedeutet, ist während der Fahrt im Ganzen dieselbe, nur daß dann die Flagge überhaupt nicht aufgezogen wird, daß Morgens und Abends kein Wachtschuß gefeuert wird und, weil man ja keine Besuche zu erwarten hat, auch am Fallreep keine Posten stehen, um die Honneurs zu machen.

Der Zapfenstreich bildet aber auch während der Fahrt, wenn nicht allzu stürmisches Wetter dies verhindert, in der beschriebenen Weise den Schluß des Tages und seiner Arbeit.

Es hatte später oft einen eigenthümlichen Reiz für mich, wenn das Schiff während der Nacht in der einsamen Wasserwüste dahinrauschte, noch eine Stunde an Deck zu weilen, dem Zug der jagenden Wolken zuzuschauen und ringsum zu spähen, ob nicht noch andere menschliche Wesen die gleiche Straße zögen. Wie wunderbar glänzte dann der zitternde Lichtstrahl von einem fernen Fahrzeug zu uns herüber! Man denkt unwillkürlich: wer mögen die sein, die dort auch in der Nacht mit Wind und Wellen kämpfen, und werden sie und wir das Ziel der Fahrt erreichen?

Doch ich will nicht dem Gang der Ereignisse vorgreifen, denn zunächst sollten wir die Fahrt ja erst beginnen, und wenn es auch nicht unbekannt war, daß der September in den chinesischen Gewässern den Eintritt der verheerenden Drehstürme verkündet, so war doch der Himmel so blau und die Luft so mild, daß uns Laien wenigstens der Gedanke an die Gefahr, der wir entgegengingen, nämlich in einen Teifun zu gerathen, kaum ernstlich auftauchte.

Wußten wir auch nicht bestimmt, welches das Ziel unserer Reise sein werde, daß es im Norden war, stand wenigstens fest, und als am Morgen des 12. August die „Thetis" mit vollen Segeln uns bald aus dem Gesichte entschwunden war, da wuchs auch unsere Sehnsucht und Alles war freudig bewegt, als das Kommando „Anker lichten!" gegeben wurde und die Mannschaft nach dem Takte einer Melodie das schwere Gangspill in Bewegung setzte. Endlich war auch diese Verbindung mit dem Lande gelöst, die Schraube setzte sich in Bewegung, das Schiff schwenkte, und während die Musik einen Marsch zum Abschiede blies und ein „God save the Queen" als Gruß an Bord des englischen Kriegsschiffes, das wir passirten, hinüber schickte, standen wir Alle am Deck und sahen die Gebäude der Stadt, die Masten der Schiffe allmälig in die abendlichen Fluten hinabtauchen und der folgende Tag fand uns auf der offenen See.

Während wir so bei klarem Wetter und mit günstigem Winde auf der blauen Flut einer unbekannten Zukunft voll neuer Ereignisse und Eindrücke entgegen eilten, hatten wir Muße, das bisher Erlebte zu ordnen, im Geiste einen Rückblick auf die bisher zurückgelegte Strecke zu werfen, und in unserer neuen Umgebung möglichst bald heimisch zu werden.

Wenige Tage nach unserer Abreise wurde uns eröffnet, daß das Ziel der Reise nicht der Peiho oder Schanghai sei, sondern daß wir direkt nach der Bai von Jeddo Kurs gesetzt hätten und vielleicht in 8—10 Tagen schon vor der Hauptstadt Japans ankern würden.

Tausend Fragen drängten sich in einen Augenblick zusammen: wie wird man uns aufnehmen? wird es uns möglich sein, einen Vertrag zu erlangen, jetzt, wo neue Schwierigkeiten aufgetaucht waren? werden wir lange genug weilen, um etwas Ordentliches von diesem wunderbaren Kulturlande kennen zu lernen? u. s. w. Inzwischen galt es zunächst noch die Ungeduld zügeln, noch lag eine weite Strecke vor uns, wenn auch Keiner eine Ahnung davon hatte, was wir noch zwischen heute und dem Tage der Ankunft in Jeddo erleben sollten.

Zunächst wandte sich unser Blick natürlich unserer nächsten Umgebung, dem Leben auf dem Schiffe zu, denn das Wetter war prachtvoll, und wir hatten reichlich Muße, auf den Organismus der Welt, der wir jetzt angehörten und die ich oben schon kurz angedeutet, unser Augenmerk zu wenden.

Wie leicht erklärlich, trägt Alles das Gepräge der militärischen Organisation — Matrosen, Maschinisten, Heizer, Marinesoldaten, die Musikanten, kurz Jeder an Bord ist der militärischen Ordnung und der Subordination unterworfen. Die „Arcona" ist als Korvette gebaut und mit 28 Geschützen in der ersten Batterie und 3 Gedeckgeschützen außerdem montirt. Allen üblen Urtheilen zum Trotz, die im Anfange über dies neuerbaute schöne Fahrzeug hier und da laut wurden, hat sich die „Arcona" als ganz vorzüglich seetüchtig bewiesen; bei einigermaßen günstiger Brise machte sie 10 bis 12 Knoten, und wo bei Windstille die Schraube benutzt wurde, erweckte der ruhige, kaum hörbare Gang der Maschine und des Schiffes stets allgemeine Bewunderung. Die Mannschaft und namentlich die Soldaten waren theilweise frisch rekrutirte Leute, und so fehlte es an Musterung, Segel-Exerzitien, Waffenübungen u. s. w. nicht. — Die Anwesenheit des Musikcorps trug ohne Zweifel wesentlich dazu bei, daß stets ein frischer, lebendiger Humor unter der Mannschaft und uns Allen herrschte. Man nimmt, auf dem weiten Ozean schwimmend, die Klänge unserer deutschen Meister der Tonkunst doppelt empfänglich hin, wenn der Marsch, das Volkslied oder die Ouvertüren und Potpourris auch nicht vollkommen zum Ausdruck gelangen sollten. Um ½2 Uhr war Tafel in der Offiziersmesse, der wir Mitglieder der Expedition — acht an der Zahl — eingereiht waren. Um 4 Uhr speiste der Kommodore und der Gesandte mit den Herren, die etwa eingeladen waren, und dann begann auch die Musik auf dem Deck ihr Abendkonzert zu blasen.

Gegen Sonnenuntergang wird das Quarterdeck durch einige Signalflaggen abgetheilt, es versammeln sich dann Offiziere, Kadetten und Gäste, um ihre Cigarre im Freien zu rauchen und der Unterhaltung zu pflegen, und diese Stunden sind meist die angenehmsten des ganzen Tages, auf die sich Jeder im Voraus freut. — Es wäre undankbar und unbillig, wenn ich unterlassen wollte, anzuerkennen, daß von Seiten der Offiziere und Kadetten, namentlich aber auch vom Kommodore selbst, Alles aufgeboten wurde, uns das Leben an Bord so erfreulich als möglich zu gestalten. Man hatte zu unserem Aufenthalte in der Batterie mehrere ziemlich geräumige und luftige Kammern erbaut, in denen je zwei der Herren wohnten, und wirklich Nichts entbehrten, was zu ruhigem Arbeiten und Leben nur erforderlich ist. Wir Alle freuten uns, dem fatalen Aufenthalte auf den Steamern der „Peninsular Company" entronnen zu sein. Hatten wir hier doch (selbst abgesehen von dem Verkehr mit liebenswürdigen



Officiere von der Arcona auf dem Quarterdeck.

Struben, Lt. z. S. I. Classe. — Frhr. von Schleinitz. — Graf Monts. — Commodore Sundewall. — Lieutenant Schelle, Lt. z. S. I. Classe. — Lieutenant Butterlin, Lt. z. S. I. Classe. — Frhr. von Imhoff, Lt. des Seebataillons.

Spiess, Japan. Expedition. Titelbild. — Verlag von Otto Spamer.

Landsleuten) ein Daheim, einen Ort, wo man weilen darf, wo man ungestört arbeiten, lesen, Schach spielen oder der Unterhaltung pflegen kann, und das will für eine sonst monotone Seefahrt ungemein viel sagen.

Es ist schwer, sich von dem Gefühle Rechenschaft zu geben, das die Angehörigkeit zu einem solchen gewissermaßen losgetrennten, aber selbständig und in der Verbindung mit der Heimat fortlebenden Stück nationaler Existenz mit sich bringt. Es liegt in dem geschlossenen Ganzen dieser besonderen Welt — und hier war das Geschwader, und in noch engerer Weise jedes einzelne Schiff ein solcher Mikrokosmos — weit ausgeprägter das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der gemeinsamen Geschicke, als dies auch bei der längsten Fahrt mit einem Fahrzeuge sein kann, dem man nur für die Ueberfahrt etwa angehört, das vielleicht die Flagge einer fremden Nation führt und von dem wir uns losgelöst fühlen, sobald wir den Hafen erreicht haben.

Wie wesentlich anders waren unsere Beziehungen zu den Schiffen des Geschwaders, wie lebhaft war in Allen das Interesse für den Zweck der Unternehmung, selbst bis zu den Schiffsjungen abwärts, die auch in ihrer Weise die Chancen der Verträge mit Japan, China und Siam besprachen.

Das Geschwader zählte beim Auslaufen etwa 850 Personen in den verschiedensten Stellungen, die sämmtlich darauf gerüstet waren, etwa 3 Jahre in der Verfolgung der vorgesteckten Ziele in den asiatischen Gewässern und auf der Hin- und Rückreise zu verleben.

Wen nicht Krankheit oder der Tod von seinem Posten abberufen, — und es haben Manche draußen in fremder Erde oder in den Wellen ihr Grab gefunden — der mußte ausharren und das Ende abwarten.

Daß Einzelne ehrlos und fahnenflüchtig geworden sind, d. h. von Werbern in den Kneipen von Hongkong, Shanghai oder Nangasaki verlockt desertirten, war eine beklagenswerthe, aber numerisch nur unwesentliche Ausnahme.

Das Geschwader und seine Bemannung in der durch den Dienst bedingten Gliederung bildete die Welt, in die auch wir, wenn auch an Bord nicht als thätige, so doch als zum Ganzen gehörende Theile eingetreten waren, und es währte eine Zeitlang, bis wir ungeübte „Landratten" mit allen Einzelheiten dieser geregelten Existenz bekannt wurden, bis wir Backbord von Steuerbord und die Namen der wichtigsten Segel unterscheiden gelernt hatten.

Man hat mich in späterer Zeit noch oft mit einer Verwechselung geneckt, die ich mir in den ersten Tagen vor der Abfahrt, während die „Arcona" noch auf der Rhede lag, soll haben zu Schulden kommen lassen, und die in den Augen eines Seemannes komisch genug erscheinen mag.

Liegt das Schiff im Hafen vor Anker, dann sind in der Regel alle Boote ausgesetzt, um den Verkehr mit dem Lande zu unterhalten oder zu Vermessungs-Expeditionen zu dienen. Das Gig des Kommodore hat seinen Platz am Sterne des Schiffes, und in jedem Boote befindet sich beständig ein Posten, schon damit dasselbe nicht weggestohlen wird, da schmucke Boote leicht unberechtigte Verehrer finden. So hing denn auch eine schwache Strick-Leiter von der Verschanzung am Hintertheil des Schiffes über dem auf den Wellen tänzelnden Gig.

Ich fuhr zum ersten Male zur „Arcona" hinaus, der Abend war schon hereingebrochen; ich wollte hören, ob ich am folgenden Tage mit Sack und Pack

mich an Bord einfinden dürfe, und mein Chinese steuerte auch ganz richtig auf den schon halb im Dunkel verschwimmenden Schiffskörper der „Arcona" zu. Diese Bootsleute im Hafen merken sich mit bewundernswerther Schnelligkeit die Namen und den Ankerplatz jedes fremden Kriegsschiffes, sobald es auf der Rhede angelangt ist. Ich sah nur noch die in der Luft schwankende Leiter und steuerte darauf zu in der Absicht, auf dieser schwebenden Leiter den Weg zum Decke hinauf zu finden, wurde aber noch zeitig genug durch den in dem Gig Wache habenden Matrosen, dem diese ungewöhnlichen Enterversuche bedenklich erschienen, über meinen Irrthum aufgeklärt und bedeutet, daß ich an der Steuerbordseite mich an Bord zu verfügen habe. Natürlich wurde später im Scherze die Sache soweit ausgesponnen, als habe ich schon auf der Leiter geschwebt; in Wahrheit hatte ich meinen Irrthum schon von selbst begriffen, sobald ich den Standpunkt der ominösen Stricktreppe erkannte.

Aber es giebt noch eine Menge Dinge im täglichen Leben an Bord eines Kriegsschiffes, die gelernt sein wollen, Geheimnisse der Etikette und des Dienstes, in welche man als Landratte und Laie nur nach und nach eindringen und ihren Sinn zu ergründen vermag.

So würde es große Heiterkeit erregen, wollte Jemand ohne Kappe oder Hut an Deck erscheinen oder gar dort bloßen Hauptes länger verweilen, wäre es auch bei der mildesten Luft. Am Schlimmsten erging es einem unserer Herren Attaché's, der an einem Morgen, als ein heftiger Regen herniedergoß, mit einem Regenschirm auf dem Quarterdeck zur Erscheinung kam.

Daß der dienstthuende oder wachthabende Offizier zu benachrichtigen ist, wenn man das Schiff verläßt, mit einem „Melde mich vom Bord" oder bei der Rückkehr „An Bord zurück", daß ihm, wenn das Schiff unter Dampf ist, die Steuerbordseite frei zu lassen ist und man seine Promenade auf die Backbordseite zu beschränken hat, daß dies aber beim Segeln sich dahin ändert, daß dem dienstthuenden Offizier die Luv- (Wind) Seite, dem Unbeschäftigten aber die Leeseite zukommt; daß man nichts nach Luv, also gegen den Wind, über Bord wirft, sondern nach Lee, daß man nie anders als an Steuerbordseite am Fallreep anlegt, um an Bord zu kommen (man sieht, Steuerbord ist die vornehme Seite), während alle Personen, die nicht Offiziersrang haben, an Backbord zu landen haben, wo auch alles Gepäck, Proviant „übergenommen" wird, das Alles sind selbstverständliche Dinge, sobald man sie kennt und den Grund begreift, Dinge, die eben dem Seemann zur zweiten Natur geworden sind, die aber für uns Alle noch böhmische Dörfer waren.

Wie aber jeder Kreis seine bestimmten Anschauungen und in dem Berufe wurzelnde Ideen und Aeußerungen hat, die sich selbst in der Redeweise kundgeben, so ist dies wol nirgends ausgeprägter als gerade bei Seeleuten. Natürlich lebte man sich allmälig in den Organismus der Schiffsexistenz hinein, gewann Interesse an der neuen Umgebung; aber mit nur geringen Ausnahmen hat wol Keiner von uns „Civilisten" sich ganz in die aus dem Niederdeutschen herstammenden Schiffsbenennungen und Redeweisen so hineingefunden, daß, wenn er sich der Ausdrücke selbst bedienen wollte, nicht noch ab und zu komische Quiproquo's vorgekommen wären.

Es ist übrigens nicht ganz leicht, das Charakteristische von Benennungen, wie Wante, Spiere, Bramstenge, Klüverbaum, Raa, Kreuzmast und Fockmast, Reeling, Geitau, Gaffel, Großtop u. s. w. zu behalten.

Das Quarterdeck ist, wie auf allen Kriegsschiffen der Welt, der den Offizieren und Kadetten reservirte Raum des Schiffes; dort werden Observationen gemacht und alle wissenschaftlichen Beobachtungen vorgenommen, bei gutem Wetter auch wol Karten ausgelegt u. s. w. Mit Ausnahme des Dienstes und der Arbeiten bei Segel-Manövern u. s. w. dürfen Unteroffiziere und Matrosen, selbst Deckoffiziere, sich nicht auf dem Quarterdeck aufhalten. Hier werden zunächst alle Besucher, wie Offiziere von fremden Kriegsschiffen, Konsuln u. s. w., vom wachhabenden Offizier, der die Honneurs zu machen hat, empfangen und begrüßt, der alle Leute von Rang schon an der Treppe bewillkommnet. Liegt das Schiff im Hafen, dann tritt von selbst eine strengere Etikette ein als während der Fahrt. Kaum ist der Anker gefallen, so beziehen die Seesoldaten ihre Posten am Fallreep und es ist ihre Pflicht, jedes Boot, das sich dem Schiffe nähert, zu melden.

Die Boote werden ausgesetzt, das Deck aufgeräumt und gefegt, und die Toilette des Schiffes in Bezug auf die Raaen, Segel rc. vollendet, damit es würdig den prüfenden Blick fremder Seeoffiziere aushalten kann.

Dann gilt es, die nöthigen Vorschriften hinsichtlich der Salutschüsse zu beobachten. Besuchten wir z. B. eine Kolonie oder ein Land zum ersten Mal, dann wurde zunächst und zwar während der Einfahrt in den Hafen oder doch sofort nachdem der Anker gefallen ist, die nationale Flagge mit 21 Schüssen salutirt, d. h. die betreffende Flagge, also z. B. in Singapore die englische, wehte während des Salutirens am Hauptmaste der „Arcona“.

In der Regel erwiedert eine Batterie am Lande oder ein im Hafen liegendes Kriegsschiff der betreffenden Nation diesen Salut mit der gleichen Anzahl Schüsse.

Dann erfolgt, ebenfalls durch Salutschüsse, die Begrüßung der etwa im Hafen anwesenden Stabsoffiziere aus fremden Marinen, also der Kommodore, Vize- und Kontre-Admirals, deren Schiffe an einem „Stander“ kenntlich sind, der, am Hauptmaste wehend, den Rang des betreffenden Offiziers andeutet. — Macht ein kommandirender Offizier von Rang persönlich seinen Besuch, dann erscheint die Wache an Deck, das Gewehr wird geschultert oder präsentirt und die Musik spielt die betreffende Nationalhymne.

Auch an Bord der „Arcona“ wehte der Kommodorestander, denn der Geschwaderchef, Fregatten-Kapitän zur See, Sundewall, war für die Dauer der Reise vorübergehend ad hoc mit dem Range eines Kommodore bekleidet.

Außerdem wurde auch der Gesandte beim Landen oder wenn er den Hafen verließ, mit einem besonderen Gruße von 17 oder 19 Schüssen salutirt, die ebenfalls von der „Arcona“ mit der gleichen Anzahl Schüsse erwiedert werden mußten, so daß es an manchen Tagen schien, als solle die Kanonade an Bord kein Ende nehmen; zumal wenn auch noch die im Hafen angestellten fremden Konsuln ihre offizielle Aufwartung machten und sich ihren Salut holten. Denn auch hier verlangt die Sitte, daß zu Ehren der befreundeten Macht, wenn deren Vertreter zum ersten Male das Schiff besucht, ihm ein Salut nachgefeuert wird. Es weht dann ebenfalls die betreffende Flagge während des Salutirens am Hauptmaste.

Natürlich drängen sich diese Besuche und Gegenbesuche in den ersten Tagen zusammen — denn von jedem Kriegsschiffe im Hafen, auch wenn es kein Flaggenschiff ist, erscheint sofort ein Offizier an Bord des neu angekommenen Fahrzeuges zur Begrüßung des Kommandanten, ein Besuch, der im Laufe der nächsten Tage erwiedert werden muß; daneben findet ein gleicher Höflichkeitsaustausch zwischen den Offizierkorps der Schiffe von den verschiedenen Nationen statt, doch erstreckt sich das selbstverständlich nur auf englische, französische, holländische und die Schiffe solcher Nationen, mit denen wegen der Sprache ein persönlicher Verkehr möglich ist.

Sind die ersten unruhigen Tage nach der Ankunft vorüber, dann tritt oft bald mehr Stille ein, als den an Bord im Hafen Lebenden erwünscht ist.

Der Verkehr mit dem Lande ist doch mehr oder minder schwierig, die großen Kriegsschiffe müssen wegen ihres Tiefganges meist weit vom Lande ankern, und um die Mannschaften zu schonen, giebt der erste Offizier nur ungern Boote an Land, denn es ist bei konträrem Winde und ungünstiger Strömung eine saure Arbeit, in der glühenden Tropensonne eine Strecke von einigen Meilen hin und zurück zu rudern. Da ist es denn den Offizieren und der Mannschaft nicht zu verdenken, wenn sie meistens vorziehen, bald weiter unter Segel zu gehen, als lange im Hafen zu verweilen. Hier ist Dienst, d. h. das Beengende desselben, und doch keine rechte tüchtige Arbeit. Auch der Matrose, dem in der Regel nur einmal während des Aufenthaltes von Wochen oder nur zwei Mal des Monats Urlaub ertheilt wird (man muß zugeben, daß es um der Mannszucht willen und namentlich um dem Desertiren vorzubeugen, nicht anders gehandhabt werden kann), ist fröhlicher unterwegs, als wenn er im Angesicht des Hafens doch nicht an das Land gehen und nach seiner Neigung sich eine Erholung gönnen darf.

Leider wurde unsere Fahrt von Singapore aus schon bald durch ein trauriges Ereigniß unterbrochen. Es war am 22. August, als bei völlig ruhiger Fahrt plötzlich gegen Mittag der Ruf: „Ein Mann über Bord!" durch das Schiff ertönte. Im Nu war Alles an Deck. Der Matrose K., einer der besten, tüchtigsten Burschen, war durch Unvorsichtigkeit, während er außerhalb der Reeling arbeitete, in's Meer gestürzt, schwamm aber ruhig, und wie es schien in der festen Ueberzeugung seiner Rettung, dem Schiffe und den Rettungsbojen nach. In wenig Minuten hatte das Schiff beigelegt, aber bei einem solchen Unglücksfalle tritt die Ohnmacht und Kleinheit des einzelnen Menschen recht lebhaft zu Tage. Das Manöver beizulegen war zwar in wenig Minuten ausgeführt, dennoch war der schwimmende Matrose in dieser kurzen Zeit von Strömung und Wellen schon in so große Entfernung vom Schiffe abgetrieben, daß Ungeübte den dunklen Körper kaum mehr mit dem bloßen Auge auf der von Wellen gehobenen und gesenkten Wasserfläche verfolgen konnten. Und doch waren wir bei schwachem Winde in nur mäßiger Fahrt unter Segel gewesen und der Unglückliche schwamm ruhig und mit allen Kräften auf die Schiffe zu.

Von der „Arcona" und dem Schooner „Frauenlob" wurden Boote ausgesetzt, die mit dem Eifer, welcher ungeheißen die Menschen beseelt, wo es die Rettung eines Ertrinkenden gilt, auf ihn zurnderten — leider vergebens. Die Bojen schwammen leer und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Unglückliche

von einem Hai in die Tiefe gezogen wurde, denn man sah ihn ganz nahe bei den rettenden Schwimmringen sinken. Das Meer wimmelte in diesen Breiten von den gefräßigen Thieren. Oft sahen wir sie dicht hinter dem Schiffe herziehen, und am 24. August wurden bei Windstille drei mittelgroße Haifische zum Jubel der ganzen Mannschaft durch Angelhaken über Deck geholt und getödtet — der Bemannung eine Art Genugthuung für den Verlust ihres Kameraden.

Am Sonntage nimmt der Kommodore stets selbst die Musterung in Uniform ab, und es findet darauf in der Batterie Gottesdienst statt, der vom Schiffsprediger abgehalten wird. Auf den anderen Schiffen, welche keinen Geistlichen bei sich haben, hat einer der Offiziere die Pflicht, eine kurze Andacht mit der Mannschaft abzuhalten. Es wird in der Regel ein Choral gesungen und alsdann ein Gebet laut vorgelesen.

Diese einfache Feier einer kleinen Gemeinde, die, auf dem Weltmeere in den engen Raum eines Schiffes zusammengedrängt, für sich und die im fernen Vaterlande weilenden Angehörigen den Schutz des Allerhöchsten erfleht, hat schon durch die Umgebung und den Ort etwas Ergreifendes und übt auf Alle einen tiefen Eindruck aus.

Die Tage der Reise von Singapore nach der Jeddo-Bai haben in mannichfacher Beziehung die nachhaltigsten Eindrücke in mir zurückgelassen, und es knüpfen sich daran für mich die liebsten Erinnerungen. Auch jetzt ist der Gedanke an die Episode des furchtbaren Teifun's, den wir kurz vor dem Ziele der Fahrt durchlebten, nur ein dunkler Grund, von welchem sich die Bilder der übrigen Tage um so heller abheben.

Das Wetter war uns bis dahin in der ausgesuchtesten Weise günstig gewesen, das Schiff durchfurchte rauschend die leicht bewegte See, kein Schaukeln, keine schwankende Bewegung war zu verspüren, so daß auch die Empfindlichsten nicht von Anwandlungen der Seekrankheit zu leiden hatten. Die Luft wehte köstlich milde, wir konnten sie selbst in der Nacht durch die Luken in unsere Kammern hereinströmen lassen und in der Erinnerung an die Widerwärtigkeiten der Reise mit den P.- & O.-Dampfern überkam uns ein wohlthuendes Gefühl der Behaglichkeit und des Daheims.

Die ganze Expedition selbst und alle persönlichen Beziehungen waren noch in ihren Flitterwochen, und es ist leicht begreiflich, daß die ersten Tage des Zusammenlebens einer aus den mannichfachsten Elementen zusammengesetzten Gesellschaft, wie sie in der Offiziersmesse jetzt vereinigt, eine Fülle der Anregung der heterogensten Anschauungen in sich schloß, deren Reibung in Witzfunken und Scherzworten oder auch in eingehender Konversation feine Aeußerung fand.

Die Spannung und höhere Lebhaftigkeit, welche jede Erwartung einer unbekannten ereignißreichen Zukunft begleitet, ließ auch das sonst monotone Seeleben in rascheren Schlägen pulsiren; noch waren wir nicht durch Enttäuschungen oder schwere Prüfungen des Ausharrens inmitten von Schwierigkeiten gelähmt, und so war unsere damalige Existenz von jenem frischeren, reineren Hauche, der allen Zeiten der Erwartung und des Hoffens von jeher eigen ist, umweht.

Fast Alles hatte den Reiz der Frische, auch der persönliche Umgang entfaltete sich naturgemäß in der von der Neuheit beengten, aber darum oft

wohlthuenderen Art, die da eintreten muß, wo gebildete, sich sonst fernstehende Männer verschiedener Berufsstände plötzlich in ein engeres Band der Zusammengehörigkeit treten und der erste Verkehr bei aller Zwanglosigkeit, die das gemeinsame Leben bedingt, eine gewisse Zurückhaltung mit sich bringt, in der unbewußt allseitig nur die besten Seiten zu Tage treten.

Es sei ferne, damit andeuten zu wollen, daß diese persönlichen Umgangsverhältnisse sich später weniger erfreulich gestaltet hätten, denn ich habe an Bord der „Arcona" während der langen Reise nicht Einen Tag erlebt, an welchem ein ernstlicher Mißton das kollegialische Leben in der Offiziersmesse gestört hätte. Das Schiff ist für Alle, die je während der Reise ihm angehört, immer ein liebgewordener Mittelpunkt geblieben, an welchen sich die freundlichsten Erinnerungen knüpfen.

Die große Insel Formosa hatten wir links liegen lassen, nur ihre hohen Felsenmassen zeichneten sich in feine Schleier gehüllt am Horizont und bald war die ungastliche Küste wieder in's Meer hinabgetaucht.

Ungastlich mag man die Gestade dieser reichen und fruchtbaren Insel mit Recht bezeichnen, denn im Osten ist sie von wilden Räuberhorden bewohnt, die jeden Fremden, den Zufall oder Schiffbruch an die Küste wirft, erschlagen. Der westliche Theil Formosa's ist zwar von friedlichen, ackerbautreibenden und fleißigen Chinesen bewohnt, doch ist die Westküste und der ganze Kanal von Formosa der Herd der verheerendsten Teifune, die in jedem Jahre die Wracks zahlreicher Schiffe an die Ufer spülen.

Nach den astronomischen Beobachtungen unserer Offiziere verfolgten wir natürlich unsern Kurs auf den Seekarten und wußten genau, wenn wir uns auf der Höhe von Hongkong oder Schanghai befanden, während freilich das Auge sich in jenen Tagen an die deutlichsten Bilder der Unendlichkeit, an „Himmel und Meer", so weit es schweifen mochte, gewöhnen konnte.

Doch vergingen die Tage rasch, an Deck gab es tausend Dinge zu fragen und zu lernen, in den wärmeren Nachmittagsstunden fanden sich einzelne Gruppen in unseren Kammern bei einer Tasse Kaffee und der Cigarre ein, während wir die köstlichen Abende an Deck verlebten, da durch die Gefälligkeit des Kommodore für diese Stunden dort das Rauchen gestattet war. Man brachte Stühle an Deck (was sonst nie gestattet ist), auch wol eine Flasche Rheinwein oder Bier, es wurde mitunter ein Quartett gesungen, meist aber erzählt, geplaudert, und auch nach dem Zapfenstreiche blieben Einzelne oft noch gerne an Deck, stumm versunken in die Pracht des gestirnten Himmels oder die wunderbare Scenerie des endlosen Meeres, auf dem in der rauschenden Wasserwüste das dunkle Fahrzeug einsam seinem Ziele zueilte.

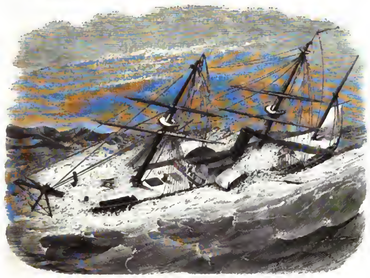
So kam Sonnabend der 1. September heran, es war völlige Windstille eingetreten und die Maschine deshalb geheizt worden, so daß wir uns unter Dampf befanden und der „Frauenlob" im Schlepptau unmittelbar hinter uns auf den Wellen tanzte. Denn während unser großes Fahrzeug ohne alle Bewegung blieb, wurde das kleine Schiff in unserem Fahrwasser von Wellen und durch die Schraube in nicht unbedeutende Bewegung versetzt.

Beide Schiffe waren so nahe, daß wir hinüber rufen konnten, und es wurden scherzweise im Laufe des Tages mehrere Depeschen in Weinflaschen

verkorkt gewechselt. Wer hätte geahnt, daß es der letzte Verkehr sei, den wir mit den Reisegefährten unterhalten sollten!

Die Sonne sank an jenem Abende mit auffallend röthlicher Färbung in's Meer hinab, der ganze Himmel zeigte eine fremdartige Beleuchtung, die wol auf eine Wetterveränderung hindeuten konnte. In der Nacht aber zog der verheerende Orkan, der unseren „Frauenlob" vernichten sollte, am dunkler und dunkler werdenden Firmamente drohend empor, und es wurden alle Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Kampfe mit der Wuth der Elemente getroffen.

Die drückende Temperatur im Innern der Kabinen hatte mich veranlaßt, mein Nachtlager in der Batterie zu suchen und meine Hängematte in die Nähe der großen Treppe zu postiren, wo die kühlere Nachtluft durch die große Luke in das Innere des Schiffes herniederströmt.



Schiff im Teifun.

Lange vor Tagesanbruch gegen 4 Uhr war ich erwacht, denn die Unruhe der auf- und niedereilenden Mannschaften wurde immer lebhafter, der Kommando-Ruf: „Alle Mann auf Deck zum Manöver!" hatte alle Schläfer aus der Ruhe geweckt und an Deck kämpfte schon die Stimme des wachthabenden Offiziers, der die Segel bergen und alle Vorkehrungen treffen ließ, mühsam gegen das Heulen des wachsenden Sturmes. Die Wellen gingen höher, das Schiff begann zu rollen und in allen Fugen zu ächzen. „Frauenlob" hatte man nicht länger im Schlepptau behalten können, das mächtige Tau war zerrissen; es war daher am besten, das Schiff allein manövriren zu lassen.

Natürlich hatte ich längst meine schaukelnde Hängematte verlassen; an ein eigentliches Ankleiden war nicht zu denken, denn in meiner Kammer herrschte schon Finsterniß und faktisches Durcheinander aller Gegenstände, die nicht niet-

und nagelfest waren. Die Luke war verschlossen, die Ritzen mit Werg verstopft; dennoch drang, so oft das Fahrzeug sich mit unserer Steuerbordseite tief in die Fluten eintauchte, das Wasser in Strömen ein, und Bücher, Kleider und hundert andere Dinge, durch die heftige Bewegung von ihren Standorten herabgeworfen, wurden von der See im Kleinen im Innern der Kammer spielend hin- und hergetrieben.

Der hintere Theil der Batterie bot inmitten des Wüthens der empörten Elemente eine heitere Scene. Wer nicht an Deck zu thun hatte, oder von dort nach schwerem Dienst auf einen Moment zurückkehrte, flüchtete nach dieser verhältnißmäßig noch trockenen Stelle. Da lagen und standen nun die Aerzte, Passagiere und alle Nichtkombattanten in halber Toilette barfüßig und hielten sich an Säulen oder den Thüren der Seitenkammern fest, um beim Ueberholen des Schiffes nicht von einer Seite zur anderen geschlendert zu werden. Die Hängematten der Mannschaften waren zum Theil vom Deck nach unten gebracht und dienten uns dort als Lager, bis ein paar von oben hereindringende Sturzseen uns auch aus dieser Verschanzung hinaustrieben.

Das Feuer in der Kambüse war ausgelöscht, an ein eigentliches Frühstück konnte gar nicht gedacht werden; man stärkte sich mit einem Bissen Hartbrod und einem Schluck Cognac oder Wein, und suchte dann das Deck zu erreichen, um droben dem furchtbar schönen Schauspiel auch einmal in's Auge zu sehen. Mühsam war es schon, nur hinauf zu gelangen, denn es kostete einen förmlichen Kampf gegen den übermächtigen Druck der Luft; dabei war es für den Laien kein Leichtes, eine Treppe zu betreten, die im nächsten Augenblicke, wenn das Schiff sich wieder auf die Seite legte, noch mehr als senkrecht — d. h. umgekehrt schief — emporführte.

Glücklich gelangte ich hinauf und erfaßte bald das Treppengeländer, um mich daran klammernd einen festen Standpunkt zu gewinnen.

Jetzt erst vermochte ich meinen Blick umher schweifen zu lassen, denn im ersten Moment war ich vom sprühenden Regen oder dem zu Staub gepeitschten Gischt der empörten Wellen und dem heulenden Winde geblendet worden.

Nie werde ich diesen Augenblick vergessen. Ein solches Schauspiel prägt sich mit unauslöschlichen Zügen in die Seele. Wol hatte ich vorher das Meer in Aufruhr gesehen und auch später haben wir manchen Tag gegen heftige Stürme angekämpft — aber alle Eindrücke solcher Zeit sind matt und farblos gegen die furchtbare, erhabene Schönheit des Umschauens mitten in diesem Chaos der empörten Elemente, wo Himmel und Meer in eine graue Wasserwüste zusammengeflossen erschienen.

Der Horizont war ungemein enge begrenzt, dicht um uns her lagerten die schweren grauen Massen auf der kochenden See; aber man vermochte weder eigentliche Wolkenbildungen noch auch die Linie zu unterscheiden, wo der Gischt des aufbäumenden Meeres den schwer niederhängenden bleifarbenen Dunstkreis erreichte.

Das ganze Meer glich einem ungeheuren, schräge und steil abfallenden Bergrücken, unser Schiff glitt scheinbar diesen jähen endlosen Abhang in die kochende Tiefe hinunter. Es waren nicht einzelne hohe Wellenberge, die auf das Fahrzeug eindrangen und es gehoben und gesenkt hätten, nein, so weit das

Auge in dem engen Gesichtskreise reichen konnte, erschien das Meer wie eine große kämpfende Masse, deren Schaumkämme zersprüht und im heulenden Winde umhergepeitscht wurden. Man hat die Dünung bei ruhiger See und Windstille wol das Athemholen des Ozeans genannt — hier war es, als ob ein Fieber das gewaltige Meer erschüttere, dessen brennendes Feuer durch alle Adern des Riesenleibes jage, so gewaltig hob und senkte sich die Riesenbrust des Elementes, so tief war der Ozean in seinen Grundfesten erschüttert.

Und welche Töne begleiteten diesen Aufruhr der Elemente. Der Sturm heulte durch die nackte Takelage, daß die Masten sich bogen; das Fahrzeug ächzte und stöhnte in allen Fugen, zerrissene Segel peitschten die Luft, wie der Knall eines Pelotonfeuers. Und durch all' diesen Aufruhr tönt der Kommandoruf der Offiziere und die schrille Pfeife des Bootsmanns, denn Jeder steht in gewohnter Ordnung auf seinem Posten.

Jetzt taucht das Schiff mit seinem Gallionsbilde tief in die schäumende, zischende, kochende und sprühende Masse und hebt sich dann zitternd, aber kraftvoll, und die Wellen wie einen Sprühregen von sich abschüttelnd, wieder empor. Ein Augenblick der Ruhe tritt ein, und dann neigt es sich so stark nach Steuerbord hinüber, daß die spritzenden Wellen die Takelage netzen, und der schlanke Körper auf den Wogen liegt, als wolle er ausruhen von dem ungleichen Kampfe mit der furchtbaren See. Doch jetzt hebt er sich von Neuem schwankend empor, aber ach! zwei unserer schönsten Boote sind von den Wasserwogen spielend, als seien es ein Paar Nußschalen, losgerissen und verschwinden im Nu in der kochenden, brandenden See.

Wie klein, wie ohnmächtig erschien das Fahrzeug im Kampfe gegen die entfesselten Stürme, und doch wie mächtig zeigte sich hier des Menschen Geist und Entschlossenheit, daß er einer solchen Riesenwelt gegenübertritt und sein zerbrechliches Fahrzeug durch dies Chaos hindurchleitet!

Das Schiff führte fast keine Segel mehr, nur ein paar kleine Sturmsegel waren gesetzt, um ihm Halt zu gewähren und womöglich mit ihrer Hülfe zu manövriren. Die Gewalt des Luftdruckes war aber so übermächtig, daß neue Segel wie Spinngewebe zerrissen und die Fetzen, wie Sturmfahnen knatternd, ein Spiel des Orkanes, davonflogen. Ein neu gesetztes Segel wurde so heftig flatternd hin und her geschlagen, daß mitten aus der Fläche viereckige Stücke wie von einer Kugel herausgerissen wurden.

Es war eine schwere und gefährliche Arbeit für die Matrosen, die vom Sturme hin und her gepeitschten Reste der zerrissenen Segel zu bergen und neue Sturmsegel zu setzen; es galt da Festigkeit und entschlossenen Muth, wenn der zu solcher Arbeit auf den Raaen liegende Matrose bei dem Auf- und Niederschwanken des Schiffes nicht hinabgeschleudert werden sollte.

Hier hat sich die Mannschaft in jeder Hinsicht bewährt; die Offiziere erkannten gerne an, daß sie an Ruhe, Muth, freudigem Gehorsam und rascher Ausführung der befohlenen Manöver hinter keinem altgedienten Matrosen zurückgeblieben sei.

Es war mittlerweile etwa 10 Uhr geworden und noch immer hatte der Orkan nicht seine höchste Höhe erreicht, denn das Barometer fiel noch beständig. Da trat gegen ½11 Uhr für etwa 15—20 Minuten rasch eine verhältnißmäßige

Ruhe ein, der Sturm legte sich, der Himmel über uns hatte etwas mehr Licht. Man hätte glauben können, wir seien aus dem Bereiche des Orkans gelangt, aber er ruhte nach so unbeschreiblichem Toben nur, um mit erneuerter und verdoppelter Stärke seine zerstörenden Kräfte gegen das Werk menschlicher Hände zu richten.

Wir hatten in jenen Minuten das Centrum des Wirbelsturmes erreicht, und es galt nun nach jener Richtung, von welcher der Teifun auf seiner fortschreitenden Bahn uns entgegenras'te, einen Ausweg zu erzwingen, und auf dieses Ziel wurden nun alle Anstrengungen und Manöver gerichtet.

Noch einmal entbraunte der Kampf der empörten Elemente, die nur in dem Bestreben einig erschienen, das ihnen preisgegebene Fahrzeug zu vernichten.

Aber es war doch ein bedeutungsvolles Zeichen, daß das Schlimmste vorüber sei, als gegen Mittag die Beobachtung ergab, daß das Barometer seinen niedrigsten Standpunkt erreicht habe. Wenn es jetzt gelang, die Peripherie des Wirbelsturmes in der Richtung seiner zurückgelegten Bahn zu durchbrechen, dann konnten wir in wenig Stunden dem Bereiche dieses Schreckenkönigs der Meere entgangen sein.

In früheren Jahren, als die Theorie der Teifune noch wenig bekannt war, ist es nichts Seltenes gewesen, daß Schiffe in dem Glauben, dem Sturme zu entgehen, so unrichtig manövrirten, daß sie tagelang im Herde desselben verblieben und so lange mit fortgeführt wurden, bis sie entmastet und leck an die Küste geschleudert wurden, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie vor dem Verhängniß bewahrte.

Auch jetzt noch gehen jährlich viele Schiffe an der chinesischen Küste durch Teifune gänzlich zu Grunde und ganze Flotillen von chinesischen Dschunken finden in jedem Frühjahre oder Herbst durch solche Orkane ihren Untergang.

Uns gelang es, mit Hülfe der Schraube gegen den Sturm ankämpfend, den gewünschten Ausweg zu finden; gegen 2 Uhr befanden wir uns in ruhiger, heiterer See; der Himmel klärte sich, der Wind ging in eine günstige Brise über, die Luken wurden geöffnet, das Innere des Schiffes gesäubert und wir konnten in der Messe an gedeckter Tafel unser Mittagsmahl einnehmen, so ruhig durchfurchte jetzt die „Arcona" die anmuthig spielenden und plätschernden, im Glanze der Sonne glitzernden Wellen. Der Kontrast dieser ruhig heiteren Fahrt gegen die Stunden, welche wir durchlebt hatten, kann nicht lebhaft genug gedacht werden. Während bei gewöhnlichen Stürmen die See oft noch Tage lang und auf weite Strecken empört und aufgeregt bleibt, waren wir jetzt in Fahrwasser gekommen, welches offenbar der Teifun auf seiner verheerenden Straße nicht berührt hatte. Wir hätten glauben können, von einem schrecklichen Traume erwacht zu sein, hätte das Schiff nicht noch die Zeichen des durchlebten Kampfes an sich getragen.

Uebrigens hatte uns Alle das Gefühl der Sicherheit keinen Moment verlassen, wol deshalb, weil Alles so ruhig und geordnet blieb, als handle es sich nur um ein Exerzitium, dann aber auch, weil uns Laien die Hauptgefahr nicht nahe getreten war.

Land hatten wir zwar noch nicht zu Gesicht bekommen, doch waren wir der Küste Japans schon außerordentlich nahe, und wenn es nicht gelungen wäre, im

rechten Momente aus der Gewalt des Wirbelsturmes herauszukommen, würden wir aller Wahrscheinlichkeit nach an die felsigen Küsten der Insel Nipon geworfen worden sein und das gleiche Schicksal des „Frauenlob" getheilt haben.

Natürlich waren die Gemüther noch voll von den Eindrücken der durchlebten Katastrophe und die Frage, wie wird sich der „Frauenlob" gehalten haben, trat zunächst in den Vordergrund. Alle Gläser musterten den Horizont, ob kein Segel zu entdecken wäre, aber vergebens. Doch gab man sich noch keineswegs ernstlichen Besorgnissen hin, sondern hatte das feste Vertrauen, wir würden das Fahrzeug entweder in der Bai von Jeddo schon vorfinden, oder doch es in den ersten Tagen am Orte der Bestimmung eintreffen sehen.



Bai von Jeddo.

Daß während der interessanten und großartigen Ereignisse alle Beobachtungen an Barometer und Kompaß gemacht wurden, die der Wissenschaft und Schiffahrtskunde von Nutzen sein können, versteht sich von selbst. Wenn wir uns jetzt die Stunden jener großartigen Katastrophe vergegenwärtigen, dann wird gewiß Keiner die Erinnerung an ein Erlebniß missen mögen, von dessen imposanten Eindrücken sich eben keine Vorstellung geben läßt — so einzig groß ist der Anblick eines tüchtigen Schiffes im Kampfe gegen einen solchen Sturm.

Schon der folgende Tag brachte uns dem Ziele der Reise so nahe, daß wir die Umrisse der Küste zu erkennen vermochten, und am Abende desselben Tages waren wir vor dem Eingange der Bai von Jeddo angekommen.

Als wolle die Natur sich beeifern, die Bilder des Sturmes und der Verwüstung in den Hintergrund zu drängen und uns bald vergessen zu machen, daß wir sie in Aufruhr und Schrecken gesehen, trat das Land, dem wir uns näherten, in den lachendsten Bildern vor unser Auge. Möglich, daß unsere Blicke, von der Erwartung und jenem Reize bestochen, der das Wunderland des Sonnenaufgangs in unserer Vorstellung umwebte, die Wirklichkeit in einem rosigeren Lichte erblickten, als dies der Fall gewesen, wenn wir einem anderen Lande zugeeilt wären; jedenfalls waren Alle davon berührt, denn nie habe ich eine einstimmigere Begeisterung für die Schönheiten der Gebirgsformen, das Kolorit der Landschaft und die köstlichen Einbuchtungen, die bewaldeten Hügel, kurz, für das ganze von der ruhigen See wie von einem glänzenden Rahmen umfaßte Bild miterlebt, das uns bei der Einfahrt in die Bai von Jeddo entzückte.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Küste der Insel Nipon vielgestaltig und von zahlreichen kleinen Inseln umgeben ist. Die Bai von Jeddo zieht sich als tiefer Einschnitt in das Land, und schon bei Tagesanbruch passirten wir die Insel Oho-sima, die am Eingange der Bucht als schroffer Krater aus dem Meere steigt. Der Anblick des Landes, von der aufgehenden Sonne beleuchtet, war über alle Beschreibung eigenthümlich schön. Zur Linken erhob der 12,400 Fuß hohe Vulkan Fusi-yama sein majestätisches Haupt in die klare Morgenluft, hoch über die Bergkette hinaus, die sich, vom Kap Jeddo bis zu der äußersten Landspitze hinaus, in den malerisch'sten Umrissen vor unsern Blicken ausdehnte. Schräg in die Schluchten und Mattenabhänge fielen die Strahlen des sich erhebenden Tagesgestirns und ließen die Täuschung zu, als ob die Höhenzüge mit Schnee bedeckt wären; so blendend und eigenthümlich war die Beleuchtung des landschaftlichen Bildes. In tiefblauer Färbung und scharfen, feinen Umrissen lag der Fusi-yama vor unsern Augen, und Alle stimmten darin überein, nie einen so imposanten und doch in seinen Formen so ebenmäßig schönen Bergkegel erblickt zu haben. Ein breiter Gürtel weißer Wolken umsäumte den Riesen fast auf ein Drittel seiner scheinbaren Höhe und gab uns einen Maßstab für die ungeheure Erhebung des Kraters.

Der Tag unserer Einfahrt in die Bai von Jeddo wird mir stets ein unvergeßlicher bleiben. Nicht als ob wir an jenem 4. September, der uns zuerst der Küste Nipons näherte, ganz außerordentliche Eindrücke und Erlebnisse gehabt hätten, nein, das Seltsame unserer Lage und der Gedanke, nun in Wahrheit diesem so wunderbaren Lande uns zu nähern, hatte unsere Sinne geschärft und verdoppelt; jeder kleine Zug in dem sich vor uns aufrollenden Bilde fesselte unsere Aufmerksamkeit; jedes Dorf, das wir an die Abhänge des Ufers gelehnt in den dichten Baumgruppen sahen, gab zu neuen Beobachtungen Anlaß. Hier übte der wunderbare Nimbus, der in den letzten Jahrzehnten „Japan“ in den Augen der europäischen Welt umgeben, unbewußt auch auf uns seinen Einfluß.

In der Bai selbst dampften wir langsam der südlichen Küste entlang, wo die sanft abfallenden Berge bald Reisfelder im frischesten Grün, bald dunkle Baumgruppen, Dörfer und vereinzelte Häuser erkennen ließen.

Wir passirten ganze Flotten von größeren Segelbooten, die nahe bei einer Sandbank fischten; die Leute sahen ärmlich aus und waren ganz nackt oder in einen Schlafrock lose gehüllt. Ihre Hautfarbe war fast zimmtroth, eine Folge

der Sonnenstrahlen, denen sie ihren bloßen, kräftigen Körper wol die größte Zeit ihres Lebens preisgeben.

Je mehr bei der Einfahrt in die Bucht das Land zu beiden Seiten unserem Auge näher rückt, um so reicher und überraschender wird das Panorama. Zahlreiche kleine Fischerboote umschwärmen das Schiff und treiben in der Nähe desselben vorüber. Die Fischer grüßen freundlich, bieten ihre Fische an und beschauen mit neugierigen Blicken das stolze Fahrzeug und seine Kanonen. — Gegen Abend passirten wir Kanagawa, einen der neu eröffneten Häfen Japan's, in dem sich Europäer und Amerikaner ziemlich zahlreich niedergelassen haben und wo sich bereits ein lukrativer Handel entwickelt hat. Wir zählten etwa 14 europäische größere Fahrzeuge, immerhin schon eine namhafte Zahl für einen so entlegenen und erst neu eröffneten Hafen.

Das herrlichste Wetter hatte unsere Einfahrt begünstigt. Mit aller Vorsicht, die das noch ungekannte Terrain gebot, näherte sich das Schiff der kaiserlichen Hauptstadt. Beim Einbrechen der Dunkelheit rasselten die Ankerketten; der Kommodore, welcher den ganzen Tag über selbst die Führung des Schiffes übernommen hatte, hieß uns willkommen am Ziele unserer diesmaligen Reise und ein Glas Champagner wurde auf die glückliche Ankunft in Jeddo geleert.

Zahlreiche Lichter am Lande ließen uns erkennen, daß die Stadt, von der wir etwa 4 bis 5 Seemeilen entfernt blieben, sich in einem weiten Bogen und in ungeheurer Ausdehnung der Bucht entlang ausbreitet. Noch spät erschienen einige japanische Boote mit Beamten, um sich nach der Flagge zu informiren, und ruderten dann wieder zurück.

Da lag nun die „Arcona“ ruhig vor Anker. Das fernste Ziel unserer Reise war erreicht; was lange unsere innersten Gedanken beschäftigt hatte, war erlangt, der Traum zur Wirklichkeit geworden. Uns Allen war gewiß eigenthümlich zu Muthe, da von Dem, was die nächste Zeit an Eindrücken und Erlebnissen bringen würde, Keiner eine deutliche Vorstellung haben konnte. Das vor uns liegende Land schien gleichsam in einen Schleier gehüllt, den wir lüften sollten. In seltener Schöne und Klarheit schimmerten die uns wohl bekannten Sternbilder der nördlichen Hemisphäre durch die laue Nacht. Am Horizonte zuckte ein schweres Gewitter, und als um 9 Uhr der im Hafen herrschenden Sitte gemäß nach dem Zapfenstreiche der Choral „Nun danket Alle Gott“ in vollen Akkorden geblasen ward, hatte ich und gewiß Viele mit mir das Bewußtsein, eine jener Stunden durchlebt zu haben, die sich tief für's Leben einprägen — eine der Stunden, die in jedem Dasein wie helle Punkte sichtbar bleiben, wenn vieles Andere längst vergessen und vorübergegangen ist.



Japanisches Boot.



Forts im Hafen von Jeddo.

Fünftes Kapitel.

Die Gesandtschaft in Japan.

Die Bai von Jeddo. — Begrüßung durch die Gesandtschaften. — Alcock's Reise. — Die ersten Japaner an Bord. — Landung und feierlicher Einzug in Jeddo. — Akabani, die Wohnung der Gesandtschaft. — Teifun. — Japanisches Mahl. — Straßenleben in Jeddo. — Murijama. — Deutsches Gastmahl. — Ankunft der „Thetis". — Reise nach Yokuhama.

Am Morgen des 5. September war ich schon mit der Reveille an Deck, das Meer war ruhig und glatt, die Luft duftig und die Wärme groß. Schon wimmelte es in der Bucht von Dschunken und Fischerbooten, die bei der trägen Luftströmung langsam über die stille Wasserfläche an uns vorüber fuhren. Gegen 3 Uhr erschien der Abbé Girard von der französischen Gesandtschaft, sowie Herr Huysken, der Sekretär des amerikanischen Minister-Residenten, der uns als geborner Holländer hier in deutscher Sprache willkommen hieß. Beide Herren hatten den Auftrag, dem Gesandten ihre Dienste anzubieten, und was wir von ihnen sonst erfuhren, schien unserem Zwecke nicht ungünstig. Die japanesische Regierung war auf unsere Ankunft vorbereitet und man war beschäftigt, ein Gebäude zur Aufnahme fremder Gesandtschaften einzurichten. Der

Abbé Girard, in der Tracht eines Jesuiten-Paters, machte dem Rufe seines Ordens und seiner Nation als ein gewandter und feiner Weltmann alle Ehre.

Wir hörten zwar, daß die den Fremden günstige Partei, welche den ersten amerikanischen Vertrag mit Kommodore Perry abgeschlossen habe, schon seit längerer Zeit vom Ruder verdrängt sei, jedenfalls hatte aber die jetzige Regierung, auch wenn sie dem Eindringen der Fremden abhold war, nicht mehr die Macht, die frühere Absperrung wieder herbeizuführen; ja sie hatte sich, willig oder nicht, zum Abschluß noch weiterer Verträge bestimmen lassen. Wir sollten leider später erfahren, daß gerade dieser Umstand sie zu dem Entschluß gebracht hatte, nun jedem weiteren Vordringen einen Damm entgegen zu setzen.

Der englische Gesandte Mr. Rutherford Alcock hatte am Tage zuvor in Begleitung mehrerer Herren eine Reise in's Innere angetreten, um den Fusiyama zu besteigen, eine Nachricht, welche namentlich für unsere Naturforscher eine unangenehme war, da ihnen damit die einzige Möglichkeit entging, einen Blick in das eigentliche Innere des Landes zu thun. Vertragsmäßig steht den Gesandten und Konsularbeamten der befreundeten Mächte in Japan das Recht zu, überall im Innern zu reisen, während alle übrigen Europäer nicht über 5 Ri (im Ganzen etwa eine deutsche Meile) von ihrem Wohnorte sich entfernen dürfen. Es war aber bei der herkömmlichen großen Abneigung, welche die japanische Regierung gegen ein weiteres Eindringen der Fremden in ihr Land hegte, auch dem englischen Minister nur mit vieler Mühe gelungen, das Widerstreben der Regierung zu besiegen und für sich und seine Begleiter die erforderliche Erlaubniß zur Reise zu erhalten. Man hatte angedeutet, daß man von der Stimmung der Bevölkerung das Schlimmste befürchte; auch sei die Regierung außer Stande, für den nöthigen Komfort eines Reisenden von so hohem Range zu sorgen u. s. w. Die glücklichen und vielfach beneideten Reisenden haben aber von all' diesen Schwierigkeiten während der Reise selbst nichts zu leiden gehabt. Als die Regierung sah, daß der Entschluß des Mr. Rutherford Alcock, von seinem vertragsmäßigen Recht Gebrauch zu machen, ein unabänderlicher sei, machte sie gute Miene zum bösen Spiel und die Reisenden fanden überall freundliche Aufnahme, gute Bewirthung und alle Unterstützung, deren sie auf einer solchen Exkursion bedurften.

Die Hitze war drückend, das Thermometer zeigte 22° R. Wir Gäste an Bord waren damals noch wenig daran gewöhnt, bei Windstille und hoher Temperatur vor Anker zu liegen. Der Unterschied gegen die Tage während der Fahrt wurde außerordentlich fühlbar, und die Hitze in einem Schiffe, in welchem bei trägem Luftzuge nur wenig Ventilation hervorgebracht werden kann, empfindlich.

Im Laufe des Tages erschienen mehrfach Boote mit japanischen Beamten, die meistens nur Namen, Stückzahl der Geschütze, Größe und Bemannung des Schiffes u. s. w. zu erfahren wünschten und Alles eifrig in ihre Notizbücher eintrugen.

Wir hatten Alle das von unserem Reisegefährten Heine herausgegebene Werk über die Perry'sche Expedition aufmerksam gelesen und da uns dort noch auf jedem Blatte die pedantische Skrupulosität der guten Japaner entgegentrat, wurde natürlich von vornherein die größte Rücksicht gegen jedes Mitglied

dieser wunderbaren Nation beobachtet, und es war die Weisung ergangen, daß Niemand außer dem Offizier der Wache mit den an Bord erscheinenden Japanern verkehren sollte, Niemand Etwas kaufen oder verkaufen, als Geschenke anbieten oder annehmen dürfe. Es stellte sich freilich bald heraus, daß die Verhältnisse sich seit Perry's Besuch durch die Anwesenheit der Fremden schon wesentlich geändert hatten und die Furcht, daß ein unschuldiger Japaner, vielleicht weil er ein Geschenk von uns annehme, das Leben verwirkt haben könne, erwies sich als thöricht. Wir haben später nicht selten gelacht in der Erinnerung an die Aengstlichkeit und die mancherlei Bedenken, welche die ersten Tage unseres Verkehrs mit den Japanern kennzeichneten.

Der Gesandte entschloß sich, die Dienste des Herrn Huysken als Dolmetscher für den bevorstehenden Verkehr mit den Japan-Behörden anzunehmen, und als Letzterer sich nach Jeddo zurückbegab, nahm er einen Brief an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten mit, in welchem die Erlaubniß zur Landung erbeten wurde.

Gegen 8 Uhr erschien ein durch bunte Ballons erleuchteter Kahn mit mehreren Beamten, welche die mündliche Zusicherung brachten, daß der Tempel, in welchem Lord Elgin seiner Zeit gewohnt habe, zur Aufnahme für den Gesandten und sein Gefolge bereit gemacht werden solle; bis zum Mittag des nächsten Tages könne Alles fertig sein, man wünsche die Anzahl des Gefolges zu erfahren, um darnach die Tragstühle, Pferde zc. zu beordern.

Die Beamten wurden in die Offiziersmesse hinabgeführt und ihnen Cigarren und Likör angeboten, und es begann dann eine Unterhaltung, die wol für beide Theile interessant genug war; es wurde mehr gezeigt, bewundert und errathen als gesprochen.

Der Gesandte selbst empfing diese Leute nicht; es wurde ihnen erwiedert, daß man auf eine schriftliche Anfrage nach europäischer Sitte auch eine schriftliche Antwort erwarte, und da die Herren nach 9 Uhr auch noch nicht an den Aufbruch dachten, wurde ich beauftragt, ihnen zu eröffnen, daß die Ordnung an Bord nicht gestatte, daß nach dem Zapfenstreich sich noch Fremde an Bord befänden; unter vielen Verbeugungen traten sie dann ihren Rückzug an.

Auch am folgenden Tage mußten wir uns noch damit begnügen, das gelobte Land aus der Ferne zu schauen, doch da der Verkehr mit den an Bord kommenden Japanern noch den Reiz der Neuheit hatte, fehlte es uns an Unterhaltung nicht; Boote mit Lebensmitteln und Früchten fanden sich ein, zunächst wurde aber auf jeden unerlaubten Handel verzichtet. Es war schon von Interesse, zu beobachten, ob die Einzelheiten der Erscheinungen, die Kleider und der seltsame Zopf, die niedlichen kleinen Pfeifchen und die berühmten Schwerter, die Strohsandalen und das Papier den Beschreibungen entsprachen, die wir davon gelesen hatten. Auf der anderen Seite machten wir unsere Gäste mit allerlei Dingen bekannt, die ihnen neu waren, und wodurch wir ihnen zu imponiren suchten. Mir fiel dabei die Unterhaltung zum großen Theile für Alle zu, da ich zu den Wenigen an Bord zählte, die der holländischen Sprache mächtig waren. Die Japaner erschienen in der Regel in Begleitung eines Tolks (Dolmetschers), der seinerseits die Ansichten seiner Landsleute in die niederdeutsche Mundart zu übertragen hatte.

Es war eine belebte Scene, der es auch auf dem Deck nicht an Zuschauern fehlte, da natürlich Jedermann an Bord gerne einen Blick durch das offene skylight (das Oberlicht) in den Meßraum hinabwarf, wo die Japaner behaglich ihre Pfeifchen stopften und den süßen Likören zusprachen.

Die ersten Unterhaltungen zeigten schon eine schwer zu vermeidende Verwechselung der Begriffe Deutschland und Preußen. Einer der Kadetten hatte beispielsweise rasch eine preußische Flagge mit dem Adler für die Herren gezeichnet, die Japaner waren an Bord eines preußischen Schiffes und doch war nicht von der Verwandtschaft der Holländer mit Preußen, noch weniger von einer preußischen Sprache die Rede und die staatsrechtliche Auseinandersetzung, welche dazu dienen sollte, um diese Widersprüche zu lösen, mußte ihre Argumente mehr von einer Politik der Zukunft als der Gegenwart hernehmen. Ich habe hier leider die Unterlassungssünde zu bekennen, bei diesem Anlaß unsere japanischen Gäste nicht über das Wesen und die Bedeutung des gemeinsamen Bandes der deutschen Nation: über den hohen Bundestag, aufgeklärt zu haben, aber es wäre mir in der That nicht möglich gewesen, hier zwischen den Klippen Deutschland, Preußen, Zollverein und deutscher Bundestag die richtige Mitte zu halten, und mußte ich mich auf ein paar allgemeine, nicht einmal ganz korrekte Andeutungen beschränken.



Japaner aus dem Arbeiterstande.

Weniger verfänglich waren andere Gegenstände dieses internationalen Examens, die schönen Bilder zu der amerikanischen Ausgabe vom Perry'schen Reisewerke wurden gezeigt, und ich durfte mit Wahrheit hinzufügen, daß die ganze gebildete Welt in Europa an den japanischen Verhältnissen großes Interesse nehme.

Wir machten dann die Runde durch das Schiff, zeigten die Kanonen, den Maschinenraum, die kolossale Ankerkette, unseren kleinen Viehstall u. s. w. Preußische Münzen (hier hatten wir wieder keine deutschen) wurden gezeigt, ein Stereoskop mit Photographien ging durch die Hände und so waren volle vier Stunden verstrichen, bevor an jenem Tage die Herren in ihren Booten wegruderten.

Inzwischen war die schriftliche Antwort eingetroffen, und der Gesandte hatte den 8. September als den Tag der Landung und des feierlichen Einzuges festgesetzt. Die Deputation, welche die briefliche Einladung an den Gesandten überbrachte, war von einem höheren Beamten geführt; sie wurde gleichfalls in

der Offiziersmesse bewirthet und unterhalten, wünschte dann aber auch in einem anderen Raume empfangen zu werden (es war dies der gemeinschaftliche Speisesaal des Kommodore und Gesandten), weil eine frühere, an Rang unter ihr stehende Deputation dorthin geleitet worden war. Der Gesandte selbst mußte noch immer diesen Leuten eine unsichtbare Gottheit bleiben.

Um bei dem bevorstehenden Einzuge möglichst würdig zu erscheinen, waren noch mancherlei Uebungen im Parade-Marsche und Exerziren erforderlich, die beste Montur wurde hervorgeholt und wir wurden durch Trommelschlag, Musik und lautes Kommando stündlich daran erinnert, daß wir auf einer schwimmenden Festung lebten.

Auch wir hatten zu packen und zu ordnen für den morgenden Tag. Packen wird von Niemandem als eine Lieblingsarbeit betrachtet, aber Packen in dem Raume einer engen Kabine, Sachen aus den Tiefen des Zwischendecks zu holen, wo Hitze, Dunkelheit und die zahlreichen unsichtbaren Klippen von Kadettenkisten den Aufenthalt erschweren, ist eine schlimme Aufgabe.

Am Sonnabend, den 8. September, zeigte der Himmel schon bei Tagesanbruch das trübste Gesicht. Grau in Grau hingen die Regenwolken nieder, so daß die ferne Küste kaum zu erkennen war. Gegen 8 Uhr erschienen zwei Offiziere, welche uns begleiten sollten, an Bord. Beide kleideten sich später zum Schutze gegen den heftigen Regen in eigenthümliche Ueberzieher von Reisstroh (was ihnen das Ansehen von Stachelschweinen gab), ferner in Ueberhosen von geöltem Papier, hüllten die Griffe ihrer Degen in plumpe Fausthandschuhe und setzten breite Strohdächer auf ihren Kopf. Es kostete uns Mühe, bei dieser komischen Vermummung ernst zu bleiben.

Die Mannschaft, welche bei dem Einzuge zugegen sein sollte, wurde nun in 6 Boote vertheilt; Matrosen und Soldaten waren in voller Uniform und Waffen, so daß für die Möglichkeit eines Mißverständnisses für unsere Sicherheit genügend gesorgt war. Beide Pinassen führten ihr Landungsgeschütz und unter strömendem Regen setzten sich die Boote in Bewegung und verließen das festlich mit Flaggen und Wimpeln geschmückte Schiff, während die Geschütze ihre Salven über die Wasserfläche erdröhnen ließen. Die Bai von Jeddo hat eine weite Ausdehnung und ist auf eine namhafte Entfernung vom Ufer aus so seicht, daß große Fahrzeuge außerordentlich fern vom Lande zu ankern genöthigt sind. So vergingen volle zwei Stunden, bevor alle Boote am Ufer waren. Militär und Matrosen, von ihren resp. Offizieren geführt, stellten sich in Kolonnen auf, das Musikcorps und die Fahne voran, und als Alles bereit war, stiegen auch der Gesandte und der Kommodore, von ihren Adjutanten begleitet, an's Land. Nach einer Begrüßung seitens der japanischen Kommissäre bestiegen wir die bereit gehaltenen Pferde und der Zug setzte sich unter den Klängen des Preußenmarsches in Bewegung.

Glücklicherweise hatte der Himmel sich ein wenig aufgehellt, so daß der Einzug selbst vor sich ging, ohne daß wir vom Regen noch weiter durchnäßt worden wären. Der Anblick, der sich uns bot, war darum indeß nichts weniger als bewältigend schön. Später überzeugten wir uns, daß der Weg damals nur durch einen der ärmeren Stadttheile geführt hatte. Der Koth in der Straße war bodenlos; zu beiden Seiten stand eine fast nackte Volksmenge, Alle den

niedern Ständen angehörig, nur wenige angenehme Physiognomien waren sichtbar; sonst erschien der Menschenschlag zwar kräftig untersetzt im Bau, aber von unschönen Gesichtszügen, die häufig von Blatternarben noch mehr entstellt waren. Niedere, einstöckige, nach außen zu vollständig offene Wohnungen bildeten die Straße und waren bis tief in's Innere von Neugierigen angefüllt.



Aufhissen der preußischen Flagge in Akabani.

Dem trüben Tage Trotz bietend, zogen die Mannschaften unter klingendem Spiele durch die breiten Wasserlachen; das Volk verhielt sich durchgängig ruhig und anständig, so fremd und neu ihm auch der Anblick der einziehenden Europäer sein mochte. Kein Rufen, Drängen oder Schreien war bemerkbar; man ließ den Zug vorüberziehen, machte einander auf Dies oder Jenes aufmerksam, und schien der Polizei die Aufrechthaltung der Ordnung nicht zu erschweren.

Nach einem Ritt von etwa einer halben Stunde war der Zug in Akabani, der Wohnung des Gesandten, angelangt. Hier wurden wir von mehrern Beamten des auswärtigen Ministeriums begrüßt und uns einige Erfrischungen, aus

Weintrauben, Birnen und Kuchen bestehend, angeboten. Nachdem dann im Hofe unter entsprechender militärischer Feierlichkeit die preußische Flagge vor dem Hause aufgehißt worden war, trat die Mannschaft des Schiffes den Rückweg an und wir Zurückbleibenden suchten uns in den Räumen der Wohnung, so gut es gehen wollte, zu installiren. Das Haus selbst, aus einem ziemlich großen einstöckigen Viereck bestehend, glich äußerlich einem Bauernhause, war außergewöhnlich reinlich und hübsch aus weißem glatten Holze konstruirt. Die Wände im Innern der Zimmer, mit einer weißen, geschmackvollen Tapete bekleidet, waren verschiebbar und erlaubten so, den Raum nach Bequemlichkeit zu vergrößern oder zu verändern. Fenster giebt es nicht, das Licht fällt von den Seiten hinein, da man bei günstigem Wetter die Schiebwände zu öffnen pflegt oder sonst das durchsichtige Papier, mit dem die äußern Rahmen beklebt sind, genügende Helle durchscheinen läßt. Das ganze Haus, aus glatt gehobeltem weißen Tannenholz ohne Anstrich, macht einen saubern und niedlichen Eindruck, ist aber gegen Sturm und Regen nur schlecht geschützt, und man ist genöthigt im Finstern zu sitzen, wenn ein starker Wind die Regentropfen gegen die Schiebewände treibt und die Papierfenster aufweicht. Schon der folgende Tag nach unserer Ankunft zerstörte in dieser Weise Hunderte von papiernen Fensterscheiben, die jedoch rasch wieder zu ersetzen sind.

Eine Art Saal, zu Audienzen und Gesellschaften bestimmt, war mit hohen Lehnsesseln und einigen länglichen Tischen nach europäischem Geschmack versehen, sonst aber enthielt das Gebäude Nichts, was auf die Bezeichnung „Möbel" Anspruch machen darf, da die Japaner dergleichen Bedürfnisse nicht kennen.

In einem besonderen Nebenhause hatte man eine geräumige Küche eingerichtet und das ganze Gebäude nebst den anstoßenden Pferdeställen sowie den Wohnungen der für die Gesandtschaft bestimmten Jakunins (Offiziere) und Beamten durch eine hohe Breterwand abgeschlossen, die nur wenig Raum als Hof übrig ließ und nach den meisten Richtungen hin die Aussicht verdeckte. In den kleineren Räumen des Hauses galt es nun, mit Hülfe der vom Schiffe mitgebrachten Sachen eine gewisse Wohnlichkeit herzustellen, was nicht ohne große Schwierigkeit zu bewerkstelligen war, da sich von Betten, Tischen, Stühlen, Waschbecken, Leuchtern und den verschiedenen kleinen Bedürfnissen des Europäers Nichts vorfand und beim Verlassen des Schiffes in den Booten nur das Allernothwendigste mitgenommen werden konnte.

Der Koch hatte sich glücklicherweise rasch in sein neues Territorium zu finden gewußt. Er hatte es möglich gemacht, daß gegen 8 Uhr eine Art Diner in dem großen Zimmer servirt wurde.

Die erste Nacht verbrachte ich auf einer Pritsche, welche der Matratze als Unterlage dienen sollte, zu Häupten einen Sack mit Wäsche, unter mir das harte Holz, und schlief, in meine Decke gehüllt, trotz der zahlreichen Moskitos, ganz erträglich. —

Als wir am Sonntag den 9. September erwachten, heulte der Sturm unter den heftigsten Regengüssen seit Tagesanbruch und erinnerte uns lebhaft an die Scene des vergangenen Sonntages, wo wir vom Teifun hin und her geworfen worden waren. Das ganze Breterhaus ächzte, der Zaun und die nahen Bäume drohten zu zerbrechen, kurz die Wuth des Orkanes war beispiellos, und es stellte

Spiess, Japan-Expedition. S. 188.

Einzug der preussischen Gesandtschaft in Jeddo.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



sich auch später heraus, daß an diesem Tage einer der verheerendsten Teifune die ganze Küste Nipons heimgesucht hatte, wobei zahlreiche japanische Dschunken und die englische Kriegsbrigg „Camilla“ auf dem Wege nach Hakodadi ihren Untergang gefunden hatten.

Für uns war es im Augenblicke das Fatalste, daß es unmöglich war, von der „Arcona“ aus bei solchem Unwetter Boote an's Land zu senden, um uns mit den fehlenden Betten &c. zu versehen. Das Schiff hatte sich bei der Wuth der Elemente nur mit Mühe vor Anker halten können, eines der Boote war gekentert, das Geschütz in die Tiefe versunken und mehr als ein Menschenleben war in diesen kritischen Augenblicken in Gefahr. Wir hatten indeß reichliche Muße, uns mit dem Gedanken an das Schicksal des „Frauenlob“ und der „Thetis“ zu beschäftigen, da wir ganz an's Haus gefesselt waren und an Ausgehen oder Ausreiten nicht denken durften. Die drückende Hitze war einer naßkalten, empfindlichen Temperatur gewichen. Es harrte unser an diesem Tage übrigens noch ein besonderer Genuß, eine japanische Mahlzeit, welche von der Regierung veranstaltet worden war.



Das Innere einer japanischen Theeschenke.

Vorsichtigerweise verließen wir uns nicht ganz auf die Genüsse, welche uns die japanische Kochkunst bieten wollte, und nahmen zuvor unser gewöhnliches Diner ein. Im großen Empfangszimmer war das Mahl arrangirt, für Jeden ein hübsch lackirtes Gestell, auf welchem zahlreiche kleine Näpfchen von Holz und Porzellan mit den verschiedensten Gerichten — meist in homöopathischen Dosen — allerliebst arrangirt und aufgestellt waren. Die Näpfchen enthielten theils laue Brühen, theils Fische, Seetang und andere namenlose Gerichte, und es war mir nur möglich, von einer geringen Anzahl derselben zu kosten. Das Essen mit den zwei Holzstäbchen, welche bei den Chinesen und den Japanern unsere Gabel ersetzen, machte uns große Mühe und der aufwartenden Dienerschaft unsere

Ungeschicklichkeit viel Spaß. Der Gesandte saß an einer Tafel auf einer erhöhten Estrade allein (das ganze Arrangement ging von den japanischen Beamten aus), an einer zweiten Tafel der Kommodore und einige Herren, wir Uebrigen an einem langen dritten Tische. Alle gaben sich redlich Mühe, mit dem erforderlichen Ernste der japanischen Küche Ehre angedeihen zu lassen, und dazu Etwas von dem Getränke Saki zu genießen, das in Japan den Wein repräsentirt. Graf Eulenburg hielt es nach einiger Zeit für keine Kränkung, einige Flaschen Champagner zu beordern, und gedachte dann mit gehobenen Worten in ernster Stimmung aller Reisegefährten, die noch nicht angelangt seien, und schweigend wurden die Gläser geleert. —

Montag, den 10. September, erwachten wir beim herrlichsten, klarsten Wetter; der Kontrast gegen gestern konnte nicht greller gedacht werden; blauer Himmel, warmer Sonnenschein und durchsichtige Luft, in der sich die Zweige der Bäume sanft hin und her bewegten. Wir wanderten zu Fuße in der unvermeidlichen Begleitung zweier Jakunin's (so heißen die schwerttragenden Beamten) in die zunächst gelegenen Straßen. Wir traten hier ein paar Minuten in eine Theeschenke ein, wo ein kleines Mädchen tanzte, d. h. graziöse Bewegungen mit ihrem Körper, ihren Händen und einem Fächer machte; das Ganze stellte offenbar eine zusammenhängende Pantomime dar. Eine erwachsene hübsche Dirne begleitete die Kleine mit einem näselnden Gesange zur Guitarre, der uns von den musikalischen Anlagen der Japaner keine hohe Meinung beibrachte. —

In den Straßen sieht man selten Fuhrwerk irgend einer Art, und dann nur mit Ochsen bespannt. Ganze Straßen bildeten Bazars, d. h. eine Reihe offener Läden, und wenn auch die Gegenstände meist sauber und geschmackvoll ausgebreitet sind, so machen doch die einstöckigen, ganz offenen Magazine keineswegs einen imposanten Eindruck. Das herrliche Wetter lud uns ein, zum ersten Male einen ordentlichen Ritt in die ausgedehnte Stadt zu unternehmen, und gegen 11 Uhr saß die ganze zahlreiche Gesellschaft zu Pferde. Während der Gesandte und der Kommodore mit ihrem Gefolge den fremden Ministern ihre Besuche abstatteten, ritten wir Uebrigen auf's Gerathewohl in die Stadt.

Wie schon oben angedeutet, ist es nicht erlaubt (und selbst die in Jeddo residirenden Minister der westlichen Staaten sind davon nicht befreit), zu Fuß oder zu Pferde auszugehen, ohne von zwei Jakunins auf Schritt und Tritt begleitet zu werden. — Das Ausgehen selbst ist indeß an keine Beschränkung gebunden; nur ist es untersagt, in die eigentliche kaiserliche Burg oder in die Privatbesitzungen der Daimio's (hohen Würdenträger) einzudringen. Auch zu Ausflügen außerhalb der Stadt bedarf es keiner besonderen Erlaubniß, nur muß man sich die Begleitung der stummen Gesellen gefallen lassen, von denen gewöhnlich der Eine vorausgeht und der Andere folgt, während bei Wanderungen zu Fuße der Polizeiwächter des betreffenden Quartiers, durch welches der Weg führt, die sich stets sammelnde Volksmenge in gebührender Entfernung zu halten trachtet.

Wir lenkten den Weg in ein Viertel, wo wir viele hübsche Läden mit Waffen, Bildern Glaswaaren, Kleidern, Spielzeug 2c. zu sehen bekamen, konnten indeß wegen Mangel an der landesüblichen Münze (Itzebu's), gegen welche unsere Dollare noch nicht eingewechselt waren, vor der Hand unsere Kauflust nicht befriedigen.

Nach einem langen Ritte durch eine große, breite Straße, die aber in der Mittagsstunde wenig belebt erschien, kamen wir zu mächtigen Gräben, deren Wälle mit schönem Grün und Nadelholz bewachsen waren, endlich über eine massive Brücke in das Herz der Stadt. Innerhalb derselben ritten wir an den erwähnten Festungsgräben entlang bis zu einem Punkte in der Nähe der kaiserlichen Burg, der uns eine weite Fernsicht über die ungeheure Stadt gewährte. Aus dem Meere niedriger Wohnungen ragen vielfache Baumgruppen und hier und da das breite, aber nur wenig höhere Dach eines Tempels oder eine jener Feuerleitern hervor, die sich in jedem Quartiere für die Wächter vorfinden. Der Punkt war übrigens in seiner unmittelbaren Umgebung malerisch und wir vergönnten uns und den Pferden in einem nahen Posthause Ruhe und Erquickung.

Das Haus mit seinem kleinen Gärtchen war sehr niedlich, reinlich und einladend, die Leute herzlich und freundlich; man bot uns Thee und Saki und einige geschälte Birnen in klarem Wasser, die uns wenigstens zum Durstlöschen dienten. Eine solche Scene in einem japanischen Hause war allemal im höchsten Grade amüsant. Ein Gespräch mit den Leuten war nicht möglich, da wir keine Dolmetscher hatten, und die ganze Umgebung, alle Einzelheiten des Hauses, der Einrichtung, alle Bewegungen und Geberden waren uns ebenso fremd, wie unsere Gestalten, unsere Tracht und unsere Art zu sein jenen Leuten. Wir saßen oder lagen vielmehr in einem nach dem Gärtchen zu offenen Raume, und um uns den Blicken der draußen Harrenden zu entziehen, wurde über den niederen Bretterzaun, der das Gärtchen umgab, rasch ein langer dunkler Zeugstreifen an Stangen befestigt.

Den Heimritt machten wir in steter Begleitung eines Haufens Neugieriger durch andere Theile der Stadt. Unsere Pferdeführer waren, vielleicht von dem genossenen Saki, in der heitersten Laune, sie lachten und tummelten sich mit allerhand gymnastischen Uebungen der brennenden Sonne zum Trotze im vollsten Trabe munter neben den Thieren her.

In dieser Weise wurden fast täglich, sobald es das Wetter erlaubte, Streifzüge in die Stadt theils zu Pferde, theils zu Fuße unternommen, letzteres namentlich dann, wenn es sich um shopping, d. h. Wanderung durch die Bazars und Einkäufe, handelte. Was uns in den Straßen am meisten an die Heimat erinnerte, war das Gebahren der Kinderwelt, bei der die Verschiedenheit der Bewohner aller Zonen vielleicht am wenigsten hervortritt. Auch hier riefen die zahlreichen, auf der Straße und in den Häusern sich tummelnden jungen japanischen Sprößlinge laut und muthig ihr „Anata oheio!“ — einen Gruß — uns entgegen, flüchteten aber scheu, wenn man sich nach ihnen umschaute oder sich ihnen nähern wollte. Sonst bietet das Leben in den Straßen in bunter Mannichfaltigkeit des Fremdartigen wie des Verwandten genug. Wenn wir bei einem Gang durch Jeddo's weitläufige Straßen dem Zuge eines Vornehmen begegnen, der sich in seiner Sänfte — hier Norimon genannt — in feierlicher Weise tragen läßt, gefolgt von einer je nach dem Range mehr oder minder zahlreichen Suite von Schwertträgern und andern Dienern, die entweder Insignien und Standarten tragen oder mit großen lackirten Kästen — als Symbol des Reichthums — beladen sind, oder endlich sein reich aufgeschirrtes Roß hinter dem Norimon herführen, erinnert uns das nicht lebhaft an unsere mittelalterliche Zeit?

Treten wir in ein benachbartes Haus, so finden wir dort auch eherne Panzerröcke, Helme mit Visir, Fausthandschuhe, Bogen und Pfeile und endlich die berühmten Schwerter in großer Auswahl und Mannichfaltigkeit des Geschmacks — kurz den ganzen schwerfälligen, glänzenden Apparat aus der Blüte des Ritterthums.

Wir lenken in eine andere Straße und erblicken um uns eine zahlreiche Menge hölzerner Buden, die uns auf's Täuschendste auf einen deutschen Jahrmarkt versetzen. Birnen, Trauben, Kastanien, Nüsse und andere Früchte, geschmackvoll auf Cypressenzweigen ausgelegt, ziehen hier das Auge an; dort sind Näschereien aller Art — buntes Zuckerwerk in alten Gestalten feilgeboten, und in den Läden, wo das Kinderspielzeug zum Verkaufe steht, begegnen wir den tausend namenlosen Kleinigkeiten, die hier wie daheim der Jugend zum Ergötzen dienen, als Puppen der verschiedensten Art, Fischchen mit der Magnetnadel, Gesichtslarven und Thiermasken, kleines Hausgeräth, Steckenpferde, bunte Fahnen, und hölzerne Schwerter, Hampelmänner u. s. w. Dort steht ein Haufen Neugieriger vor dem Tische eines Taschenspielers oder Jongleurs; hier begegnet uns ein Tabuletkrämer, beladen mit all' dem Tand und den kleinen Bedürfnissen für die Bewohner des Landes: mit Spiegeln, Kämmen, Haarnadeln, Schminke, Kistchen und Kästen aller Art.

Ein näselnder, unmelodischer Gesang wendet unsre Aufmerksamkeit einem Guckkasten zu, wo der Sänger seinen Zuschauern die Scenen erläutert, welche vor ihren Augen vorüberziehen. Ein vorübereilender Mann giebt in den Häusern den Ankündigungszettel für das Theater ab, der, mit schlechten Holzschnitten verziert, schon eine vorläufige Idee der zu erwartenden Kunstleistungen geben soll. Bei diesen Wanderungen waren wir fortwährend der Gegenstand der Neugier für Hunderte von Menschen, und zumal in den ersten Wochen wurden wir wie vom Monde herabgestiegene Wesen umringt. Trat ich in einen Laden und nahm auf dem 3 Fuß von der Erde erhöhten Fußboden Platz, so war diese Erscheinung zunächst das Signal zur schleunigen Flucht für alle weiblichen Insassen des Hauses, und es dauerte einige Zeit, bis die schüchternen Schönen es wagten, aus ihren Verstecken hervorzukommen. Die kleinen Kinder stimmten stets in das Geschrei der jungen Damen ein.

Inzwischen spannten meine stummen Ehrenbegleiter wol einen Bindfaden, um die sich drängende Menge von Leuten in der nöthigen Entfernung zurückzuhalten. Das zuschauende Stehparterre zu meiner Schaubühne, auf der ich der alleinige Spieler war, zählte selten unter 50—60 Köpfen und wurde von den die Straße Passirenden fortwährend vermehrt.

Jede meiner Mienen und Bewegungen, namentlich aber meine Sprache und die pantomimischen Versuche der Verständigung mit meinen Begleitern oder den Ladenbesitzern gaben den Leuten zu Bemerkungen unter einander oder zur ungenirtesten Heiterkeit Stoff, und man war eben nicht viel anders wie etwa ein wildes Thier oder ein Mohr in den Straßen einer kleinen Landstadt daran.

Selten gelang es, sich über einen Preis zu verständigen; sei es, daß die stummen Gesellen Gewissensskrupel hatten, ob die Erwerbung dieses oder jenes Gegenstandes der Regierung genehm sein würde, und den Verkäufer in diesem

Sinne instruirten, oder daß Letzterer zu viel verdienen wollte. Ich erinnere mich, daß es im Anfange unmöglich war, Fahnen, Schwerter, Rüstzeuge &c. zu acquiriren, dann gab man einzelne heimlich zu exorbitanten Preisen ab, und endlich wurden sie uns en masse für das Drittel der ersten Preise im Hause angeboten. —

Inzwischen hatte sich in Akabani selbst ein förmlicher Bazar etablirt; viele schöne Gegenstände, die wir in den Läden nie gefunden, wurden hier vor uns ausgebreitet. Wir konnten uns nicht genug verwundern über die Mannichfaltigkeit und nicht selten über den feinen Geschmack, welchen diese Arbeiten in lackirtem Holz, Bronze, ciselirtem Metall, Elfenbein, Papier &c. bekundeten. Es wurde förmlich Manie, täglich Einiges von den allerliebsten Sachen, die freilich mehr hübsch als nützlich sind, zu kaufen, und manche Stunde wurde so mit Handeln im Bazar verbracht. —



Japanische Frauen.

Vom Schiffe kam regelmäßig ein Boot, um den nöthigen Verkehr zu vermitteln und abwechselnd eine Anzahl Offiziere und Kadetten als Gäste an's Land zu bringen. In der Regel waren die Herren auf einige Tage beurlaubt und benutzten die Zeit zu Ausflügen, Einkäufen &c. In den ersten Wochen, als Niemand daran dachte, daß unser Aufenthalt nach Monaten zählen werde, wollte natürlich Jeder den beneideten Vorzug, in Jeddo gewesen zu sein, möglichst

ausbeuten und es herrschte in der Akabani das bunteste Treiben, — unruhiger oft, als es Denen, die in ihren Zimmern arbeiten mußten, lieb war. Nicht nur der kräftige, harte Tritt der Matrosen, der fast täglich durch den Gang hallte, war in allen Zimmern durch die dünnen Schiebewände zu hören, die leiseste Bewegung und das Zwiegespräch schallte durch das ganze Haus. Wir wohnten im Grunde Alle in einem großen Raum, der nur durch leichte spanische Wände in verschiedene Closets getrennt war.

Am 13. Septbr. waren die zu den Unterhandlungen ernannten Kommissare zum ersten Male die Gäste des Gesandten und erschienen in Begleitung des kürzlich auch in Europa bekannt gewordenen Dolmetschers Murijama, eines Mannes, der in der Geschichte der japanisch-europäischen Verträge eine bedeutende Rolle gespielt hat und der sich in der That durch Schlauheit und ein gewandtes Benehmen auszeichnet; Hinterlist und Lüge ist ihm ziemlich deutlich auf's Gesicht geschrieben. Die hohen Herren brachten in zierlichen Kästen dem Gesandten Eier und Thee als Geschenk und deuteten an, daß man Thee darzubringen pflege, wenn Jemand gestorben sei, daß aber Thee und Eier gemeinschaftlich Glück bedeuteten. Auf die Frage, wer denn unter uns nach ihrer Absicht sterben solle, versicherten sie natürlich auf's Lebhafteste, daß davon nicht die Rede sei; der Gesandte bat sie aber scherzweise, doch lieber in Zukunft Geschenke zu bringen, die gar nichts mit dem Tode gemein hätten.

Außer zwei Bevollmächtigten von Rang war noch ein dritter Beamter zugegen, dem offenbar die vielbesprochene Rolle des Spions zugefallen war. Bei allen Zusammenkünften geschäftlicher Art waren die Kommissare stets von einer namhaften Anzahl Stenographen begleitet, welche mit dem größten Eifer in demüthig knieender Stellung ein genaues Protokoll alles Dessen, was vorfiel, aufnahmen. Heute war der Besuch rein privater Natur, und da also die üblichen Schnellschreiber im Speisesaal keinen Zutritt hatten, hielt es der Aufpasser (so nennen ihn die Holländer) offenbar für seine Pflicht, die Schärfe seiner Beobachtungsgabe nicht durch Genuß von Speise und Trank zu schwächen. Während Murijama in allen seinen Bewegungen bekundete, daß er nicht zum ersten Male an einer europäischen Tafel speise, und daß ihm Rheinwein und Champagner nichts Neues seien, und während die beiden anderen Herren sich wenigstens redlichst Mühe gaben, der Küche und dem Keller Ehre anzuthun, berührte der ernste und fast melancholische Schatten kaum die Speisen und nippte nur an den vollen Gläsern. Im Allgemeinen gaben sich die Herren als Leute von gutem Anstand zu erkennen, nur verursachte es uns eine verzeihliche Heiterkeit, als die beiden hohen Würdenträger in ihren weiten Aermeln eine kleine Vorrathskammer von Braten, Brot und Kompot anlegten, die sie sorgfältig in Papier gewickelt hatten, vermuthlich um es ihren Damen oder Kindern daheim als ein Kuriosum mitzubringen. Jedenfalls hatten sie mit Messern, Gabeln und Löffeln sich rascher befreundet, als wir vor wenigen Tagen mit ihren Stäbchen, und auch der Wein mundete ihnen sichtlich besser als uns ihr Saki.

Der Gesandte brachte nach deutscher Sitte die Gesundheit des Taikuns aus, in dessen Lande wir so freundliche Aufnahme gefunden, die wir zwar erwartet hätten, wofür wir aber deshalb nicht minder dankbar seien.



Am 14. September traf die Nachricht von der Ankunft der „Thetis“ ein, die eine lange, aber sehr glückliche Fahrt gehabt und von den beiden Orkanen des 2. und 9. September ganz unberührt geblieben war.

Gegen 1 Uhr rüstete sich Alles zu dem ersten feierlichen Besuch im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Es war bestimmt worden, daß wir uns Alle in Norimons hintragen lassen und die Reitpferde von der Dienerschaft hinter den Norimons geführt werden sollten, wie dies die japanische Sitte bei solchen Besuchen verlangt. Beim eigentlichen Aufbruche zeigte es sich aber, daß nicht die genügende Anzahl Träger beordert worden war, und ein Theil des Gefolges reihte sich demnach dem Zuge zu Pferde ein. Voraus gingen zwei Matrosen mit der preußischen Flagge, denen zwei Soldaten zur Seite schritten, es folgte der Norimon eines japanischen Offiziers, dann der des Gesandten, umgeben von den Herren zu Pferde, endlich die Reihe der übrigen Norimons und eine Anzahl japanischer Diener. Im Augenblicke, als der seltsame Zug sich in Bewegung setzte, traten die ersten Ankömmlinge von der „Thetis“ durch das Thor und sahen uns mit verwunderter Miene abziehen.



Ein japanischer Krieger und ein Arzt.

Der Weg nach dem Ministerium war vielleicht ³/₄ Stunden lang, wir konnten nur in gemessenem Tempo uns vorwärts bewegen. Während des Zuges, der uns diesmal durch die besseren und reicheren Stadttheile führte, herrschte auf den Straßen musterhafte Ordnung.

In der Nähe des Ministeriums hatte man aus Polizeileuten Spalier gebildet, wir passirten mehrere Brücken und Thore und langten endlich im eigentlichen Gebäude an. Am Eingange der letzten Umfriedigung befand sich eine Hauptwache, deren Vorhalle durch Piken und Waffen geschmückt war. Als wir näher kamen, traten uns viele reichgekleidete Beamte entgegen, die Vorzimmer

wimmelten von vornehmen Japanern, und nachdem uns die Kommissare begrüßt, welche am Abende zuvor die Gäste des Gesandten gewesen, geleitete man uns durch eine lange Reihe von Zimmern an unzähligen Posten vorüber in den Empfangssaal.

Die Räume, durch welche wir eingetreten, waren ohne jeden Schmuck, ohne alle Möbel oder Geräthschaften; wie ich später vernahm, ist dies ausdrücklich von der Sitte vorgeschrieben.

Unter vielen Verbeugungen wurde Graf Eulenburg auf einen Sessel zur Rechten des großen Saales geleitet, neben ihm nahm der Dolmetscher Herr Huysken Platz. Links, dem Gesandten gegenüber, saßen die zwei Minister der auswärtigen Angelegenheiten; im Rücken derselben, in einem offenen Seitenkabinet, kniete eine Anzahl Beamter, um Protokoll zu führen; in der Mitte des Saales lag Murijama, mit seiner Stirne den Boden berührend. Die ganze Scene war in hohem Grade feierlich, es herrschte tiefes Stillschweigen, bis einer der Herren Minister die Unterredung mit einigen halb geflüsterten Worten begann, die Murijama alsbald unter den seltsamsten Zeichen der größten Aufmerksamkeit und Unterwürfigkeit verdolmetschte. Nachdem die ersten Höflichkeiten ausgetauscht waren, wurden die anwesenden Herren in corpore den Ministern vorgestellt und bedeutet, sich in ein anstoßendes großes Gemach zurückzuziehen. Hier fanden wir wieder einige Erfrischungen in der einladendsten Weise für uns servirt.

Während der langen Konferenz des Gesandten mit den Ministern entspann sich bei uns eine lebhafte Unterhaltung, und da ich selbst auch hier den Vermittler abzugeben hatte, ist mir noch Manches aus den Gesprächen erinnerlich geblieben. Eine Reihe der vornehmsten Japaner ließ sich uns vorstellen; ein lebhafter und angenehmer Mann sprach seinerseits das Holländische sehr gut und die gebildete Art der anwesenden Herren gab dem Gespräche die mannichfachsten Wendungen. Man erkundigte sich, welche Nachrichten vom chinesischen Kriegsschauplatze eingetroffen seien, wünschte die Haupterzeugnisse Preußens kennen zu lernen, frug, ob die preußische und die hochdeutsche Sprache die gleiche seien, ließ sich Namen und Rang aller Anwesenden genau nennen, bemühte sich, sie richtig nachzusprechen, und trug sie dann in die Notizbücher ein. Man scherzte über unsere Bärte und vermuthete mit Recht, daß wir die japanesische Haarfrisur komisch finden müßten. Für die Namen aller der Kriegsschiffe, welche mit früheren Expeditionen die Bai von Jeddo besucht hatten, zeigte man das schärfste Gedächtniß und gerieth nur in eine leichte Verlegenheit, als wir die Bitte aussprachen, uns nun auch bald den Besuch in Deutschland zu erwiedern. Endlich brach man im Konferenzzimmer auf, und nachdem wir uns bei den Ministern verabschiedet, traten wir den Rückweg an. Die Ceremonie hatte im Ganzen etwa 4 Stunden gedauert.

In der Akabani reichte jetzt nach Ankunft der „Thetis“ der Raum für alle Gäste nicht mehr aus, auch war die Versorgung des Hauses für eine so große Anzahl Menschen mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden. In Jeddo selbst war wenig von Dem zu haben, was für uns zum täglichen Leben gehört. Fische, Geflügel und Eier, Mehl, Zucker, sowie einige Gemüse und süße Bataten wurden in's Haus geliefert; Milch und Butter gab es dagegen

in Jeddo nicht, alles frische Fleisch konnte nur von Yokuhama zu Wasser bezogen werden, wo ein Deutscher die europäische Bevölkerung und Schiffe mit diesem unentbehrlichen Lebensmittel versah. Für Kaffee, Wein, Bier, Gewürze und alle konservirten Speisen waren wir auf die Schiffsvorräthe angewiesen. An manchen Tagen blieben aber das Proviantboot von Yokuhama und die Boote von den Schiffen gänzlich aus und der Speisezettel wechselte dann zwischen Enten und Hühnern ab.

Brot mußte vom Koch gebacken werden; es gerieth aber nicht zu jeder Zeit, so daß wir manchen Tag nur hartes Schiffsbrot zu kauen hatten. Unter diesen Umständen durfte die Zahl der Bewohner von Akabani eine bestimmte Grenze nicht überschreiten.

Zunächst räumten Herr v. Richthofen, Dr. Lucius und ich das Feld und beschlossen nach Yokuhama zu gehen, wo sich, wie verlautete, ein erträglicher Gasthof befinden sollte. Mich verwies meine eigentliche Aufgabe ohnehin nach der neuen Handelsniederlassung, um mich dort mit den Verhältnissen des jungen Verkehrs bekannt zu machen.

Am letzten Tage machte ich noch in Begleitung mehrerer Offiziere einen Ritt außerhalb Jeddo in's flache Land. Das Klima war mild und schön, die noch hohe Temperatur durch frische Seebrisen gekühlt, die Luft klar und blau wie auch in Deutschland an einem recht schönen Septembertag.

Ein Ritt in's Freie ließ uns leicht vergessen, daß wir so fern der Heimat waren, so lebhaft erinnerte uns die Umgebung an die Bilder der heimatlichen Flur. Hier der frisch gepflügte braune Boden, dort blühender Buchweizen oder die grünen Halme der Reisfelder; die gebundenen Garben einer Halmfrucht zu einem Schober gethürmt oder wie ein Zeltlager auf dem Felde postirt; das Strohdach eines Bauernhauses, von den Kronen herrlicher Bäume versteckt; ein schmaler Weg, der sich durch schattige Bergabhänge einen Hügel emporwindet, wo schlanke Tannen oder lärchenähnliche Nadelhölzer sich in scharfen Umrissen vom Himmel abheben; nur die Zeugen einer mehr tropischen Sonne, wie die glänzenden, dunkeln Blätter der Camellie, eine kleine Gattung Fächerpalme und der herrliche, schlanke Bambus geben dem ganzen Bilde eine reichere, üppigere Färbung. Bei unseren Wanderungen über die benachbarten Höhen verloren wir fast nie den Blick auf eine der vielen reizenden Buchten der Jeddo-Bai; die ruhige blaue Wasserfläche schimmerte bald hier bald dort in stets neuer Umgebung durch die Baumgruppen; war es daher nicht leicht erklärlich, daß dieses Leben in der Natur zu unsern reichsten Genüssen gehörte?

Sonntag, den 16. September, traten wir bei bedecktem Himmel und schwüler Luft die Reise nach Yokuhama an. Ein Boot war durch die Beamten am Landungsplatze bald beordert und unsere Sachen hineingepackt. Die Sonne drang durch die Wolken und braunte empfindlich, da keine Vorrichtung, z. B. ein Zelt, anzubringen war; die Ruderknechte arbeiteten sich ab, wie vom Bösen besessen, und trotz Gegenwind und Strömung kamen wir ziemlich flott vorwärts. Es war ein eigenthümlicher Anblick, diese nackten Kerle, wie sie mit unermüdlicher Ausdauer und großer Muskelkraft die Ruder in der ihnen eigenthümlichen schraubenartigen Bewegung rührten („wrikken") und sich durch gegenseitige abwechselnde Zischlaute und Rufe anfeuerten, ja ein förmliches Wettrudern

veranstalteten. Dabei bedurften sie zur Stärkung nicht mehr als ein paar Züge aus ihren Tabakspfeifchen oder eine kurze Rast, um sich den strömenden Schweiß von der Stirne zu wischen. Doch gönnten sie sich auch das nicht eher, als bis Segel gesetzt werden konnten. Der Wind blieb uns konträr; wir mußten laviren und brauchten 7 Stunden, bevor wir das Ziel der Reise erreichten, eine Fahrt, die bei günstigem Winde in 2—3 Stunden zurückgelegt wird. Wir kamen im Gasthofe gerade zu Tische zurecht, und es war uns nicht unlieb zu bemerken, daß der Kochkunst in Yokuhama bessere Hülfsmittel zu Gebote standen, als in der Akabani.

Von diesem Tage an datirte ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Yokuhama, dem es zwar nicht völlig an einzelnen Lichtseiten fehlte, den aber im Ganzen eine trostlose Einförmigkeit bezeichnete, die nicht selten die Sehnsucht nach der Beendigung unseres Aufenthaltes in dem gepriesenen Japan fast zu einer krankhaften Empfindung steigerte. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, das an sich wenig anregende Leben in diesem Orte noch mehr zu umdüstern. Seit unserer Abreise aus Singapore vom 13. August bis zur Weihnachtszeit blieben wir von der übrigen civilisirten Welt vollständig abgeschnitten, wenigstens drangen keine Briefe aus der Heimat zu uns Harrenden, die wir unter der Ungewißheit über den Ausgang und endlichen Erfolg unseres Aufenthaltes ohnehin nicht wenig litten.

Dies Ausbleiben aller Nachrichten war zum Theil einem unglücklichen Zusammentreffen von Umständen, zum Theil auch der Jahreszeit beizumessen, da in den Wintermonaten nur selten Fahrzeuge von China aus gegen den Wind nach Japan aufkreuzen.



Gestelle mit Speisenäpfchen.



Japanische Straße.

Sechstes Kapitel.

Leben in Yokuhama.

Begründung, Lage und Bauart von Yokuhama. — Leben der Europäer. — Handel und Verkehr. Der Hafen.

Der geneigte Leser wird wahrscheinlich selbst in manchem Handbuch der Handels-Geographie den Namen der Hafen- und Handelsstadt Yokuhama vergeblich suchen, — ja ich gestehe, daß ich denselben auch zum ersten Male hörte, als wir bei unserer Einfahrt in die Rhede von Jeddo den Ort selbst und die im Hafen liegenden Schiffe zu Gesicht bekamen. Die Sache ist indeß leicht erklärlich. Dem Wortlaut der zwischen Japan und den bis jetzt zugelassenen Nationen abgeschlossenen Verträge gemäß ist den Fremden der Hafen von Kanagawa zur Niederlassung und zum Betrieb des Handels geöffnet. Oertliche Verhältnisse, namentlich der Umstand, daß in der Nähe von Kanagawa selbst das Ankern größerer Schiffe, wie auch das Aus- und Einladen von Waaren mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre, bestimmten die ersten Ansiedler, lieber an der entgegenliegenden Seite der Bucht eine neue Stadt zu begründen, wo der Ankergrund vorzüglich und der Verkehr mit den Schiffen leicht ist. So ist denn Yokuhama und nicht Kanagawa der Sitz des hier aufblühenden Handels geworden, wenn schon die konsularischen Vertreter der verschiedenen Mächte in letzterem Orte ansässig sind. England, die Vereinigten

Staaten und Frankreich sind übrigens noch durch besondere Minister-Residenten in Jeddo vertreten, die mit ihren Beamten u. s. w. die einzigen in Jeddo lebenden Fremden repräsentiren. Allen übrigen in Japan lebenden Europäern ist bis jetzt noch nicht erlaubt, nach der Residenz Jeddo zu reisen und sich daselbst aufzuhalten.

Yokuhama ist nur etwa 4 deutsche Meilen von der Residenz entfernt und der hier entstandene Handel besteht im Wesentlichen für die Bedürfnisse Jeddo's, von wo auch zum großen Theil die Produkte aus dem Innern des Landes ihren Weg nach hier finden, um damit die Glieder in der ungeheuren Kette, welche den Welthandel bildet, zu vervollständigen. Die Lage der Stadt an einer weiten, von Bergzügen eingeschlossenen Bucht, deren Abhänge theils sanft in fruchtbare Thalebenen abfallen, theils schroff an das Wasser herantreten, ist ungemein schön, der Hafen geräumig; auf der einen Seite zieht sich am Fuße der dort dicht an die Ufer tretenden grünen Hügel der Ort Kanagawa mit seinen freundlichen Häusern hin, während an der anderen Yokuhama selbst und die vor Anker liegenden Schiffe ein belebtes Bild gewähren. Bei klarem Wetter, wie es die Herbsttage mit sich bringen, ist der Anblick von einem der Schiffe auf die Bucht höchst anmuthig. Der ruhige Wasserspiegel ist von Hunderten kleiner Boote bedeckt, deren weiße Segel leise über die Wogen gleiten; wunderlich geformte Dschunken mit ihren übergroßen viereckigen Segeln liegen gespenstig still auf der schimmernden Wasserfläche und Nichts läßt ahnen, daß die See selbst in diesem fast zum Landsee abgeschlossenen Bassin bei den hier zu Lande häufigen Orkanen so in Aufruhr gerathen kann, daß große Schiffe sich dann nur mühsam vor Anker zu halten vermögen. Die Stadt Yokuhama, seit etwa 2 Jahren gebaut, wächst unter unseren Augen rasch empor, und es gewährt ein eigenthümliches Interesse, dem „Werden" einer Stadt zuzusehen, die, wenn nicht alle Zeichen trügen, in wenigen Jahrzehnten zu einem wichtigen und bedeutenden Handelsplatz emporblühen wird. Die Stadt ist auf sumpfigem Boden erbaut, der bis vor wenigen Jahren noch zum Reisbau verwendet wurde — gegenwärtig ist man beschäftigt, die ganze Niederlassung zu einer Insel zu gestalten, durch einen Kanal, der sich hinter der Stadt herzieht und im Grunde keinen besonderen Nutzen gewähren kann. Trotz der Lage der Stadt in einer feuchten Niederung, aus der sich übrigens in geringer Entfernung bewaldete Anhöhen erheben, ist das Klima äußerst gesund, und schon jetzt finden sich ab und zu Engländer hier ein, um ihre in China geschwächte Gesundheit in der reinen und schönen Luft Japans wieder zu kräftigen. Die Stadt, wenn man sie so nennen soll, bietet dem Auge Nichts von besonderer Bedeutung dar; die Zahl der hier lebenden Holländer, Amerikaner, Engländer, Franzosen und Deutschen — letztere unter dem Schutze dieses oder jenes Konsulates der zugelassenen Mächte — wird 160—180 nicht übersteigen*). Die Häuser sind meistentheils aus Holz erbaut, werden aber auch theilweise, und namentlich die Waarenmagazine (Godowns genannt, wie in China), aus einer fetten Thonart konstruirt, was sie gewissermaßen feuerdicht macht. Alle Wohnungen gleichen mehr oder minder unseren besseren Bauernhäusern, sie sind einstöckig, und das Dach, mit dunkelblauen Ziegeln be-

*) Die hier wohnenden Japaner mögen sich leicht auf 4—5000 belaufen.



deckt, ist meist das einzige Sichtbare, wenn man außerhalb der nie fehlenden Breterumzäunung steht, die, schwarz angestrichen, nicht darnach angethan ist, den Straßen ein freundliches Ansehen zu geben.



Kapelle im Hafen von Yokuhama.

Der Verkehr mit den Japanern beschränkt sich hier ausschließlich auf den Handel mit den Kaufleuten, auf ein unaufhörliches „Handeln" (marchander) mit diesen Leuten, die bei jeder Gelegenheit ihre Forderungen höher schrauben, wobei es großer Geduld und Zähigkeit bedarf, um endlich unter leidlichen Bedingungen handelseinig zu werden. Dies ewige Schachern mit den japanischen

Kaufleuten — und es ist leider nicht auf andere Weise möglich, mit ihnen fertig zu werden — verleidet den hier lebenden Fremden alles Interesse an „Japan und seinen Bewohnern", von denen ich freilich das schöne Geschlecht ausnehmen muß. Sonst aber ist Jeder in der Regel froh, wenn er nicht mehr als gerade nöthig mit Japanesen in Berührung kommt. Europäische Frauen sind nur etwa ein Dutzend hier; gesellige Beziehungen existiren noch nicht, und wie es leider stets der Fall scheint, wo ein enges Zusammenhalten der wenigen vorhandenen Glieder einer Nation allein vielleicht die Oede und Langeweile ferne halten könnte, mangelt es an einheitlichem Sinn und Jeder bringt in der Regel seine Zeit einsam und ohne gesellige Anregung zu. Die meisten Fremden haben einen eigenen Haushalt, chinesische Diener, einen chinesischen Koch und speisen allein in ihren Wohnungen oder gemeinsam mit diesem oder jenem ihrer Landsleute. Man hält Reitpferde, die ungemein billig sind, geht zur Jagd oder sucht endlich das Hôtel einmal auf, wo ein paar Billards die einzig mögliche Unterhaltung bieten. In ganz Yokuhama giebt es bis jetzt noch kein Klavier; kein musikalisches Instrument, kein Gesang ist in meine Ohren geklungen, und das lärmende Rufen der japanischen Lastträger oder Zimmerleute, die beim Einrammen von Pfählen ein betäubendes Chorgeschrei anstimmen, vermag für diesen Mangel nicht zu entschädigen. Dazu kommt, daß die Mehrzahl der hier lebenden Fremden nur dann eigentliche Arbeit hat, wenn die Schiffe ankommen und abgehen, also oft wochentang ohne rechte Thätigkeit sind; da ist es denn begreiflich, daß bei dem gänzlichen Mangel an geistigen und geselligen Anregungen, an einem Orte, wo es keine Politik, kein öffentliches Leben, kein Theater, keine Geselligkeit giebt, der Aufenthalt dauernd unerträglich, monoton und langweilig werden muß. Daß es ein großes Opfer ist, längere Jahre da draußen zu leben, losgerissen aus allen Beziehungen, die sonst dem Dasein Werth zu verleihen wissen, habe ich nirgend lebhafter empfunden als hier, und nur die Erwartung, in einigen Jahren mit einem angemessenen Gewinne heimkehren zu können, fesselt die Leute an ein Land, dem sie sonst je eher je lieber den Rücken kehren würden, so interessant es auch für den Forscher, so lieblich es auch dem Freunde der Natur erscheinen mag. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese gesellschaftlichen Schattenseiten mit der wachsenden Bevölkerung und Bedeutung des Platzes mehr und mehr schwinden müssen, und daß es auch hier heißt: „Aller Anfang ist schwer." Vielleicht hat das Alles in wenig Jahren schon eine wesentlich andere Gestalt angenommen. Man wird nicht einwenden, daß das Alles völlig gleichgültig, wenn nur die Möglichkeit geboten sei, rasch ein Vermögen zu machen und lohnende Geschäfte zu treiben. Abgesehen davon, daß auch hier das Gold nicht auf der Straße zu finden ist, würde ich eben entgegnen müssen, daß die gesellige Seite durchaus nicht so Nebensache ist, als sie es zu sein scheint. Beim Mangel jeder geistigen und geselligen Freude, bei oft nur geringer Arbeit, ist für junge Leute, wie sie hier draußen auftreten, die Gefahr nicht gering, geistig und körperlich zu verkommen, und schon Mancher ist dem Gewohnheitstrinken oder andern Ausschweifungen erlegen, der bei gutem Umgange sicher nicht dahin gekommen wäre. So wie die Dinge jetzt hier liegen, mögen diejenigen Männer, die etwa den Drang in sich fühlen, in Japan ihr Glück zu versuchen, ihre Ansprüche an das Leben sowol als an die Chancen zu reichlichem Gewinn jedenfalls nicht zu hoch spannen.

Der Verkehr ist inzwischen schon recht lebendig; von früh an werden Waarenballen und Kisten aus dem Hafen und an das Ufer geschleppt, die Schiffe laden ämsig aus und ein, Thee und Seide werden durch die Straßen an die Godowns gefahren, und zwar durch Menschenhand, da es weder Lastthiere noch etwa ordentliche Geschirre giebt. Die Kuli's sind von staunenswerther Körperkraft und schleppen im eilenden Schritte Lasten, unter denen drei Europäer erliegen würden. Zu jener Zeit waren etwa 15 Schiffe vor Anker, meist von Schanghai gekommen und wieder dahin zurück bestimmt.



Elfenbeinkörbchen, Spielzeug und kleine Kupfergeschirre; japanische Arbeiten.
(Nach den Originalen gezeichnet.)

Einige Fahrzeuge gehen auch nach London direkt, oder nach San Francisco. Die Ausfuhr von Seide, Thee, Kupfer 2c. ist zumal bei den gegenwärtigen hohen Preisen nicht bedeutend genug, um den Schiffen volle Ladung zu geben. Die Abschiffungen bestehen darum zum großen Theil in Lebensmitteln aller Art, die nach China oder San Francisco gute Rechnung geben, z. B. in Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, Fischen u. s. w. Dann nehmen manche auch ihre Ladung in Holzkohlen, Bau- oder Brennholz, Lumpen (nach London), Rüböl in Fässern, Eisen u. s. w. Vom Morgen bis in die Nacht ist das Treiben an der Zollabfertigungsstelle darum ungemein lebendig, und es gewährt einen erfreulichen Anblick, diesen Austausch von Waaren und Produkten zu beobachten.

Der Verkehr der Europäer mit dem fernsten Reiche des Ostens, dem Kaiserreiche Japan, wie er Jahrhunderte lang ausschließlich durch die Holländer von Java aus vermittelt wurde, ist durch die im Jahre 1853—55 erfolgte Eröffnung

Japans für einen ungehinderten Handel der vertragsberechtigten Nationen der Geschichte anheimgefallen und hat für die heutige Handelswelt auch nur ein geringes historisches Interesse, weil die Rolle, welche die Holländer zu den Zeiten ihrer ausschließlichen Zulassung in Japan gespielt — wie sich nicht verkennen läßt — eine klägliche gewesen ist, und man sich gern von der Schilderung all' der Demüthigungen und Selbsterniedrigungen wegwendet, um deren Preis jene einen Handel aufrecht erhielten, welcher schließlich dennoch durch immer neue Beschränkungen des Verkehrs von Seiten der Japaner bis zur Unbedeutendheit herabgesunken war.

Ich darf mir um so eher eine Schilderung dieses, ohne Beispiel in der Handelsgeschichte dastehenden ungewöhnlichen Verkehrs erlassen, als die speziellen Einzelheiten des in Decima früher bestandenen Handels ausführlich in den mancherlei Werken niedergelegt sind, zu denen die Anwesenheit der Holländer auf jenem Fleckchen japanischer Erde im Laufe der Zeit Anlaß gegeben hat.

Wenn inzwischen über die wenig ehrenvolle Art, in welcher der holländische Handelsgeist sich an den beschränkten Verkehr mit Japan anklammerte, wol nur Eine Stimme herrscht, so erheischt die Billigkeit, nicht unerwähnt zu lassen, daß die holländische Regierung, nachdem einmal die Schranken durchbrochen und andere Anschauungen bei dem japanischen Gouvernement die Oberhand gewonnen hatten, ihrerseits aufrichtig bestrebt gewesen ist, auch den übrigen Nationen Europa's den Weg zu einem Terrain zu bahnen, das ausschließlich zu behaupten zur Unmöglichkeit geworden war.

Ich beschränke mich darauf, einen Blick auf den Handel der Europäer mit den Japanern zu werfen, wie er sich in kurzer Zeit seit Eröffnung der in den Verträgen genannten Häfen gestaltet hat, was uns zugleich einen Maßstab für die Entwickelung dieser neuen Verkehrsverhältnisse in der nächsten Zukunft an die Hand geben wird.

Von der einstigen bevorzugten Stellung der Holländer zur japanischen Regierung ist heute nur noch Weniges, was daran erinnert, übrig geblieben. Noch werden alle amtlichen Verhandlungen in der holländischen Sprache geführt; ein nicht unbedeutender Theil der Tolken hat sich aber auch schon Einiges von der englischen Sprache angeeignet, und letztere wird nach einiger Zeit mindestens eben so verbreitet sein wie die holländische, weil die größte Mehrzahl der nach Japan kommenden Europäer der englischen Sprache, nur wenige dagegen der holländischen Sprache mächtig sind. Es mag hier übrigens darauf hingewiesen werden, daß von den japanischen Kaufleuten, mit denen der Fremde in Berührung kommt, im Grunde keiner weder englisch noch holländisch spricht oder schreibt. Man ist durchaus genöthigt, so viel von der japanischen Sprache sich anzueignen, daß man sich mit den Händlern selbst in ihrer Mundart verständigen kann. Es ist dies bei weitem leichter, als es den Anschein hat. Die japanische Sprache gilt zwar allgemein für sehr schwer, und gewiß ist, daß auch nach jahrelangem Studium es den Meisten kaum gelingen wird, sich soweit in Bau und Geist der Sprache hineinzuleben, als zu einer Lettüre der literarischen Erzeugnisse und zu einer vollkommenen und ungehinderten Unterredung erforderlich ist.

Soviel der Fremde indeß zur Verständigung mit den Kaufleuten und mit seinen Dienern von der japanischen Sprache zu kennen bedarf, läßt sich leicht erlernen, da die Japaner uns darin durch ungemein rasches und leichtes Auffassen der Idee entgegenkommen, und die Pantomime bei einem ganz geringen Wortvorrath meistens schon genügt, die gewünschte Verständigung herbeizuführen. So kommt denn im täglichen Handel und Wandel weder die holländische noch die englische Sprache zur Anwendung, und nur in den Geschäften, welche die Fremden mit den Zollbehörden abzumachen haben, also im Verkehr mit den Beamten, wird die Verständigung durch Dolmetscher herbeigeführt. Auch hier beginnt übrigens die englische Sprache die holländische zu verdrängen; eine nothwendige Folge der Thatsache, daß Amerikaner und Engländer bei weitem die Mehrzahl der in Japan angesiedelten Fremden bilden.



Kupfervasen, Theebrete, Fächer japanischer Arbeit
(Nach den Originalen gezeichnet.)

Beiläufig sei noch bemerkt, daß auch seitens der französischen Gesandtschaft darauf hingewirkt wird, einige japanische Dolmetscher in der französischen Sprache unterrichten zu lassen. Der Unterricht geht von dem Abbé Girard aus, der durch längeren Aufenthalt auf den Liu-Kiu-Inseln sich Kenntnisse der japanischen Sprache erworben hat. Die Aussprache und der Satzbau des Französischen bereitet der Zunge der japanischen Zöglinge indeß so große Schwierigkeiten, daß die französische Sprache wol kaum je viel Liebhaber unter den Japanern finden wird.

Es fehlt übrigens nicht an Zusammenstellungen von japanischen, holländischen und englischen Worten, in denen dem japanischen Schriftzeichen die Aussprache in romanischen Lettern beigefügt ist, die das Erlernen japanischer Ausdrücke wesentlich erleichtern, da man eine völlig ausreichende Verständigung durch einfaches Aneinanderreihen der Worte, ohne Modulation und besonderen Satzbau, erreicht.

Mag nun auch der Gebrauch der holländischen Sprache im amtlichen Verkehr der Japaner mit den Fremden noch geraume Zeit an das frühere Vorrecht jener Nation erinnern, so ist doch sonst aus jener Zeit der ausschließlichen Stellung nichts mehr übrig geblieben; ja wenn nicht alle Zeichen trügen, ist es den Amerikanern schon gelungen, den entschiedensten Einfluß auf das japanische Gouvernement auszuüben, d. h. sich als die am engsten befreundete Nation den Japanern gegenüber zu geriren. — Weniger leicht wäre es, diese Erscheinung zu erklären, da die Bürger der United States, wie deren Politik, sich nirgends und so auch nicht hier im Osten, durch Mäßigung und Billigkeit auszeichnen und die leichtverletzten, an pedantische Höflichkeit und strenge Formen gewöhnten Japaner in dem Auftreten der Yankee's eigentlich wenig Gewinnendes oder Verwandtes finden können.

Den Amerikanern gebührt übrigens das unbestreitbare Verdienst, aus dem Gebäude des japanesischen Absperrungssystems den ersten Stein gebrochen zu haben. Dem ersten, von Kommodore Perry abgeschlossenen Vertrage und namentlich den weiteren, durch den amerikanischen Minister-Residenten Harris durch große Gewandtheit und Ausdauer erlangten Zugeständnissen in Bezug auf ungehinderten Handel der Europäer verdanken wir ohne Zweifel den Eintritt Japans in die Kulturbewegung des Westens, und wenn auch von vielen Seiten übertriebene Erwartungen an dieses Ereigniß geknüpft worden sind, wer wollte leugnen, daß nach den verschiedensten Richtungen kommerziellen und geistigen Lebens die Eröffnung Japans für die Europäer von großer Tragweite ist und vor Allem es noch zu werden verspricht?

Ich bin weit entfernt, den mächtigen Hebel zu unterschätzen, welcher dem europäischen Handel aus der Erweiterung der Absatzgebiete im östlichen Asien, namentlich in China und Japan, erwachsen muß, dennoch hatte ich es für Pflicht darauf hinzuweisen, daß man meistentheils allzu sanguinische Hoffnungen an diese neu gewonnenen Verkehrsländer geknüpft hat. Man ist von verschiedenen Seiten dem Irrthume verfallen, die Bewohner dieser Länder gleich als solche zu betrachten, durch welche die Zahl der Konsumirenden um die betreffenden Millionen vermehrt werde; man hat vergessen, daß Industrie und Gewerbe sowol in China als auch besonders in Japan einen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, der die Befriedigung aller Bedürfnisse dieser vielseitig hoch kultivirten Staaten fast allein aus den Hülfsquellen des eigenen Landes möglich machte.

Was insbesondere die japanischen Verhältnisse betrifft, so ging man vielfach von dem Gedanken aus, es handele sich darum, die Bedürfnisse einer Nation von nahezu 40 Millionen zu befriedigen, und verhieß darauf hin der europäischen Industrie neue lohnende Absatzquellen gemäß der Ausdehnung dieser neugewonnenen Länderstrecken selbst.

Wir dürfen aber an die Lage Japans nicht den gleichen Maßstab legen, mit dem wir gewohnt sind, den Bedarf solcher Länder zu beurtheilen, in denen, wie in Nord- und Südamerika, Ost- und Westindien sowie in Australien, die Bewohner großer und fruchtbarer Länder, welche im Wesentlichen nur die Ausbeutung des Bodens in's Auge fassen, ihre Bedürfnisse an Manufakturen, Geräthen und Industrie-Erzeugnissen aller Art von Europa entnehmen und der gewerblichen und industriellen Thätigkeit entweder ganz und gar fern bleiben, oder sie doch nur in geringem Maße beachten und zur Geltung bringen.

In vielen überseeischen Ländern hat die Berührung der Fremden mit den Eingeborenen erst die Bedürfnisse wach gerufen, welche jetzt die Basis des Handels bilden; in anderen gewöhnte die Bevölkerung sich an ähnliche Bedürfnisse, wie wir sie in Europa haben, ohne daß zu befürchten wäre, daß in jenen Ländern eine eigene Industrie den Absatz europäischer Fabriken abschneiden und die Befriedigung dessen, was das Land bedarf, selbst übernehmen könnte.

Es würde zu weit führen, hier auf die Ursachen einzugehen, welche es wahrscheinlich erscheinen lassen, daß die Ausfuhr europäischer Fabrikate nach diesen oder jenen überseeischen Märkten zunehmen und schwerlich dauernd in's Stocken gerathen werde. Geographische, politische und die Kulturverhältnisse der betreffenden Länder und Völker sind hier die bedingenden Elemente und es liegt nahe, aus ihnen eine Schätzung der möglichen Entwickelung des europäischen Handels mit dem betreffenden Lande zu gewinnen. Wesentlich anders liegen die Dinge bei der Berührung der Europäer mit China und Japan. Statt einer Bevölkerung, die sich ausschließlich der Kultur der Landesprodukte widmet, finden wir hier Völker, die durch eine sechstausend Jahre alte Entwickelung eine staunenswerthe Höhe der gewerblichen Thätigkeit und Kunstfertigkeit erreicht haben. Bei der übergroßen Bevölkerung beider Länder und der eigenthümlichen Gestaltung der sozialen Verhältnisse hat die Arbeit nur einen geringen Werth. Statt einer indolenten, durch klimatische und andere Einflüsse verweichlichten Bevölkerung, der jede Arbeit aus eigenem Triebe zuwider wäre, finden wir regsame, lernbegierige, in Fertigkeiten und Künsten geübte, thätige und betriebsame Menschen, Länder, über welche die Natur fast nach allen Richtungen einen unerschöpflichen Reichthum an Metallen, Holz, Nahrungsmitteln u. s. w. freigebig ausgegossen, die man zum größten Theil zu würdigen und auszubeuten weiß; endlich, und das ist nicht zu gering angeschlagen, Völker, die durch ihre uralte einseitige Entwickelung für alle ihre Bedürfnisse bereits so feststehende Sitten und Geschmacksrichtungen im häuslichen Leben, in der Tracht u. s. w. angenommen haben, daß jedenfalls noch lange Zeiträume vergehen müssen, wenn, was ich überhaupt bezweifle, die Bewohner Japans und China's sich unsern Anschauungen und Bedürfnissen, unserer Geschmacksrichtung nähern sollen.

Sitten und Gebräuche, Trachten und alle Bedürfnisse müssen natürlich bei Völkern, die, abgesehen von dem sporadischen Verkehr an den Küsten, im Wesentlichen bis dahin auf Das angewiesen waren, was das eigene Land zu bieten vermochte, im innigsten Zusammenhang mit den Hülfsquellen des Landes stehen, und eine durch Jahrtausende geheiligte Stätte, kurz die ganze Kultur jener Völker, wird sich so lange einem entschiedenen Einflusse der europäischen

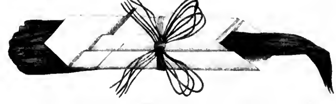
Kultur verschließen, als das politische, soziale und sittliche Leben solcher Nationen keine durchgreifende Umgestaltung erleidet.

Dazu tritt endlich, als ein unverkennbares Hemmniß für einen dauernden und bedeutenden Absatz europäischer Fabrikate, das namentlich bei den Japanern offen zu Tage tretende Streben, solche Gegenstände, welche ihnen nützlich erscheinen, nachzumachen, was ihnen bei ihrer großen Geschicklichkeit und Ausdauer leicht und bald gelingt.

Es müssen folgerichtig alle jene Artikel, deren vortheilhafte Anfertigung in Japan selbst thunlich ist, bald von den Europäern aufgegeben werden, und es werden im Wesentlichen nur solche Fabrikate dauernd von Werth für das Geschäft nach Japan bleiben, deren Erzeugung entweder, um des Rohstoffes halber in Japan nicht zu bewerkstelligen ist (wie Wollenstoffe), oder solche, in welchen die Industrie Europa's vermöge ihrer Maschinen eine unbestrittene Herrschaft behauptet, wie Baumwollengewebe, vorausgesetzt, daß solche Fabrikate eben geeignet sind, einem Bedürfnisse der Japaner zu entsprechen oder mit Vortheil an die Stelle solcher Stoffe zu treten, die bis dahin in Japan selbst hergestellt wurden.

Nachdem ich im Vorstehenden darauf hingewiesen habe, wie durchaus verschieden von anderen überseeischen Ländern der Maßstab ist, den wir an die Bedürfnisse der neu eröffneten Märkte zu legen haben, so springt die Nothwendigkeit in die Augen, um so sorgfältiger und genauer die Verhältnisse dieser Länder zu prüfen, um solche Lücken zu entdecken, in welche etwa unsere Industrie eintreten könnte, um einen Antheil zu gewinnen an dem geschäftlichen Leben, das sich den größeren Schwierigkeiten zum Troz dennoch entwickelt hat und in noch höherem Maße nach und nach ausdehnen wird.

In Yokuhama war es uns zwar erlaubt, zu jeder Zeit und ohne Begleitung auszugehen, für alle Ausflüge blieben wir aber auf die Bestimmung beschränkt, daß diese sich in jeder Richtung nicht über eine Entfernung von 5 Ri ausdehnen sollten.



Japanischer Brief (mit Einlage von getrocknetem Fisch)



Japanischer Tempel (Aeußeres desselben).

Siebentes Kapitel.

Vertragsunterhandlungen und neueste Ereignisse.

Abneigung der Japaner gegen einen Vertrag. — Schwierigkeiten wegen der Organisation des deutschen Bundes und des Zollvereins. — Hôtel Hufnagel. — Deutsche in Yokuhama. — Regenwetter. — Ausflüge um Yokuhama. — Kanal- und Brückenbauten. — Grabstätten für die Europäer. — Japanische Schule. — Tempel. — Straße nach Miako. — Abneigung des Adels gegen Fremde. — Kriegsaussichten. — Mr. Moß. — Ermordung von R. Lenor.

Noch hatten wir keine Ahnung davon, wie sehr sich die Verhandlungen über einen Vertrag in die Länge ziehen würden, aber nach Verlauf von einigen Wochen konnte man sich nicht verhehlen, daß der Abschluß eines solchen auf große Schwierigkeiten stoße und die Dauer unseres Aufenthaltes eine unberechenbar große sei.

Nach Yokuhama kamen vollends nur die verworrensten Gerüchte, die, in der Regel von einem der Schiffe stammend, sich meist auch als Schiffernachrichten erwiesen. Während die Personen, welche dem Gesandten persönlich nahe standen, über den Fortgang und die Einzelheiten der Unterhandlungen selbst im Dunkeln

blieben, gingen vom Schiffskoch und aus ähnlichen Quellen die allerbestimmtesten Nachrichten aus, daß am so und sovielsten der Gesandte beim Taikun Audienz habe, daß der Vertrag so gut als fertig sei, und das Geschwader in 14 Tagen nach Manila unter Segel gehen würde u. s. w.

Ich selbst bin in die Einzelstadien der langwierigen Verhandlungen nicht eingeweiht gewesen, nur soviel scheint gewiß, daß man zunächst gar keinen Vertrag abschließen wollte, dann sich geneigt zeigte, über einen solchen nach Verlauf von mehreren Jahren sich zu verständigen (während man den Gesandten bis dahin mit leeren Versprechungen nach Hause schicken wollte), endlich aber dazu überging, alsbald über ein solches Dokument zu verhandeln, das indeß erst nach mehreren Jahren in Kraft treten solle. Der Ausdauer und Festigkeit des Gesandten gelang es endlich, diesen zähen Widerstand zu besiegen und wenigstens für Preußen allein einen Vertrag zu erlangen, welcher diesem Staate alsbald alle Rechte einräumte, deren die meistbegünstigten Nationen in Japan sich zu erfreuen haben.

Nur nach langem Widerstreben verzichtete Graf Eulenburg auf seine ursprüngliche Forderung, daß der Vertrag für den ganzen Zollverein abgeschlossen werden solle, da in diesem Punkte die japanische Regierung nicht zum Nachgeben zu bewegen war und wir bei hartnäckigem Beharren auf dieser Forderung gänzlich unverrichteter Sache hätten abziehen müssen. Es wäre ungerecht, wegen des Mißlingens dieser Absicht dem preußischen Gesandten irgendwelche Vorwürfe zu machen, da es derselbe nicht an den unausgesetztesten Bemühungen hat fehlen lassen. Die Sache scheiterte aber an der Organisation des deutschen Bundes sowie des Zollvereins, und es würde dies allein genügen, darzuthun, wie gänzlich unmöglich es ist, nach Außen hin eine geeignete Vertretung der Gesammtinteressen des Zollvereins und Deutschlands herbeizuführen, so lange die bundesstaatlichen Verhältnisse keine wesentliche Umgestaltung erlitten haben.

Wenn Preußen in Vertretung des Zollvereins Verträge abschließen wollte, so mußte sein Vertreter hierzu von den einzelnen Staaten besonders beglaubigt sein, und so war denn auch Graf Eulenburg mit den Vollmachten aller Staaten des Zollvereins versehen.

Außerdem legten aber auch die nicht zum Zollverein gehörenden Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck Werth darauf, ihre Schiffe nach Japan senden zu dürfen, und endlich wünschten die beiden Mecklenburg nicht minder von dieser Gelegenheit Nutzen zu ziehen und dem Ochsenkopfe Zugang zu den japanischen Gewässern zu verschaffen.

Man kann es nun in der That den japanischen Behörden nicht verargen, wenn sie bei der Forderung, mit fünf Königreichen und einer Anzahl von Großherzogthümern, Herzogthümern, Fürstenthümern, Kurfürstenthümern, vier freien Städten u. s. w. auf einmal einen Vertrag abzuschließen, stutzig geworden sind. Eine Regierung, die, wie sie sagte, bei der herrschenden Stimmung schon Schlimmes fürchtete, wenn das Volk erführe, daß sie überhaupt einem neuen Volke die Thore des Landes geöffnet habe, mußte die gewichtigsten Bedenken tragen, wo es sich um einen solchen Monstre-Vertrag handelte. Man hegt in jenen Ländern von einem souveränen Staate höhere Begriffe und denkt sich

darunter Länderkomplexe mit großen Flotten und bedeutender Militärmacht nach dem Vorbilde solcher Staaten, mit denen sie bis jetzt in Berührung gekommen waren, also wie England, Rußland, Frankreich, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika u. s. w.

Man vergegenwärtige sich nur den Eindruck der Eingangsformel, wie sie den Vertrag zwischen Japan und Deutschland einleiten sollte:

Se. Maj. der Taikun von Japan einerseits und Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent von Preußen andererseits, handelnd zugleich für sich und in Vertretung Sr. Maj. des Königs von Sachsen, Sr. Maj. des Königs von Bayern, Sr. Maj. des Königs von Hannover, Sr. Maj. des Königs von Württemberg, und so fort durch den Gothaischen Kalender bis hinab zu dem Landgrafen von Hessen-Homburg — unter Anfügung aller Titel, wie „Herr der gefürsteten Grafschaft Meisenheim" u. s. w. —

Ferner als Bevollmächtigter der Senate der freien und Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck, endlich aber im Auftrage Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, von dem Wunsche beseelt, in freundschaftliche Beziehungen zu einander zu treten 2c., haben zu ihren respektiven Bevollmächtigten ernannt u. s. w.

Das Hôtel Hufnagel, in welchem wir unser Quartier aufgeschlagen hatten, bestand in einem geräumigen japanischen Hause, inmitten eines großen Hofes, den Pferdeställe, Wohnungen der Dienerschaft und provisorische neue Gastzimmer umgaben; das Ganze umschloß ein Breterzaun, der bei einem etwaigen feindseligen Angriff wenig Schutz gewährt haben würde.

Unsere Landsleute, welche wir von Zeit zu Zeit besuchten, klagten — und zwar nicht mit Unrecht — über Mangel an Komfort; gleichwol waren diese Herren fürstlich eingerichtet gegen die Art, in welcher wir leben mußten.

Jetzt, wenige Jahre später, sind, wie ich aus Privatbriefen schöpfe, die letzten Spuren jener Goldgräberzeit der ersten Ansiedelung längst verwischt und unsere sogenannte Kultur hat auch dort schon in diesem Sinne den Sieg davongetragen.

Längs Yokuhama — heißt es in einem Briefe vom Februar 1863 — ist jetzt an der Seeseite ein schöner Kai erbaut, wo man Abends geputzte Damen auf- und niederwandeln sieht.

Es wird hier vollständig Klein-Paris; die Herren gehen schon mit glanzledernen Schuhen und Glaçéehandschuhen umher und würden die Nase hoch rümpfen, wenn sie einem der alten Ansiedler aus dem Jahre 1860 in einem Flanellhemde mit dicken Seestiefeln und grobem Rock, ohne Vatermörder oder Handschuhe begegneten u. s. w.

Zur Zeit unserer Anwesenheit war es mit all' solchen Dingen des Komforts noch sehr wunderlich bestellt. Einer der ersten Liebesdienste, um welche wir Herrn M., den wir zuerst von unsern Landsleuten kennen lernten, zu bitten wagten, war die Ueberlassung seines chinesischen Dieners, der in der Kunst Hemden zu waschen, zu stärken und zu bügeln eine erträgliche Fertigkeit erlangt hatte, da in Yokuhama sonst noch Niemand lebte, der für Geld und gute Worte

Herrenwäsche hätte besorgen können. Einige Wochen später etablirten sich zwei entlassene Diener, industriöse Chinesen, selbständig als Waschfrauen und hatten in kurzer Zeit mehr zu thun, als sie bewältigen konnten.

Das Hôtel selbst unterschied sich von anderen japanischen Holzbuden nur durch einen außerordentlich zugigen sogenannten Eßsaal und durch einen mit gleicher Eigenschaft ausgerüsteten Billardsaal, in welchem sich auch die Bar, d. h. der Schenktisch für die ambulanten Gäste von den Schiffen 2c., befand. Das Billard, als das einzige des Ortes, war reichlich frequentirt; das Excitement, dessen der Mensch so dringend zu bedürfen scheint, fand in einer Art Poule, die um ganze oder halbe Dollars gespielt wurde, seine Befriedigung.

Die beiden Säle flankirten das längliche Hauptgebäude und schlossen zwischen sich 8 Abtheilungen von Breterwänden ein, die mit dem Namen Zimmer belegt wurden, ihren Zugang außen von der schmalen Veranda hatten und etwa 1½ Fuß über dem Fußboden lagen.

Ein Fenster fehlte, ebenso ein Ofen, und der Mangel beider wurde bei naßkalten Novembertagen mit strömendem Regen und heulendem Winde bitter empfindlich. Das ganze Meublement bestand in einer Art Bett, einem handfesten Tisch und zwei chinesischen Bambussesseln.

Nach und nach lernten wir die in der Ansiedlung lebenden Deutschen nebst einigen Engländern und Holländern kennen. Unsere speziellen Landsleute waren durchgängig sehr zuvorkommend und boten gastfreundlich an, was in ihrer Macht stand, leider aber trat es bald zu Tage, daß sich in der kleinen Zahl verschiedene Elemente feindlich gegenüberstanden.

Dieser Umstand allein genügte, um dem Verkehr mit den deutschen Landsleuten Beschränkungen aufzuerlegen. Schon die ersten Tage des Aufenthaltes in Yokuhama waren sehr trübselig, bei strömendem Regen und heftigem Sturm war an Ausgehen oder Ausreiten nicht zu denken, von den Schiffen kam Niemand an's Land und wir wenigen Insassen des Hôtels fristeten fröstelnd und verstimmt von einer Mahlzeit zur andern das Dasein, unbehaglich in jeder Beziehung, unfähig zu arbeiten, brütend im dunklen Zimmer; denn um den Regen abzuhalten, waren die äußeren Breterwände um die Veranda vorgeschoben. Kaum wagte man den Hof zu überschreiten, um etwa jenseits der improvisirten Seen und Sümpfe einen Leidensgefährten zu besuchen und etwa in gemeinschaftlichen Verwünschungen des Wetters die mißvergnügte Seele zu erleichtern. Tagelang währte diese Zeit, in der wir ausschauten wie einst Noah, ob denn die Schleußen des Himmels sich nicht bald schließen wollten.

Der Sonnabend (21. September) brachte endlich die ersehnte Erlösung aus der dumpfen Gefangenschaft. Ich erwachte beim hellsten Sonnenschein; statt der grauen Regenmassen ziehen leichte weiße Streifen wie flatternde Bänder am Horizonte, die Erde dampft, gleichsam als sähe man ihren Athem, Alles trägt das Gepräge eines duftigen Herbsttages.

Da hielt es uns denn nicht mehr im Hause, und den bodenlosen Wegen zum Trotz bestieg ich in Gesellschaft eines Gefährten einen nahen Hügel, der, von einem buddhistischen Tempel gekrönt, die herrlichste Aussicht auf die Hafenbucht und die vor Anker liegenden Schiffe gewährte.

Auch unsere nächste Umgebung war von Interesse, vor uns der Tempel, im nahen Gebüsche versteckte Gräber der Japaner, mit Steinen und Figuren geziert; wir selbst waren gefolgt von einer Anzahl kahlköpfiger, gutmüthig, aber profan aussehender Priester, die uns in das Innere der Tempelwohnung geleiteten und dort Thee auboten.

So oft es die Witterung nur irgend gestattete, wurden früh oder gegen Abend Ausflüge zu Pferde oder zu Fuß unternommen. Ueberall erscheint das Land auf's Sorgfältigste angebaut, und hübsche Bauerngüter, von lebenden Hecken umfriedigt, im Schatten alter immergrüner Eichen oder am Saume einer größeren Fichtengruppe gelegen, bieten in der Landschaft malerische Ruhepunkte dar. Wo wir in solche Bauernhäuser eintreten, kommt man uns allerorts mit der größten Freundlichkeit und Heiterkeit entgegen und im Widerspruch mit der von Herrn Rutherford Alcock in seinem neuesten Werke über Japan



Japanisches Wohnhaus

ausgesprochenen Ansicht kann ich mein Urtheil nur dahin abgeben, daß in dem gemeinen Volke kein Haß gegen die Fremden vorhanden ist; wenigstens habe ich in Jeddo wie in Kanagawa und seiner Umgebung die Japaner, auch da, wo es nichts zu verdienen gab, im höchsten Grade artig gefunden und durchgehends bemerkt, wie gerne sie sich auf eine Unterhaltung oder auf einen Scherz mit den Fremden einließen. Ich hatte auf einem Ritte Gelegenheit, die Kanalbauten der Japaner zu beobachten. Dicht hinter der neuen Niederlassung ließ die Regierung eine Landzunge durchstechen, um eine schon vorhandene Wasserleitung mit der nahen Meeresbucht zu verbinden und so Yokuhama selbst zu einer Insel umzuschaffen, wie man einst Decima zum Eilande gemacht hat. Viele hundert Hände waren thätig, Erde und Steine in Netzen, die an einer Stange quer über der Schulter getragen wurden, fortzuschaffen — eine Methode, die gegen die bei uns übliche mit Schiebkarren mangelhaft erscheint; doch trugen die Leute in den zwei Netzen vielleicht mehr, als in einer Schubkarre fortzuschaffen ist. Das Ganze glich einem Haufen wühlender Ameisen, so rasch und emsig ging die Arbeit von Statten.

An einer anderen Stelle, wo eine Brücke erbaut werden sollte, rammte man mit großen Rammblöcken unter ungeheurem Lärmen und einem Chaos unartikulirter Laute Pfähle ein, während man etwas weiter beschäftigt war, ein ganzes Dorf, das bei der neuen Kanalanlage auswandern mußte, zu verpflanzen. Mit Staunen sahen wir, wie man ganze große Gebäude auf Rollen brachte und zu der Stelle des neu zu begründenden Dorfes hinschob.

Nahe diesem Tummelplatze der emsigsten Thätigkeit liegt eine Stätte des tiefsten Friedens, und diese war es, der an jenem Tage unsere Wanderung zunächst gelten sollte. Es war der Begräbnißplatz für die Europäer, zu welchem mich Mr. H. hinzuführen gedachte.

Zunächst kamen wir an der Stelle vorüber, wo die vor mehreren Jahren ermordeten Russen beerdigt waren. Die japanische Regierung hatte sich später bereit erklärt, den Ermordeten ein Denkmal auf ihre Kosten zu errichten, und japanische Steinhauer waren gerade mit der Vollendung desselben beschäftigt. Ein paar Monate später fand die feierliche Einsegnung dieses Denkmals durch den Schiffsprediger der „Arcona“ unter Betheiligung aller übrigen in Japan vertretenen Nationen Statt.

Die Japaner zeigen bei der Anlage ihrer Begräbnißstätten eine entschiedene Vorliebe für schattige Hügel, und die meisten Gräber sind gar feierlich zwischen blühende grüne Sträucher versteckt und sorgfältig mit sichtbarer Liebe und Pietät unterhalten.

Auch der Begräbnißplatz für die Europäer liegt in einer kleinen Thaleinsenkung versteckt, etwas von dem Grabe der Russen entfernt. Hier waren ebenfalls Steinmetzen an einem Denkmale zur Erinnerung an zwei ermordete holländische Schiffskapitäne thätig, und noch weitere 6—7 einfache Steine nannten die Namen amerikanischer Matrosen, die an Bord der „Powhattan“ von der amerikanischen Expedition unter Perry gestorben oder ertrunken waren. Unser Auge haftete endlich auf einem Steine mit der Aufschrift:

John Cody from New-York
arrived here on the 10. July
and died on the 12. do. 1860.

Weiter hatte Niemand Etwas von dem Verstorbenen gewußt, der mit einem Dampfer von Nagasaki angekommen war. Halbtodt war der fremde Mann in das fremde Land gekommen, um sein Grab zu finden. Endlich führte mich H. noch an ein ganz frisches Grab, das die sterblichen Ueberreste eines vor wenigen Tagen begrabenen Midshipman von einem englischen Transportschiffe bedeckte. H. hatte den armen Jungen gekannt und pflanzte ein paar junge Bäume auf den frischen Hügel.

Wir lenkten unsere Schritte der Mississipi-Bai zu und ritten von da an der Rose-Bucht wieder nach Yokuhama zurück.

An einem anderen Tage führte uns der Weg an einer Schule vorüber, wir traten ein und wurden von einem Priester begrüßt, der ein paar Dutzend Knaben und Mädchen im Schreiben und Lesen unterrichtete und gerne die kalligraphischen Uebungen seiner Schüler mustern ließ. Die Kinderschaar schaute munter und kräftig in die Welt, wie uns dies an der ganzen japanischen Jugend nicht anders erschienen ist, mit Ausnahme solcher Knaben, die wir in den

Klöstern und Tempeln zu Gesichte bekamen und deren geistloser Blick und fatales Lächeln uns häufig unangenehm aufgefallen ist. Möglich freilich, daß die langen, schmutziggelben Gewänder (vermuthlich die ausrangirte Garderobe der eigentlichen Priester) und der geschorene kahle Kopf mit dazu beitrug, den jugendlichen Gesichtern einen so unschönen Ausdruck aufzuprägen.

Zu dieser Bemerkung hatten wir alsbald den reichlichsten Anlaß, als wir, von der Schule aus, dem bedeutendsten von den bei Yokuhama belegenen Tempeln uns zuwendeten. Derselbe liegt, wie alle Tempel, auf einer Anhöhe an einem Punkte, der eine köstliche Fernsicht beherrscht. Eine Art Allee führte, um den Hügel sich windend, hinauf, ringsumher war Alles gut angebaut und sinnig bepflanzt; im Ganzen waren in den gartenähnlichen Anlagen wenig Blumen sichtbar, wol aber viele Ziersträucher, und ganz en miniature Baum- und Felspartien, Teiche, Tempelchen, steinerne Buddha's u. s. w.



Ein japanisches Kloster.

Im Tempel selbst, von dessen äußerer Form unsere Illustration am Anfange dieses Kapitels ein Bild geben mag, fielen mir neben den mächtigen vergoldeten Figuren Buddha's und anderen Helden- oder Göttergestalten die Wandmalereien auf, die sowol in einem Baldachin als im Plafond und an den vier Wänden oben in besonderen Feldern angebracht waren und aus allegorischen Darstellungen, weiblichen Figuren mit Arabesken, einer Guitarre, von Bändern und Blumen umschlungen, gebildet waren, aber keinen ersichtlichen Ideenzusammenhang erkennen ließen.

Künstliche riesige Blumensträuße aus Papier, Stroh und feingespaltenem Bambus standen auf den Opfertischen zur Seite der mannichfachen, seltsam geformten Räuchergefäße, kleinen Schalen mit Reis und Früchten u. s. w.

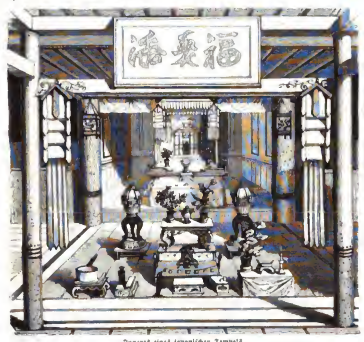
Bei unserem Eintritt in den Tempel ließ sich zunächst kein Priester blicken, dann aber erschienen einige dieser ehrwürdigen Herren in Begleitung der schon geschilderten Zöglinge; doch muß ich offen bekennen, daß wir Fremde mehr Ehrfurcht und Scheu vor den im Tempel ausgestellten Symbolen der buddhistischen Religion an den Tag legten, als die Träger dieses Bekenntnisses selbst. Man kann sich kaum etwas Gleichgültigeres und Nichtssagenderes denken, als das Gebahren dieser Priester mit Rücksicht auf den Tempel selbst, die Altäre und die darauf befindlichen Gefäße rc. Uebrigens war der ganze große Raum des Tempels leer und nur in vereinzelten Fällen habe ich gewöhnliche Japaner, d. h. Nichtpriester, ihr Gebet im Tempel verrichten sehen. Nur in Jeddo selbst habe ich in den großen Tempeln bisweilen eine Anzahl, gleichzeitig niederknieend, im Gebete versunken getroffen. Sonst haben nur die Geistlichen die üblichen Gebräuche zu verrichten, Theile aus den heiligen Büchern zu lesen, neue Speisopfer zu bringen und Räucherwerk anzuzünden. An Kreuzwegen oder in einem großen hohlen Baum finden sich nicht selten auch steinerne Bilder Buddha's angebracht, doch ist es mir nie aufgefallen, daß sie beachtet worden wären.

So gleichgültig die Priester in jenem Tempel gegen ihren Beruf erscheinen, so zuvorkommend war man gegen uns, und in den an den Tempel sich anschließenden Räumen wurde uns von einem häßlichen, fetten Frauenzimmer Saki und etwas gerade fertig gewordenes Gemüse angeboten, das wir aber nicht zu genießen vermochten.

Nur einmal machten wir den Versuch, außer dem uns geläufig gewordenen Wege von Yokuhama nach Kanagawa in einer anderen Richtung ein Stück in's Land hineinzureiten, und die Scenerie, welche uns die ungemein belebte Straße nach Miako bot, ließ es uns doppelt beklagen, daß unser Recht durch einen ideellen Schlagbaum begrenzt war. Um nicht dem Gesandten möglicherweise Schwierigkeiten zu bereiten, wandten wir unsere Pferde und begnügten uns mit Dem, was wir gesehen, und mit einem sehnsüchtigen Blick in das verschlossene Land. Der Weg war fast ununterbrochen dicht mit Häusern besetzt, zahlreiche Kinderschaaren, meist nackt, und auch die anderen Bewohner dieser endlosen Dörfer wurden nicht müde, den ihren Augen neuen Erscheinungen ihr oheio zuzurufen; viele Jakunins zu Pferde, von ihren Dienern oder Lehnsleuten gefolgt, ganze Karawanen von Saumthieren, mit Waaren beladen, Priester und Wallfahrer, vornehme Reisende, in offenen Sänften getragen, zu Pferde oder zu Fuß, endlich hohe Würdenträger, mit einem zahlreichen Stabe von Streitrossen, Trabanten und Dienern, bildeten das lebende Bild zu der anmuthigen Landschaft.

So freundlich durchgängig der gewöhnliche Japaner dem Fremden begegnet, so deutlich blickt aus dem Auftreten der Höhergestellten der Unwille über das Eindringen der Europäer hervor. Stolz, mürrisch, ja mit verächtlicher Miene, geht der mit zwei Schwertern bewaffnete, stets mindestens von einem Knappen begleitete Vornehme an dem Fremden vorüber und dies Benehmen sticht gegen die Höflichkeit der Vornehmen, mit welchen wir durch die Vertragsunterhandlungen in Berührung traten, um so auffallender ab.

Die Stimmung der japanischen Beamten und Geburtsaristokraten gegen die Fremden ist nie eine wohlwollende gewesen, und es fehlt unter dieser bevorrechteten Klasse nicht an Solchen, die sich der Gefahr bewußt sind, die ihrem Einflusse, ihrer Ehrsucht, vielleicht auch ihren Einkünften droht, wenn nach und nach das Volk erkennen lernt, daß in anderen Ländern der Erde die Stände sich so scharf nicht scheiden, daß dort der Kaufmann nicht vor jedem Beamten im Staube liegen muß u. s. w. Wir finden es vollkommen erklärlich, daß das dunkle Gefühl dieser Kaste in den Fremden ihre Widersacher erkennt, so wenig sie auch mit ihnen in direkte Berührung kommt, und so wenig die Fremden selbst sich damit befassen, die durch Jahrhunderte geheiligten sozialen Verhältnisse zu unterwühlen, wozu ihnen auch, wenn sie die Absicht hätten, alle Mittel abgehen würden.



Inneres eines japanischen Tempels.

So wenig sich läugnen läßt, daß die Europäer mancherlei Ursache zur Klage über das japanische Gouvernement haben, so wäre es doch lebhaft zu bedauern, wenn ernste Konflikte einträten, da hier die Schwierigkeiten ganz anderer Natur sein würden, als in China. Der Widerstand der Japaner, kräftig ausdauernd und vom ganzen Volke getragen, würde hartnäckig und das einmal unterbrochene gute Einvernehmen auf lange hinaus zerstört sein. Zustände, wie sie in allen chinesischen Kriegen zu Tage getreten sind, halte ich hier für völlig unmöglich; der Handel der Europäer mit den Chinesen ging, so

gut es die Verhältnisse gestatten wollten, trotz des Krieges seinen alten Gang, und während z. B. die Truppen Englands und Frankreichs die Taku-Forts erstürmten, wurden in Schanghai die Zolleinnahmen zu Gunsten der bekämpften Nation von englischen Beamten erhoben und verwaltet.

Würde ein Krieg zwischen Japan und nur einer der jetzt hier zugelassenen Nationen unvermeidlich, dann wäre damit meiner Ueberzeugung nach das Signal zur Vertreibung aller Fremden gegeben; jeder Verkehr, jede Berührung müßte sofort stocken und das ganze Volk würde einmüthig als Ganzes ruhig dem Gebote seiner Regierung gehorchen, würde in dem von oben herab bezeichneten Feinde auch seinen Feind erblicken, ihn bekämpfen, ihm schaden, wo es kann. Denn so freundlich und gutmüthig die Masse des Volkes den Fremden gegenüber sich auch bis jetzt verhalten hat, so wenig würde es sich bedenken, Leben und Gut zur Vernichtung der feindlichen Macht auf's Spiel zu setzen.

Während in China die Zerfahrenheit und die Morschheit des ganzen Regimes den Fremden den Sieg in allen Kämpfen leicht gemacht hat, würden hier der einheitliche Wille in der Regierung, die unbedingte Unterwerfung unter das Gesetz und die noch lebende Abneigung der einflußreichen und mächtigen Klassen gegen die fremden Eindringlinge eben so viel feste Dämme bilden, die einer kriegführenden Nation das Vordringen in Japan und einen siegreichen Erfolg unendlich erschweren müßten, wie überlegen auch die europäische Kriegskunst der Taktik und den Waffen der Japaner sein mag.

Ein energisches, opferfähiges, zähes und nicht unvorbereitetes Volk, wie die Bewohner Japans, würde einer europäischen Invasion ernsthaften, ausdauernden Widerstand leisten; — daß man in Jeddo auch an die Möglichkeit solcher Ereignisse denkt, ist uns oft genug vergegenwärtigt worden, — an Schießübungen in den verschiedenen Forts, die der Stadt zum Schutze dienen sollen, mangelte es nicht, und auch auf den Fechtböden haben wir oft beobachten können, wie die schwerttragenden Männer in Kraft und Gewandtheit sich eifrig messen.

Man wird die Verhältnisse, wie sie hier liegen, hoffentlich nicht unterschätzen, und es ist anzunehmen, daß man nicht ohne dringenden Grund und nicht, bevor alle anderen, mit der Ehre zu vereinbarenden Mittel erschöpft sind, das Schwert ziehen wird zu einem Kampfe, dessen Erfolg mindestens zweifelhaft ist. Der frühere Minister-Resident Englands in Jeddo, Mr. Rutherford-Alcock, eine unzweifelhaft gewichtige Autorität in Bezug auf die japanischen Zustände, verweilt in seinem schon oben erwähnten neuesten Werke ausführlicher bei diesen Verhältnissen und während er auf der einen Seite mit Entschiedenheit sich dahin ausspricht, daß auch unter dem gewöhnlichen Volke ein tiefer Haß gegen die Europäer Wurzel gefaßt habe, dient ihm andrerseits ein Vorfall, der während unserer Anwesenheit sich ereignete, als besondere Stütze dafür, wie sehr die englischen und andere in Japan lebende Kaufleute den Vertretern der Vertragsmächte ihre Aufgabe erschweren.

Ich glaube, daß Herrn Alcock's Urtheil nach beiden Richtungen in Folge gewisser persönlicher Erlebnisse ein einseitiges geworden ist, in dem einen Falle beeinflußt durch die Erinnerung an die Gefahren und Mordangriffe, deren Ziel er in Jeddo gewesen ist, und auf der anderen Seite durch die unangenehme Empfindung, in der Moß'schen Angelegenheit ein entschiedenes dementi erfahren

zu haben. Die Sache selbst machte seiner Zeit in Yokuhama, dann in Hongkong vor dem Appellationshofe und endlich im englischen Parlamente viel von sich reden. Ich gebe sie kurz, wie ich die Thatsachen damals niedergeschrieben habe.

Das japanische Gouvernement hatte alle Jagd in einem gewissen Umkreise von Jeddo, zu dem auch Yokuhama und Kanagawa gehören, verboten; doch wurde das Verbot nicht beachtet, und, wie die Wahrheit zu berichten erheischt, auch die Herren Konsuln lagen dem edlen Weidwerke nach Neigung ob. Infolge erneuerter Vorstellungen der japanischen Beamten wurde das Verbot nochmals proklamirt; ein englischer Unterthan ließ sich indeß demungeachtet in Kanagawa mit einer Jagdflinte betreten, die japanischen Polizeibeamten wollten ihn verhaften und ihm das Gewehr entreißen, er aber setzte sich zur Wehr und schoß beide Läufe einem der Jakunins in den Arm, der infolge der Verwundungen längere Zeit darniederlag. Der Engländer wurde inzwischen gefesselt, geschlagen und in die Wohnung des Gouverneurs geschleppt, und erst nach entschiedenem Auftreten des englischen Konsuls gelang es, den Betreffenden herauszubekommen. Die Aufregung war groß, und alle Welt erwartete, daß die Jakunins einen anderen Fremden aus Rache ermorden würden, was ihnen mit ihren großen haarscharfen Schwertern ein Leichtes ist. Waren doch auch die Russen und die zwei holländischen Kapitäne seiner Zeit, ohne jeden Anlaß gegeben zu haben, auf offener Straße von hinten zusammengehauen worden! — Am Abend ging man nicht aus, am Tage nur mit einem Revolver bewaffnet. — Mr. Michel Moß, so hieß der Urheber der neuen Störung, ward inzwischen von der englischen Jury im britischen Konsulate zur Landesverweisung und 1000 Dollars Geldbuße verurtheilt, — die übrigens die Japanesen anzunehmen verweigerten, da nach ihren Begriffen eine solche Beleidigung nicht mit Geld abzukaufen sei. — Zahlreiche japanische Jakunins wohnten der englischen Gerichtssitzung bei; man wollte ihnen eben den Beweis liefern, daß man den Uebertreter der Gesetze mit voller Strenge behandle und daß es mit der Bestrafung Ernst sei.

Soweit wäre die Sache gut verlaufen; die Ansichten über die Bestrafung des Mr. Moß waren zwar gewaltig verschieden, doch hatte das Gesetz gerichtet; allgemein gab sich indeß die Entrüstung kund, als der englische Ministerresident Mr. Rutherford Alcock seinen Untergebenen das Tragen von Revolvern bei Tage untersagte — unmittelbar nach dem ebengeschilderten Vorfalle —, während der englische Konsul wenige Monate zuvor alle Engländer aufgefordert hatte, sich zu bewaffnen und bei jeder Ungebührlichkeit der Jakunins von den Revolvern den freiesten Gebrauch zu machen. Letztere Verfügung wurde zwar bald nachher vom Minister revocirt, was sollte man aber zu dem jetzigen Verbote sagen?

Daß man sich in Wirklichkeit nicht daran kehrte, daß es in der That unklug gewesen wäre, unbewaffnet auszugehen, wo in einem Jahre vier Europäer meuchlings umgekommen sind, liegt zu Tage.

Die Sache war indessen hiermit nicht erledigt, denn Herr Alcock, wahrscheinlich in der Idee, es müsse einmal ein Exempel statuirt werden, bestätigte zwar das Urtheil in Bezug auf die Geldbuße, fügte aber der Verbannung aus Japan noch eine Gefängnißstrafe von einem Monate hinzu, — eine Maßregel, die mit Recht große Entrüstung hervorbrachte, denn aus freien Stücken hat wol keine einzelne Person das Recht, ein von einer Jury gefälltes Urtheil zu

verschärfen. — Mr. Moß wurde indeß vorläufig an Bord eines nach Hongkong zurückkehrenden Regierungsdampfers außer Landes geschafft und es darf nicht unerwähnt bleiben, daß an Bord desselben Schiffes die natürlichen Blattern bis kurz vorher geherrscht hatten. In Hongkong wurde Mr. Moß zunächst in's Gefängniß gesetzt, eine Maßregel, die wir uns keineswegs als so harmlos zu denken haben, als wenn in Europa Jemand in's Schuldgefängniß zu wandern hat. Ich habe selbst mehrere Artikel in der Hongkong-Presse gelesen, in welcher auf die große Sterblichkeit in den Gefängnissen hingewiesen wurde, und zwar ganz ohne Beziehung auf den Moß'schen Fall, nur aus Humanitätsgründen für die Chinesen und Klings, welche das Gefängniß zu Hongkong bevölkern. Daß sich außer diesen höchstens ein paar europäische Matrosen wegen Rauferei 2c. in den Gefängnissen einer solchen Kolonie befinden, ist begreiflich, und so ist denn die Aussicht, in einem tropischen Klima vier Wochen in einem solchen Gefängniß zu sitzen, eine ziemlich sichere Anweisung auf Krankheit und Fieber für jeden Europäer, der mit solchen Strapatzen noch nicht vertraut ist.

Mr. Moß hatte inzwischen Richtigkeitsbeschwerde eingelegt und wurde nach vier Tagen auch auf freien Fuß gesetzt, während der englische Gesandte Mr. R. Alcock in Hongkong vor dem höchsten Gerichtshofe wegen seines Verfahrens zu seiner Rechtfertigung persönlich erscheinen mußte. Das gegen Ersteren gefällte Urtheil wurde kassirt und der Gesandte zu 2000 Dollars Schadenersatz an Jenen verurtheilt.

Man kann es Herrn Alcock nicht verargen, wenn er, über diesen Ausgang empfindlich, jenen Vorfall durch sehr dunkel gefärbte Gläser ansieht. Es ist durchaus nicht meine Absicht, das Gebahren des Mr. Moß zu entschuldigen, immerhin wirft es aber ein eigenthümliches Licht auf die Entrüstung der englischen Behörden, daß das englische Konsulat in Kanagawa in derselben Zeit Jagdpartien arrangirte und Streifzüge mit der Büchse in der Hand ausführte, wo das Verbrechen des Herrn Moß vorfiel.

Es ist ein wohlfeiler und durch Nichts zu rechtfertigender Schluß, aus solchen Vorfällen für die Japaner gewissermaßen das Recht blutiger Vergeltung herzuleiten, und es ganz in der Ordnung zu finden, wenn schuldlose Europäer der Feindseligkeit als blutige Opfer fallen.

An Reibungen im Verkehre der Fremden mit den Beamten fehlte es vom Anfange an nicht, und wenn ich keineswegs das oft brüske und überhebende Benehmen der Ersteren in Schutz nehmen will, so läßt sich andererseits nicht verhehlen, daß die japanischen Beamten wol meist aus Unverstand es oft darauf anlegen, den Europäer durch kleinliche Vexationen, pedantische Beschränkungen aller Art 2c. zur Verzweiflung zu bringen. Das berechtigt aber in einem fremden Lande gewiß noch nicht dazu, dem Jakunin, der sich weigert, ein Boot zu beschaffen, mit dem Revolver zu drohen, wie ich es selbst mit angesehen habe, und dieses unvorsichtige, freche Auftreten Einzelner muß dann als böse Saat auch böse Früchte bringen. Die Mißstimmung war zu verschiedenen Zeiten so genährt worden, daß man eine Wiederholung der Mordanfälle gewärtigte, die seit Eröffnung des Landes eine fortlaufende Kette bildeten und bis jetzt ohne Sühne geblieben sind. Diese Befürchtungen sollten sich nur zu bald bewahrheiten, denn wenige Monate nach der Moß'schen Affaire ist der Mord auch in unsere Mitte

getreten. Seitdem sind ohne Unterbrechung Angriffe auf das Leben der in Jeddo weilenden Europäer gemacht worden, und in diesem Augenblicke scheint es, als sei in Folge dieser Reihe von Mordthaten, welche unter den Augen der japanischen Regierung geschehen und straflos bleiben, der Krieg zwischen den Westmächten und dem fernsten Kulturlande des Ostens unvermeidlich und die Gährungen, deren Symptome schon zur Zeit unseres Aufenthaltes nicht zu verkennen waren, haben das Reich in seinen Grundfesten erschüttert. Es gehörte für den denkenden Beobachter wenig Prophetengabe dazu, um die Dinge, die sich jetzt entwickeln, kommen zu sehen. Ob bei den mächtigen Lehnsfürsten altgewurzelte Antipathie oder verletzter Ehrgeiz oder endlich nur das Bestreben, der jetzigen Regierung Verlegenheiten zu bereiten und sich so selbst den Weg zu den entscheidenden höchsten Stellen zu bahnen, die Wurzel bilden, aus der die bisherigen Ermordungen von Fremden in Japan herzuleiten seien, wage ich nicht zu entscheiden.

Man wende nicht ein — was in anderen civilisirten Ländern vielleicht einen Grund der Entschuldigung bilden könnte —, es sei oft auch den eifrigsten Nachforschungen unmöglich, die Thäter einer nächtlichen Blutthat ausfindig zu machen. In Japan ist das Spionirsystem zur höchsten Spitze getrieben, und man kann sehr wohl der Behörde auf den Kopf sagen, sie müsse die Verbrecher entdecken, denn diese gehören der Beamten- und Soldatenklasse an, von denen Keiner auch in den geringsten Dingen des öffentlichen Lebens unbeobachtet und unbewacht ist.

Nur ist uns die eigentliche innere Organisation des Staatslebens in Japan noch zu wenig bekannt; wir wissen nicht, wo der Schwerpunkt der Entscheidung und Macht bei dieser Regierung liegt, und vermögen bei solchen Ereignissen kein bestimmtes Urtheil darüber zu fällen, inwieweit die Regierung der Mitschuld an den verübten Verbrechen zu bezüchtigen sei, — sie hat es nie an Erklärungen des tiefsten Bedauerns über letztere fehlen lassen und hielt äußerlich die freundschaftlichen Beziehungen zu den fremden Mächten aufrecht; — andererseits giebt ihr Auftreten während der letzten Jahre die unzweideutigsten Beweise, daß es ihr entweder an der Macht oder am Willen gebricht, die in Japan lebenden Fremden vor feigem Meuchelmord zu beschützen.

Neue Mordanfälle, unmittelbar auf die völkerrechtlich geheiligte Person des Gesandten gerichtet, sind sich fast Schlag auf Schlag gefolgt und umdüstern die Existenz der Fremden, während im Innern des Reiches Ereignisse, wie der Auszug der vornehmsten Daimio's aus der Hauptstadt, die Degradirung der rückkehrenden Gesandtschaft, auf bedeutende Gährungen hindeuten.

Das Bild des friedlichen, von glücklichen Menschen bewohnten Landes, wie es die ersten Besucher begeisterte, hat düstere Farben angenommen. Die neueste Schrift Sir Rutherford Alcock's spricht sich in diesem Punkte zu Gunsten der Japaner aus. Das Buch enthält aber wol an anderen Stellen, ohne es zu wollen, die stärksten Beweise dafür, daß die Mordanfälle der Japaner in keinem direkten Zusammenhange mit dem Betragen der Europäer stehen. Die Amtsführung des englischen Gesandten hat sich von jeher durch eine Nachgiebigkeit gegen die Eigenheiten der japanischen Behörden ausgezeichnet, die vielen Tadel draußen wie in England erfahren hat.

Die lange Reihe der blutigen Ereignisse ist in der allerneuesten Zeit um eines vermehrt worden, über dessen Einzelheiten die Tagesblätter Folgendes berichten:

Am Sonntag, 14. September 1862, veranstalteten die Herren Lenor Richardson, Clarke und Marshall und Frau Borrodaile einen Ausflug nach Kawasaki, einem an der großen Landstraße gelegenen, drei Meilen von Yokuhama entfernten Dorfe. Hinter Kanagawa, dem ersten größeren Flecken, der auf dem Wege nach Kawasaki liegt, begegneten die vier Spaziergänger einer großen Anzahl japanischer Soldaten, die ihnen in kleinen, 10 bis 80 Mann starken, zerstreuten Banden entgegenkamen. Sie ritten an 2- bis 3000 dieser Leute ungestört vorüber und befanden sich plötzlich an einer Stelle, wo der Weg auf beiden Seiten von Reisfeldern eingeengt wird, vor einem stattlichen, feierlichen Zuge. Wohlbewaffnete Männer marschirten auf beiden Seiten des Weges, und in der Mitte desselben wurde eine kolossale Sänfte, ein sogenannter Norimon getragen, dessen sich nur Fürsten und die höchsten Staatswürdenträger auf ihren Reisen bedienen dürfen. Die Europäer reiten diesem Zuge ohne Furcht und Mißtrauen entgegen und lenken ihre Pferde seitwärts, um die Ordnung desselben nicht zu stören. Da tritt ihnen ein Japaner entgegen, stellt sich vor die Pferde des Herrn Richardson und der Frau Borrodaile und richtet einige Worte an sie, die von lebhaften Gestikulationen begleitet sind. Richardson, der voran reitet, wendet sich an seinen Gefährten und fragt, was er thun solle, da man ihn verhindere, weiter zu reiten. „Kehren Sie um," ruft Marshall, der ein Unglück ahnt; „um des Himmels willen, vermeiden Sie jeden Streit."

Richardson und Frau Borrodaile, Beide vorzügliche Reiter, lenken mit der größten Vorsicht um, können es aber trotzdem nicht vermeiden, einige Unordnung in den Reihen der Japaner hervorzubringen. Da ertönt aus der Sänfte eine erzürnte Stimme, die Stimme des Fürsten. In demselben Augenblicke hat auch schon der Japaner, der zuerst die Pferde angehalten hatte, sein bauschiges, weitfaltiges Gewand, das ihm den Oberkörper bedeckt, abgeworfen, nackt bis an den Gürtel seinen Säbel gezogen und mit einem entsetzlichen Streiche Richardson, der ihm den Rücken kehrt, getroffen. Darauf stürzt er auf Frau Borrodaile los. Der erste Schlag, der ihr bestimmt ist, wird von Richardson abgefangen; ein zweiter Hieb schwirrt dicht über ihrem Kopfe vorbei und schneidet ein Stück von ihrem Hute ab. Alles dies ist das Werk weniger Augenblicke. Die Luft erbebt von wildem Geschrei, überall sieht man Waffen blitzen. „Flieht, flieht!" schreit Marshall und alle Vier eilen im Galopp davon. Einige Japaner, die ihnen den Weg versperren wollen, werden von den scheuen Pferden niedergerissen, aber die Reiter können nicht allen Hieben, die von beiden Seiten auf sie herabfallen, ausweichen. Richardson erhält viele, schwere Wunden, Marshall einen Stich in die Seite, dem Herrn Clarke wird der Arm zerschlagen, aber alle Vier können noch fliehen und entkommen der mörderischen Wuth ihrer Gegner.

Herr Marshall, der sein kaltes Blut vollkommen bewahrt hat, ruft der Frau Borrodaile, seiner Schwägerin, und Herrn Clarke zu, ihn nicht zu erwarten; darauf wendet er sich zu seinem Freunde Richardson, auf dessen Gesichte schon der Tod geschrieben steht, und erkundigt sich ängstlich nach seinem Befinden. „Mit mir ist es aus," sagt der Unglückliche, „sie haben mich getödtet." Er

reitet noch einige Schritte weiter, dann fallen ihm die Zügel aus den verstümmelten Händen und er gleitet langsam und schwer zur Erde. Rettung ist nicht mehr möglich — Richardson haucht sein junges Leben aus zehn tödtlichen Wunden aus. Meuchlings von hinten angegriffen, in Stücken gehackt, ohne daß es ihm möglich gewesen, sich zu vertheidigen, stirbt er, wie der arme Huyskeu, wie die Kapitäne Voß und Decker, wie alle Diejenigen, die in den letzten vier Jahren von den Japanern ermordet worden sind.

Marshall sieht ein, daß ihm nichts zu thun übrig bleibe, als an seine eigene Rettung zu denken. Er ergreift die Zügel von Richardson's Pferde, giebt dem seinen die Sporen und gelangt bis nach Kanagawa. Dort verlassen ihn aber seine Kräfte, und nur mit großer Mühe erreicht er das amerikanische Konsulat, wo ihm bald aufmerksame Pflege zu Theil wird.

Indessen eilt Madame Borrodaile in wilder Flucht nach Yokuhama. Dort erblickt sie Herr Gower, ein Mitglied der englischen Gesandtschaft. Er sieht sie bleich wie der Tod, verstört, erschrecklich, ihre Kleider in wilder Unordnung, mit Blut und Staub bedeckt und fragt bestürzt, was vorgefallen sei? Sie erzählt ihm in kurzen Worten, was sich ereignet hat, und verliert sodann das Bewußtsein. Herr Gower verbreitet die Schreckensbotschaft in ganz Yokuhama. Die fremde Gemeinde erhebt sich wie Ein Mann, und kaum sind wenige Minuten verflossen, so ist auch schon die Straße nach Kanagawa mit mehr als hundert Reitern bedeckt, die den Leichnam des unglücklichen Lenor Richardson aufsuchen und womöglich seinen Tod rächen wollen. Duchesne de Bellecourt, der französische Minister, Howard Vyse, der englische Konsul, und Dietrich von Polsbroeck, sein holländischer Amtsgenosse, reiten an ihrer Spitze, von einigen vierzig Soldaten, Wachen der englischen und französischen Legationen, begleitet. Sie gelangen an die Stelle, wo Richardson gefallen ist, aber sie finden dort nur noch eine Blutlache. Ein Kind, das befragt wird, führt sie zum Orte, wohin man den Leichnam geworfen hat. Da liegt er, unter einer alten Matte, entsetzlich verstümmelt. Man schafft ihn nach Yokuhama und konstatirt dort in amtlicher Weise, daß Lenor Richardson, englischer Unterthan, im Konsular-Distrikte von Kanagawa, auf der großen Landstraße, die von Yokuhama nach Kawasaki führt, von Japanern, die mit Lanzen und Säbeln bewaffnet waren und deren Namen noch nicht ermittelt werden konnten, ermordet worden ist."

Hierauf traten die Mitglieder der fremden Gemeinde zur Berathung der noch zu ergreifenden Maßregeln zusammen. Herr Duchesne de Bellecourt, der französische Minister, der Graf d'Harcourt, Kommandant des auf der Rhede von Yokuhama liegenden Kriegsschiffes le Monge, der englische und holländische Konsul und mit ihnen die Mehrheit der Gemeinde-Mitglieder stimmen für entschiedene Maßregeln: „die Mörder sind noch in der Nähe von Yokuhama; man muß ihnen sofort nachsetzen, mit ihnen kämpfen, wenn es die Nothwendigkeit erheischt; auf jeden Fall das Verbrechen, das sie begangen, auf der Stelle bestrafen." Einige vorsichtige Stimmen machen sich vernehmbar, um die Schwierigkeiten auseinanderzusetzen, auf die man stoßen würde, wollte man den vom Vertheidigungs-Komité gefaßten Beschluß ausführen, und rathen, die Angelegenheit vor die gesetzlichen Behörden zu bringen. Der Oberst Neal übernimmt die Verantwortlichkeit einer endgültigen Entscheidung, indem er sich, in seiner Eigenschaft

als englischer Bevollmächtigter, dem Entschlusse, die Mörder sofort zu verfolgen, formell widersetzt. Damit ist die ganze Angelegenheit vorläufig beseitigt, und die fremde Gemeinde von Yokuhama muß abwarten, was man in London darüber beschließen wird.

Ich habe versucht, in möglichster Kürze einen vollständigen Bericht über die jüngsten tragischen Ereignisse zu geben. Die Art und Weise, in welcher dieselben Seitens der Fremden betrachtet worden, ist einfach folgende:

Die Herren Richardson, Marshall, Clarke und Madame Borrodaile hatten das Recht, sich am 14. September 1862 auf der großen Straße aufzuhalten, die von Kanagawa nach Kawasaki führt; sie haben Nichts gethan, was in den Augen europäischer Richter als mildernder Umstand für das gegen ihre Personen verübte Verbrechen angeführt werden könnte; die Mörder von Herrn Richardson und alle Diejenigen, welche versucht haben, die Herren Marshall und Clarke und Madame Borradaile zu ermorden, verfallen demnach der Strafe, welche das Gesetz den Mördern und ihren Mitschuldigen vorbehält.

Dies ist die Beschlußnahme, die von jedem europäischen Gerichtshofe gefaßt werden würde; aber da es sich um Japan handelt, so verlangt die Gerechtigkeit, daß man die Anschauung der Japaner kennen lerne und berücksichtige. Thut man dies, so verschwindet das Verbrechen und Richardson ist nicht ermordet, sondern nur gebührlich bestraft worden.

Die Achtung vor dem Geburtsadel ist die Religion der Japaner. Diese Religion ist unduldsam und fanatisch und fordert ihre Märtyrer wie ihre Opfer. Die japanische Geschichte ist voll von Zügen, welche beweisen, daß jeder Samveri (Adelige) stets bereit sein muß, sein Leben aufzuopfern, wenn es sich darum handelt, Demjenigen den Tod zu geben, der seinen Oberlehnsherrn beleidigt hat. Als charakteristisches Beispiel dafür möge Folgendes dienen.

Ein hoher Staatswürdenträger beleidigt einen andern. Dieser zieht sich in seine Familie zurück und tödtet sich, indem er sich den Bauch aufschneidet. Seine Freunde und Diener, die Zeugen seiner ehrenhaften Selbstentleibung gewesen sind, beschließen, ihren Herrn zu rächen, und fünfunddreißig von ihnen, berühmt in der Geschichte von Japan, unternehmen es, diesen Beschluß auszuführen. Sie bringen bewaffnet in den Palast Desjenigen, der den Tod ihres Herrn verursacht hat, tödten dort Alles, was sich ihnen entgegenstellt, und bemächtigen sich der Person ihres Feindes, dem sie den Kopf abschlagen; sie tragen sodann diese blutige Trophäe nach dem Grabe ihres Freundes, ziehen sich auf kurze Zeit in ihre Familie zurück, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, und vereinigen sich an einem festgestellten Tage wieder, um das blutige Werk zu vollenden, das sie unternommen haben. Sie lassen sich um das Grab des Gerächten auf die Kniee nieder, richten eine lange Rede an seine Manen, sagen ein kurzes Gebet und entleiben sich sodann. Dies ist die Geschichte der „Fünfunddreißig Lonin," die jedes Kind in Japan kennt und bewundert. Sie gehört der alten Heldenzeit an, aber auch die Sitten des heutigen Tages spiegeln sich treu und unverändert in ihr wieder.

Der letzte Regent in Japan, der Prinz Ikommono-kami, hat den Fürsten von Mito, den Vetter des Taikun, beleidigt; ein Streit hat stattgefunden und der Fürst von Mito ist vom Hofe von Jeddo verwiesen worden. Einige Monate

später — dies ereignete sich im Jahre 1860 — greifen 17 Freunde des Fürsten von Mito den Regenten auf offener Straße an, als er, am lichten Tage, inmitten eines zahlreichen Gefolges vom Schlosse des Kaisers nach seinem Palaste zurückkehrt. Sie dringen auf ihn ein und ermorden ihn; die Meisten von ihnen bezahlen mit ihrem Leben die Ehre, ihren Herrn gerächt zu haben, aber sie haben ihn gerächt. Sie gleichen Gladiatoren, zum Sterben bereit, die aber ihr Leben nur um den Preis des Blutes ihres Gegners verkaufen wollen.

Es wäre ein Leichtes, viele andere Züge aufzuführen, aber die beiden von mir gewählten Beispiele werden beweisen, daß in Japan eine Beleidigung etwas sehr Ernsthaftes und Folgenschweres ist. Daher kommt es auch, daß man in diesem Lande jeden Streit so viel als möglich vermeidet, und daß man in allen gesellschaftlichen Beziehungen eine vollkommene, man könnte beinahe sagen, übertriebene Höflichkeit beobachtet. Eine natürliche Folge dieser Sitten ist, daß eine Unhöflichkeit, gerade weil sie selten vorkommt, bereits als eine ernstliche Beleidigung betrachtet wird, und daß ein schlecht erzogener Mensch nicht nur eine unangenehme, sondern auch eine gefährliche, wenn nicht verbrecherische Persönlichkeit ist, weil der einfachste Verstoß gegen den Anstand mit Leichtigkeit Blutvergießen zur Folge haben kann.

Die japanische Etikette erheischt nun unter Anderem, daß die Straße, auf der ein Fürst oder einer seiner hohen Diener reist, frei gehalten werde. Damit dies geschehe, schickt man dem Zuge Ausrufer voraus, welche der Bevölkerung mit lauter Stimme das Herannahen eines der Herren des Landes ankündigen. Auf ihren Ruf: „Stanjero!" zieht sich jeder Japaner ehrerbietig in sein Haus zurück, oder, wenn es ihm unmöglich ist, dies zu thun, wirft er sich auf die Knie und erwartet in der demüthigsten Stellung, die Stirn im Staube, bis der Norimon (Sänfte) des Fürsten vorübergetragen ist. Der Gedanke, an einem Norimon mit erhobenem Haupte vorüberzugehen, würde einem Japaner eben so unsinnig vorkommen, wie uns, in dem Empfangssaal einer Königin mit dem Hute auf dem Kopfe erscheinen zu wollen.

Nach diesen kurzen Erläuterungen prüfe man nun von Neuem, was sich am 14. September zwischen Kanagawa und Jeddo ereignete. Ein hoher Würdenträger, ein naher Verwandter des Hauses Satzuma, welches den Ruf hat, das stolzeste japanische Fürstengeschlecht zu sein, begiebt sich in vollem Pomp von Jeddo nach Miako. Lange bevor man ihn sehen kann, weiß man schon, daß er sich nähert, und bereitet sich vor, ihn mit jenem ehrerbietigen Schweigen zu umringen, das stets in seiner Nähe herrschen soll. Der Norimon nähert sich langsam. Nichts, es sei denn ein Verbrechen, kann die Ruhe und Sicherheit des Mannes, der in ihm ruht, stören. Plötzlich zeigt ihm ein Diener an, daß vier Leute zu Pferde ihm entgegenkommen.

„Man sage ihnen, daß sie sofort umkehren sollen."

Ein Soldat stellt sich vor Herrn Richardson und Madame Borrodaile und befiehlt ihnen, zurückzureiten. Richardson in Gesellschaft einer Dame kann nur friedfertige Absichten haben. Er zögert jedoch, einem Befehle sofortige Folge zu leisten, der ihm von einem Manne gegeben wird, dessen Autorität er nicht anerkennt. Er wendet sich zu Marshall und fragt, was er thun solle? „Gehorchen," räth ihm dieser an. Dies ist rasch gesagt, aber es bedarf einiger Minuten,

um vier Pferde aufzuhalten und umzudrehen; übrigens ist es unmöglich, Letzteres zu thun, ohne die Ordnung des Zuges zu stören, und dies allein ist schon eine blutige Beleidigung. Ein Mitglied der Familie Satzuma kann dieselbe nicht ruhig ertragen, ohne dadurch entehrt zu werden. Der Prinz beugt sich aus der Sänfte und ruft seinen Leuten Etwas zu. Was er sagt, ist nicht von erheblicher Wichtigkeit; es genügt, daß seine Worte die waren: „Erlaubt nicht, daß man mich beleidige!" um damit das Todesurtheil der vier Fremden auszusprechen. Die Diener ziehen ihre Schwerter und werfen sich auf die Wehrlosen. Sie tödten Einen von ihnen und verwunden zwei Andere. Wenn sie Etwas bei diesem Vorfall bereuen, so ist es nur der Umstand, daß sie nicht die vier Fremden so bestrafen können, wie sie es verdient hätten. Das Loos desjenigen Fremden, der sein Leben auf der Straße aushaucht und dessen Leichnam man noch verstümmelt, wird aber wol genügen, um allen Barbaren zu lehren, daß man sich nicht ungestraft an der Würde eines japanischen Fürsten vergreifen darf; er will es nicht leiden und hat Mittel und Wege, sich Genugthuung zu verschaffen. Jedermann, Fremdling oder Japaner, der sich am 14. September auf dem Wege zwischen Kanagawa und Kawasaki befunden und sich dort benommen hätte, wie dies die vier Engländer gethan haben, würde von dem Gefolge des Fürsten von Satzuma behandelt worden sein, wie die Herren Richardson, Marshall, Clarke und Madame Borrodaile behandelt worden sind.

Dies ist die japanische, keineswegs aber unsere Anschauung von dem Tode des Herrn Richardson. Wir gehören der weißen Rasse an, haben die Vorurtheile unseres Volkes und brauchen dazu nicht die eines andern zu fügen. Sollte eine derartige Weigerung den Tod eines der Unseren nach sich ziehen, so würden wir das Recht haben, die Bestrafung seiner Mörder zu verlangen.

Zufolge der mit Japan abgeschlossenen Verträge war Herr Richardson berechtigt, sich am 14. September auf dem Wege nach Kanagawa aufzuhalten; er war berechtigt, dort so zu handeln, wie er gehandelt; er hatte sich überhaupt Nichts zu Schulden kommen lassen, was, den Verträgen gemäß, irgendwie strafbar sei, ist aber dessenungeachtet getödtet und folglich ermordet, nicht bestraft worden.

Selbst in der Voraussetzung, daß Herr Richardson ein Verbrechen begangen hätte, würde sein Tod noch immerhin ein ungesetzlicher und nicht zu rechtfertigender bleiben. Der zwischen England und Japan abgeschlossene Vertrag läßt keinen Zweifel darüber, denn er sagt ausdrücklich in §. 5: „Britische Unterthanen, welche sich eines Verbrechens gegen Japaner schuldig machen, sollen vor ein britisches Gericht gestellt und von diesem nach britischem Gesetze verurtheilt werden." Die Rechtsfrage bietet also gar keine Schwierigkeiten dar, denn es ist klar, daß ein Verbrechen verübt worden ist, und daß ein englischer Unterthan als Opfer desselben gefallen ist. Es handelt sich demnach nur darum, zu ermitteln, auf welche Weise das Gesetz in Kraft treten kann, um die Schuldigen zu bestrafen.

Wollten wir uns von den Verträgen leiten lassen, so würde auch dieser Punkt keine großen Schwierigkeiten darbieten. Wir lesen nämlich in dem bereits angeführten §. 5, „daß jeder Japaner, der sich eines Verbrechens gegen einen britischen Unterthan schuldig macht, von der japanischen Obrigkeit verhaftet, verurtheilt und bestraft werden soll."

Es fragt sich aber zunächst, sind Richardson's Mörder nach japanischem Gesetze überhaupt strafbar? Ich glaube dies nicht, will es jedoch nicht näher untersuchen, da ich als gewiß annehmen darf, daß keine Nation des Westens zugeben würde, ihre Unterthanen dem Schutze einer Gesetzgebung anzuvertrauen, welche Mordanfälle unbestraft verüben läßt. Wenn zwei heterogene Civilisationen in Berührung gerathen, so kann es nicht vermieden werden, daß Reibungen stattfinden, und es ist offenbar, daß in diesem Falle die schwächere Civilisation der stärkeren weichen muß. In einem solchen Falle ist also Dasjenige Recht, was wir als Recht annehmen, und in dem Falle, der uns beschäftigt, muß also die japanische Obrigkeit die Mörder von Richardson bestrafen, möge sie in denselben Verbrecher sehen oder nicht.

Nun fragt es sich aber, wo die japanische Obrigkeit zu suchen ist? Die Antwort ist keine leichte. Ganz gewiß ist es, daß die von den Japanern anerkannte obrigkeitliche Gewalt nicht im Besitze des Hofes von Jeddo ist, mit dem die europäischen Mächte ihre Verträge abgeschlossen haben. Diese Behauptung wird nach Dem, was ich in meinem „Offenen Sendschreiben an die diplomatischen Vertreter der Westmächte in Japan" gesagt habe, wol Niemand überraschen. Ich glaube mich auf diesen Brief berufen zu dürfen, da derselbe im „Preußischen Handels-Archive" in der Uebersetzung vollständig wiedergegeben und von da aus in die hauptsächlichsten deutschen Zeitungen übergegangen ist. Der Taikun hat demzufolge nicht das Recht, einen Unterthanen des Fürsten von Satzuma zu verhaften oder zu bestrafen. Die Gouverneure von Kanagawa haben dies offen bekannt, und der englische Minister hat von ihnen auch nicht die geringste Genugthuung erlangen können.

Was bleibt demnach zu thun übrig? Ich unternehme es nicht, hier ausführlich darauf zu antworten, aber ich konstatire, daß, wenn die englische Regierung Genugthuung für das an einem ihrer Unterthanen verübte Verbrechen erlangen wollte, sie sich mit ihrer Forderung direkt an den Fürsten von Satzuma wenden müßte. Dieser ist einer der alten Daimio's von Japan, den Fremden feindlich gesinnt, der noch nicht hat vergessen können, daß es seinen Vorfahren ein Leichtes war, sich aller christlichen Barbaren zu entledigen, indem er Diejenigen tödtete, deren er habhaft werden konnte. Er glaubt zweifelsohne, daß sich die Zustände seitdem nicht verändert haben, und dies erklärt die Art und Weise seines Auftretens gegen Fremde.

Mir erscheint es gerade in dem Lichte, welches wir durch Alcock über die Stellung der Lehnsfürsten Japan's erhalten, keinen Augenblick zweifelhaft, daß das Gebahren der Fremden in Japan nicht die Schuld an der traurigen Verwickelung trägt, daß nur blinde Leidenschaft, nicht das Gefühl berechtigter Abwehr von empfindlicher Unbill den Lonin die Mordklinge auf wehrlose Europäer schwingen oder das Pulverfaß unter die Wohnung des Gesandten legen läßt.

Es muß jedem Unbefangenen klar sein, daß für solche Gräuel nicht die Europäer verantwortlich zu machen sind, auch dann nicht, wenn sie absichtlich oder durch Zufall hier oder dort den empfindlichen oder geschraubten Stolz eines vornehmen Japaners beleidigt haben sollten.

Es liegt leider zu viel System in diesen immer wiederkehrenden Blutthaten, die nur den einen Zweck verfolgen, dem verhaßten Eindringling das Leben so zu verleiden, daß er dem Lande für immer den Rücken wende.

In Nagasaki ist es bis jetzt noch zu keinen Mißhelligkeiten zwischen den Fremden und den Japanern daselbst gekommen. Die Bevölkerung in solchen fernen Häfen trägt so ziemlich allerorts die gleiche Physiognomie. In Nagasaki ist aber bis heute noch keinem Fremden ein Haar gekrümmt worden, Jedermann glaubt sich sicher, man athmet eine freiere Luft als in Yokuhama und weiß von den drohenden Gespenstern eines nächtlichen Blutbades nichts.

Der Herd aller Verbrechen liegt in der Residenz, in Jeddo; dort dingt man die Mörder, und wird nicht müde, Verbrechen auf Verbrechen zu häufen. Wer ohne Vorurtheil die Zustände in's Auge faßt, wird sich dem von unserem Landsmann ausgesprochenen Urtheile aus Ueberzeugung anschließen.

Es ist wahrlich Zeit, den Fürsten von Satzuma, den Urheber der Ermordung von Lenox Richardson, mit seinen Gesinnungsgenossen endlich zu enttäuschen. Seit dem Tage, wo Europäer festen Fuß auf den japanischen Boden gesetzt haben, hat man angefangen dieselben zu ermorden; bereits 12 Unschuldige sind als Opfer des Fanatismus der Japaner gefallen und auch nicht ein einziger der Uebelthäter ist bisher bestraft worden. Worauf wartet man noch? Es wird nothwendig und dringlich, daß die Westmächte Maßregeln treffen, welche das Leben ihrer in Japan ansässigen Unterthanen sichern, oder daß sie denselben anbefehlen ein Land zu verlassen, in dem sie sich angesiedelt hatten, kraft der Verträge, welche versicherten, daß „ewiger Friede und Freundschaft" zwischen Japanern und Fremden herrschen sollte!



Japanischer Beamter.



Der Fusi Yama.

Achtes Kapitel.

Erlebnisse in der Bai von Jeddo.

Englische Transportschiffe. — Bootpartie in der Mississippi Bai. — Schönheit des Landes. — Seltsamer Tempel. — Schwierige Rückfahrt. — Amerikanischer Japaner. — Regenzeit. — Theater. — Reise nach Jeddo. — Kanagawa. — Kawasaki. — Die Bollo's. — Anblick von Jeddo. — Ankunft in der Akabani.

Wenden wir uns nach diesen trüben Bildern, die uns dem Gange der Ereignisse vorausgeführt haben, zu einer Zeit zurück, in der solche Schatten unseren Aufenthalt noch nicht umdüsterten.

In Yokuhama verflossen die Tage in Ungewißheit über das Resultat unserer Reise, in Monotonie und beängstigender Vereinsamung. Es vergingen ganze Wochen ohne die geringste Anregung oder Erfrischung, die Schiffe lagen mitunter beide vor Jeddo und es blieb mir dann kaum etwas Anderes übrig, als den halben Tag in den Shops (Läden) herumzuwandern, um nach solchen Stoffen zu forschen, die im Handel mit den Fremden entweder schon eine Rolle spielten, oder doch aus irgend einem Grunde Werth und Interesse für meine Zwecke haben konnten.

Die Arbeit war zwar reich an mancherlei Ausbeute, aber ermüdend und fatal, denn ein endloses Feilschen war unerläßlich, wollte man nicht für unbedeutende Kleinigkeiten die oft lächerlichen Forderungen der Händler bewilligen. Durchgängig waren die Sachen dennoch billig zu nennen, namentlich im Vergleiche zu den Preisen, denen wir später in China begegnet sind. Schon die niedrigere Werth=Einheit, der Itzebu = ½ Dollar (20 Sgr.) hatte darauf seinen Einfluß; wir haben für manche chinesische Stoffe und Arbeiten von Metall, Porzellan ꝛc. später so viel Dollars gezahlt, als man in Japan vielleicht Itzebu's gefordert hätte. Jetzt wird durch die gesteigerte Nachfrage auch schon Vieles in diesem Punkte anders geworden sein!

Bei unserer Ankunft in Yokuhama lagen im Hafen noch etwa 6 bis 7 englische Transportschiffe vor Anker, bestimmt, die in Japan aufgekauften Pferde in den Golf von Petschili zu bringen, wo die verbündeten Engländer und Franzosen in jener Zeit ihren Angriff auf Peking vorbereiteten.

Schon gegen den 20. September traf die Nachricht von der Beendigung des nordchinesischen Feldzuges ein, die schon eingeschifften Pferde wurden wieder an's Land geschafft und für Rechnung des Gouvernements verkauft; doch hielt es unendlich schwer, die mit Mühe und zu theuren Preisen herbeigeschafften Thiere nur wieder an den Mann zu bringen. Man mußte provisorische Ställe errichten und kaum werden je Pferde auf wohlfeilere Art zu bekommen sein. Viele mußten weggegeben werden, da sich im Augenblicke Niemand fand, der an eine größere Anzahl Thiere auch nur die Futterkosten wenden wollte. Nach und nach verschwanden die Transportschiffe von der Rhede, die uns immer, durch die mit riesigen Buchstaben am Schiffsrumpfe angemalte Inschrift „horses“ von Weitem kenntlich, sichtbar gewesen waren.

Für unsere Ausflüge zu Lande war uns eine enge Grenze gezogen, um so bereitwilliger nahm ich eine mir von Bord der „Arcona“ zugehende Einladung an, mich einer größeren Bootpartie anzuschließen, die zum ostensiblen Zwecke von Vermessungen in der Bai projektirt war.

Ich habe selten unterlassen, mich an solchen Bootpartien zu betheiligen, obgleich kleine Unbequemlichkeiten und Entbehrungen die nothwendige Zugabe zu einer solchen Unternehmung bildeten.

Um mich der beabsichtigten größeren Bootpartie anzuschließen, begab ich mich schon am Abende des 12. Oktober an Bord der „Arcona.“ Sonnabend früh am 13. Oktober waren wir mit Sonnenaufgang in der Pinasse; und da sich unter den Theilnehmern etwa zehn Offiziere befanden, beschränkte sich die Bemannung auf vier Matrosen.

Das Wetter war so günstig und glückverheißend, daß Manche es ganz unterließen, etwas Wärmeres für die Fahrt noch mitzunehmen, denn wir hatten vor, bald nach Sonnenuntergang wieder an Bord zurück zu sein. Um so besser war für einen Imbiß und Trunk gesorgt, ein Faß Trinkwasser und Schiffsbrod, Geflügel und Eier, nebst ein paar Dutzend Flaschen Ale, etwas Wein und Cognac bildeten die Vorräthe, und als Alles glücklich verstaut war, traten wir die Fahrt in den frischen Morgen an. Reich und malerisch lag das Land mit seinen vielfachen Buchten, Hügeln und Dörfern vor unsern Blicken ausgebreitet, warm ruhte der Himmel über der reizvollen Landschaft.

Mit neuer Bewunderung blickten wir zu dem Riesenkegel des Fusi Yama empor, dessen schneebedecktes Haupt blendend in den reinen Himmel hinaufragte.



Gebräuche beim Neujahrsfest in Japan.
(Nach einem japanischen Gemälde.)

Es ist ganz erklärlich, daß uns fast kein japanisches Buch in die Hände kommt, in welchem nicht die Gestalt dieser Pyramide eine hervorragende Rolle spielt. Ueberall, im weitesten Umkreise von Jeddo, trat uns das Bild derselben entgegen; doppelt schön, wenn wir in einem Boote an einem klaren Tage durch die kräuselnden Meereswellen hindurch rauschten. Es erhöhte den Reiz dieser Erscheinung, daß Tage ja Wochen vergingen, in denen der Berg von den ihn umgebenden Wolkenmassen verdeckt blieb.

Man denke sich nun, daß wir, an Bord lebend, nach langen trüben Tagen an einem frischen Morgen erwachend, an Deck eilen; vor uns liegt in der durchsichtigsten Klarheit, das Haupt mit frischem Schnee bekränzt, der Fusi Yama wie ein Denkmal von seltener Formenreinheit auf dem Sockel der in bläulichen Duft gehüllten zackigen, gewaltigen Gebirgsketten.

Auf manchem Abendritte hielten wir unwillkürlich stille, in Bewunderung vertieft, wenn plötzlich nach Sonnenuntergang die Dünste des Tages wie ein Vorhang hinweggezogen wurden und das gewaltige Bild vielleicht nur auf kurze Weile sichtbar ward.

Da die Lichtreflexe bekanntlich am Abende reicher und wechselnder sind, erschien der Berg oft wie von innerem Feuer durchglüht; tiefer und satter wurde das Blau und Violet, bis endlich die Sterne über dem Haupte des Gewaltigen glänzten und seine Konturen in der sinkenden Nacht nicht mehr zu unterscheiden waren.

Unsere Pinasse entfernte sich rasch von dem dunklen Schiffskörper der „Arcona", wir segelten beim Winde, passirten bald Webster-Eiland und hielten dann auf den Eingang einer jener zahlreichen, tief in's Land einschneidenden, sich dem Auge fast verbergenden Buchten, die von engen Hügelreihen eingeschlossen sind, zu. An einer flachen Stelle stiegen wir an's Ufer und fanden uns bald von zahlreichen Bewohnern naher Fischerdörfer umgeben, denen unser Erscheinen offenbar etwas ganz Ungewöhnliches war.

Nachdem wir in heiterem Scherz eine Unterhaltung geführt, so weit das unter Leuten möglich ist, denen das Band der Sprache benommen ist, wanderten wir auf's Gerathewohl nach dem nahen Hügel und lagerten dann an einem Punkte, der eine weite Fernsicht beherrschte. Landeinwärts zogen sich die Buchteinschnitte, von Dörfern umsäumt, noch weit in's Innere, wie eine Kette von Landseen von einem Kranze frisch grünender Wälder umwoben.

In's Gras gelagert, nahmen wir droben unsern Imbiß ein. Die Kronen hochstämmiger Eichen rauschten über uns, und die heitere und glückliche Stimmung fand in fröhlichen Liedern ihren Widerhall.

Alt und Jung, Männer, Frauen und Kinder hatten uns vom Dorfe aus begleitet; wir theilten den guten Leuten gerne von Allem, was wir hatten, Etwas mit, und manches Kind sprang froh von dannen mit einem Stückchen Brod, das man in Japan nicht kennt; alte Mütterchen ließen sich mit prüfender Miene einen Schluck Wein oder Bier behagen u. s. w.

Es war eine belebte und an den komischsten Momenten reiche Scene.

Gerade in Japan ist der Europäer geneigt, bei der hohen Intelligenz, welche hier sich zeigt, Vergleiche der verschiedensten Art mit den Verhältnissen, Sitten, Anschauungen und Gebräuchen daheim anzustellen. Manche Feste der Japaner haben große Aehnlichkeit mit denjenigen in Europa, wenn man von lokalen Veränderungen derselben absieht, so z. B. das Neujahrsfest, von dem das vorstehende Bild, einem japanischen Originalgemälde nachgezeichnet, einige Scenen vorführt. Andererseits weicht aber Japan in der auffallendsten Weise von unseren Vorstellungen auf sittlichem Gebiete ab.

Wenn irgendwo das Sprüchwort Naturalia non sunt turpia Geltung hat, so ist es in Japan, und wir waren in dieser Beziehung schon aus dem Ver-

wundern herausgekommen. Ein Tempel, nur wenige Schritte von unserem Lagerplatze, zeigte aber doch, daß wir noch nicht das Schlimmste gesehen hatten. Der Tempel war ohne Zweifel dem Gotte der ehelichen Fruchtbarkeit geweiht, denn das priapische Symbolum war auf dem Altare und im Raume des Tempels, in verschwenderischer Mannichfaltigkeit aus Stein, Holz und anderen Stoffen gemeißelt und mit mancherlei Inschriften verziert, aufgestellt.

Frauen und Mädchen waren vor und in dem Tempel versammelt und brachten der so sichtbar verkörperten Gottheit des Kindersegens ihre Opfer und Gelöbnisse dar, ohne nur im Geringsten Verlegensein oder Verschämtheit an den Tag zu legen.

Vergebens fragt man sich: Wo ist bei diesem Volke die Grenze zwischen naiver Unbefangenheit und nackter Schamlosigkeit zu finden?

Es wurde endlich das Signal zum Aufbruch geblasen und fort ging es in's Blaue hinein über Berg und Thal, denn noch stand uns ein gut Stück des Tages zu Gebote und welch' ein Reiz lag für uns auf 5 Ri Gebannte im ziellosen Schweifen in einer so herbstesfrischen Natur. In einzelnen Gruppen vertheilt, schwärmten wir über die nahen Höhen und trafen gegen Sonnenuntergang an einem zum Stelldichein verabredeten Punkte wieder zusammen.

In einem Feldgraben ward ein Feuer angezündet, eine Deputation in's nahe Dorf geschickt, um Eier aufzutreiben, und bald lagerten wir wieder — von einer fröhlichen, zutraulichen aber bescheidenen Kinderwelt umgeben — am Boden, um uns vor der Heimfahrt nach dem langen Wandern eine Stärkung zu bereiten.

In nichtsahnender, gutmüthiger Sorglosigkeit vertheilte Leutnant B. die Reste von Speise und Trank an das japanische Publikum und die Matrosen, und gegen 7 Uhr war endlich die ganze Gesellschaft — ermüdet, aber im höchsten Grade befriedigt — wieder in der Pinasse versammelt.

„Stoßt ab!" kommandirte der älteste Offizier im Boote, aber die Pinasse wollte nicht von der schönen, buschumsäumten Bucht lassen: wir saßen fest und es stellte sich bald heraus, daß mit der ausströmenden Ebbe der Wasserstand in den schmalen Buchten so tief gesunken war, daß wir Mühe haben würden, uns wieder in die freie, eigentliche Bai hinauszufinden.

Der mächtige Ruck vereinter Kräfte machte uns endlich flott und es gelang uns, unter vielen Schwierigkeiten weiter zu kommen.

Die Dunkelheit stellte sich rasch ein; die Scene um uns wurde aber um so fremder und magischer, denn japanische Boote mit bunten Ballons umschwärmten uns, an den Ufern huschten zahlreiche Lichter wie Glühwürmchen durch die Nacht und über unseren Häuptern thürmten sich schwere Gewitterwolken zusammen. Es mochte gegen 10 Uhr sein, als wir der Einmündung und somit der freieren Meeresbucht näher kamen. Wol hatte die Ebbe schon ihren tiefsten Stand erreicht und die Flut mußte bald sich erheben; das Wasser war aber noch so seicht, daß unser ziemlich tiefgehendes Boot von Minute zu Minute festsaß und die Ruder kaum in's Wasser tauchten an denselben Stellen, welche am Morgen unser Kiel rauschend durchfurcht hatte.

Leutnant B. und Andere sprangen in's Wasser, um die träge Pinasse wieder flott zu machen — es war eine vergebliche Arbeit, denn zwanzig Schritte weiter

saßen wir abermals fest — und es wurde endlich als das Beste erkannt, den Anker zu werfen und das Steigen der Flut abzuwarten.

Inzwischen war das Gewitter völlig emporgestiegen, zuckende Blitze durchleuchteten die Nacht, und wir erkannten an den schaumgekrönten, aufgeregten Wellen der vor uns liegenden Bai die Straße, welche der Sturm gezogen.

Es war eine romantische, aber wenig behagliche Situation; ich hüllte mich, so gut es ging, in meinen Plaid und ließ den Regen auf mich niederströmen. Wir kauerten im Boote auf den Bänken und am Boden zusammen und bald hörte ich das Rauschen von Wind und Wellen nur noch im halben Traum. Das Gewitter zog über uns hinweg und gegen 4 Uhr ließen sich im Dämmerlichte leicht die Umrisse der Ufer erkennen; die Flut war jetzt mächtig genug, um uns den Ausgang gewinnen zu lassen. Ein „Alle Mann auf!" des am Steuer sitzenden Wachthabenden rief die müden und durchnäßten Schläfer aus dem Schlummer und wir ruderten uns warm, um den Ausgang zu gewinnen.

Gegen 5 Uhr konnten wir in der eigentlichen Bai Segel setzen und da wir in der klaren Morgenluft die Umrisse der „Arcona" in einer scheinbaren Entfernung von nur einigen Meilen vor uns erblickten, glaubten wir in ein paar Stunden an Bord zu sein und uns durch ein warmes Frühstück für die Nacht im Boote bald zu entschädigen.

Eine böse optische Täuschung! Unsere Geduld sollte an diesem Sonntag noch auf harte Proben gestellt werden.

Die Sonne war prächtig emporgestiegen, der Tag klar und nicht zu warm, denn es wehte eine frische Brise — aber gerade aus jenem Kompaß-Striche, der uns die Lage der „Arcona" andeutete — wir hatten noch dazu gegen eine heftige Strömung anzukämpfen, ein Vorgebirge zu doubliren, das uns mit Gewalt an sich zu fesseln schien, denn nach stundenlanger Arbeit und unablässigem Kreuzen waren wir wenig oder gar nicht weiter gekommen und es blieb uns endlich nichts übrig, als den Widerstand der Elemente durch vereintes kräftiges Rudern zu besiegen. Das war freilich besser gesagt als gethan, denn mit den Kräften sah es etwas zweifelhaft aus. Seit dem vorigen Abend 6 Uhr hatten wir nichts genossen.

Den Meisten war es elend zu Muthe, ein Schluck Cognac würde die erschöpften Lebensgeister wol bald wieder erfrischt haben — aber Alles war wüste und leer und die übernächtigen Gesichter stimmten schlecht zum gestrigen Tage, wo wir mit Sang und Klang in den Morgen hineingefahren waren.

Einzelne Stimmen machten sich entschieden für die Landung geltend, namentlich zeigte der Herr Assessor S., der trotz seiner reiferen Jahre stets in jugendlicher Lebensfrische an Bootspartien sich betheiligte, dessen Stimmungs-Barometer aber nur zu rasch unter dem Druck von kleinen Leiden zu sinken pflegte, die entschiedenste Abneigung gegen längeres Laviren auf dem trügerischen Elemente, ohne Speise und Trank, und wünschte durchaus die terra firma unter seine Füße zu bekommen.

Da es uns schon ein gut Theil Anstrengung gekostet hatte, um nicht bei entgegenstehendem Winde rückwärts getrieben zu werden, so wurde beschlossen, das Umsetzen des Stromes am Lande abzuwarten und wo möglich einige Nahrung dort zu beschaffen.

Kurz vor Mittag war es uns zwar gelungen, ein Fischerboot zu erreichen und gegen Geld und gute Worte die Leute zu bewegen, uns von ihrem Vorrath von gekochtem Reis und Aalen abzugeben; indeß reichte das Erhaltene für Alle bei Weitem nicht aus und so gingen wir denn am Nachmittag abermals in einer kleinen Bucht vor Anker.

Erst mit einbrechender Dunkelheit, nachdem wir einen vollen Tag mühevoller Arbeit auf dieselbe Strecke hatten verwenden müssen, die wir gestern in wenig Stunden zurückgelegt hatten, langten wir am Fallrep der „Arcona" an.

Wenige Tage später lichtete die „Arcona" die Anker, um sich abermals nach Jeddo zu begeben, und es wurde in Yokuhama die Stille und Einsamkeit doppelt empfindlich.

Von Interesse war es mir, in dieser Zeit einen gebornen Japaner Namens Heko kennen zu lernen, der, vor einigen Jahren mit mehreren seiner Landsleute an die kalifornische Küste verschlagen, auf Kosten der amerikanischen Regierung in Washington eine sorgfältige Erziehung genossen hatte.

Heko war seit ein paar Jahren auf Grund der Verträge als amerikanischer Bürger nach seinem Geburtslande zurückgekehrt und lebte nun mit einem andern Amerikaner assoziirt in Yokuhama. Sein Aeußeres ließ kaum erkennen, daß er nicht der kaukasischen Rasse angehörte. Heko trug wie ein Europäer volles Kopf- und Barthaar, und sein Habitus ließ eher auf einen Franzosen oder Italiener als auf einen Asiaten schließen.

Ich suchte von Herrn Heko, dessen Wesen die beiden fremdartigen Kulturen in sich vereinigte, Aufklärung über manche Punkte im Leben und Verkehr des japanischen Volkes zu erlangen und verdanke ihm unter Anderem genauere Notizen über die Münz- und Geldverhältnisse des Landes.

Auf meine Frage über die Quellen, aus denen nach seinem Urtheile die Mißstimmung gegen die in's Land gekommenen Fremden fließe, entgegnete er, daß die Regierung Unruhen im Innern des Landes befürchtete; das gemeine Volk sehe mit den Preisen von Thee, Seide und anderen Produkten, welche außer Landes gehen, auch den Werth der Lebensmittel steigen und könne bei seinem bisherigen geringen Arbeitslohne nicht mehr bestehen. Die Regierung suche nun durch Fixiren von sehr hohen Preisen für solche Ausfuhr-Produkte den Fremden die Lust zum Geschäfte zu verleiden, werde aber von den Eignern, welche bei solchen Eingriffen Nichts verkauften, wol zum Nachgeben gezwungen werden. Zu jener Zeit schienen die Verhältnisse in der That für diese Anschauung des Herrn Heko zu sprechen, denn die Preise von Seide, Kupfer, Thee und Lebensmitteln für China, als Bohnen, Fische, Erbsen u. s. w., waren so enorm hoch, daß Niemand von den Fremden kaufte und die Vorräthe sich anhäufen mußten.

Meine Tagebuchaufzeichnungen aus jener Zeit lauten beharrlich:

Sonntag, 21. Okt. Der Tag vergeht unter anhaltenden Regengüssen.

Montag, 22. Okt. Der leidige Regen will noch nicht enden.

Dienstag, 23. Okt. Auch heute ist es bei dem strömenden Regen unmöglich das Haus zu verlassen. Temperatur 9° R., frostig, zugig und unbehaglich. Alle wollenen Kleider herbeigesucht. Von dem Dunste des Kohlenbeckens heftige Kopfschmerzen.

Mittwoch, 24. Okt. Erkältet und unwohl hüte ich das Bett; Witterung unverändert.

Donnerstag, 25. Okt. Witterung trüb' und kalt, graue Wolken, feuchte Luft.

Ich will die Geduld des Lesers nicht durch eine Fortsetzung dieses Regenkalenders ermüden; genug, es war eine lange, traurige Zeit, voll Mißstimmung und Unbehagen, nur selten von einem heiteren Tage unterbrochen.

Der Monat Oktober verging, der November brachte klare und kalte Tage; Schiffe kamen und segelten ab, ich schrieb und arbeitete, kaufte und packte ein, sammelte und ordnete meine Notizen.

Mein Weg führte mich hierbei oft in das Haus der Gebrüder G., die mir in vielen Dingen liebenswürdig entgegengekommen sind, und als wir eines Tages nach vollbrachter Wanderung durch die Bazars um den Frühstücks- (Tiffin) Tisch saßen, führte uns das Gespräch auch auf die japanischen Theater. In Jeddo war es uns nicht gestattet gewesen, ein solches zu besuchen, weil die Jakunin's zu große Aufregung befürchteten. Hier in Yokuhama stand uns kein derartiges Hinderniß im Wege, und doch waren selbst unsere Landsleute, die schon lange in Japan lebten, noch nie im Theater gewesen.

Es ist erstaunlich, wie rasch man sich in fremden Ländern an das Fremde dann gewöhnt, ja wie man gleichgültig wird auch gegen das, was Einem noch Neues bieten kann, sobald die ersten Eindrücke und Erregungen etwas in den Hintergrund treten und man in eine gewisse Regelmäßigkeit des täglichen Daseins übergeht. Es kostete mich Mühe, die Herren zu überreden, alsbald nach dem Tiffin die Leistungen des Theaters in Augenschein zu nehmen; — vor unserer Phantasie tauchte das chinesische Theater auf, das wir in Singapore gesehen, und die Erinnerung an den Lärm, die Hitze und den Gestank, an die Katzenmusik und das widerliche Gekreisch der Akteurs mit ihren abschreckenden Grimassen trat lebendig vor unsere Seele. Indeß wir gingen, die Japaner spielen am Tage und zwar dauern die Vorstellungen von etwa 11—12 Uhr an ununterbrochen bis zum Abend fort. Schon zur Vermeidung der Feuersgefahr bei den leicht und roh aufgezimmerten Holzhäusern ist dies ein verständiger Gedanke. Wir bezahlten unsere 6 Tempo (ca. 5 Sgr.) und hatten dafür ein Anrecht auf den besten Platz erworben, der uns auch in einer Loge ersten und einzigen Ranges vis à vis der Bühne gewährt wurde.*) Die innere Einrichtung des Theaters war nichts weniger als elegant. Alles roh aus Bretern und Latten zusammengeschlagen, doch als wir auf der hölzernen Bank Platz nahmen, welche uns zu Ehren aufgestellt war, bemerkten wir mit Behagen, daß der Raum luftig und frei von jedem üblen Geruche war. In der Loge neben uns flegelten stutzerhaft einige chinesische boys (Bediente), mit den Füßen gegen die Balustrade gestützt und mit suffisanter Miene die Welt um sich betrachtend.

Die ganze rechte Seite war dem weiblichen, die linke Seite dem männlichen Theile der höheren Rangklasse der Gesellschaft gewidmet. Der untere Raum aber war in seiner ganzen Ausdehnung zu einem Mittelding zwischen Parterre und Sperrsitz verarbeitet. Etwa einen Fuß hoch über dem ganz mit Matten

* Ich stütze mich bei dieser Darstellung des japanischen Theaters zur Zeit auf die Schilderung des Herrn Maron, der an jenem Tage mit von der Partie war.

bedeckten Boden erhob sich ein Netz von Latten, welches den Raum in 100 Quadrate abtheilte, deren jedes für 4 bis 5 Personen Platz zum Kauern gewährte. Auf diesen Latten balancirten in großer Geschicklichkeit zierliche Kellnerinnen, auf lackirten Tabletten oder in Schalen allerhand farbige Kuchen und Früchte präsentirend. Zwei erhabene, 2—3 Fuß breite Gänge führten durch die Breite des Prosceniums, parallel von einander getrennt und genau in der Höhe desselben nach der Bühne. Noch ist diese durch einen bunten baumwollenen Vorhang verdeckt; zwei Bretchen schlagen wiederholt an einander; das ist unsere Klingel; unsichtbare Musik beginnt. „Unsichtbare Musik", man denkt hierbei unwillkürlich an Aeolsharfen oder Memnonsäulen-Klang, aber es war hier nur eine dumpfe Pauke und eine verstimmte Pickelflöte, welche unsere Ohren berührten, wenn auch nicht so schreiend und haarsträubend als in einem chinesischen Theater.



Japanische Schauspieler.
(Nach einer am Ort selbst aufgenommenen Photographie.)

Die zwei Bretchen schlagen wieder an einander, der große Augenblick ist gekommen. Ein Theaterdiener erscheint vor dem Vorhang, hebt den äußersten rechten Zipfel von der Erde auf und läuft damit, so schnell er kann, auf die linke Seite des Prosceniums: das ist das Aufziehen des Vorhanges.

Die Mitte der Bühne ist durch einen zweiten Vorhang verhüllt, rechts steht eine Coulisse mit Bäumen bemalt, links wird die unsichtbare Musik durch ein Gitter verdeckt. Das Drama beginnt, bleibt uns der Sprache Unkundigen aber in seinem inneren Zusammenhange natürlich unverständlich; wir verstehen nur, was sich aus der Situation und der Pantomime herausdeuten läßt; Liebe und Eifersucht, Ehrgeiz und Geldgier sind auch hier die Motive der Handlung. Besonders deutlich war das Bestreben einer jugendlichen Schönen, welche von zwei vornehmen Männern geliebt wurde, ein Schwerterduell zwischen diesen

Rivalen zu verhindern. Immer auf's Neue trat sie zwischen die rachedürstenden Eifersüchtigen und beschwor sie, von ihrem blutigen Vorsatze abzustehen, was ihr auch endlich gelang.

Die Pantomime, welche in gesteigerten Affekten häufig an die Stelle des Dialoges tritt, steigert sich bisweilen zum Ballet mit allen Hülfsmitteln aus dem Reiche der Wunder, mit Erscheinungen aus der Unterwelt, mit Versenkungen und Verwandlungen; so sahen wir ein altes Weib sich in einen Springbrunnen verwandeln. Wie in China werden auch alle weiblichen Rollen von Männern gegeben, meist mit viel Geschick und Turnüre; es kommt ihnen dabei zu Statten, daß die jungen Männer oft zierlich gebaut sind und sehr kleine Hände und Füße haben.

Von eigenthümlicher Wirkung ist es, wenn auf den zwei Gängen, welche zur Bühne führen, die Schauspieler, ihrer Bestimmung entgegengehend, gewissermaßen ein pantomimisches Vorspiel zur eigentlichen Handlung aufführen. Bisweilen erscheinen gleichzeitig auf beiden Gängen z. B. Helden, rufen sich an, höhnen sich, fordern sich heraus und schreiten allmälig zur Bühne, auf der sie sich endlich vereinigen, sei es zum Kampf, sei es zum Frieden.

Daß die Stellung des Theaters im Volksbewußtsein der Japaner eine bedeutungsvolle sei, kann keinem aufmerksamen Beobachter entgehen. Wir sahen auf der Bühne Kostüme, Stellungen, wahrscheinlich auch Handlungen und selbst Gesichter, wie sie sonst nirgends im Volke vorkommen. Ich hatte schon oft sinnend und grübelnd über einem der unzähligen japanischen Bilderbücher gesessen, die seltsamen Kostüme, Stellungen und Gesichter angestaunt und mich gefragt, warum denn wol alle diese Gesichter wie nach der Schablone gezeichnet und keines auch nur entfernt einem wirklichen japanischen Gesichte ähnlich gemacht würde. Wie wuchs mein Erstaunen, als ich in allen diesen Richtungen auf der Bühne genau dieselben Typen wiederfand; selbst die Gesichter waren künstlich eben so zurecht gestutzt. Ob diese gleichmäßig in Büchern wie auf der Bühne wiederkehrenden Typen vielleicht in grauer Vorzeit eine historische Basis hatten, oder ob sie das Schönheits-Ideal japanischer Phantasie darstellen, kann ich nicht entscheiden.

Ich sehnte mich herzlich von Yokuhama hinweg, der Gesandte hatte mich wiederholt bitten lassen, mich einmal wieder in der Akabani einzufinden; was mir zu thun oblag, war geschehen, alle Einkäufe eingepackt und so wandte ich denn am 12. November leichten Herzens dem Hôtel Hufnagel und seinen trübseligen Räumen den Rücken, um über Kanagawa nach Jeddo zu reiten. In Kanagawa frühstückte ich im Hause des englischen Konsuls, Kapitän Vyze, und setzte dann, von zwei Jakunins begleitet, die Reise fort.

Die Freiheit, ohne diese Begleiter zu reisen, hatte auf der Reichsstraße zur Hauptstadt ihr Ende erreicht. Der Weg führt fast ununterbrochen am Ufer der Bai entlang und bot Nichts von Interesse.

Der Tag war kalt, ein scharfer Wind wehte vom Lande und wir ließen die Pferde ordentlich ausgreifen. Am Wege saßen zahlreiche Bettler und Kranke, eine Erscheinung, die mir um so auffallender war, als sie in Jeddo selbst und in der Umgebung von Yokuhama zu den Seltenheiten gehört.

Die große Heerstraße nahe der Hauptstadt des Reiches, auf welcher sich stets große Lehnsfürsten mit ihrem Gefolge bewegen, ist ein günstiger Ort für

die Ansprüche der Bedürftigen und Kranken an die Mildthätigkeit der Vorüberziehenden. Unsere Jakunin ritten rücksichtslos an Allen vorüber und es fehlte wenig, daß sie nicht eine alte Frau kaltblütig über den Haufen geritten.

In Kawasaki erreicht man einen breiten Strom, den wir mittelst einer fliegenden Brücke passirten. Vorher machte ich mit meinen Begleitern in einem Theehause Halt und Letztere ließen sich zu einem ordentlichen Mahle nieder; auch ich ließ mir aus den Händen der geschäftigen freundlichen Musnu's (Mädchen) eine Erfrischung gefallen. Man hatte mich und meine Begleiter in ein Gemach im ersten Stockwerk geleitet, die Mädchen scherzten und lachten und suchten uns durch Gesang und Guitarrespiel eine Unterhaltung zu gewähren; im Hofe wurden die Pferde gefüttert und die Betti's (Pferdejungen) ließen sich in der offenen Halle zur ebenen Erde ihr einfaches Mahl vortrefflich munden.



Ein japanischer Theegarten.

Es machte mir viel Spaß, zu beobachten, wie die Leute mit Hülfe ihrer Eßstäbchen große Tassen voll Reis in ihren Mund verschwinden ließen, dazu als Delikatesse ein kleines Stückchen getrockneten Fisch zerbröckelten und dazwischen viel Thee tranken.

Mit Behagen verzehrten die kräftigen Bursche die für unsere Begriffe ärmliche Mahlzeit, lachten fröhlich dazu und bliesen dann den Rauch aus ihren wunderlichen kleinen Tabakspfeifen in die Luft.

Und doch hat ein solcher Betto einen anstrengenden Dienst, denn stundenlang läuft er nicht allein neben dem Pferde her; unbekümmert darum, ob es bergauf, bergab, im Galopp oder Trab geht; stets ist er bereit, irgend eine kleine Dienstleistung zu verrichten — meist, und namentlich gilt dies von den Betti's der Jakunins — läuft der arme Bursche vor den Pferden her, da die Thiere schlecht geschult, sich nur dann in das gewünschte Tempo versetzen, wenn

der Betto sie zum Laufen anfeuert, d. h. wenn die Pferde die Gestalt des Betto vor sich her trotten sehen. Es genügt, das vorderste Thier in dieser Art aufzumuntern, denn alle übrigen fallen dann wie auf Verabredung in den gleichen Trab. Ich habe diese halbnackten Bursche um ihre unverwüstliche Lunge und ihre zufriedene, heitere Natur beneidet, wenn ich meinen Betto nach einem solchen Ritte schweißtriefend eine Schale Thee schlürfen und über die unbedeutendste Kleinigkeit in der harmlosesten Freude sah.

Wir brachen auf und ich zahlte die Zeche. Ich für meine Person hatte nur etwas Birnen, Trauben und Kuchen genossen, und nachdem wir den Fluß passirt, ging es im raschen Trabe auf die Hauptstadt los.

Ich sah Jeddo heute zum ersten Male von der Landseite, und so war mir der allmälige Uebergang von gutbebauten Feldern in belebte Dörfer und Vorstädte, und endlich in die eigentliche Stadt in hohem Grade interessant.



A-ta-go-yama in Jeddo.
(Tempelthor.)

Da der Weg fortwährend dicht am Meeresufer entlang führt und Jeddo selbst sich weithin in die Ebene ausdehnt, wird Einem, von Kawasaki kommend, kein Total-Ueberblick zu Theil. Mit um so ungetheilterem Interesse verweilt das Auge auf dem Leben und Treiben in den Straßen und Häusern, das nun bald das Gepräge der ausgedehnten und dicht bevölkerten Hauptstadt an sich trägt; bessere und ausgeschmücktere Läden, größere Wohnhäuser, die an der besseren Tracht kenntlichen höheren Stände verkünden uns, daß wir uns in Jeddo befinden.

Hundert kleine Züge im Leben und Treiben der Menschen, ja selbst in der Physiognomie der ganzen Umgebung erinnern an das Aeußere einer europäischen großen Stadt, und doch wie ist die Verschiedenheit außerordentlich groß.

Statt dicht geschlossener hoher Häusermassen, hier inmitten einer Stadt, deren Einwohnerzahl nach Millionen gerechnet wird, eine Raumverschwendung, die uns unbegreiflich erscheint, in den besseren und reicheren Quartieren lange

Mauern, mächtige Thorflügel, aber keine Häuserfront, denn die Gebäude liegen abseits im Innern der Höfe. Alles ist verschlossen, stumm und feierlich; nur in den engeren Straßen, wo das ärmere Volk, Händler und kleine Handwerker wohnen, pulsirt das Leben rascher und lebendiger, aber auch hier ist die Stille gegen den Lärm in einer europäischen Stadt fast unheimlich.

Wir verbinden unwillkürlich mit der Idee einer großen Residenz den Gedanken an eine bunt bewegte Menge, Wagen und Fuhrwerke aller Art, glänzende Läden, an ein Wühlen und Drängen ohne Ende, an eine Anzahl öffentlicher Gebäude, die durch imposanten Styl oder großartige Massen auf das Auge wirken, helle Gasflammen am Abende u. s. w. Und gerade in der Vergleichung dieser charakteristischen Züge wird uns das Fremdartige am leichtesten in's Auge fallen.

Nehmen wir einen „Bädeker“ oder „Murray“ zur Hand, so bilden bei jeder größeren Stadt die Kathedralen und Kirchen, Paläste, Theater, Museen, Brücken und andere öffentliche Bauten ihre wesentlichsten Attribute. Von all' dem findet man in den großen Städten des fernen Ostens nichts.

Wohnhäuser und Tempel haben fast den gleichen Styl, die Größe giebt sich nicht in der Höhe, sondern in der Ausdehnung des Flächenraums zu erkennen, bleibt aber so dem Blicke fast entzogen. Von Museen und Bibliotheken, Denkmälern und kirchlichen Bauten sieht man in Jeddo nichts, nicht einmal Kasernen! Keine Equipage rollt über das Pflaster — am Abende nach Sonnenuntergang ist die Stadt wie ausgestorben, die Straßen sind dunkel und Niemand bewegt sich durch die Gassen. Keine Gasflamme spendet Licht, nur hier und da huscht eine Gruppe verspäteter Gäste mit ihren bunten Papierlaternen vorüber, und nur das Rasseln der Hellebarden und Schnarren, mit welchen die Nachtwächter umherziehen, hört man auf weite Entfernung.

Gegen 3 Uhr, nach einem sechsstündigen Ritt, war ich vor dem Thore der Akabani angelangt, der Thorhüter schob die massiven Riegel zurück und ich befand mich wieder unter dem Schutze der preußischen Flagge.



Am häuslichen Herd.



Die alte Brücke von Desima-Nagasaki.

Neuntes Kapitel.

Letzte Tage in Japan.

Tägliches Leben im Hause der Gesandtschaft. — Charakteristik des japanischen Volkes. !— Seine staatliche und gesellschaftliche Stellung. — Besuch der kaiserlichen Gräber. — Jahrmarkt in Jeddo. — Trübe Wintertage. — Rückkehr nach Yokuhama. — Ankunft der „Elbe". — Erdbeben. — „Thetis". — Mann über Bord. — Winterquartier auf der „Arcona." — Weihnachtsfest. — Neujahr. — Jeddo. — Verschwörung. — Huysken's Ermordung und Begräbniß. — Unterzeichnung des Vertrages. — Abfahrt von Jeddo. — Sturm. — Nagasaki. — Die Russen. — Desima. — Grabstätten. — Abfahrt von Japan.

In der Akabani war es still und einsam, wenn nicht gerade neue Gäste von den Schiffen das Haus belebten; oft konnte man das Kritzeln der Federn in den Gemächern hören.

Morgens blieb Jeder für sich allein und der Diener brachte eine Tasse Thee in's Zimmer. Man machte dann vielleicht einen Frühritt oder ließ die frische Luft durch die offenen Wände hereinströmen, während man zur Lektüre griff oder seinem Wandnachbar einen guten Morgen wünschte.

Gegen 10½ Uhr wurde das eigentliche Frühstück servirt, meist aus gebackenem Fisch und einer Fleisch- oder Eierspeise bestehend, nebst Thee und ein paar Früchten. Um 6 Uhr dinirten wir, der Gesandte selbst speiste in seinem Zimmer, und es waren dann in der Regel die am Lande weilenden Offiziere vom Geschwader seine Gäste, während auch die ständigen Bewohner von Akabani in einer gewissen Reihenfolge Einladungen erhielten.

Kurz nach 4 Uhr vor dem Diner machte der Gesandte regelmäßig einen längeren Spazierritt, dem sich Jeder anschließen durfte. Herr Huysken war bis zu seinem Tode bei diesen Ausflügen der beständige Führer gewesen, und ohne ihn wären uns gewiß die schönsten Punkte unbekannt geblieben, da der Schwarm von Jakunins, welche diesen abendlichen Kavalkaden als Eskorte dienten, dieselben am liebsten hintertrieben oder möglichst abgekürzt hätte.

Nach dem Diner versammelte sich die Gesellschaft vorn in dem sogenannten Salon und beim Dufte der Cigarre wurde eine Stunde geplaudert, bis man sich zum Whist- oder L'Hombre-Spieltische niedersetzte.

Hier wie an der Tafel war der Gesandte die Seele der Unterhaltung und bewahrte unter allen Schwierigkeiten, unter denen sich die Existenz in der Akabani monatelang hinschleppte, eine bewunderungswürdige Elastizität des Geistes. Er verstand es, den Funken eines belebten und geistvollen Gespräches fortdauernd lebendig zu erhalten.

Ein eigenthümliches Interesse gewann die Unterhaltung durch die Thatsache, daß der Eindruck der japanischen Verhältnisse sich auf's Abweichendste in den verschiedenen Charakteren abspiegelte und die diametralsten Urtheile darüber zu Tage traten.

In einem Punkte, der für eine eingehende Besprechung von zu heikeler Natur ist, liefen die Anschauungen je nach der individuellen Ansicht oft schnurstracks sich entgegen; ich meine in der Beurtheilung der Stellung des weiblichen Geschlechts und der sittlichen Begriffe der Japaner. Bei allen anderen Völkern war meist bald ein übereinstimmender Maßstab für die sittliche Stufe der fremden Rasse gewonnen; daß es der richtige gewesen, sei damit nicht behauptet. Hier aber fand der Eine die Stellung des Weibes ganz und gar passend und hielt ähnliche Zustände für Europa wünschenswerth, während ein Anderer diese paradiesische Naivetät und Harmlosigkeit nur mit dem Verlorengehen aller Scham zu deuten vermochte und sich mit Abscheu von dieser Seite des Volkslebens wegwandte, da die schlimmsten Obscönitäten und die nacktesten Schamlosigkeiten dem Kinde in Japan spielend geläufig werden. Dieser Widerspruch schamloser Sittenlosigkeit gegenüber einer Kindererziehung, die uns in vielen Dingen zum Muster dienen kann, vermag nur aus der Verschiedenheit im Denken und Fühlen dieses seltsamen Kulturvolkes im Vergleiche zu unseren ethischen Begriffen seine Erklärung zu finden, bleibt aber immerhin eine befremdende Erscheinung.

Der Drang nach Positivem, nach Wahrheit — bekennt auch mein Gefährte Dr. Maron — ist in Japan schwerer zu befriedigen, als irgendwo anders. Der

Mangel an Sprachkenntniß und an Dolmetschern, der verschlossene, zur Lüge und Täuschung geneigte Charakter des Volkes erschweren jedes gründliche systematische und zusammenhängende Eindringen. Es sind nur Fragmente von Wissen, die man erobert, und darum können es erklärlicher Weise nur Fragmente sein, die man bietet.

Ein Volk, das ohne den wohlthätigen Einfluß des Christenthums sich zu einer relativ hohen Kultur emporgeschwungen hat, dem bei dem Mangel an eigentlicher Moral und Sittlichkeit in unserm Sinne einerseits eine gewisse gute Gesittung, eine feine, gewandte Form nicht fehlt, das als nüchtern, arbeitsam, erfinderisch, mit einem ausgeprägten Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, ja für das Schöne uns entgegentritt; ein Staat, in dem trotz strengster, kastengleicher Sonderung der Stände, trotz der unerbittlichen, ja grausamen Strenge der Regierung und des Gesetzes, trotz des Spionirsystems, das uns mit Recht, als alle Treue und allen Glauben untergrabend, verwerflich erscheint, bis vor Kurzem äußere Ruhe herrschte; ein reiches Land ohne eigentlichen Luxus und Genußsucht, von einem Volke bewohnt, dessen persönliche Bedürfnisse uns ungemein bescheiden und einfach vorkommen, — das Alles sind Erscheinungen voll scheinbarer Widersprüche, dennoch sicherlich in innerem Zusammenhange stehend, aber ohne Beispiel unter den uns bekannten Kulturvölkern.

Es kann nicht meine Absicht sein, mich in diese Fragen weiter zu vertiefen, — es ist nur zu wünschen, daß die hierzu Berufenen und Befähigten die uns in der Literatur der Japaner jetzt reichlich fließenden Quellen zum Studium der Entwickelungsgeschichte dieses eigenthümlichen Volkes bald und erschöpfend benutzen lernen, wozu es freilich zunächst der Kenntniß der japanischen Sprache bedarf.

So große Schwierigkeiten dieselbe auch bietet, die auf allen Gebieten siegreiche Ausdauer deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit wird sicher auch hier die Wege bahnen, und was uns heute nur halb verständlich, was uns fremdartig und unvermittelt erscheint, wird dann ohne Zweifel im richtigen Lichte sich darstellen. — Im Umgang und Verkehr mit den Japanern ist nur Vereinzeltes zu gewinnen über die herrschenden Anschauungen, Sitten, staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen, Beschaffenheit und Produkte des inneren Landes, über Gewerbe und Künste, religiöse Vorstellungen u. s. w.; was wir selbst zu sehen und zu beobachten vermögen, umfaßt auch nur einen Theil, und erst wenn es gelingt, die Gedanken des Volkes in seiner Literatur uns zu eigen zu machen, dann wird es leichter sein, die japanischen sozialen und politischen Zustände in ihrem Zusammenhange ganz zu verstehen.

Mein Reisegefährte Dr. Maron, dessen Werk eine kulturhistorische Studie von hohem Interesse bietet, faßt sein Urtheil über das Volk und seine Sitten in einer charakteristischen Federzeichnung zusammen und sagt unter Anderm: „Die Geschichte Japans ist eine dürre Heide, nur unterbrochen durch vulkanische Eruptionen, durch Revolutionen, bei denen es sich um gleichgültigen Personenwechsel handelt. Kein stetig fortbrausender Dampfzug geistigen Fortschritts, keine industrielle Vervollkommnung, keine aufregende oder auch nur anregende Tagespresse. Es geschieht Nichts, es wird Nichts, das früher Gewordene vegetirt in festen, unveränderlichen Formen."

„Es fehlt das rasch pulsirende Leben Europa's im Staat, in der Gemeinde, in der Familie, es fehlt überall. Die Japaner sind wie Kinder, von einem tyrannischen Vater artig und sittsam erzogen; sie stehlen nicht, sie naschen nicht, sie beschmutzen ihre Kleider nicht, sie wagen niemals eine Bitte, sind stets zufrieden mit dem, was sie erhalten, und geben Fremden artig die Hand, sie sind dem Anscheine nach durchaus wohlerzogene Kinder. Sie können kaum etwas Böses thun, denn sie sind sorgsam überwacht, und wohin sie immer blicken, fällt auch ihr Auge auf eine Gesetzestafel, welche unabänderlich Tod verkündet. Darum ziehen sie vor, um ihr Kohlenbecken zu hocken, aus kleinen Pfeifchen, so groß wie Fingerhütchen, Tabak zu rauchen, aus kleinen Tassen Thee zu trinken, in kleine Bücher ihre Buchstaben zu malen und glücklich und zufrieden auszusehen. Jeder thut ohne Murren entschieden das, was er muß, aber ebenso entschieden nur das."



Japanische Götzenbilder.

Wie alle Parallelen ihre mißliche Seite haben, so leidet auch dieses Urtheil an einer gewissen Einseitigkeit, denn ganz so schablonenhaft und langweilig abgerichtet darf man sich das Leben der Japaner doch nicht vorstellen. Indeß liegt dem Urtheile viel Wahres zum Grunde — die rechte Frische und der gesunde Hauch der natürlich ungebundenen Existenz geht dem Dasein der Japaner

ab und wirkt auf den Fremden am Ende unheimlich, so daß er nach einem Haufen trotziger Buben, nach Lärm und Unruhe fast Sehnsucht empfindet.

„Die Tyrannen der alten Zeit", fährt Maron fort, „soviel deren auch die Geschichte aller Zeiten und aller Länder aufweisen mag, sind elende Pfuscher im Vergleich mit der Regierungsweisheit japanischer Despoten. Dort erscheint Alles Willkür, Egoismus, Laune. Das Schwert wüthet, das Volk klagt und seufzt, oder es flucht und rebellirt, alle Leidenschaften sind entfesselt. Hier erscheint Alles Gesetz, der oberste Wille dokumentirt sich nicht in persönlicher Laune des Herrschers, er kommt vielmehr in Gesetzen zur Erscheinung, welche zwar alle das Prinzip des Alleinherrschens festhalten, aber zugleich ausnahmslos das bezwecken, was der Herrscher für das Beste des Volkes hält. Er kann darin irren und irrt darin, das ganze Prinzip ist ein Irrthum, aber dieser Irrthum ist mit einer Weisheit durchgeführt, die Staunen erregt. Es ist in der That auf der einen Seite auch wirklich Gutes geschaffen, und von allem Guten vielleicht das Beste für ein Volk — Brod. Die Hauptkraft des Landes liegt im Ackerbau, der reichliche Nahrung für das ganze Volk produzirt." — Der geistreiche Beobachter fährt fort: „Interessant und nach unseren Gewohnheiten kaum begreiflich ist die fast vollkommene Gleichheit aller Japaner in sozialer Beziehung; Reichthum und Vermögen giebt seinem Besitzer keinen besonderen Rang, der Millionär darf sich nicht anders kleiden als sein armer Nachbar und hat vom Leben nicht mehr als dieser. Die Fische, den Reis und die Bohnen, die der Arme täglich auf seinem Tische sieht, hat auch der Reiche, aber nicht mehr. Jeder hat satt zu essen, denn die Lebensmittel sind reichlich vorhanden und über alle Begriffe billig. Geld schafft keinen Rang, keine Vorrechte, keinen Lebensgenuß, nicht einmal höheren Bildungsgrad; nur Geburt und Beschäftigung sind Bedingungen für die soziale Rangabstufung."

Auch diese Darstellung ist, wenngleich in den Grundzügen richtig, doch geeignet, die sozialen Verhältnisse in einem falschen Lichte erscheinen zu lassen. Der Reiche weiß doch andere Speisen auf seine Tafel zu bringen, als die, von welchen der Lastträger sich sättigt; seine Kleidung ist besser und feiner, kurz auch hier ist das Leben nicht so zur Schablone herabgesunken, wie man nach der Schilderung der „sozialen Gleichheit" vermuthen könnte. Der reiche Kaufmann vermag sich die Erlaubniß zu erwirken, wenigstens ein Schwert im Gürtel zu tragen, und auch in anderen Lebensbeziehungen sind die Schranken nicht so schroff gezogen. In gleichem Sinne führt auch das weitere Urtheil des genannten Verfassers auf klare und scharf ausgeprägte Prinzipien, die aber überall im Leben selbst ihre Milderung erfahren, so daß die Wirkungen der Gesetze in ihren äußersten Konsequenzen ein schiefes und unrichtiges Bild abgeben würden. Nur in diesem Sinne vermag ich mich der geistvollen Skizze meines verehrten Reisegenossen anzuschließen.

Der japanische Beamte ist ein bedauernswerther Mann, er erhält gerade so viel Besoldung, daß er nothdürftig leben kann, und steigt er im Rang und Sold, so muß er auch, wohl oder übel, vorgeschriebenermaßen um so größere Ausgaben machen. Er ist in viel höherem Grade, als seine europäischen Leidensgefährten, blos und allein Maschine; ein Druck der Hand, ein Wort seines Spions — den jeder Japaner wie seinen Schatten hat — zertrümmert die

Maschine, und Sturz ist dort gleichbedeutend mit Tod. Auch das Volk ist trotz des patriarchalischen Systems nicht glücklich: es vegetirt, aber es lebt nicht; jeder Einzelne ist an die Sphäre, in der er geboren, gefesselt, bewacht von Spionen, vielleicht vom eigenen Sohne, der ihn nicht aus Schlechtigkeit, sondern blos aus abgöttischem Gehorsam gegen die Regierung verräth. Der Japaner ist nicht blos verantwortlich für das, was er selbst thut; für das Verbrechen, welches in einer Straße verübt wird, sind sämmtliche Bewohner derselben haft- und strafbar, und so ist Jeder, wenn auch nicht aus Beruf und Lust, so doch aus wohlverstandenem Interesse ein Spion.

In Japan ist Alles verboten, was nicht ausdrücklich erlaubt ist. Die Höhe des Verbrechens giebt keinen Maßstab für die Höhe der Strafe; es existirt eigentlich nur Ein Verbrechen, das ist eben die Uebertretung des Gesetzes, und deshalb auch nur Eine Strafe, der Tod. Schon das Kind wird frühzeitig mit der Idee des Todes vertraut gemacht, und die Manipulation, sich mit Anstand und Würde den Bauch aufzuschlitzen, bildet einen Theil des Unterrichts. Nothwendig stumpft die Gewohnheit, das eigene Leben gering zu achten, auch die Achtung vor dem Leben Anderer ab, und so ist denn die Zahl der vorkommenden Mordthaten eine ungeheure.

Das gemüthliche Familienleben der Japaner spricht für die angeborene Trefflichkeit des Volkes. Während die Staatsgewalt blinden, stupiden Gehorsam verlangt und auf jede Uebertretung den Tod setzt, erblickt man im Familienleben sanftmüthiges, unerschöpflich geduldiges Ueberreden und Ueberzeugen, fast niemals Strafe; kein Instrument, welches auf derartigen Gebrauch schließen ließe, kein Kindergeschrei, dagegen aber die artigsten und liebenswürdigsten Kinder, die man sich nur denken kann. Die Stellung des Weibes ist einfach und klar; es ist weder die mißbrauchte Sklavin, noch die angebetete Göttin des Mannes, sondern dessen Rathgeberin und Freundin, die Gehülfin seines Geschäfts, mild und höflich behandelt, gegen jegliche Rohheit durch geheiligte Sitte gesichert; aber sie hat auch scharf gezogene Grenzen ihrer Wirksamkeit, sie wirkt nur im Hause und erzieht die Kinder. Es giebt in Japan keine Xantippen und keine Feen, keine Modedamen und keine Mannweiber, und darum sind sie alle fröhliche Mädchen und verständige Frauen.

Unser Dolmetscher war zu seiner Erholung nach Kanagawa gereist, und ich hatte deshalb seinen Platz für einige Zeit auszufüllen. Die Kommissäre kamen fast täglich, die Konferenzen zeigten aber noch keine Andeutung, daß wir dem eigentlichen Zwecke unseres Aufenthaltes, dem Abschluß eines Vertrages, näher gekommen wären. Man sprach über tausend Dinge, aber hinsichtlich des Vertrages beharrte man bei leeren Versprechungen für eine kommende Zeit. Schon waren wir volle zwei Monate im Lande und noch keinen Schritt weiter gekommen und die stundenlangen, durch Ceremoniel und das doppelte Verdolmetschen unendlich in die Länge gezogenen Konferenzen waren herzlich langweilig.

Nach solcher langweiligen Zeit erfreute man sich doppelt an den hellen Tagen. Schon schrieben wir den 15. November und doch zählte der Ausflug, welchen ich an jenem Tage mit ein paar Gefährten von der „Thetis" unternahm, um seiner Naturgenüsse willen zu den schönsten meiner ganzen Reise. Wir ritten aus Jeddo's weitläufigen Vorstädten und Dörfern in die herbstliche Landschaft

hinaus, die, von der klaren Sonne beleuchtet, bei tiefblauem Himmel lachend sich vor unseren Blicken ausdehnte. Die Wintersaat grünte und sproß und der Weg ward durch schlanke Cedern, üppiges Bambusgehölz und dunkle Lärchengruppen malerisch unterbrochen.

In einem feinen Theehause machten wir Rast, besahen den allerliebst angelegten Garten mit Brücken, Felspartien, Weihern u. s. w., unterhielten uns mit den anwesenden jungen Damen zu großem gegenseitigen Ergötzen und brachen dann nach dem eigentlichen Ziel des Tages, den **kaiserlichen Gräbern**, auf. Diese merkwürdige Stätte liegt auf einem freien Hügel, zu welchem eine große breite Treppe emporführt. Ich wundere mich heute noch, daß man uns den Zutritt zu diesem geweihten Orte nicht verwehrt hat. Unsere Pferde der Obhut eines Dieners vertrauend, stiegen wir die zahllosen Stufen hinan. Oben lagen 6 bis 7 große Tempel und in einem derselben waren gerade die Priester in ihrer Ceremonie thätig.

Man führte uns überall umher, auch in das Innere der Tempel, die sich nur durch größeren Reichthum von den bisher gesehenen unterschieden. Glocken von wunderbarem Ton hingen in der Nähe einer großen fünfstöckigen Pagode.

Der ganze Raum, von uralten schattigen Bäumen umgeben, war sorgfältig und sauber mit Kies bestreut, zahlreiche Japaner gingen in den verschiedenen Tempeln und ihren Vorhöfen umher. Grabdenkmale, in Stein gehauen, auf der Figur einer Schildkröte ruhend, waren hier und dort in besonderen Bosquets sichtbar, — das Ganze machte einen großartigen, feierlichen Eindruck, erhöht durch die Fernsicht, welche die Terrasse nach der einen Seite gewährte, während ringsum die Kronen gewaltiger Baumriesen leise im Winde rauschten. Alleen und versteckte Laubgänge führten zu den Wohnungen der Priester, welchen die Pflege dieser geweihten Grabstätten anvertraut ist. Lange vermochten wir uns nicht von dem herrlichen Punkte zu trennen, und tief prägte sich das Bild dieser schönen Grabstätten in unsere Erinnerung ein.

An verschiedenen Punkten, von Laubwerk beschattet, waren Nachbildungen Buddha's (s. Abbild. S. 197), theils von Stein, theils von Bronze sichtbar, alle in jener nachdenkenden, sinnenden Stellung, mit dem milden, fast weiblichen und träumerischen Gesichtsausdruck, der die Buddha-Bilder in der großen ostasiatischen Kulturwelt von Bombay aus bis nach Siam, Java, China und Japan gleichmäßig charakterisirt. Es liegt in dieser Gestalt, in dem sanften Auge eine gewisse Anziehungskraft, die um so fühlbarer wirkt, als die sonstigen Helden- und Götterbilder, in der Absicht mächtig und furchtbar zu erscheinen, meist in's Karrikaturenhafte und Häßliche fallen.

Ich wage es nicht, mit Bestimmtheit eine Ansicht darüber auszusprechen, in wie weit den religiösen Anschauungen der Japaner noch wirkliches Leben und Erkenntniß innewohnt, in wie weit der im Volksleben noch wirkenden religiösen Sitte ein tieferer Gehalt beizumessen ist.

Durchgängig haben die religiösen Ceremonien und der Besuch der Tempel den Eindruck in mir hervorgerufen, daß der äußeren Form das innere Leben entflohen sei; dem steht freilich wieder beispielsweise die fromme und reine Pietät gegen die Grabstätten der Verstorbenen gegenüber; auch habe ich, wenngleich in seltenen Fällen, Japaner in den Tempeln in anscheinend tiefer Andacht



(Zu Seite 200.)

Blatt aus einem japanischen Buche.
(Feierlicher Umzug bei einem religiösen Feste.)

einsam ihr Gebet verrichten sehen, so daß es ungerecht wäre, dem ganzen Volke allen religiösen Sinn abzusprechen.

Alle öffentlichen Festlichkeiten ruhen in Japan (dem Volke vielleicht unbewußt, wie in Europa) auf einer religiösen Feier. Es liegt dies im Wesen der Sinto-Religion, neben der sich seit etwa 100 Jahren die Lehre Buddha's eingebürgert hat. So verschieden ursprünglich beide Sekten sind, so haben sie sich doch in ihren äußeren Formen im Laufe der Zeit so genähert, daß die meisten Japaner der niederen Volksklassen kaum wissen, welcher von beiden sie angehören.

Ueber das Wesen des Buddhismus und seine Toleranz habe ich bei Gelegenheit unseres Besuches in Ceylon einige Andeutungen gegeben — es genüge hier, über den Sinto-Kultus einige Worte zu sagen.



Japanischer Bettler als Klarinettbläser.

Wie oben angedeutet, besteht auch dieser Kultus in Japan nicht mehr in seiner ursprünglichen Reinheit, sondern hat von den Lehren des Buddhismus Vieles, u. A. das Dogma der Seelenwanderung, übernommen.

Sinto, ein ursprünglich chinesisches Wort, bedeutet „Weg der Götter". Das höchste Wesen im Sintoglauben und der Hauptgegenstand seiner Anbetung ist die Sonnengöttin; sie wird in den Tempeln durch einen Metallspiegel dargestellt, vor dem jeder Anwesende sich niederwirft und sein Gebet verrichtet. Der Mikado, oder geistliche Kaiser, leitet seinen Ursprung auf die Sonnengöttin zurück, doch ist sie nicht die einzige Göttin, es bestehen neben ihr zahllose Kami oder Halbgötter.

In Jeddo, Yokuhama und der Umgegend sind der Zahl nach die Buddhatempel vorherrschend. Die Tempel beider Kulte sind in ihren äußeren Formen wenig von einander unterschieden, beide haben das breite Dach, ringsum offene Hallen und geschnitztes Holzwerk als Träger des Gesimses. Die Mias, oder Tempel der Sinto, sind einfacher erbaut; über dem Altare hängt der erwähnte Metallspiegel und in seiner Nähe sind heilige Inschriften angebracht; sonst aber sieht man weder Götzenbilder noch andere Zierrathen, welche die Buddha-Tempel in so großer Menge aufweisen.

Vor dem Portale hängt eine Glocke, die Andächtigen schlagen einige Male an dieselbe, klatschen dreimal in die Hände, Beides, um die Aufmerksamkeit der Gottheit zu erregen; sie werfen sich nieder, berühren mit dem Haupte die Erde und verrichten ihre Gebete. Die ganze Ceremonie nimmt nur wenige Minuten in Anspruch und findet ihren Abschluß in der Opferung einiger Kupfermünzen, die in einen dazu bereit stehenden Kasten geworfen werden und einen Theil des priesterlichen Einkommens bilden. — Bekannt ist es auch in Europa schon, in welcher originellen Weise die Wanderer auf der Heerstraße die Verrichtung der Gebete abkürzen. Auf einem beweglichen kleinen Rade befinden sich gedruckte fromme Sprüche angebracht und der Vorübergehende schwingt das Rad einige Male um, was, seiner Meinung nach, das gleiche Verdienst und dieselbe Wirkung hat, als wenn er die gedruckten Gebete ebenso oft mit dem Munde ausgesprochen hätte.

Oefter habe ich auch in den Tempeln am Wege den Priester beschäftigt gefunden, einem Anwesenden aus einer verschlossenen Büchse, die nur mit einer kleinen Oeffnung versehen war, ein Stäbchen herauszuschütteln, und habe mir selbst gegen ein paar Kupfermünzen von dem kahlhäuptigen alten Herrn die Stäbchen legen lassen. Sie waren mit einem Streifen Papier umwickelt, dessen Schriftzeichen vielleicht auch Wahrsagung oder Sprüche enthielten, denen man wohlthätige Eigenschaften, Schutz gegen Gefahren rc. beimißt. Genaueres konnte ich darüber nicht erfahren.

Die Anhänger der Sinto-Sekte machen sich schon dadurch bemerkbar, daß sie die meisten Bettler unter Priestern und Laien aufzuweisen hat. Es scheint, daß, wie in katholischen Ländern, ganze Priesterorden mit ihrer Existenz auf die milden Gaben ihrer Mitmenschen angewiesen sind. In den Straßen Jeddo's sahen wir Mönche und Nonnen täglich, Almosen sammelnd, von Haus zu Haus ziehen, es waren meist Priester der Sinto-Kaste. Die Letzteren sind verheirathet (während die Buddha-Priester im Cölibate leben) und die Frauen müssen einen Theil der Arbeit, d. h. des Bettelns vor den Thüren, mit besorgen. Zu diesem Zwecke legen sie eine Kleidung von grober Sackleinewand an, hängen eine Glocke an einen Riemen um den Hals und schlagen diese an, um, vor den Thüren stehend, ihre Anwesenheit zu verkünden. Das Volk giebt ihnen Reis, Früchte und Geld — doch sah ich nie, daß der Japaner mehr als drei oder vier cash (die kleinste Kupfermünze) gegeben hätte, von denen etwa 100 auf 1 Sgr. Werth gehen.

Eine eigenthümliche Erscheinung war es uns, in den Straßen Jeddo's jene Bettler zu erblicken, die mit verhülltem Gesichte von Haus zu Haus ziehen.

Sie tragen nämlich einen cylinderförmigen Korb von Bambusgeflecht über den Kopf gezogen, der bis an's Kinn hinabreicht und ihr ganzes Gesicht verdeckt, während sie selbst durch das Flechtwerk zu sehen vermögen. Sie blasen meist eine Klarinette, reden indeß kein Wort. Wir hielten sie zuerst für eine besondere Sekte Priester, hörten dann aber, daß es degradirte Beamte seien, die vom Mikado die Erlaubniß erhalten hatten, sich auf diese Weise ihren Lebensunterhalt zu erbetteln, und, um nicht erkannt zu werden, jenen Korb tragen.

Die Zahl der privilegirten Almosensammler ist in Jeddo allein nach Tausenden zu zählen.

Eines Tages trieb es mich, zu Fuß in die Stadt zu wandern, und der Zufall führte mich auf einen großen freien Platz, der einem Jahrmarkte in einer deutschen Mittelstadt glich. Da wimmelte es von Buden mit Eßwaaren und Sehenswürdigkeiten aller Art. Hier trete ich zu einem Chiromanten und empfange gegen wenige Kupfermünzen von dem ernsten Weisen nach genauem Studium meiner Handlinien meine Zukunft enthüllt — freilich in Hieroglyphen, die mir den Schleier noch nicht lüften. Dort stehen in einer offenen Bude ein paar Weiber und zeigen einen verwirrten Knäuel Schlangen (die in Japan wie alle Raubthiere jetzt zu den Seltenheiten gehören). Hier ziehen ein Puppentheater und ein Guckkasten die Menge an. Da wir aber inmitten des zahlreichen Volkes uns der Bemerkung nicht entziehen können, sondern ohne unser Zuthun offenbar die seltenste Meßsehenswürdigkeit abgeben, d. h. fortwährend von einem halben Hundert Männer, Weiber und Kinder umlagert und angegafft sind, wenden wir uns entfernteren Stadttheilen zu, bald durch belebte Straßen, die auf beiden Seiten von Läden gebildet werden, die mit Fischen, Früchten, Büchern, Bilderbogen, Eßwaren, Fässern, Oel, Schreinerarbeiten, Waffen, Schuhen, Fächern, fertigen Kleidern rc. gefüllt sind, bald in einen jener unheimlichen, stillen, breiten Wege lenkend, die zwischen den verschlossenen Mauern der Daimios-Wohnungen hinführen.

Endlich machte auch in Jeddo der Dezember die Rechte geltend, welche ihm unter 35° nördlicher Breite zustehen. Schon früh am Tage mußten die flackernden Kerzen angezündet werden, und das wärmende Kohlenbecken war bei + 3° R. nicht mehr zu entbehren.

In jene Zeit fallen Tage, in denen Ungeduld und Ungewißheit wie ein böser Alp sich auf die Seele legten. Ich beschloß wieder nach Yokuhama zurückzukehren, wo es nicht schlimmer sein konnte als hinter den schweren Riegeln des Thores der Akabani. Dienstag, den 27. November, trat ich den Rückweg zu Lande an und ritt gerade in's Dorf Kanagawa ein, als wenige Minuten zuvor Mr. Moß von den japanischen Beamten verhaftet worden war.

Der Zufall hat mich vielleicht vor ähnlicher, wenn auch unschuldig erlittener Unbill bewahrt, denn erst später wußte ich mir die auffallende Aufregung zu deuten, welche im Dorfe herrschte. Wäre ich weiter geritten, ich würde auf dem Wege nach Yokuhama ohne Zweifel denselben Leuten noch begegnet sein.

Ich traf aber in Kanagawa zufällig Leutnant B., der zu Observationen am Lande war, und des Reitens auf meinem faulen Thiere müde, schickte ich den Betto mit dem Pferde voraus und fuhr mit Leutnant B. in seinem Boote zur „Arcona".

Die Aufregung, welche der Moß'sche Vorfall, dessen ich oben erwähnte, hervorgerufen, legte sich allmälig; ich war wieder in mein altes Quartier eingerückt, ging aber ernstlich mit dem Gedanken um, den nächsten nach Nagasaki gehenden Dampfer zu benutzen, um dort noch für meinen Zweck thätig zu sein und aus der Langenweile der Yokuhama-Existenz mich heraus zu reißen.

Am 5. Dezember langte endlich auch die „Elbe" im Hafen an, brachte aber die erwarteten Proben, deren ich zur Reise nach Nagasaki bedurft hätte, nicht, und ebensowenig Briefe von Europa. Ich mußte deshalb die Idee zur Weiterreise für's Erste noch fallen lassen.

Sonnabend, den 8. Dezember, gingen unerwartet „Thetis" und „Arcona" auf der Rhede von Yokuhama vor Anker und es verlautete bald, daß der Abschluß eines Vertrages jetzt gesichert sei! Wir athmeten wieder auf, jetzt war alles Kommende leicht zu ertragen, in einem Monate später hofften wir nach China unter Segel zu gehen. Am folgenden Tage fuhr ich, der Einladung des Gesandten folgend, an Bord der „Thetis" und vernahm aus seinem Munde die erfreuliche Nachricht.

Der nächste Tag, der 10. Dezember, brachte eine merkwürdige Erscheinung in der Temperatur. Bei heftigen Gewitterschlägen regnete es in Strömen, es folgten heftige Boen aus Süden bei auffallend schwüler, ja heißer Temperatur. Mehrfache Erdstöße wurden an diesem Tage verspürt. Mittwoch, den 12. Dezember, trat die „Thetis" den Rückweg nach Jeddo an und ich entschloß mich, die Fahrt mitzumachen. Fast war es unmöglich, im Boote das Schiff zu erreichen, so hoch und rauh gingen die Wellen in der sonst nur leichtgekräuselten Bucht.

Unsere Fahrt sollte keine glückliche sein. Ein Zimmermannsmate, der vorn am Anker thätig war, fiel über Bord und konnte bei der raschen Fahrt und stürmisch bewegten See nicht gerettet werden. Die Rettungsversuche hatten so viel Zeit gekostet, daß wir den Ankerplatz in Jeddo erst am folgenden Morgen erreichten. Die „Arcona" ging am folgenden Tage nach der Yokuhama-Rhede zurück, und da ich Willens war, die nächsten Wochen an Bord zu verleben, richtete ich mich wieder häuslich in meiner Kabine ein, wo es jetzt behaglicher war als am Lande. Nach langer Zeit wurde mir's wieder wohl zu Muthe, als ich meinen Platz in der Messe der „Arcona" eingenommen hatte. War ich auch, so lange wir auf der Rhede lagen, bei Tage oft in Yokuhama, am Abend brachte mich ein Boot wieder zurück, und es überschlich mich wie ein Daheim, wenn ich vom dunklen Körper des Schiffes die Lichtreflexe der Laternen vom Maste auf der Wasserfläche zittern sah und den Ruf des Wachtpostens: „Boot ohoi!" mit „Ja, Ja!" beantwortete.

Endlich nach vier langen Monaten stetiger Hoffnung und Enttäuschung — bei jedem Schiffe, das im Hafen zu Anker gegangen war, hatten wir diese bittere Erfahrung auf's Neue machen müssen — langten auch am 17. Dezember die ersten, freilich sehr alten Briefe aus der Heimat an! Der lang ersehnte Tag konnte freilich nicht Allen frohe Nachricht bringen. Hier und da waren auch schwarze Siegel als Schmerzensboten eingetroffen; in den Zeitraum von sechs Monaten drängt sich viel Freude und Leid zusammen! Jetzt traf eine Post nach der andern ein und in wenigen Wochen waren die neuesten Nachrichten

in unseren Händen. Die Tage der Weihnachten rückten näher und auch an Bord der „Arcona“ hatten wir dafür Sorge getragen, daß dieses tief im Gemüthe des deutschen Volkes wurzelnde Fest auch im fernsten Inselreiche des Ostens seine hellen, erwärmenden Strahlen über uns ausgieße. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, wenn ich zu schildern versuche, in welcher Weise wir dies sinnige deutsche Fest begangen haben.

Eine laue, wunderbar schöne Mondnacht hatte in verschwenderischer Weise ihr sanftes Licht über die glatte Meeresfläche ausgegossen; es war eine jener sommerlichen Nächte, wie sie nur unter diesem Himmelsstriche noch an der Grenze des Jahres, inmitten des eigentlichen Winters, möglich sind. Klar funkelten die Sterne vom tiefblauen Firmament, leise plätscherten die Wogen, als sprächen sie im Traume gegen die Riesenleiber der vor Anker ruhenden Schiffe, deren feine Takelage sich gegen den durchsichtigen und monderhellten Aether wunderbar abhob.

Ich gedachte das Fest im Kreise der Reisegefährten auf der „Arcona“ zu verleben, und war darum zeitig vom Lande an Bord zurückgefahren. Dort war schon lange vor Dunkelheit Alles geschäftig, die Weihnachtsbäume zu schmücken, und mit Einbruch der Nacht nahm das Fest für die Mannschaft seinen Anfang. Die Musik begann mit einem Choral, und in wenig Augenblicken war das ganze Schiff festlich durch bunte Ballons erleuchtet und geschmückt, in der Batterie wie im Zwischendeck auf den Tischen der Mannschaft waren zahlreiche Christbäume angezündet, was dem ganzen Innern des Schiffes ein festliches Gepränge verlieh. Droben fand inzwischen eine Verloosung von tausenderlei japanischen Kleinigkeiten für alle Leute auf dem Schiffe statt, an welcher der Kommandant, die Offiziere und Kadetten sämmtlich sich betheiligten, und nach deren Beendigung die Mannschaft bei einem Glase Punsch unter fröhlichen Liedern und Tanz ihrer Heiterkeit die Zügel schießen lassen durfte.

Auf keinem Schiffe fehlt es an lustigen Personen und Schwänkemachern: so traten denn auch die Weisen aus dem Morgenlande in Gestalt mehrerer Matrosen in phantastischem Kostüme mit dem Sterne auf und trugen eine derb-volksthümliche Szene vor, die allgemeine Heiterkeit erregte.

Im Raume der Offiziersmesse war inzwischen auch der Baum angezündet worden, die meist scherzhaften Geschenke wurden vertheilt und der Abend verfloß in heiterem Gespräch und in der Erinnerung an das Vaterland und Alle, die mit uns in Liebe verbunden waren. Auch im Hause des Gesandten in Jeddo ward der Weihnachtsabend in ähnlicher Weise festlich begangen; den Empfangssalon hatte man mit Tannengrün und Bambuszweigen geschmückt und die Gesellschaft, zu der auch die in Jeddo lebenden Personen der verschiedenen Gesandtschaften geladen waren, sammelte sich um den nach deutscher Weise geschmückten brennenden Weihnachtsbaum, während ebenfalls als Erinnerung an dies in Japan verlebte Fest kleine Geschenke zur Verloosung kamen.

Da sich unser Aufenthalt in der Jeddo-Bai auf's Neue in die Länge zog, war ich der Einladung des Gesandten gerne gefolgt, mich noch auf einige Zeit in Jeddo aufzuhalten, und traf mit dem Neujahrstage wieder in Akabani ein.

Noch spät am Abend des 2. Januar erschienen die Gouverneure, welche zu den Verhandlungen mit dem Gesandten beauftragt waren, in unserer Wohnung,

um dem Grafen die Mittheilung zu machen, daß man einer Verschwörung von 500 Lonins (entlassenen Jakunins — Prätorianerbanden) auf die Spur gekommen sei, welche sich die Ermordung aller Gesandten in Jeddo, namentlich auch der preußischen, zum Ziele gesetzt habe. Man fürchte einen nächtlichen Ueberfall; die Leute würden vielleicht das ganze Viertel in Brand stecken, und es sei der Regierung nicht möglich, den Gesandten und seine Begleiter in Akabani selbst gehörig zu schützen. Die Gouverneure baten ihn dringend, er möge sich zu seiner Sicherheit ein Haus innerhalb der kaiserlichen Ringmauern, im Kastell, als Wohnung wählen, oder aber sich an Bord seiner Schiffe zurückziehen; sie wollten ihn dort täglich besuchen, um die Unterhandlungen über den Vertrag zu Ende zu führen u. s. w.

Der Gesandte lehnte beide Propositionen entschieden ab und erklärte, er wolle im guten Vertrauen auf die Regierung in Akabani bleiben: eine Verschwörung, die entdeckt sei, könne zu ernsten Besorgnissen keine Veranlassung mehr bieten; er werde auch von den Schiffen keine Soldaten zu seinem Schutze kommen lassen, da er nicht zweifle, die Regierung werde durch kluge und entschiedene Maßregeln jetzt, da sie von der Verschwörung Kenntniß habe, die etwa noch drohende Gefahr abzuwenden wissen.

Inzwischen wurden in Akabani doch Anstalten getroffen, um bei einem etwaigen nächtlichen Ueberfalle nicht ganz unvorbereitet und wehrlos zu sein; Signale mit den übrigen Gesandtschaften und vor Allem mit unsern auf der Rhede ankernden Schiffen wurden verabredet, um im Falle einer ernstlichen Gefahr Hülfe von da zu erbitten. An einen wirklich beschlossenen Anfall auf Akabani dachten wir freilich im Ernste kaum; wenn es dazu gekommen wäre, würde unsere Lage mißlich gewesen sein; das breterne Haus und seine Umzäunung bot keinen Schutz und hätte keinen Widerstand zu leisten vermocht, am wenigsten, wenn man die benachbarten Häuser angezündet hätte; es wäre uns nur übrig geblieben, den Schiffen das Nothsignal zu geben und dann zu versuchen, uns bis zum Landungsplatze durchzuschlagen, um dort zu verharren, bis Boote zu unserm Schutz angekommen wären.

Die Schiffe mußten des seichten Wassers wegen ungewöhnlich weit vom Lande ankern, und bei ungünstigem Winde brauchten die Boote leicht zwei bis drei Stunden, um an's Ufer zu gelangen. Wol hatten wir in Akabani eine beträchtliche Zahl Bewaffneter (Jakunins), die, in den angrenzenden Gängen und Wachthäusern vertheilt, zu unserm Schutze dienen sollten; doch wußten wir sehr wohl, daß in der Stunde der Gefahr auf alle diese Leute wenig oder gar nicht zu zählen sein würde — so wäre denn unsere Lage im Hause der Gesandtschaft immerhin prekär gewesen, wenn es zu einem offenen Angriffe hätte kommen sollen. Wir glaubten indeß daran, wie gesagt, im Ernste nicht, und setzten voraus, die japanische Regierung habe, wie es auch wol der Fall war, die Gefahr überschätzt oder übertrieben; wenigstens erfolgte nichts Feindliches gegen uns.

Nach wie vor machten wir unsere Ausflüge zu Pferde und zu Fuß in die Stadt und ihre Umgebung, die auch im winterlichen Gewande immer neue landschaftliche Schönheiten bot. Das Leben ging den gewohnten Gang, die Gouverneure kamen wie zuvor und die Verhandlungen über den Vertrag waren ungefähr dem Abschlusse nahe — und, wie es meist zu ergehen pflegt, an die Verschwörung

zu unserm Untergange wurde kaum mehr gesprächsweise gedacht, bis uns die am 15. Januar erfolgte Ermordung des Herrn Huysken nur zu deutlich bewies, daß der Haß sich in Meuchelmord dokumentiren wolle und die Gefahr von dieser Seite drohe.

Herr Huysken, ein Holländer von Geburt, war mit dem jetzigen amerikanischen Minister, Herrn Harris, nach Japan gekommen und seit drei Jahren der stetige Begleiter auf den Reisen dieses Gesandten im östlichen Asien. Er fungirte als Dolmetscher für den Verkehr mit den japanischen Behörden, welcher bekanntlich durch das Holländische vermittelt wird, und war zugleich Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft. Er schloß sich von Herzen an uns an, und sein liebenswürdiger, heiterer Sinn, seine nicht ermüdende Bereitwilligkeit, uns den Aufenthalt so freundlich als möglich zu gestalten, hatten ihm bald die Zuneigung Aller erworben.

Auf den fast allabendlich statthabenden Ritten zu den verschiedenen Punkten in und um Jeddo war er der Führer und in Kurzem mit unserm täglichen Leben so auf's Engste verbunden, daß es befremdend erschien, wenn man ihn an einem Tage einmal nicht in Akabani erblickte.

Den Japanern mag er wol die bekannteste europäische Persönlichkeit gewesen sein; sein jahrelanger Aufenthalt in Jeddo hatte ihn oft und nach allen Richtungen der Stadt hinausgeführt; er war es', der bei fast allen Verträgen, welche Japan mit fremden Nationen geschlossen, als Dolmetscher thätig und mitwirkend gewesen war. Wollen wir nach einem Motiv suchen, das auf ihn persönlich einen Haß gelenkt habe, so könnten wir es nur darin finden, daß man ihn als den Miturheber der Verträge ansah — sonst war er auch bei den Japanern um seiner Freundlichkeit und Milde willen geliebt.

Herr Huysken hatte am 15. Januar nach einem Spazierritt beim Gesandten gespeist; er verweilte noch bis kurz vor 9 Uhr, der Stunde, zu der er gewöhnlich heimzureiten pflegte. Er war, das läßt sich nicht leugnen, namentlich von Mr. Harris oft gebeten worden, im Dunkeln nicht zu reiten; doch mochte er sich wol nicht entschließen, einem Verkehr zu entsagen, der ihm zum Bedürfnisse geworden war. Wie gewöhnlich von drei Jakunins begleitet, ritt er von dannen, — bewaffnet war er nicht; es ist auch fraglich, ob ihn in diesem Falle ein Revolver vor dem Verhängnisse, das seiner harrte, bewahrt haben würde.

Im Salon des Grafen hatte sich mittlerweile nach Huysken's Weggang die Gesellschaft um die Whisttische gruppirt, als gegen 10 Uhr dem Gesandten ein Billet von Mr. Harris übergeben ward, das die Nachricht enthielt, Huysken sei auf dem Heimwege überfallen und in die Bauchhöhle verwundet worden; er bitte um schleunige ärztliche Hülfe.

Ich unterlasse, den Eindruck zu schildern, den dieser Schlag auf alle Gemüther verursachte. Der Arzt der Gesandtschaft, Dr. Lucius, eilte sofort, von mehreren der Herren begleitet, in die Wohnung des Unglücklichen, wo sie denselben schon sterbend antrafen. Wenige Stunden nachher hatte der Freund, der uns kurz zuvor gesund und heiter verlassen, sein Leben ausgehaucht.

In einer etwas engen Straße war der Reitertrupp plötzlich von einer Anzahl Bewaffneter überfallen worden, die mit wildem Schreien auf Huysken eindrangen, die Laternen, welche von den Pferdejungen getragen wurden, mit

Stecken ausschlugen und von beiden Seiten mit ihren haarscharfen langen Schwertern auf den Wehrlosen einhieben. Huysken spornte sein Pferd, seine begleitenden Jakunins folgten, als er, vielleicht hundert Schritte vom Schauplatze des ersten Ueberfalls, vom Pferde sank. Er hatte einen Hieb in die Bauchhöhle empfangen, die Eingeweide quollen hervor und der vom Blutverluste Erschöpfte mußte noch lange schreckliche Viertelstunden einsam im Kothe der Straße liegen, bis die Jakunins eine Bahre herbeigeschafft und ihn in die amerikanische Gesandtschaft getragen hatten.

Die erhaltene Wunde war unter allen Umständen tödtlich, der scharfe Säbelhieb hatte die edleren Theile verletzt; der Unglückliche blieb bis zu seinem Ende bei vollem Bewußtsein und entschlief sanft, nachdem ihm vom Abbé Girard, einem bei der französischen Gesandtschaft angestellten Jesuitenpater, die heiligen Sterbesakramente gereicht waren.

Es war der Tod so recht schroff in unsere Mitte getreten, und das Gefühl lag gar nahe, wie leicht auch Einen unter uns dieses Verhängniß hätte ereilen können. Hatte doch der Ermordete gerade für den folgenden Abend einen Theil von uns zu sich zum Diner gebeten, — und auf dem Wege zu seiner Wohnung hatte der Meuchelmord ihn erlangt. Der Eindruck des erschütternden Ereignisses war furchtbar; es lag über dem ganzen Hause eine dumpfe Schwüle, als habe der Tod selbst unter uns seine schauerliche Stätte aufgeschlagen.

Die Gouverneure waren noch in der Nacht zu Mr. Harris geeilt, um ihm das tiefe Bedauern der Regierung über das Vorgefallene auszudrücken. In den folgenden Tagen erschienen sie auch bei uns, um das Gleiche zu thun und die Versicherung hinzuzufügen, daß die Regierung Alles aufbieten werde, die Verbrecher zu entdecken. Man knüpfte daran auf's Neue die Bitte, wir möchten doch thunlichst nicht ausreiten, oder wenn der Gesandte es nicht umgehen könne, solle man die Regierung zuvor zeitig davon unterrichten, damit sie Maßregeln zur Sicherheit treffen könne ꝛc. Letzteres lehnte der Graf wiederum ab, da es, und mit Recht, leicht gefährlich sein könnte, auszureiten, wenn die Verschworenen es etwa schon zuvor erführen. Was es übrigens mit dem Schutze durch bewaffnete japanische Begleiter auf sich habe, hatten wir nun schon zur Genüge erfahren. Bereits früher war beispielsweise der Kapitän J. von der „Thetis“ bei einem Ausritte von einem japanischen Daimio Offizier insultirt worden, ohne daß die ihn begleitenden Jakunins gewagt hätten, Dem entgegenzutreten; — Huysken war inmitten dreier bewaffneter Jakunins ermordet worden, und keiner hatte nur einen Versuch zur Vertheidigung des ihrem Schutze anvertrauten Fremden gemacht oder einen der Verbrecher zu ergreifen getrachtet.

Der Taikun ließ nun zwar sagen, er werde von seinen eigenen Leibtrabanten eine Anzahl nach Akabani senden, die dem Gesandten und uns als Eskorte dienen sollten; doch — und das ist in der That charakteristisch — es bedürfe zum Anführer dieser Leute eines besonders tüchtigen und gewandten Mannes, dessen Wahl noch einige Zeit erfordern werde. Wir haben inzwischen das Resultat dieser wichtigen Wahl nicht abgewartet.

Was sollte man von der Stärke und dem guten Willen der Regierung denken, die schon damals, als die Verschwörung entdeckt wurde, ihrer Aussage nach alle Wachtposten in der ganzen Stadt und namentlich in der Nähe der

Spiess, Japan-Expedition.

Begräbniss des ermordeten Dolmetscher Huysken in Jeddo.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

fremden Gesandtschaften mit Soldaten verstärkt und gewissermaßen Belagerungszustand über jene Stadttheile verhängt hatte — und die es dennoch geschehen ließ, daß der Sekretär einer Gesandtschaft auf der offenen Straße ermordet ward!

Auch im Hofe der Akabani errichtete man noch neue Wachthäuser; wir gingen und ritten nur unter Begleitung von vier bis sechs Jakunins auf jeden Kopf von uns aus — einer der Gouverneure schlief ein paar Nächte selbst in einem Seitengebäude, um die Schutzwachen zu inspiziren — doch wußten wir wohl, daß wir uns auf alle diese Maßregeln nur wenig verlassen durften, und es wurden von den Schiffen noch einige Soldaten an's Land kommandirt, so daß das Häuflein in der Akabani im Ganzen sich auf etwa 40 Europäer stellte.

Den Gouverneuren selbst müssen wir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie von ihrem guten Willen und persönlicher Aufopferung uns hinlänglichen Beweis gegeben haben, — den Maßregeln der Regierung können wir das gleiche Lob nicht zollen.

Am 18. Januar sollte die Beerdigung des Ermordeten statthaben, und zwar in möglichst soleuner Weise unter der Betheiligung aller in Jeddo vertretenen Nationen, damit die japanische Regierung erkenne, wie durch ein solches Verbrechen alle Nationen in gleicher Weise betroffen und verletzt würden.

Die Gouverneure erboten sich, als Leidtragende an der Trauerfeier Theil zu nehmen, und gaben dadurch allerdings die Erklärung ab, daß das Verbrechen für die Regierung ein schmerzliches Ereigniß sei. Inzwischen erschienen sie am Morgen des 18., bevor die Ceremonie ihren Anfang nehmen sollte, bei Mr. Harris, um ihn und die übrigen Gesandten zu bitten, lieber an der Leichenfeier sich nicht zu betheiligen, da die Regierung einen Angriff auf den Leichenkondukt befürchten müsse.

Es leuchtet ein, daß Keiner auf eine solche Zumuthung eingehen mochte. Mr. Harris erklärte, er werde sich durch Nichts abhalten lassen, seinem ermordeten Freunde die letzte Ehre zu erweisen; man möge ihm am Grabe des Ermordeten das Leben nehmen, nur möge die Regierung wohl bedenken, daß sie das Unglück des eigenen Landes heraufbeschwöre, wenn sie es nicht zu verhindern wisse, daß man die Gesandten befreundeter Mächte unter ihren Augen morde. Nach dieser festen und würdigen Erklärung entfernten sich die Gouverneure und es setzte sich der Kondukt zur bestimmten Stunde in Bewegung — alle Leidtragenden waren bewaffnet, preußische und holländische Seesoldaten gingen als Eskorte zur Seite, — die japanische Regierung aber, obschon sie im Voraus von der Möglichkeit eines Anfalls auf den Zug unterrichtet war, hatte Nichts gethan, um uns zu schützen; außer den uns gewöhnlich zur Begleitung dienenden Jakunins war Nichts von Soldaten auf dem ganzen Wege sichtbar.

Tausende von Neugierigen bedeckten den Weg, als der Zug sich langsam nach dem Friedhofe bewegte; es erfolgte indeß keine feindliche Demonstration. Im Falle der Gefahr wären wir freilich wiederum auf uns allein angewiesen gewesen, — es würde den Angreifenden aber auch ein übler Empfang zu Theil geworden sein, — dennoch bleibt dies rathlose Gebahren der Regierung unbegreiflich und unverzeihlich.

Es war eine seltsame Leichenfeier, die Allen, die daran Theil genommen, nicht leicht aus dem Gedächtnisse entschwinden wird.

Wir geleiteten einen Ermordeten zur Gruft und mußten gewärtig sein, uns selber unsers Lebens wehren zu müssen, — vorauf dem Zuge ritten die fünf Gouverneure; der Sarg, mit der großen Flagge der Union bedeckt, wurde von japanischen Dienern getragen; eine Abtheilung Soldaten und Matrosen eröffnete und schloß den Kondukt; die Flaggen der fünf vertretenen Nationen, Amerika, England, Frankreich, Holland und Preußen, wurden vorgetragen; dem Sarge folgten die sämmtlichen Gesandten und Konsuln, alle Mitglieder der Expedition, die meisten Offiziere vom preußischen Geschwader und der holländischen Kriegsbrigg „Caschelot", die am Morgen zur Trauerfeier von Yokuhama aus eingetroffen war. Die ergreifenden Klänge von Trauerchorälen, von der Musik der „Arcona" vorgetragen, drangen durch die Luft; ein wunderbar klarer Tag hatte sich über die Erde ausgebreitet, und als wir uns dem Friedhofe näherten, wiegten sich die Kronen der schönen immergrünen Lorbeer- und Eichbäume wie grüßend in der reinen Luft.

Inmitten eines schattigen Wäldchens, an einem sanften Hügel, liegt der japanische Friedhof, der den Europäern angewiesen ist; dort betteten wir den Geschiedenen in seine Gruft und der Abbé Girard verrichtete die Gebete. Der japanische Priester des Kirchhofes hatte sich ebenfalls zur Feierlichkeit eingefunden; er saß in vollem Ornate unter einem großen Schirme, den zwei Diener über ihn ausbreiteten, in der Nähe des Grabes, und im Augenblicke, als die Leiche in die Gruft gesenkt wurde, sprach der Priester auch seine Gebete.

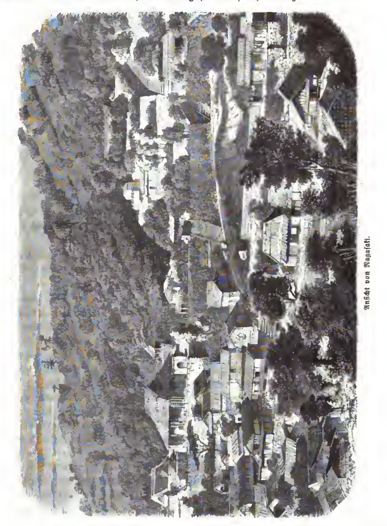
Auf uns hat dieser Zug des toleranten und theilnehmenden Priesters nur einen wohlthuenden Eindruck gemacht; der alte Mann hatte in seiner Weise dargethan, daß auch er dem Todten Frieden in seine Gruft hinabwünsche.

Am 18. Januar war Herr Huysken zur letzten Ruhestätte geleitet worden, die Zeit bis zu unserer Abreise war mit Arbeiten und Vorbereitungen aller Art ausgefüllt; unser Aufenthalt hatte seinen Reiz verloren, es wurde unheimlich in der Akabani; der Schatten des Erschlagenen lag über Allem, was noch geschehen mußte. Die Unterzeichnung des Vertrages war aber noch nicht erfolgt, die Geschenke mußten noch ausgetauscht werden und noch manche Förmlichkeit war zu erfüllen, bevor wir uns zur Rückreise entschließen konnten.

Auf dringendes Bitten der japanischen Regierung wurden alle Ausflüge auf die nöthigen Wege beschränkt, die Zahl der Jakunins war verdoppelt. Donnerstag, den 24. Januar, erfolgte die feierliche Unterzeichnung des Vertrages und im Laufe der nächsten Tage wurden die gegenseitigen Geschenke überreicht.

Auf eine Audienz beim Taikun mußte der Gesandte verzichten, da die Minister ihm dieselbe zwar nicht zu verweigern wagten, es ihm aber anheim gegeben hatten, abzuwarten, bis der Audienzsaal in der kaiserlichen Burg aufgebaut sein würde. Gegenwärtig seien die Räume nicht zu einer so feierlichen Ceremonie passend eingerichtet. Auch bei den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten verabschiedete sich der Gesandte nur brieflich, da man die Besorgniß vor neuem Unglück, das bei dieser Gelegenheit geschehen könnte, unter einer Flut von Entschuldigungen wegen überhäufter Arbeit versteckte.

Die Abreise wurde nun mit der möglichsten Eile betrieben und am Montag den 28. Januar befand sich Graf Eulenburg nebst Gefolge wieder an Bord der „Arcona", um die Weiterreise über Nagasaki nach China anzutreten.



Ansicht von Nagasaki.

Der Abschied von Jeddo war uns nach den letzten Erlebnissen leicht geworden — und doch standen wir Alle mit den Fernrohren am Deck, während die „Arcona" unter den Klängen der Musik schwenkte, und wir richteten den Blick noch einmal auf jene Baumgruppe, in deren Schatten Akabani versteckt lag. In Yokuhama war noch Mancherlei zu besorgen, Abschied zu nehmen u. s. w.

Der Gesandte gab den jetzt dort weilenden fremden Ministern, Konsuln &c. an Bord ein Diner und Donnerstag den 31. Januar lichteten „Arcona" und „Thetis" die Anker, um aus der Jeddo-Bai hinauszudampfen.

Nach heftigstem Sturme am Tage zuvor war es heute mild und warm und Alles ließ sich freundlich zur Weiterreise an.

Mit welchen Empfindungen wir dieselbe antraten, ist leicht begreiflich, und von der Rückschau auf das hinter uns Liegende eilte der Gedanke der nächsten Zukunft entgegen, die uns in wenigen Tagen dem chinesischen Reiche und somit tausend neuen Eindrücken entgegenführen sollte.

Ehe wir aber das Kap Sagami und die Insel Ohosima am Eingange der Bai erreichten, erhob sich ein gewaltiger Sturm, der uns bei einbrechender Nacht und in den engen Klippenreihen der Passage leicht gefährlich werden konnte. Es gelang beiden Schiffen in der Nacht, lavirend den Ausgang zu erzwingen; wir mußten statt südwestlich unsern Kurs nach Osten richten und während der nächsten vier Tage kreuzten wir gegen Sturm und unruhige See. Das Schiff rollte und stampfte, wir erhielten Sturzseen in Menge und ich — eine lange Lücke in meinem Tagebuche ist der beste Kommentar zu dieser Fahrt.

Volle achtzehn Tage kämpften wir mit Wind und Wellen und gelangten endlich an das nächste Ziel unserer diesmaligen Reise, Nagasaki, das mit gutem Winde in vier bis fünf Tagen zu erreichen ist.

Alle Unbehaglichkeiten der langen Fahrt wurden indeß bald in den Hintergrund gedrängt durch die überraschend schöne Scenerie, welche sich unseren Blicken bei der Einfahrt in die Bucht von Nagasaki darbot.

Es war ein schöner klarer Sonntagmorgen, doppelt erfrischend nach dem Sturm und Regen der letzten Wochen; die Bilder, welche sich vor uns aufrollten, waren großartig und malerisch; eine Unzahl kleiner Felseninseln, theils klar und schroff in den bizarrsten Gestalten aus dem Meere aufsteigend, theils mit üppigem Strauchwerk geschmückt, lagen vor uns in der Bucht zerstreut.

Diese wird von dem imposanten Hintergrunde hoher vulkanischer Gebirgszüge umschlossen und zu einem engen Becken zusammengedrängt. Wie am Ufer eines Landsee's erscheint endlich bei der letzten Wendung, am sogenannten Papenberg, die Stadt mit den vor ihr ankernden Schiffen. Das ganze Bild war von bezaubernder Schönheit und behielt für uns Alle auch in den folgenden Tagen den gleichen Reiz. Alle waren entzückt, man wußte nicht Worte der Bewunderung genug zu finden. Einen reicheren Naturgenuß — darüber waren Alle einig kann die Erde nicht bieten, als die Bucht von Nagasaki und ihre Höhen.

Unser Aufenthalt galt in Nagasaki der Erholung und war nur von kurzer Dauer; wir wohnten an Bord und verlebten die Tage in Gesellschaft unserer liebenswürdigen und gastfreien Landsleute, zu denen ich auch die Holländer zähle.

Ein russisches Geschwader lag schon seit längerer Zeit im Hafen von Nagasaki; kaum war der Anker gefallen, als die Fregatte „Swetlana" uns durch einen Salut von 17 Kanonenschüssen begrüßte, der sofort erwiedert wurde. Tausendfach rollte der Donner der Geschütze als Echo von den naheliegenden Bergen zurück. Zahlreiche japanische Boote umschwärmten alsbald die neuangekommenen Schiffe, und wir säumten nicht, das Land zu betreten.

Der Temperatur-Unterschied gegen die Umgebung Jeddo's war erheblich; hier in Nagasaki hatte man zwar einigemal bis 3° Kälte gehabt, doch war die Vegetation so frisch und reich, daß man inmitten des ewigen Frühlings lebte. Die Saaten standen prächtig, die Kirschbäume blühten und dufteten in den Thälern, der Bambus wiegte seine gefiederten Aeste in der lauen Luft und an den unteren Abhängen waren nur die Wachsbäume ihres Blätterschmuckes beraubt. Wohinaus man auch den Schritt lenken mochte, immer führte der Weg auf Punkte, welche die entzückendsten Fernsichten boten, und auch der Blick in's Innere des Landes zeigte die fruchtbarste Berglandschaft, malerische Thalschluchten, blaue Gebirgsketten und hier und dort eine versteckte Bucht des überall in's Land einschneidenden Meeres.

Glücklicherweise waren wir während der acht Tage, die wir in Nagasaki weilten, vom herrlichsten Wetter begünstigt, und wir sind nicht müde geworden, die Schönheiten der Umgebung Nagasaki's in vollen Zügen zu genießen.

Die Stadt selbst bietet nichts besonders Erwähnenswerthes dar; nur war es natürlich interessant, in Desima den Flecken Erde zu betreten, der Jahrhunderte lang die einzige Verbindung Europa's mit dem „Reiche des Sonnenaufgangs" gebildet hat. Das einstige Gefängniß der in Japan lebenden Holländer ist indeß nicht so klein und beschränkt, als man es sich nach den Berichten der verschiedenen Schriftsteller leicht denken möchte, — vielleicht war uns auch der Maßstab für europäische Wohnungen etwas abhanden gekommen; genug, nach den ärmlichen Holz- und Papierhäusern, in denen wir selbst in Yokuhama hatten wohnen müssen, erschienen uns die auf Desima stehenden zweistöckigen steinernen Häuser mit ordentlichen Thüren und Fenstern gar stolz und wohnlich. In der That tragen auch die Häuser den Stempel holländischer Behaglichkeit und Solidität an sich, und die Räume, welche der holländische Konsul, Herr Metman, in dem Gebäude des ehemaligen Opperhoofd's inne hat, sind brillant und überraschend geschmackvoll eingerichtet, — kurz, man erkennt, daß die Holländer es wohl verstanden haben, sich ihr Gefängniß wenigstens so erträglich als möglich zu gestalten.

Immerhin war aber die Beschränkung gewiß eine drückende, und es muß doppelt schmerzlich gewesen sein, unter so beengenden Fesseln ein einsames, langweiliges Dasein zu fristen, hier, wo rings umher die herrlichste Natur das Auge entzückt und die Sehnsucht wach erhalten mußte, hinauszueilen und durch Berg und Thal zu streifen. Wäre es nicht hergebracht, Desima eine Insel zu nennen, Niemand würde darauf achten, daß ein schmaler Graben den Wohnsitz der Holländer von der übrigen Stadt scheidet und daß die hinüberführende Brücke die bewachte Grenze bildete, deren Ueberschreitung auf's Strengste untersagt war. Heute erinnert nur noch ein „schwarzes Bret" an jene Zeit, wo das Verbot für alle Japaner angeschlagen war, daß Keiner mit Ausnahme der beeideten Wächter und Diener jenen Ort betreten dürfe. Auch jetzt wohnen auf Desima noch ausschließlich Holländer und Deutsche, welche unter holländischem Schutze stehen und meist von Java hierher gekommen sind. Amerikaner und Engländer haben ein besonderes Settlement begründet, und das russische Geschwader hat seinerseits an einem anderen Punkte eine förmliche Niederlassung am Lande etablirt.

Wir fanden Wohnhäuser für die höheren Offiziere, ein Haus für die Kadetten, welche dort Unterricht empfangen, ein Hospital, ein kleines Werft für Bootsbau, einen Begräbnißplatz, Kohlendepots, kurz, Alles ist für einen dauernden Aufenthalt bemessen. Rußland hat bis jetzt weder in Kanagawa noch in Nagasaki eigne Konsuln bestellt, noch auch einen Gesandten in Jeddo unterhalten; Handelsinteressen hat es bis dahin noch nicht in jenen Häfen, nur der einzige Hafen Hakodadi im Norden auf Jesso wird vielleicht Verbindungen mit Kamtschatka und den Amurländern unterhalten. Wol aber scheint man in Rußland die Wichtigkeit einer Flottenstation in Nagasaki begriffen zu haben; Nagasaki und der Amur sind die beiden Punkte hier im östlichen Asien, in denen russische Kriegsfahrzeuge stationiren, — man hat auf diese Weise das ganze Inselreich in die Mitte genommen, und ein Blick auf die Karte wird den Leser überzeugen, daß man in Nagasaki den chinesischen Häfen, dem Golf von Petschili und der Hauptstadt Peking unmittelbar nahe bleibt. Nagasaki ist ein gesunder und geschützter Hafen, alle Lebensmittel sind billig und auch Kohlen liefert das Land in beliebiger Menge. Die russischen Staatsmänner haben wol die Vortheile einer Station in Nagasaki im Auge behalten, während man klugerweise von Jeddo selbst fern geblieben ist und damit den Verwickelungen aus dem Wege geht, die den übrigen Mächten durch die Anwesenheit der Fremden in und bei Jeddo erwachsen sind.

Wie ein paar alte Bekannte begrüßten mich hier in Nagasaki die Schlote einer Maschinenwerkstatt, welche von einer holländischen Gesellschaft hier begründet und namentlich für Reparatur und Neubau von Dampfbooten bestimmt ist. Das Etablissement liegt malerisch in einer kleinen Thalschlucht und soll seiner Vollendung nahe sein.

Die japanische Stadt ist von dem, was wir in Jeddo kennen gelernt, wenig verschieden; wohlthuend fiel uns nur die Freundlichkeit der Bewohner auf; die Holländer standen in Nagasaki von jeher auch den besseren Klassen der Bevölkerung näher, als dies je in Jeddo der Fall sein wird; sie ertheilen Unterricht in der holländischen Sprache, in den medizinischen Wissenschaften, im Ingenieurwesen und Schiffsbau und das wißbegierige Volk sieht sie gern.

Ich lernte unter Andern einen japanischen Arzt, Matsmai, kennen, der Allen durch seine treffenden Antworten, sein anständiges, gewandtes Benehmen und seine Unbefangenheit im Verkehr mit den Fremden imponirte.

Ueberraschend war der Anblick der japanischen Grabstätten, welche in unabsehbarer Ausdehnung die nächsten Hügel Nagasaki's terrassenförmig bedecken. Alle Gräber waren mit Denksteinen geziert; rothe und goldene Zeichen nannten die Namen der Verstorbenen, Blumen waren vor allen Grabsteinen aufgestellt, die Stätte selbst sorgsam gereinigt und gepflegt, und zierliche Schlingpflanzen umrankten die das kleine Terrain umschließenden Mauern. Zwischen den Terrassen zierten schattige Baumgruppen diese große Todtenstadt, und das Ganze machte so sehr den Eindruck schöner Pietät, daß wir Christen beschämt an manche wüste Kirchhöfe daheim denken mußten. Nie sah ich einen Friedhof, der einen wohlthuenderen Anblick gewährt hatte und zugleich so malerisch gelegen ist; offenbar hält der Japaner die Ruhestätten der Verstorbenen lange in Ehren, denn die Ausdehnung der Grabhügel ist ungeheuer im Verhältniß zur Größe der Stadt.

Inzwischen giebt es auch eine religiöse Sekte, welche ihre Leichen zu verbrennen pflegt, und wir sahen auf einem Spazierritte das Gebäude in einiger Entfernung von der Stadt, wo die Verbrennung stattfindet.



Aussicht in das Thal von Nagasaki vom Gräberberge aus.

In Japan hat jede Familie ihr eigenes Erbbegräbniß, dies umfaßt gewöhnlich einen Raum von 10—12 Fuß Seitenfläche, ist mit einer Mauer oder dichten Hecke umgeben und mit reinlichen Kieseln bestreut.

Meistens breitet eine Fichte, der heilige Baum in Japan, ihre Zweige über dies Mausoleum aus; die Gräber sind symmetrisch angelegt und in dem Sockel

eines jeden Denksteins zwei Vertiefungen für Blumen angebracht; die Kirchhöfe liegen nicht wie in China an den unfruchtbarsten Stellen, sondern sind an den romantischsten und lieblichsten Plätzen angelegt und durch Fichten, Camellien, Azaleen und andere Zierpflanzen zu einem blühenden Garten umgewandelt.

Besonders genußreich ward für uns eine Partie nach einer benachbarten Bucht und dem Dorfe Mogi, welche der holländische Konsul nebst mehreren anderen Herren für uns veranstaltet hatte. Theils zu Pferde, theils zu Fuße begab sich, vom herrlichsten blauen Himmel begünstigt, die zahlreiche Gesellschaft, vom Musikchore der „Arcona" begleitet, nach dem genannten Punkte. Hatten wir schon unterwegs unsere Ausdrücke der Freude und Bewunderung über die stets neu sich bietenden landschaftlichen Schönheiten erschöpft, so waren wir in der That erstaunt, als sich plötzlich beim Austritt aus einem Hohlwege die Aussicht auf die Bucht von Mogi vor uns eröffnete. Die ganze südliche Farbenpracht, das leise plätschernde Wasser, vor uns ein mächtiger Vulkan — wahrlich, Neapel im Sonnenscheine kann wenig vor diesem Bilde voraus haben. Im Hause des Ortsvorstehers war Alles zu unserem Empfange hergerichtet; wir saßen im Freien und weideten uns an dem vor uns liegenden köstlichen Panorama. Nachdem wir noch eine der zunächst liegenden Höhen erstiegen, um einen freieren Blick zu gewinnen, kehrte die Gesellschaft in das Haus zurück, und bald war bei einem vortrefflichen Diner und den Klängen der Musik die fröhlichste Stimmung an der Tafelrunde herrschend. Da der Mond schien, brach man erst spät am Abende auf und wanderte in der hellen, milden Nacht durch die bewaldeten Hügel wieder nach Nagasaki zurück.

Dem Gouverneur von Nagasaki wurde in den ersten Tagen ein Besuch abgestattet; es ging, wie auch in Jeddo, sehr würdevoll und feierlich her; eine große Zahl hoher Beamter war im Empfangszimmer zugegen, wir wurden in japanischer Weise bewirthet und die Unterhaltung bewegte sich natürlich in den Ausdrücken gegenseitiger Freundschaft und Höflichkeit.

Der Gouverneur erwiederte am folgenden Tage diesen Besuch an Bord der „Arcona" mit zahlreichem Gefolge; es fehlte überhaupt an Besuchen und Salutschüssen nicht, die zu Ehren der verschiedenen Konsuln, des russischen Admirals, des japanischen Gouverneurs rc. von den Bergen widerhallten, wenn diese hohen Herren das Flaggenschiff verließen.

Sonntag, den 24. Februar, lichteten wir die Anker und nahmen von Nagasaki und seinen freundlichen Bewohnern Abschied mit den Gefühlen des herzlichsten Dankes für die schönen Tage, welche wir dort verlebt hatten. Stolz dampfte unser Schiff aus der mit Inseln besäeten Bucht — jetzt noch eine Wendung und auch die Mastspitzen der im Hafen ankernden Schiffe waren verschwunden.

Lange noch blieben die mächtigen Gebirgsketten des wild zerrissenen Ufers erkennbar, durch den belebten und heiteren Aufenthalt in Nagasaki waren die trüben Erinnerungen an Jeddo in den Hintergrund getreten.

Japan und seine Bewohner liegen hinter uns! Die Bilder unseres fünfmonatlichen Aufenthaltes ziehen an unserer Seele vorüber, die Gebirge hüllen sich in bläulichen Duft — treten weiter und weiter zurück, bis endlich die letzten Streifen der Ufer in die Wellen hinabtauchen.

Spiess, Japan-Expedition.

Douanenhaus in Schanghai.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Zweite Abtheilung.

China, die Philippinen, Siam, Java und Rückreise
über Bombay nach Europa.



Chinesische Dschunken.

Zehntes Kapitel.

Ankunft in China. (Schanghai.)

Die chinesische Küste. — Einfahrt in den Yangtse-kiang. — Die „Arcona" auf einer Sandbank. — Glücklich wieder flott. — Fahrt nach Schanghai. — Physiognomie der Stadt. — Ihr Handel und ihre Zukunft. — Luxus in den europäischen Häusern. — Mangelnder Nationalstolz der Deutschen. — Wettrennen.

Eine ziemlich gute Fahrt brachte uns bald in die Nähe der chinesischen Küste, doch verhinderte uns ein dichter Nebel, in die Flußmündung einzusegeln. Die Küste China's war noch nicht sichtbar, nur an dem auf viele Meilen gelb gefärbten Wasser war es zu erkennen, daß wir uns der großen Alluvial-Ebene an der Mündung des Yangtse näherten, der seine kolossalen Wassermassen in der Färbung einer Erbsensuppe dem Meere zuwälzt. Die Küste ist ganz flach und bei trübem Wetter selbst in der Nähe kaum zu unterscheiden.

Unser Willkommen an den Ufern des Reiches der Mitte war von keinem günstigen Omen begleitet. Am 28. Februar war das Wetter günstig genug, um die Einfahrt zu versuchen; wir nahmen bei der Gützlaff-Insel einen Lootsen an Bord und freuten uns schon in der Gewißheit, am Abend in Schanghai zu sein und die langentbehrten Nachrichten aus Europa vorzufinden.

Leider war es anders beschlossen; der Lootse führte das Fahrzeug auf eine Sandbank, wo wir plötzlich und just in dem Momente fest saßen, als der Anker geworfen wurde, um nach des Lootsen Anordnungen die Hochflut zur Einfahrt in den eigentlichen Fluß, den Wusong-Fluß, abzuwarten. Alle Bemühungen, mit Hülfe der Schraube loszukommen, blieben vergebens; wir waren zu tief in den Schlamm hineingerathen und es mußte Hülfe von den in einiger Entfernung flußaufwärts liegenden englischen Kriegsschiffen erbeten werden. Da das Wasser an der Stelle, wo das Schiff lag, zur Ebbezeit bis auf 9′ fallen sollte, während die „Arcona" 20—21′ Tiefgang hat, war aller Grund zur Befürchtung vorhanden, das Fahrzeug werde bei niedrigem Wasser kentern, d. h. sich auf die Seite legen. Mit ängstlicher Spannung erwartete man die Zeit des tiefsten Wasserstandes. Inzwischen war das Schiff von außen durch Raaen gestützt, fast völlig abgetakelt, die Boote ausgesetzt und das Dringendste bereit gehalten, um, wenn es Noth thäte, das Fahrzeug verlassen zu können.

Es war eine lange, peinliche und unruhige Nacht; bald neigte sich der Körper des Schiffes nach Backbord, bald nach Steuerbord, und noch immer hatte die Ebbe nicht ihren niedrigsten Stand erreicht. Glücklicherweise blieb das Wetter ruhig, und da sich das Schiff tief in den Schlamm der Sandbank hineingearbeitet hatte, ging die Nacht ohne Unfall vorüber. Am folgenden Tage erschienen ein paar französische und englische Kanonenboote langseits, um die Geschütze zu übernehmen, und gegen Mittag, bei voller Flut, gelang es mit Hülfe eines von Schanghai beorderten Remorqueurs, wieder flott zu werden — das schöne Schiff war gerettet und die Ungeschicklichkeit des englischen Lootsen war wenigstens ohne ernstliche Folgen geblieben.

Im Laufe des Tages war ich mit einem Theil der übrigen Herren auf einem kleinen französischen Flußdampfer den Wusong hinauf gefahren und betrat gegen Abend in Schanghai zum ersten Male chinesischen Boden.

Wenige Tage, nachdem die „Arcona" in Wusong vor Anker gegangen war, traf auch die „Thetis" ein; beide Schiffe mußten indeß die nächste Springflut abwarten, um bei ihrem großen Tiefgange die im Flusse liegenden Barren passiren zu können, und nach Schanghai zu gelangen. Der Gesandte mit seinem Gefolge ging mit einem französischen Dampfer voraus und nahm in Folge der Einladung des oldenburg'schen Konsuls, Herrn Probst, Chef der in China angesehenen Firma Wm. Pustan und Komp., seine Wohnung in des Genannten Hause. Auch die übrigen Herren der Expedition fanden theilweise bei deutschen und englischen Familien gastfreundliche Aufnahme.

Das Wenige, was ich in den ersten Tagen von der Stadt Schanghai gesehen hatte, war nicht geeignet, allzu günstige Eindrücke bei mir zurückzulassen; es regnete ohne Unterlaß und der nasse, fette, lehmige Boden machte das Gehen in den Straßen fast unmöglich. Dem Hôtel, in welchem ich lebte, fehlte es bei den anhaltend düsteren Tagen an Behagen und Wohnlichkeit.

Indessen es waren uns auch heitere, sonnige Tage beschieden, der Frühling hatte sich Bahn gebrochen, und wenn wir auch nicht mit den gleichen Empfindungen durch die Felder wanderten, wie solche ein Frühling in den heimatlichen Fluren in uns wach ruft, so hatte die Zeit der wieder auflebenden Natur doch auch hier ihre Reize. Das an und für sich einförmige und öde Bild der unabsehbaren Ebenen, welche zu beiden Seiten des Flusses sich am Horizonte verlieren, entbehrte jetzt nicht allen Reizes; blühende Pfirsichbäume, die prächtigen Kelche der weißen und rothen Magnolien, welche die hohen Kronen im reichsten Ueberflusse bedeckten, hoben sich aus dem zarten, jungen Grün der neubelaubten Bäume hervor, während Tausende von bunten Feld- und Wiesenblumen uns unwillkürlich an die heimatliche norddeutsche Ebene erinnerten, der die gleichen bescheidenen Frühlingsblüten entsprießen. Die Sonne steht hier um diese Jahreszeit schon hoch im Zenith, und wenn wir den wohlmeinenden Warnungen der schon länger hier weilenden Bewohner von Schanghai glauben sollen, so ist die Gefahr eines Sonnenstiches bei ihnen gerade im Frühjahr vorhanden.

Im prächtigen, hellen Sonnenscheine ist der Anblick der Stadt und des Hafens von Schanghai imposant; die soliden, hellen, meist in gefälligem Style gebauten Wohnhäuser der europäischen Stadt und ihre Kirchen, namentlich die Gebäude am Kai mit der Aussicht auf den Fluß, gewähren inmitten der sie umgebenden Bosquets ein stattliches und doch freundliches Bild, — die Straßen sind regelmäßig und breit, und selbst die von Chinesen bewohnten Stadttheile kontrastiren vortheilhaft gegen die eigentliche Chinesenstadt, die etwas weiter flußaufwärts liegt und von einer Festungsmauer und Gräben umgeben ist.

Nähert man sich, von Wusong kommend, der Stadt, so erreicht man zunächst das Gebiet der Amerikaner, dem sich, durch einen breiten Kanal abgeschieden, das englische Settlement anschließt. Hier ist das Centrum des ungeheuren Verkehrs, den Schanghai's Handel hervorruft; fast alle Schiffe laden hier aus und ein und die Kuli's eilen vom Morgen bis Abend mit ihren oft unglaublich schweren Lasten vom Ladeplatze am Kai in die Lagerräume der Kaufleute und zurück, während sie sich die Arbeit durch eine Art Wechselgesang oder durch Rufen zu erleichtern trachten, das ihren eilenden Trab in regelmäßigem Takte sekundirt.

Im englischen Viertel, das den weitesten Raum einnimmt, haben sich auch die meisten Angehörigen der übrigen fremden, noch nicht vertragsberechtigten Nationen angekauft und niedergelassen; dort wehen neben der englischen Konsulatsflagge die russische, portugiesische, schwedische, holländische Flagge, und auch die deutschen Häuser haben dort größtentheits ihren Sitz.

Zwischen dem englischen Settlement und der eigentlichen Chinesenstadt haben die Franzosen ihr Terrain; doch ist die Zahl der französischen Handelshäuser noch sehr gering, und so wohnen auch dort Manche, die nicht der grande nation angehören. Das europäische Schanghai ist von den chinesischen Behörden völlig unabhängig; die verschiedenen Settlements haben ihre besondere Munizipalverwaltung, besondere Polizei ꝛc.

Eine Abtheilung französischer Infanterie lagerte in der eigentlichen Chinesenstadt innerhalb der Festungsmauer, wo sie die Gebäulichkeiten der früheren öffentlichen Theegärten zu provisorischen Kasernen umgewandelt hat. Mitten in

der Chinesenstadt haben endlich katholische Geistliche eine stattliche Kirche und Wohngebäude für sich, um dort dem Felde der Missionsthätigkeit unmittelbar nahe zu sein.

Der Hafen der Stadt ist ungemein belebt; außer (durchschnittlich 60 bis 70) europäischen Kauffahrern lagen eine Anzahl französischer und englischer Kriegsschiffe und Kanonenboote vor Anker; eine Menge Dampfer unterhalten die Verbindung mit den benachbarten Häfen der chinesischen Küste, mit Hongkong, Amoy, Ningpo, Futscheu, Swatau, Tientsin und den nun eröffneten Plätzen am Yangtse-kiang; rechnet man dazu die zahllosen Lorcha's und chinesischen Dschunken, die den Verkehr in's Innere und an der Küste vermitteln, so wird man sich ein Bild des regen Lebens und Treibens machen können.

Täglich kommen und gehen Fahrzeuge der verschiedensten Art, der überwiegenden Mehrzahl nach unter englischer und amerikanischer Flagge segelnd, doch sind auch mecklenburgische, oldenburger, bremer, hamburger und hannoversche Schiffe in ziemlicher Anzahl in den hiesigen Gewässern beschäftigt.

Nach einer vorliegenden Generalübersicht des Ein- und Ausfuhrhandels in Schanghai ergaben die Handelsbewegungen des ersten Halbjahrs 1860 einen Gesammtumsatz von ca. £ 35,000,000 im Jahre, was in runder Zahl einem Werthe von ca. 250 Millionen Thalern gleichkommt.

Bedenkt man, daß der Platz erst im Jahre 1842 den Fremden geöffnet wurde, daß ferner während der letzten Jahre und noch in diesem Augenblicke die Operationen der Rebellen dem Verkehre nach dem Innern sehr empfindlich geschadet haben, so ist das Resultat einer so kurzen Epoche in der That staunenswerth zu nennen. Die Lebhaftigkeit des kommerziellen Lebens in Schanghai ist ungewöhnlich und erinnert uns an Hamburg — auch hier in Schanghai kommen und gehen täglich Schiffe jeder Größe und Gattung; der Hafen ist zu gleicher Zeit von 50—70 europäischen Kauffahrern bevölkert, während Tausende von chinesischen Dschunken einen dichten Mastenwald in der Nähe der eigentlichen Chinesenstadt bilden. Eine beträchtliche Anzahl Dampfboote vermittelt die Verbindung mit Hongkong und den benachbarten Häfen der chinesischen Küste mit dem Golf von Petschili, Japan u. s. w., oder dient dazu, die ein- und auslaufenden Segelschiffe zu bugsiren; kurz, man glaubt sich unwillkürlich in einen lebhaften europäischen Seehafen versetzt, wenn man die Stadt Schanghai mit ihren prächtigen Gebäuden und die zahlreichen, im Flusse verkehrenden stattlichen Fahrzeuge erblickt.

Hier wie im ganzen Osten bildet die alle 14 Tage eintreffende europäische Post den Haupt-Regulator des Verkehrs, und die Zeit von der Ankunft der Mail bis zur Stunde, wo das Postschiff den Hafen wieder verläßt, ist für alle fremden Geschäftshäuser die unruhigste, da alle wichtigeren Unternehmungen natürlich von den Nachrichten aus Europa bedingt werden. Die Regelmäßigkeit, mit der zweimal im Monate Briefe und Zeitungen aus Europa und der übrigen Welt hier eintreffen, läßt die Entfernung von zwei Ländern völlig vergessen — Ankunft und Abgang der Mail bilden auch die einzigen Ereignisse von Bedeutung im öffentlichen Leben von Schanghai, das nur durch dies Band mit der übrigen civilisirten Welt in Verbindung steht.

Der Vortheil, wichtigere Nachrichten aus Europa womöglich früher zu erhalten als die kommerzielle Welt, ist für eine der ersten englischen Firmen,

Dent & Co., entscheidend genug gewesen, um einen ganz neuen Steamer unmittelbar nach Eintreffen des von Singapore kommenden Dampfers mit der europäischen Post regelmäßig von Hongkong nach Schanghai zu expediren.



Inneres eines chinesischen Bootes.

Die besagte Firma erhält auf diese Weise ihre Briefe und Zeitungen 24 bis 48 Stunden früher als alle übrigen Häuser; die „Ly-ee-moon" — so heißt der als das beste Schiff in den chinesischen Gewässern bewährte Dampfer — liegt so lange außerhalb der Flußmündung; keiner der etwa an Bord befindlichen Passagiere darf das Schiff verlassen, bis das Haus Dent & Co. seine Nachrichten benutzt und Kauf oder Verkauf von Opium, Thee, Seide, Shirtings rc. geschlossen hat.

Ein Blick auf die Karte belehrt uns, daß Schanghai schon durch seine Lage zum Knotenpunkt des Verkehrs mit den Städten am Yangtse-kiang bis Hankau hinauf, mit Ningpo, Tschingkiang, Tengtschen, Niutschwang, Tientsin u. s. w. bestimmt ist; wir wissen, daß es schon jetzt den Handel mit Japan fast ausschließlich an sich gezogen hat und beherrscht. — Es läßt sich daher, ohne zu sanguinisch zu urtheilen, wol voraussetzen, daß Schanghai's Handel in den nächsten Jahrzehnten zu noch weit bedeutenderer Höhe gelangen werde, was um so rascher sich erfüllen muß, je eher die Hindernisse beseitigt werden können, welche durch die Rebellenbewegungen jetzt so empfindlich den Verkehr mit dem Innern des Landes lähmen.

Das Gebiet des chinesischen Reiches ist so unermeßlich groß, seine Flüsse und Kanäle machen die Verbindung nach dem Innern bis weit nach Westen so leicht, daß wenn auch die Rebellen diese oder jene Provinz behaupten, doch die Waaren nach und nach auf Umwegen ihren Absatz ins Innere finden; oder die Europäer senden eigene bewaffnete Boote die Flüsse hinauf, um Waaren zu bringen und zu holen. — Solche Reisen sind freilich nicht selten mit ernstlicher Gefahr für Schiff, Waaren und Menschenleben verknüpft, da die beutegierigen Rebellen nur zu oft solche Boote angreifen, um sich ihrer werthvollen Ladung zu bemächtigen. Indeß wird jetzt der größere Theil alles an den Markt kommenden Thee's und der Seide auf diese Weise transportirt, und die Sicherheit der Wasserstraßen muß sich zudem wieder befestigen, je mehr Schiffe unter europäischer Flagge und unter dem Schutze europäischer Waffen das ungeheure Stromgebiet des Yangtse befahren.

Die Stadt Schanghai liegt in der Provinz Kiangnan in 31°—24′ n. Br. und 120°—32′ ö. L. von Greenwich am Wusong- (Woosung) Flusse, der sich etwa gleichzeitig mit dem großen Yangtse in's Meer ergießt und als Nebenfluß des letzteren betrachtet wird. In einer Entfernung von etwa drei deutschen Meilen oberhalb der Flußmündung liegt die europäische Stadt, der sich weiter flußaufwärts die chinesische von einer Mauer umgebene Stadt anschließt. Der Strom ist bei Schanghai selbst von mächtiger Breite und Tiefe, und Schiffe von größtem Tiefgang finden sichern und vortrefflichen Ankergrund. — Von Wusong, einer Stadt am Ausfluß des gleichnamigen Flusses, bis weit hinaus vor die Mündungen des Yangtsee ist das Wasser sehr niedrig und voller Sandbänke, so daß die Fahrt an der Küste und in den Fluß mit Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft ist. Auch im Flusse selbst ist das Fahrwasser eng und mehrere Barren machen es großen Kriegsschiffen unmöglich, in gewöhnlicher Zeit bis zur Stadt hinauf zu gehen. Auch unsere Schiffe mußten die Zeit der Hochflut abwarten, um die Barren zu passiren. — Die europäische Stadt zieht sich auf dem nördlichen Ufer den Fluß entlang; das Land ist, soweit das Auge reicht, eine ununterbrochene Ebene — wie denn die ganze Küste Nord-China's den gleichen Charakter des Alluvialbodens tragen soll.

Die drei vertragsberechtigten Nationen England, Frankreich und Nordamerika haben ihre besonderen „Settlements“, in denen sie gleichsam auf eigenem Grund und Boden unabhängig von den chinesischen Behörden eine Art städtische Verwaltung bilden. — Man hat, wie gesagt, eine eigene Polizei organisirt und trägt für Unterhaltung, Ausbesserung und Beleuchtung der Straßen in dem

betreffenden Viertel Sorge. — Die europäische Stadt steht nur noch dem Namen nach unter chinesischer Autorität und namentlich seitdem die Leitung des Zollwesens in europäische Hände übergegangen, ist die Einwirkung der kaiserlichen Regierung auf das europäische Schanghai zum Schatten herabgesunken. Zwar werden noch alle Erlasse der Konsulate in Uebereinstimmung mit dem „Tautai", dem chinesischen Gouverneur in Schanghai, erlassen — die in Schanghai lebenden Fremden unterlassen auch nicht, diesem hohen Beamten beim chinesischen Neujahr ihren Gratulations-Besuch abzustatten —, thatsächlich ist diese Person aber ohne allen Einfluß, was um so weniger befremden kann, seitdem allein die Anwesenheit der europäischen Kriegsschiffe im verflossenen Jahre die chinesische Stadt vor der Zerstörung und Plünderung bewahrte, die ihr durch die anstürmenden Rebellenheere drohte, während die Europäer zur Vertheidigung von Hab und Gut, von Leben und Sicherheit auf ihre eigenen Kräfte angewiesen waren und, die Rebellen zurückdrängend, auch die chinesische Stadt sicher stellten. — Das französische Gebiet liegt der chinesischen Stadt am nächsten; daran schließt sich, durch einen Kanal getrennt, das englische Settlement, der bei weitem größte Theil der Stadt, in welchem auch meistentheils die Angehörigen der anderen Nationen, die noch keine Verträge mit der kaiserlichen Regierung geschlossen haben und denen also kein eigenes Gebiet zusteht, wie Deutsche, Portugiesen, Perser, Holländer rc., wohnen; endlich zieht sich noch das amerikanische Viertel den Fluß hinab nach Osten hin, und die Stadt dehnt sich in dieser Richtung und landeinwärts von Jahr zu Jahr mit raschen Schritten mehr und mehr aus.

Da alle Waaren zu den Schiffen nur durch Kuli's getragen werden, deren Lohn sich nach der Entfernung bemißt, so haben alle Kaufleute ein erklärliches Interesse, dem Flusse selbst so nahe als möglich zu wohnen. — Das merkantile Leben und Treiben konzentrirt sich im englischen Settlement, und weil dieses durch seine Lage zwischen der französischen und amerikanischen Besitzung nur landeinwärts der Ausdehnung fähig ist, aber auch dort durch anderes Eigenthum beschränkt wird, so sind die Werthe der am Flusse liegenden Häuser und Grundstücke zu einer unglaublichen Höhe gestiegen und selbst in den entferntesten Straßen muß für einzelne Häuser eine jährliche Miethe von 6000 Thalern und mehr bezahlt werden, während es fast unmöglich ist, neue Wohnhäuser zu miethen oder Grund und Boden zu Neubauten zu requiriren.

Häuser und Magazine sind von solider Bauart, meist von einem Garten umgeben, und die ganze Stadt trägt das Gepräge des Reichthums und des Luxus. Das Innere der Wohnungen zeigt eine ausgesuchte Pracht, den reichsten Komfort — ja oft fürstlichen Glanz — und beweist am Besten, welche Reichthümer der Handel hier den Europäern in den Schooß wirft.

Eine Anzahl chinesischer Händler hat sich auf dem Grund und Boden der Fremden niedergelassen, und die chinesischen Straßen sind breiter, die Wohnungen höher und reinlicher als in der eigentlichen Chinesenstadt, die durch enge, schmutzige, stinkende Gassen und elende, armselige Wohnungen nicht dazu beiträgt, dem üblen Rufe zu begegnen, der allen Chinesenstädten vorausgeht. — In früheren Jahren gab es in Schanghai selbst nur wenig vermögende chinesische Händler, die Hauptabnehmer kamen aus Sutchau oder anderen Städten

und machten, weil sie der englischen Sprache unkundig, durch Vermittelung von chinesischen Mällern oder durch den chinesischen „Comprador", auch „Schroff" genannt, den jedes europäische Haus hat, ihre Geschäfte mit den Fremden. Jetzt wohnen auch in Schanghai selbst tüchtige chinesische Händler, die auf ihre Rechnung den Absatz der Waaren nach dem Innern betreiben, und diese Leute suchen im europäischen Viertel Wohnung und Gewölbe zu erlangen — um hier der Geschäftswelt näher und vor den möglichen Einfällen der Rebellen sicher zu sein.

Außer einer Anzahl von 6—7 Kirchen bietet die Stadt keine öffentlichen oder hervorragenden Baulichkeiten, und nur das chinesische Zollhaus mit seinen geschweiften Dächern und den kleinen, aus Muschelschalen gebildeten Fensterscheiben, seinem buntgemalten Holz- und Schnitzwerk, fällt inmitten der am „Bunt" (so heißt der breite, sich dem Fluß entlang ziehende Quai) stehenden prächtigen Wohnhäuser der reichen Europäer seltsam in's Auge.

Das gesellige Leben Schanghai's giebt mir wenig Stoff, Interessantes zu berichten; die Anwesenheit der fremden Truppen und unserer Expedition hatte zwar eine sonst ungewohnte Lebhaftigkeit hervorgerufen, dennoch trägt auch Schanghai in nicht geringem Maße den Charakter aller der Städte des Ostens, die wir bis dahin kennen gelernt haben, — den der Monotonie und, um es beim rechten Namen zu nennen, der Langeweile an sich.

Die Zahl der in Schanghai lebenden Europäer übersteigt, mit Ausschluß des nur vorübergehend anwesenden Militärs, nicht 400 bis 500, was uns Angesichts der Ausdehnung der Stadt fast unglaublich erscheint und seine Erklärung allein darin findet, daß in den meisten der geräumigen Häuser mit den daran stoßenden Magazinen nur ein paar Europäer hausen, die darin einer beneidenswerth geräumigen Wohnung genießen. Alle Europäer leben nach unsern Begriffen luxuriös; hohe, geräumige Zimmer, mit Allem geziert, was Komfort und Reichthum nur zu gewähren vermag, zeugen von dem Wohlstande der Besitzer, eine zahlreiche chinesische Dienerschaft besorgt das Hauswesen und die Tafel, welche leider auch in den deutschen Häusern ausschließlich der englischen Sitte oder Unsitte angepaßt ist. Der Einfluß des englischen Tones macht sich auch nach andern Richtungen geltend, und so sehr man es auch in einer Stadt natürlich finden mag, in der die englische Bevölkerung die überwiegende ist, so peinlich, ja oft komisch hat es mich berührt, wenn ich hörte, wie unsere guten deutschen Landsleute, die durchaus nicht so vereinzelt dastehen, daß sie deutsche Sprache, Anschauung und Geschmack ganz und gar vergessen könnten, eifrig bemüht waren, möglichst englisirt zu erscheinen und unsere reiche, schöne Sprache mit englischen Phrasen zu verballhornisiren.

Was hilft es, daß wir zufällig Anwesenden mit den Waffen des Ernstes und Spottes gegen solches Verleugnen unserer besten Güter auftraten! es scheint eine Schwäche zu sein, deren sich nur Wenige zu erwehren wissen.

Daß man aber im eigenen Hause von unserer besseren Sitte abweicht, daß man breakfast und dinner einnimmt, statt nach deutscher Sitte zur Tafel zu gehen, und den ganzen englischen hocus pocus einer Tafelordnung ruhig hinnimmt, als habe man es Zeit seines Lebens nicht anders und besser gekannt,

kann Einen förmlich in den Harnisch bringen. Wenn man sieht, daß die reichsten deutschen Häuser so wenig Interesse für's Vaterland bewahren, daß sie es vorziehen, die Vorgänge daheim durch die Brille der „Times", der „China-Overland-Mail" oder des „Morning-Chronicle" zu lesen, statt ein paar deutsche Zeitungen zu halten, und wenn dann unsere liebenswürdigen Landsleute davon reden, daß die „tide noch nicht getschänscht (changed) habe", daß „sie bei Miß so und so called on" und uns zumuthen, daraus zu entnehmen, die Flut habe noch nicht gewechselt und sie hätten diese oder jene Dame besucht — dann wird es uns leider wieder einmal recht deutlich, daß es dem Deutschen in der Fremde am rechten Selbstgefühl, an berechtigtem Stolze gebricht.

Um nicht ungerecht zu sein, will ich nicht unerwähnt lassen, daß ein deutscher Klub besteht, in dessen Lokal alle Mitglieder der Expedition und vom Geschwader die herzlichste Aufnahme fanden. Das Lokal ist freundlich und geräumig; ein paar vortreffliche Billards sind aufgestellt und im Lesekabinet sind die politischen Blätter zwar nur durch die „Kölnische Zeitung" vertreten, dagegen hat die belletristische Literatur ein um so zahlreicheres Kontingent gestellt, die Leipziger „Illustrirte Zeitung", Hackländer's „Ueber Land und Meer", „Kladderadatsch", „Dorfbarbier", „Ausland", „Grenzboten", „Gartenlaube" u. s. w. haben hier ihre „freundlichen Leser", und wir haben uns oft herzlich amüsirt über die unglaublichen Berichte, welche über unsere Expedition ihren Weg in deutsche Zeitschriften fanden.

Was ich sonst noch über das gesellige Leben Schanghai's zu berichten habe, läßt sich in einen Festkatalog zusammenfassen, ohne daß ich dabei im Stande wäre, diesen Ereignissen eine Seite abzugewinnen, die sie berechtigten, die Aufmerksamkeit des Lesers länger in Anspruch zu nehmen.

Ein vom deutschen Klub veranstaltetes Konzert und Ball eröffneten den Reigen, dem eine vom preußischen Konsul und seiner Gemahlin gegebene Abendgesellschaft sich anschloß. Es ging dabei just so zu, wie daheim, und es wird den Leser kaum interessiren, zu vernehmen, daß der General Montauban, Befehlshaber der französischen Truppen in China, der englische Admiral Hope, viele englische und französische Offiziere in strahlenden Uniformen und Orden den betreffenden Fêten besonderen Glanz verliehen. Bei der geringen Zahl von Damen war das Tanzen nur wenigen vom Glücke besonders Begünstigten vergönnt.

Von den französischen Offizieren, vom englischen Konsul waren gleichfalls noch ähnliche Soiréen engagirt; auch der Gesandte und der Kommodore gaben eine Matinée musicale an Bord der „Arcona", deren Deck zu dem Ende durch Flaggen, Waffentrophäen und Blumengewinde zu einem großen Tanzsaal umgeschaffen war.

Die Krone der Vergnügungen, welche Schanghai seinen Bewohnern zu bieten vermag, sind die jährlich zweimal stattfindenden Wettrennen, vom Shanghai Race Club veranstaltet, bei denen ganz bedeutende Summen durch Wetten die Hände wechseln. Die reichen englischen Häuser hier und in Hongkong lassen für die Rennen besonders englische Rasse-Pferde per Postdampfer herauskommen, und wir sahen in einzelnen Häusern Marställe voll edler, herrlicher Thiere, die einem fürstlichen Haushalte alle Ehre gemacht hätten.

Die diesjährigen Frühjahrsrennen wurden am 18. und 19. April abgehalten und gewährten in der That eine höchst belebte, malerische Scene. Vom Balkon eines vom Racke-Klub an der Rennbahn errichteten Hauses sah man dem interessanten und spannenden Schauspiele zu. Tausende neugieriger Chinesen harrten in der glühenden Sonne geduldig dem Verfolge der einzelnen Rennen, die französische Militärmusik spielte und in bunter Menge drängten sich englische und französische Soldaten aller Waffen, Sikhs aus Vorder-Indien, Matrosen u. s. w. auf dem Platze umher, während im Gebäude selbst die eigentliche Gesellschaft sich gruppirte, bei der auch die Damenwelt nicht fehlte.

Leider bietet die Umgebung Schanghai's wenig Anziehendes, so daß zu Ausflügen zu Pferde oder in Booten kaum ein Anlaß vorlag. Der Besuch der eigentlichen Chinesenstadt Schanghai's kann kaum für das Opfer entschädigen, was damit unvermeidlich verbunden ist. Von chinesischen Städten bringt man nach allen Beschreibungen gewiß schon wenig oder gar keine Illusionen mit, die Wirklichkeit ist aber dennoch enttäuschend. Kleine, enge, lichtscheue Gassen, ein aus den schmutzigen, offenen Wohnungen hervordringender pestilenzialischer Gestank, ein unaufhörliches Karamboliren mit den Söhnen des himmlischen Reiches, die von Schmutz und Ungeziefer starren, erzeugen einen nicht zu überwindenden Ekel gegen jedes weitere Vordringen — denn nichts Freundliches, Reinliches, Wohlthuendes oder Interessantes bietet sich dem Auge dar. In Schanghai sah ich kein Haus, das von Wohlstand oder Pracht zeugen könnte, keine Läden mit den besseren Erzeugnissen des chinesischen Gewerbfleißes, die in Kanton so anerkannt vortrefflich sind, oder mit Bildern, Waffen, Büchern, Spielsachen &c., wie sie auch das unbedeutendste Dorf in Japan in seiner Art aufzuweisen hatte. Daß es in Kanton, Peking und den größten Städten des Reiches in dieser Hinsicht besser ist, habe ich erst später wahrnehmen können. Schanghai hat sich offenbar vor der Niederlassung der Fremden keines besonderen Wohlstandes erfreut, wenigstens ist die Physiognomie der Stadt mit Kanton in keinen Vergleich zu stellen. Nur die Bedürfnisse des armen, nackten Lebens: Bohnen, Erbsen, Reis, Fische, Schweinefleisch, sind in den armseligen Buden ausgelegt, Flickschuster und Barbiere die einzigen Handwerker, welche uns begegnen.

Auch da, wo die chinesische Würde und Aristokratie auftritt, erblicken wir im Grunde nur eine armselige Komödie; wenigstens vermochten sich nur Wenige eines Lächelns zu erwehren, als ein hoher chinesischer Beamter, der ehemalige Vizekönig der Provinz (wegen der an die Rebellen verlorenen Stadt Sutschau seines Ranges verlustig und nur noch eine hohe Mandarinenstelle bekleidend) bei dem erwähnten Wettrennen erschien.

Das Gefolge war in so armseliger Kleidung, so kläglich bewaffnet, daß es an Jahrmarktsgaukler erinnerte, — Volk und Regierung sind herabgekommen, arm und im Verfall begriffen; das war auf den Zügen dieser flitterhaften Begleitung deutlich zu erkennen.

Der hohe Beamte selbst war ein ältlicher Mann, trug eine große Brille, zeigte hagere, ausdrucksvolle Züge, war in einfacher, aber würdiger Kleidung und von ausnehmend höflichen und angenehmen Manieren.

Ueberhaupt machen die Chinesen nicht im Entferntesten einen besonders fremdartigen oder gar lächerlichen Eindruck, und auch ich will das Meinige beizutragen nicht unterlassen, um einer Auffassung entgegenzutreten, die sich — wie, ist mir eigentlich unklar — bei uns eingenistet hat.



Kriegsmandarinen (Mandschu).

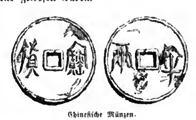
Man hält die „bezopften Bewohner des himmlischen Reiches“ gewissermaßen für die Hanswürste und Grimassenschneider von Profession. Nichts ist unhaltbarer als eine solche, auf Nichts zu begründende Ansicht. Es sind im Gegentheil

ernste, ausdauernde, arbeitsame Menschen, und die Mehrzahl von ihnen hat es dringend nöthig, wenn sie das tägliche Brod oder, besser gesagt, den täglichen Reis verdienen will. In den höhern Ständen fehlt es nicht an tüchtigen Gelehrten, Denkern und Künstlern, und ich wüßte Nichts zu finden, weder in der Kleidung noch in ihren Geberden, was die Chinesen mit Grund in ein lächerliches Licht stellen könnte.

Daß sie den Kopf rasiren und sich lange Zöpfe flechten, ist am Ende gewiß kein genügendes Argument — wie lange ist es her, daß man in Europa Allongeperrücken und Zöpfe für unentbehrlich gehalten? Daß ein so betriebsames, erfinderisches Volk, groß und mächtig geworden aus eignen Kräften, ohne Berührung mit der Außenwelt zu einer ungeheuren, überschwänglichen Selbstschätzung gelangte und sich für das bevorzugte, am höchsten stehende Volk hält, ist ein Wahn, der auf Unkenntniß der Außenwelt, auf Jahrtausende alter Ueberlieferung beruht und von selbst schwinden muß, je mehr die westliche Kultur wirklich segensreich an das Volk herantritt. — Bis jetzt haben die Chinesen aber noch wenig Ursache gehabt, sich der ihnen auf dem Nacken sitzenden Europäer zu freuen oder zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß vom Westen ihnen das Heil kommen müsse.

Doch genug davon, ich wollte nur andeuten, daß der Begriff des Lächerlichen, welchen wir mit dem Gedanken an die Bewohner China's zu verknüpfen gewohnt sind, durchaus ohne Begründung ist. Die Kinder des japanischen Reiches sind bei Weitem heiterer, lachlustiger und zu Witz und Scherzen aufgelegt, als die Chinesen, obgleich wir auch den Ersteren keineswegs die Narrenrolle aufbürden möchten, die so grundlos den Letztern zugetheilt ist.

Die Rebellen hausten in der nächsten Nähe der Stadt; bei einem Ausfluge, welchen wir vor einiger Zeit nach einer sehenswerthen chinesischen Pagode unternahmen, die etwa 10 bis 12 englische Meilen oberhalb der Stadt liegt, konnten wir in den Dörfern am Fuße der Pagode die Spuren der Verwüstung selbst in Augenschein nehmen. Eingestürzte und verbrannte Häuser, verwüstete Felder, geplünderte Scheunen und verödete Gehöfte zeigten, wo die wilden Heerhaufen sengend und brennend gewesen waren.



Chinesische Münzen.



Chinesisches Festungswerk.

Elftes Kapitel.

Die Taipings.

Urtheile der Handelswelt und Missionäre. — Geschichtlicher Rückblick. — Die Mandschu-Dynastie. — Ursachen der Unzufriedenheit. — Religiöses Element. — Hung's Bekehrung. — Visionen und Wunder. — Ausbreitung der neuen Sekte. — Konflikt mit der kaiserlichen Behörde. — Ausbruch der Rebellion. — Die Westmächte und die Rebellen. — Grausamkeit der Rebellen und Kaiserlichen. — Prinz Kung. — Das religiöse Element. — Edikte des Führers der Taipings.

In Schanghai standen sich die Urtheile der Handelswelt und die Berichte und Ansichten der Missionäre schroff gegenüber. Erstere brechen natürlich den Stab über eine Bewegung, die den Handel lähmt, die Verbindungen nach dem Innern unsicher macht und das chinesische Reich vielleicht der völligen Verarmung und dem Ruine entgegenführt.

Die äußeren Thatsachen sind offenbar auf Seite dieses Verwerfungsurtheils, denn bis jetzt haben die Rebellen nur zerstört, verwüstet, geplündert, gemordet, geschändet, alle denkbaren Gräuel verübt und jeden Gewerbfleiß der eroberten Provinzen auf lange hinaus vernichtet, ohne daß sie selbst da, wo sie sich seit lange festgesetzt haben, irgend eine Ordnung der Dinge, Ruhe, Wohlstand und Erwerb wiederherzustellen vermocht hätten.

Hört man dagegen die Urtheile der Missionäre, die häufig im Rebellenlager gewesen sind, liest man die Proklamationen der Taiping-Häupter, dann kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß der Bewegung selbst doch ein religiöser Kern zu Grunde liege, daß aus all' den Gräueln und der Verwüstung vielleicht die junge Pflanze christlicher Religion und Gesittung aufkeimen könne. Das Bekenntniß der Taiping-Häupter ist offenbar dem Christenthume ganz nahe kommend und wurzelt in Allem in der Lektüre des alten und neuen Testamentes. Geist und Sinn der neuen Lehre ist aber dem ganzen wüsten Treiben der Taiping-Heere noch fremd, so brüderlich auch die Erlasse ihrer Fürsten an die christlichen Brüder aus dem Westen lauten.

Mir, der ich die Taipings und ihr Treiben nicht aus eigener Anschauung kenne, steht kein entscheidendes Urtheil über diese tiefer eingreifenden Vorgänge zu; es werden meines Erachtens noch Jahre vergehen müssen, bis es möglich sein wird, eine richtige Ansicht zu gewinnen.

Jedenfalls erscheint es von hohem Interesse, den Ursprung und Verlauf dieser weltlhistorischen Bewegung in's Auge zu fassen.

Um dieselbe zu verstehen, müssen wir zunächst einen Blick auf die staatlichen und sozialen Verhältnisse jenes großen Reiches werfen, das durch die Rebellion der Taipings in seinen innersten Grundlagen erschüttert wird.

Ich stütze mich bei der nachfolgenden Darstellung auf das schon oben erwähnte geistreiche Werk des Dr. Maron, dem für die Beleuchtung dieser Zustände offenbar ausgezeichnete Quellen zu Gebote gestanden haben.

Der gegenwärtigen Mandschu-Dynastie, welche das unermeßliche China beherrscht, ging die Dynastie der Ming's voran, welche, durch Rebellion auf den Thron gelangt, dritthalb Jahrhunderte hindurch mit großer Weisheit regiert hatte. Der letzte Kaiser dieser Familie, ein unkluger und entarteter Mann, verwickelte das Reich nicht nur in Kriege mit den westlichen und nördlichen Nachbarn, sondern gab auch so viel Veranlassung zur Unzufriedenheit im Innern, daß die kleinen Empörungen allmälig in eine einzige große zusammenschmolzen. Ein geschickter Rebell, Li-tsi-tsching, unterwarf nach achtjährigem Kampfe einen großen Theil des Reiches und zog im Jahre 1641 siegreich in Peking ein. Der letzte Ming-Kaiser endete sein Leben durch Selbstmord. Li-tsi-tsching sollte die Früchte seiner Bemühungen nicht ernten; einer der alten Generale, der die Nordarmee gegen die Tataren befehligte, schloß einen Frieden mit diesen Feinden und erbat ihre Hülfe gegen den Usurpator. Diese Hülfe wurde bereitwillig gewährt; die Mandschu-Tataren zogen in Peking ein, der Usurpator wurde vertrieben und die Tataren benutzten die günstige Gelegenheit, den erledigten Thron für sich zu behalten. Nach einem blutigen und hartnäckigen siebenjährigen Kriege war der Herrscher der Mandschu-Tataren gleichzeitig Kaiser von China. Sie erreichten dieses Ziel durch ihre Ueberlegenheit als Krieger und durch die herrschende Uneinigkeit in China selbst. Dennoch war ihre Stellung während der gesammten 200 Jahre, seit sie den Thron okkupiren, niemals eine ruhige und gesicherte. Sieger allein durch's Schwert, in Bildung den Beherrschten untergeordnet, wurden sie zwar allmälig selbst ohne ihr Zuthun von der höherstehenden chinesischen Civilisation erobert; sie akkommodirten sich, so viel es ihnen als den Mitgliedern einer anderen Menschenrasse möglich war, den

chinesischen Anschauungen, und darum haben sie sich so lange zu halten vermocht; aber Chinesen konnten und wollten sie nicht werden, darum haben sie voll Unruhe regiert, und weil sie neue Elemente aus der Tatarenwelt mit Hartnäckigkeit in die chinesische verpflanzen wollten, sind sie im Begriff, den Thron für immer zu verlieren.

Unter den sichtbaren und erkennbaren Ursachen der gegenwärtigen Erhebung treten besonders zwei in den Vordergrund: beide erklären den Haß gegen die Dynastie und die eine insbesondere den Verfall der inneren Verhältnisse des Reiches. Die Mandschu behielten ihre Haustruppen im Lande und vertheilten sie in kleinen Armeen von 2—3000 Mann durch alle Provinzen; sie bildeten gleichsam eine besondere Throngarde, auf welche sich die Kaiser für alle Fälle verlassen konnten. Diese Armeen, welche ihre Weiber und Kinder mit sich führten und geschlossene Kolonien darstellten, waren in ihrer Eigenschaft als stehendes Heer dem philosophischen Geiste der Chinesen zuwider, und als anders denkende und anders handelnde Fremde waren sie ihm verhaßt. Auch scheinen sie die Kunst, sich beliebt zu machen, in keiner Weise verstanden zu haben. Roh, streitsüchtig, dem Trunke ergeben und voll von dem Uebermuthe, der stets den ungebildeten Sieger kennzeichnet, ließen sie überall ihr Uebergewicht fühlen, das im Laufe der Zeit um so drückender wurde, als sie sich von Jahr zu Jahr vermehrten. Dann aber brachten die Mandschu einen Adel mit sich, dessen tiefliegende Nothwendigkeit für einen gesunden Staatsorganismus von den Chinesen noch nicht erkannt war. Diese hatten bis dahin streng daran festgehalten, daß der Staat nur dann sicher gedeihen könne, wenn für jede amtliche Stellung der Würdigste und Befähigteste ausgewählt würde, und daß dieser nur durch eine Allen zugängliche



Tatarisch-chinesische Krieger.

Prüfung ausfindig zu machen sei. Die Mandschu dagegen erhoben sich in dieser Beziehung bis zu der Stufe der entwickeltsten civilisirten Staaten des damaligen (vielleicht auch noch des heutigen) Europa's. Sie betrachteten den Adel als den Inbegriff aller Würde und aller Befähigung gerade für die hervorragendsten Stellen im Staate. Alle einflußreichen Aemter wurden an den Mandschu-Adel vergeben, der sich natürlich der vorgeschriebenen Prüfung nicht unterworfen hatte und nicht unterwerfen konnte. Die nächste Folge war, daß bei der Unzulänglichkeit des tatarischen Personalbestandes Chinesen verwendet werden mußten, daß aber die vorgeschriebenen Prüfungen im Laufe der Zeit immer weniger Maßstab der Befähigung wurden, daß man Ungebildete, falls sie nur die richtige, gute Gesinnung hatten, auf Stellen setzte, die früher von höher Gebildeten bekleidet waren, daß damit der ganze Beamtenstand an Ansehen und heilsamem Einfluß verlor und daß er aufhörte, der Träger und Vermittler fortschreitender Bildung zu sein. Ja, es kam so weit und namentlich in letzter Zeit, wo durch die kostspieligen Kriege mit England die Geldverlegenheiten der Regierung stiegen, daß die Stellen verkäuflich wurden. So wurden aus den Männern, die bis dahin die Freunde und Lehrer des Volkes gewesen waren, seine Blutsauger, und zu dem moralischen und intellektuellen Verfall gesellte sich materielle Verarmung. Wie der Beamte selbst nur durch Verleugnung seiner bessern Ueberzeugung und durch einen unmoralischen Akt existiren konnte (denn kein Chinese liebt bis heutigen Tags die Tataren), so mußte er nothgedrungen korrumpirend auf weitere Kreise wirken; die öffentliche Meinung hörte auf eine Macht zu sein, sie war moralisch gebrochen, bestochen, eingeschläfert, entnervt. Worauf alle Kaiser China's ängstlich gelauscht hatten, was sie nicht nur als beste, sondern sogar als einzige Garantie ihrer eigenen Existenz zu betrachten gewohnt waren, der Knotenpunkt alles chinesischen Staatslebens lag nun zertrümmert. Die Centralisation war zwar geblieben, aber sie war eine leere Hülle, der Geist war entflohen. Das chinesische Volk hat sich erhoben, nicht um neue, schwindelnde Freiheiten zu erringen, nicht um ungeläuterte Begriffe in unklare Formen zu gießen, — es weiß nichts von Republik, von Volksvertretung, von Minister-Verantwortlichkeit — es verlangt einfach nach seiner alten Bildung, nach der Achtung seiner Meinung, nach der Heilighaltung seines Familien- und Gemeindelebens. Es hält sich mit gar keinen Idealen und Phrasen auf, es organisirt keine neue Verfassungen, die Frage ist ihm vor der Hand eine rein persönliche. Der Kaiser ist die Regierung, und die Regierung ist schlecht; man wechsele den Kaiser und auch die Regierung wird gewechselt sein.

Es wäre thöricht zu behaupten, daß aus dem allgemeinen, klaren Bewußtsein der Sachlage sich die Empörung gebildet habe; das thut sie niemals. Zufälligkeiten führen zu Konflikten. Wenn diese in eine Zeit allgemeiner, meist unbewußter Erregtheit fallen, so werden sie ernsthaft und dehnen sich aus; die Bewußten bemächtigen sich dann des zufälligen Ereignisses, sie sprechen das Wort aus, das dunkel und ahnungsvoll in Allen geruht hat, und nun wird der lokale Konflikt allmälig zur allgemeinen Empörung. Dies ist genau auch der Verlauf der gegenwärtigen chinesischen. Zu dem Widerwillen gegen die herrschende Dynastie hat sich aber für diesmal ein Begleiter gesellt, der sich in andern Ländern schon oft als ein mächtiger Gefährte politischer Aufstände erwiesen hat,

die religiöse Agitation. Daß das neue Chinesenthum vom Christenthum angehaucht ist, kann keinem Zweifel mehr unterliegen. Die Rebellen, welche zugleich eine neue Religion verkünden, kennen Christum und erkennen ihn als den Sohn Gottes. Ob dieser neue Inhalt, den die Bewegung damit gewonnen hat, bedeutend genug sein wird, um als neuschaffendes Element in die Entwickelung des Volkes einzutreten, kann nur die Zeit lehren.

Hung-tsiu-tseuen, oder, wie wir ihn im Laufe der Erzählung der Abkürzung wegen einfach nennen wollen: Hung, ist der Begründer und Leiter der gegenwärtigen Insurrektion und der von den Rebellen als „Sohn des Himmels" anerkannte Gegenkaiser. Die Geschichte dieses Mannes, welcher gleichzeitig als der Stifter einer neuen Religion und als der Begründer einer neuen Dynastie auftritt, hat den eigenthümlichen Reiz, schon uns, den Zeitgenossen, in jenes mystische Halbdunkel gehüllt zu sein, in dem wir die Helden und Propheten unserer Vorzeit erblicken, jenes Halbdunkel, welches gestattet, alle Handlungen und Ereignisse einer verschiedenen Beleuchtung zu unterwerfen, und den verschiedenen Parteien Spielraum läßt, nach zufälliger Neigung zu verdammen oder anzubeten.

Hung ist der dritte und jüngste Sohn eines armen Bauern, dessen wenige Aecker gerade dazu hinreichten, die kärgliche Existenz der Familie zu decken. Er wurde im Jahre 1813 in einem kleinen Dorfe oberhalb Kanton geboren und gehörte zu den Kindern, welche schon frühzeitig Vorliebe für Bücher und Lernbegierde zeigen. Bis zu seinem siebenten Jahre hielt ihn der Vater auf eigene Kosten in der Schule, dann aber scheinen sowol seine Mittel nicht hingereicht zu haben, wie ihm auch andererseits die Arbeitskraft des heranwachsenden Knaben als ein wünschenswerther Zuwachs in seiner Wirthschaft erscheinen mochte. Nun tritt die Verehrung der Chinesen für Bildung in ein recht charakteristisch helles Licht durch die Thatsache, daß in allen solchen Fällen, wo ein Knabe Talent und Lust zum Lernen zeigt, die ganze Verwandtschaft zusammentritt und durch vereintes Wirken seine Weiterbildung ermöglicht. Das geschah auch bei Hung, dem es auf diese Weise gestattet war, seine Studien bis zum sechszehnten Jahre fortzusetzen; dann ist er einige Monate in der Wirthschaft seines Vaters beschäftigt und hütet in den bergigen Gemeindetristen das Vieh. Auch aus dieser für ihn unpassenden Lage wird er durch den Beistand seiner Sippschaft erlöst, welche ihn als Schullehrer installirt. Diese Beschäftigung ließ ihm Zeit, die vorgeschriebenen Studien zu verfolgen und in der Distriktsstadt das erste Examen glücklich zu bestehen. Einige Jahre darauf ging er nach Kanton, als der Provinzialhauptstadt, um das zweite Examen zu machen; ein Versuch, welcher mißlang. In den Straßen von Kanton hörte er zum ersten Male einen Missionar unter dem Beistande eines chinesischen Dolmetschers predigen, ohne ihm besondere Aufmerksamkeit zu schenken; doch wurden ihm bei dieser Gelegenheit einige Traktate zugestellt, Abhandlungen eines chinesischen Konvertiten, untermischt mit Abschnitten aus dem alten und neuen Testamente. Hung nahm sie mit sich, blätterte oberflächlich und mit chinesischer Voreingenommenheit gegen alles Fremde darin herum und legte sie unbeachtet bei Seite. Einige Jahre später, im Jahre 1837, sehen wir ihn wieder in Kanton zur Prüfung erscheinen — mit demselben unglücklichen Erfolge. Es ist schwer zu sagen, ob Unzu-

länglichkeit des Wissens, ob Schüchternheit oder die Armuth daran Schuld waren. Krank an Körper und Geist, ermattet und tief verstimmt wird er in einem Tragstuhle nach der Heimat transportirt; er ist selbst der festen Ueberzeugung, daß der Tod ihm nahe ist. Ein fieberhafter, nervenerregter Zustand wirft ihn für Monate auf's Krankenlager. Seltsame, lebhafte Träume gehen unaufhörlich, ob schlafend, ob wachend, durch seine Seele. Er selbst erzählt später einen davon, welcher alle charakteristischen Merkmale einer „Vision" aller Propheten hat.

In seinen Träumen sah er, wie er erzählte, oft einen Mann in mittlerem Alter, den er seinen „älteren Bruder" nannte. Dieser unterrichtete ihn, was er zu thun habe, begleitete ihn überall und half ihm die bösen Geister bekämpfen. Dieser ältere Bruder gewinnt später Gestalt und Namen von Christus. Seltsam, daß auch in diese erste Visionsperiode schon Kaiserträume fallen. Er erklärte während seiner Krankheit zum Oestern, daß er der rechtlich bestimmte Kaiser von China sei, und es schien ihn zu beruhigen, wenn man ihm diesen Namen gab. Jedenfalls giebt es Zeugniß davon, wie lebhaft schon damals in den Köpfen der jungen Leute der Gedanke einer Vertreibung der Mandschu-Dynastie Wurzel geschlagen hatte.

Von seiner Krankheit erstanden, schien Hung ein anderer Mensch an Geist und Körper geworden zu sein. Er war sorgfältig auf seine Haltung bedacht, sein ganzes Wesen freundlich, offen, vertrauenerweckend; er schien größer und stärker geworden, sein Schritt war fest und imponirend; eine Erscheinung, die wir bei jungen Leuten nach schwerer Krankheit häufig bemerken. Nach seiner Genesung sehen wir ihn ruhig wieder zu seiner gewohnten Beschäftigung zurückkehren, die Kinder unterrichten und sich auf's Neue zur Prüfung vorbereiten, ein Zeichen, daß weder er noch seine Umgebung zu jener Zeit irgend ein Gewicht auf seine Vision gelegt habe. Die aus Kanton mitgebrachten Traktate lagen noch immer unberührt in seiner Bücherkiste. Er war noch ein treuer und orthodoxer Anhänger der chinesischen Bücher und betrachtete das Christenthum als eine abergläubische und falsche Lehre der westlichen Barbaren. Von diesen hatte er keine andere Vorstellung, als daß sie lächerliche Menschen in engen weißen Kleidern seien, mit hohen Cylindern auf dem Kopfe, und daß sie eine sonderbare Geschicklichkeit besäßen, baumwollene Zeuge, Uhren und große Schiffe zu machen.

Indessen war nach dem Jahre 1842 doch in den Köpfen der Chinesen, wenigstens in der Umgegend von Kanton, eine kleine Umwandlung des Urtheils über die fremden Barbaren vor sich gegangen. Sie hatten nicht allein wunderbare Feuerschiffe, sondern auch andere unwiderstehliche Kriegsmaschinen gezeigt, und wenigstens, wenn keine andere, so doch eine militärische Organisation bekundet; sie hatten die Mandschu's zu einem schmählichen Frieden gezwungen, und von dem Haß der Chinesen gegen die herrschende Dynastie war mit einem Schlage der Alp des Glaubens ihrer Unbesiegbarkeit genommen.

Prinzen des kaiserlichen Hauses waren gezwungen, in persönlichen freundlichen Verkehr zu den fremden Barbaren zu treten, und vier neue große Häfen in den Nordprovinzen waren ihnen geöffnet worden. In dieser Zeit, wo sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Fremden richtete, mag auch Hung, durch

diesen ganz äußerlichen Umstand getrieben, veranlaßt worden sein, etwas näher in diese fremde Welt hineinzublicken.

Wie groß war sein Erstaunen, in den aus Kanton mitgebrachten Büchern so viele Anknüpfungspunkte mit seinen eigenen Visionen zu finden! in wie auffälliger Weise entsprach ihr Inhalt Allem, was er vor 6 Jahren in seinen Träumen gesehen und gehört hatte! Er glaubte nun klar zu verstehen, daß der ehrwürdige alte Mann, der auf dem erhabenen Platze gesessen hatte und den alle Menschen anbeten sollten, Gott der himmlische Vater gewesen sei. Der Mann von mittlerem Alter, der ihn unterrichtet und ihm geholfen hatte, die bösen Geister zu vernichten, mußte Jesus, der Heiland der Welt, sein. Hung fühlte sich wie aus bangem Traume erwacht; es überkam ihn die freudige Ueberzeugung, in Wirklichkeit einen Weg zum Himmel und die sichere Hoffnung auf ewiges Leben und Glück gefunden zu haben.

Die ersten Konvertiten, welche Hung machte, waren seine ehemaligen Kollegen, die Schullehrer der nächsten Umgegend, seine eigenen Eltern, seine Brüder mit ihren Weibern, die er sämmtlich taufte. Die bedeutendste Eroberung, die er machte, war die Bekehrung des Fung-yun-san, eines armen Erdkarrers, der jetzt den Titel „östlicher Prinz" führt und sich mit seltener Begabung und nie ermüdendem Eifer der Sache gewidmet hat.

Es sind niemals die Reichen, von denen eine Revolution oder religiöse Reformation ausgeht; beide haben ihre ersten Wurzeln stets in den ärmsten Klassen des Volkes. So scheint auch die hier geworbene neue Gemeinde nicht im Stande gewesen zu sein, ihre Lehrer zu ernähren, und da Wang, Hung's Verwandter, selbst arm war, so trennte sich Fung von ihm mit der Absicht, auf einige Zeit nach Hause zu seiner Familie zurückzukehren. Auf seinem Wege begegnete er einigen Arbeitsleuten, Erdkarrern, wie er selber einer gewesen war. Sein Bekehrungseifer ließ ihn die Heimat vergessen und er begleitete die Arbeiter wieder in einen anderen Distrikt, wo er, um sein Ziel sicherer zu erreichen, zu seiner früheren Beschäftigung zurückkehrte und Erde karrte. Er bekehrte die Arbeiter und bekehrte den Herrn, der sie beschäftigte; er wurde als Lehrer angestellt, vergaß Heimat und Familie auf mehrere Jahre, lehrte und taufte in der Gegend, so daß ganze Familien und ganze Dörfer sich zu neuen Religions-Gesellschaften vereinigten. Er legte hier den ersten festen Grund für die Ausbreitung der neuen Lehre. Fung wird als der reinste, glaubensvollste und eifrigste unter Hung's Aposteln bezeichnet.

Bald sehen wir nun die beiden Freunde wieder vereint wirken, und Alles nahm jetzt einen schnelleren und großartigeren Fortgang. Tausende wurden getauft und Gebildete traten über. Graduirte der ersten und zweiten Prüfung widmeten sich der Sache mit Eifer, reiche und angesehene Männer wurden bekehrt. Obgleich nun Fung als der eigentliche Stifter dieser Gemeinden zu betrachten war, so erkannte er sowol als alle Mitglieder der neuen Gemeinde Hung als unbezweifeltes Oberhaupt an. Die Aussichten auf günstigen Erfolg hatten sein Wesen wieder gehoben, er glaubte wieder an seine göttliche Mission und dies gab seiner ganzen Haltung den Ausdruck der Autorität, den er seitdem nicht mehr ablegte; er war zudem der Gebildetste unter Allen, hatte zuletzt

in Kanton tiefere Einblicke in das Christenthum gethan, scheint aber ohne organisatorisches Talent zu sein.

Wer wollte es Hung verdenken, wenn er sich jetzt gern seiner Vision erinnerte und sie als ein wirksames Mittel betrachtete, Einfluß auf Andere zu gewinnen? That es doch auch unser Apostel Paulus. Wer wollte es ihm verdenken, wenn er sich im Feuereifer selbst zu Gewaltthaten fortreißen ließ! Hatte er doch gelesen, daß auch Christus die Tempelschänder mit Gewalt verjagte. Hung war zu jener Zeit nach Kanton gegangen, Fung aber nebst einem andern Mitgliede der Gesellschaft wurde auf Anordnung der Mandarinen gefänglich eingezogen; der Letztere starb im Gefängnisse und Fung wurde verurtheilt, nach seiner Heimat transportirt zu werden. Unterwegs bekehrte er jedoch seine Wärter, wurde freigelassen und taufte sie. Als Hung im Jahre 1850 von Kanton zurückkehrte, fand er in der Gemeinde Manches verändert; der Fanatismus hatte sich bedeutend gesteigert und es zeigten sich Symptome, die auch bei der Bildung anderer Sekten in ganz ähnlicher Weise zu Tage getreten sind. So ereignete es sich, daß Einige aus der Gemeinde, während sie tief in Gebet versunken lagen, in Zuckungen und Krämpfe verfielen, bis sie mit Schweiß und Schaum bedeckt waren. In solchen erstatischen Zuständen trieb sie dann der Geist, wunderbare Worte zu sprechen, zu ermahnen, zu tadeln, zu prophezeien. Es fehlte der neuen Sekte selbst nicht an Wundern und viele kranke Personen wurden auf überraschende Weise durch Gebete geheilt, und zwar war es besonders Hung, dessen Gebete eine besondere Heilkraft besaßen. Es scheint, als habe er durch sein Gebet zuerst eine Transaktion der Krankheit auf sich selbst bewirkt, diese dann eine kurze Zeit ertragen und sich dann selbst frei gebetet. Seltsam bleibt es übrigens, daß diese wunderthätige Kraft der Propheten und Apostel jedesmal erlischt, sobald die Reformation eine gewisse Höhe erreicht hat und das klare Auge der gesammten Mitwelt prüfend auf ihnen ruht.

Noch ein Jahr lang, bis zum Herbst 1850, bewahrte die junge Gemeinde streng ihren religiösen Charakter; dann aber wurde sie durch eine Kollision mit den Lokal-Behörden zu offenem Widerstande gezwungen und nahm gleich darauf den Charakter einer politischen Bewegung in größtem Maßstabe an.

Für die Staatsbehörden, welche wahrscheinlich schon längst nach einem ostensiblen Grunde suchten, gegen die Gemeinde einzuschreiten, schien sich jetzt die Gelegenheit dazu darzubieten; sie beschlossen, Hung und Fung durch Ueberrumpelung gefangen zu nehmen. Hung erhielt Kunde davon und zog sich in die Berge zu einem treuen Bekenner zurück, zu dessen Haus nur ein enger Fußsteig führte. Hier wurde er ausgekundschaftet und der Paß besetzt. Unterdessen hatte aber Hung wieder eine seiner Verzückungen bekommen und eröffnete den Brüdern die Gefahr, in der ihre Führer schwebten; er riß sie mit feurigen Worten zu einem kühnen Entschluß fort. Die Mandarinen-Truppen wurden überfallen und geschlagen, die geliebten Führer befreit und im Triumphe umhergeführt. Es war dies das erstemal, daß es zu einem wirklichen Kampfe zwischen beiden Parteien gekommen war.

Hung erklärte nun offen, daß die neue Religion, die er lehre, nimmer von den Mandschu geduldet werden würde, und er stellte daher als nächstes großes

Ziel die Vertreibung derselben hin; damit beginnt die Rebellion der Taipings, wie sie sich selbst nennen, oder der „Anhänger des ewigen Friedens."

Wenige Monate vor unserer Ankunft in China hatten die Taipings die reiche und blühende Handelsstadt Sutschau genommen und bedrohten von dort aus Schanghai, wo sich unter der chinesischen Bevölkerung ein panischer Schrecken verbreitete. Schanghai blieb indeß von dem verheerenden Besuche verschont.



Kung, gegenwärtiger Kaiser von China.

Die „Langhaarigen", die namentlich deshalb so genannt werden, weil sie das Haar frei wachsen lassen und keinen Zopf tragen, die nur 30 englische Meilen von der Stadt entfernt standen, wünschten offenbar mit den Europäern in freundliche Beziehung zu treten und wiederholten den Versuch, Unterhandlungen mit den englischen und französischen Autoritäten anzuknüpfen. Die Politik der Alliirten glaubte sich dieser Waffe in ihrem einmal begonnenen Kriege gegen die tatarische Dynastie nicht bedienen zu dürfen, und selbst Ereignisse im Jahre 1861, vor der Einnahme von Peking und der Gefangennahme Mr. Parker's und anderer Herren aus Lord Elgin's Gefolge, vermochten nicht eine Aenderung in den Anschauungen der alliirten Diplomaten hervorzurufen.

Die Thatsache, daß Blut und Verwüstung den Weg der Rebellen bezeichneten, die Furcht, daß kein Zustand des Friedens eintreten werde, daß vor Allem der Seiden- und Theehandel — und dies sind die Hauptfaktoren bei allen politischen Fragen im Verkehr Englands mit China — auf lange Zeit ruinirt bleiben, daß der in Schanghai bestehende kolossale Umsatz in englischen Manufakturen vielleicht dauernd zu Grunde gerichtet werde, haben sicher damals die englische Politik allein davon abgehalten, die Rebellen zu unterstützen und — womit man dann nur endigen könnte — die gegenwärtige Dynastie durch Hülfe der Chang-maos zu stürzen.

Man sagt sich, daß in letzterem Fall und wenn das Haupt der Rebellen den Thron in Peking besteige, noch Jahre hingehen könnten, bevor die weiten Strecken des chinesischen Reiches der neuen Dynastie unterworfen sein würden, daß Blutvergießen und Hungersnoth das Land entvölkern und rückwirkend dem ganzen Handel mit China auf lange Zeit hinaus einen tödtlichen Streich versetzen würden.

Und leider läßt sich nicht leugnen, daß der Weg der christlichen Rebellion mit Blut und Asche bezeichnet ist, daß die Taipings mit rücksichtsloser Grausamkeit zu Werke gehen.

Besetzen die Chang-maos, d. h. die Langhaarigen, einen Distrikt oder eine Stadt, so sind die meisten der Einwohner, wenn sie es ermöglichen konnten, entflohen. Die Rebellen zwingen ihre Gefangenen, sobald sie sich nicht freiwillig zum „großen himmlischen Friedensreiche" bekehren, zunächst ihre Zöpfe abzuschneiden. Haben sie einen kräftigen kampffähigen Burschen erwischt, so schneidet man ihm ein Stück Fleisch aus seiner Fußsohle, groß genug, ihn am Fortlaufen zu verhindern. Mit der Zeit wird die Wunde zwar heilen, inzwischen ist aber sein Haar lang gewachsen, was ihn schon zu einem Insurgenten stempelt; aber auch dann würde jeder Versuch, zu entwischen oder seinem Schicksale zu entgehen, vergeblich sein, denn man hat ihm die Buchstaben **T'ai ping t'ien kwoh** (großes himmlisches Reich des Friedens) auf den Nacken gebrannt.

Verlassen nun die Eroberer einen solchen Distrikt, um weiter zu ziehen, und die kaiserliche Behörde tritt wieder in Funktion, so köpft sie — kopflos genug — unnachsichtig alle Langhaarigen, die ihr in die Hände fallen, und wenn sich die Unglücklichen auch aus freien Stücken ausgeliefert hätten.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß, wie man sagt, Tausende bei Annäherung der Rebellen den Tod in den Fluten suchen und die wildeste Angst sich der armen Landleute bemächtigt, daß endlich die Muthigeren mit den Waffen in der Hand sich gegen die Lehre von dem „Reich des Friedens" ihrer Haut wehren.

Heute hat das arme Volk die zahlreichen Schaaren der kaiserlichen Truppen zu beherbergen und zu erhalten, die mit ihren eigenen Unterthanen ebenfalls nach Kriegsbrauch verfahren, morgen überschwemmen die Rebellen ein bereits verödetes Land und dann zwingt sie schon die Noth zu den härtesten Bedrückungen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diesem kläglichen Zustande bald ein Ende gemacht werden würde, wenn die Rebellen mit oder ohne Hülfe der Fremden den

Thron der Mandschu-Dynastie stürzten und in Peking sich als neue Herrscher von China, als die Machthaber und Regierer behaupten könnten.

Denken wir uns die Rebellen als Sieger und Herren, so ist es leicht möglich, daß der panische Schrecken, der jetzt vor den Schaaren der Chang-maos wie ein Würgengel einherzieht, schwinden würde und das Reich sich ohne großes Blutvergießen den neuen Herrschern unterwürfe. Bei der Gleichgültigkeit, welche die Chinesen durchgängig, wie die meisten Buddhisten, für ihre religiösen Angelegenheiten an den Tag legen, stößt die religiöse Seite der Umwälzung schwerlich auf einen hartnäckigen Widerstand.



Sommerpalast des Kaisers von China.

Bekanntlich haben sich die Erwartungen, auf welche die vorhergehenden Anschauungen hindeuten, nicht erfüllt. Nachdem die englische Regierung eine Zeit lang geschwankt, ob es gerathen sei, mit den Rebellen eine Art Traktat einzugehen, und dann mit dem Chef derselben ein förmliches Uebereinkommen wegen ungehinderter Schiffahrt auf dem Yangtse durch die von den Rebellen behaupteten Distrikte zum Anschluß getroffen hatte, sind die Dinge jetzt dahin gediehen, daß die alliirten Westmächte die kaiserliche Regierung förmlich im Kampfe gegen die Taipings unterstützen. Französische und englische hochgestellte Offiziere befehligen kaiserliche Truppen — freilich ohne daß bis jetzt die geringste Aussicht bestände, der Bewegung, welche über ein so ungeheures Gebiet ausgebreitet ist, Herr zu werden oder sie nur auf ein wesentlich engeres Territorium zu beschränken. Der heutige Regent von China, Prinz Kung, hat es erkannt, daß der Sturz seiner Dynastie unveränderlich sei, wenn die Westmächte mit der

christlichen Revolution gemeinschaftliche Sache machten, und deshalb eine in der Geschichte des europäischen Verkehrs mit China bisher beispiellose, den Fremden günstige und aufgeklärte Politik eingeschlagen. Wir hören in neuester Zeit, daß vom Baue eines Schienenweges zwischen Schanghai und Peking die Rede ist, und Alles deutet auf ein aufrichtiges Eingehen in die Wünsche der mit China in Verkehr getretenen Nationen hin.

Daß Prinz Kung zur Erhaltung seiner Dynastie den richtigen Weg eingeschlagen hat, springt in die Augen, aber es ist fraglich, ob nicht die Alliirten ihrerseits über dem Vortheil augenblicklicher Ruhe für ihren Handel ihre tiefer eingreifenden Interessen für die Zukunft außer Augen gelassen haben. Die Taiping-Bewegung hat trotz der Hülfe, welche England und Frankreich dem kaiserlichen Regimente angedeihen lassen, an Ausdehnung gewonnen. Schanghai vermochten sie zwar nicht zu erobern, doch behaupteten sie Nanking und Sutschau noch wie zuvor.

Wollen die europäischen Westmächte jahrelang gegen eine solche Hydra Krieg führen und zahlreiche Opfer bringen, um eine Autorität zu beschützen, die vielleicht trotz alledem unhaltbar ist? Ich halte es für einen verhängnißvollen Irrthum, daß man in einem solchen Kampfe überhaupt Partei ergriffen hat — hier wäre am Ende das Nichtinterventions-Prinzip ganz am Platze gewesen, um so mehr, als in der Entwickelung der Dinge keine ernstliche Nöthigung zur Parteinahme vorlag. Die Entscheidung der großartigen Krisis, in welcher das chinesische Reich sich befindet, wird durch diese Politik nur hinausgeschoben, nicht gehindert; die Taiping-Bewegung wird nach menschlicher Voraussicht dennoch ihre Zwecke erreichen, die Tage der Mandschu-Dynastie sind gezählt.

Sehen wir auch ganz von der Erwägung ab, daß im Gefolge der jetzigen Bewegung doch das Christenthum in China eine Zukunft hätte; glauben wir auch mit der Mehrzahl der in China lebenden Europäer an einen Umschwung der Dinge nach dieser Richtung nicht, so hätte die Regel der Klugheit schon gebieten sollen, eine Partei nicht unnöthiger Weise zur Feindschaft zu zwingen, welche schon über Hunderte von Millionen Menschen gebietet und der die Herrschaft des unermeßlichen Reiches wahrscheinlich ganz zufallen wird.

Während meines Aufenthaltes in China habe ich anfänglich die damals herrschende, von den Missionären genährte günstige Meinung für die Taiping-Bewegung getheilt. Später habe ich mich freilich überzeugen müssen, daß das religiöse Element, welches die christlichen Missionäre in China mit so großen Hoffnungen erfüllte, in Blut und Gräueln erstickt ist — wenn man es nicht als eine von Anfang an beabsichtigte Täuschung hinstellen will.

Dies nimmt aber der Bewegung selbst nichts von ihrer welthistorischen Bedeutung; die Vertreibung der Mandschu-Dynastie steht als Hauptaufgabe im Vordergrund und ich glaube nicht, daß der Schutz der europäischen Mächte wirksam genug ist, um eine Dynastie zu halten, gegen welche die Hälfte des ungeheuren Reiches in Waffen steht. Sind aber die Taipings erst Herren des Reiches, dann wird es zu spät sein, auf ihre „brüderlichen Gesinnungen“ zu bauen.

Ich weiß den Charakter der Bewegung nicht richtiger in's Licht zu stellen, als durch den Hinweis auf die Berichte von Missionären, welche öfters das

Rebellenlager besucht haben, und durch die Wiedergabe von Dokumenten aus dem Pinsel einiger Häupter der Rebellen.

Der Leser wird aus den etwas rosig gehalten Anschauungen der Missionäre, aus der schwülstigen und unklaren, aber doch schlauen Sprache der Taipings selbst und endlich aus der Schilderung der Gräuel, welche sich an die Fersen dieser „Söhne des Friedens" heften, leicht selbst beurtheilen lernen, daß, auch im günstigsten Lichte beschaut, die Taiping-Bewegungen vielleicht erst den Keim einer religiösen Umgestaltung in sich bergen, daß wir aber jetzt nur den Blick mit Entsetzen wegwenden müssen von einer Bewegung, die im Namen Christi mit Feuer und Schwert das weite Land verwüstet.

Fast alle Missionäre, welche von Schaughai aus im Lager der Taipings einen Besuch gemacht, berichten im Ganzen sehr günstig über die Eindrücke, die sie daselbst empfangen, und die Freundlichkeit, mit der sie aufgenommen worden sind. Den Mittheilungen dieser Herren zufolge scheint es nicht zu bezweifeln, daß das religiöse Element einen großen Faktor in jener revolutionären Bewegung bildet. Nichts ist irriger, sagen unsere Missionäre, als die Ansicht, daß die Religion lediglich ein äußeres Aushängeschild für sie abgiebt; sie ist im Gegentheil die Basis, von der alles Uebrige ausgeht.

Die Zerstörung des Bilder- und Götzendienstes*) und die Verbreitung der Lehre vom wahren Gott, sagen die Missionäre, sind die Hauptzwecke, die sie im Auge haben und die sie mit der gleichen Aufrichtigkeit und Hingebung anstreben, wie den Sturz der Mandschu-Dynastie und die Eroberung des Reiches.

Im Gegensatz zu den pantheistischen Lehren der Philosophen aus der Sung-Dynastie halten sie die Lehre von der Persönlichkeit der Gottheit fest und haben eine klare Vorstellung von der Einheit Gottes. Während die buddhistische Lehre den Fatalismus lehrt, glauben und predigen sie die Lehre von der Alles lenkenden und überwachenden Vorsehung.

Sie haben das Bewußtsein, ein großes Werk vollbringen zu müssen, und die tiefe Ueberzeugung, daß sie durch eine nie irrende Hand geleitet und durch einen allmächtigen Arm bei der Ausführung ihrer Mission getragen werden, ist ihre Inspiration.

Erfolg schreiben sie der Güte des himmlischen Vaters und Unglück seiner strafenden Gerechtigkeit zu. Gott ist für ste keine abstrakte Idee, noch ein unversöhnlicher Herrscher, sondern ein liebender Vater, der voll Sorgfalt über ihnen wacht und sie an seiner Hand leitet.

Das alte und neue Testament sind die Richtschnur ihres Glaubens, wie dies vom Beginn der Bewegung so gewesen ist. So lange sie dies festhalten, ist aller Grund vorhanden, daß es den Missionären gelingen werde, die vorhandenen Irrthümer zu beseitigen, und schon hat man im Lager der Rebellen darum gebeten, daß sich europäische Brüder als Lehrer des Wortes in Nanking und den anderen Plätzen unter ihnen niederlassen möchten.

Sie betrachten Jesus als den größten Menschen, der je auf Erden gelebt, sprechen oft von seinem Tode, den er erlitten habe für die Sünden der ganzen

*) Es ist vorgekommen, daß Rebellen die Kirchen der römisch-katholischen Mission ebenso zerstörten wie Buddhisten-Tempel, in dem Wahne, daß es sich auch dort um Bilder- und Götzendienst handle.

Welt, scheinen aber von der Gottheit in Christo keinen Begriff zu haben. Sie nennen Jesus den „besonderen auserwählten Gottgesandten" und darauf fußend nennt sich das Haupt der Revolution Tien Wong auch „Bruder" Jesu Christi.

Daß die religiösen Anschauungen und Lehren unter dem großen Haufen noch unklar und dürftig sind, darf nicht wundern; auch bei den Häuptern ist die Innigkeit des Glaubens und der Fanatismus gewiß größer als Tiefe und Klarheit der Ueberzeugung. Bei den sogenannten Kwangsi-Leuten ist das religiöse Gefühl am mächtigsten und verbreitet sich von da weiter und weiter durch das gewöhnliche Volk. Letzteres lernt zunächst nur die Gesänge und Gebete auswendig und dies, verbunden mit der Taufe, macht sie zu Gliedern der großen Gemeinschaft. Wir geben in Nachstehendem die Uebersetzung einiger Edikte, in denen der „Bruder Jesu" einen Theil der Glaubenslehren niedergelegt hat.

Edikt von Tien Wong.

„Ich, Tien Wong, gebe ein Edikt zur Belehrung solcher Führer und Soldaten, die in den äußeren Stämmen sein mögen. Die 10,000 Nationen sollen sich dem himmlischen Vater, Herrn über Alles, dem erhabenen Vater unterwerfen. Die 10,000 Nationen sollen sich dem Erlöser der Welt, dem großen Bruder Christus, unterwerfen. Himmel, Erde und die Menschen, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige werden dann alle ein Frieden sein. Gott Vater stieg einst zur Erde und verkündete seine Gebote für die gegenwärtige Welt, und nannte sich das Schwert, das die bösen Geister zu Boden schlagen solle (calling the knife to slay the evil spirits). Der ältere Bruder sagte einst: „Das Reich des Himmels ist nahe und es wird gewißlich kommen." Der Vater und der ältere Bruder sind herab gestiegen und gründeten das himmlische Reich und haben mich und den jüngeren Herrn erwählt, die Dinge dieser Welt zu ordnen. Vater, Sohn und der königliche Enkel sind zusammen die Herren des neuen Himmels und der Erde. Der Erlöser und der jüngere Herr sind Söhne des himmlischen Vaters Schang-ti. Also ist auch der große Bruder, Christi Sohn und mein Sohn, Herr. — Der Vater und der ältere Bruder, vereinigt mit mir, drei Personen, bilden Eins.

„Sie haben dem jüngeren Herrn (Junior Lord) befohlen, das Haupt der 10,000 Nationen zu sein. So wißt es denn Alle, Ihr Könige im Osten und Westen, daß der heilige Wille des Allerhöchsten und Christi Euch durch mich verkündet wird, und daß ich das Volk gen Himmel leiten und in das himmlische Reich von hier einführen soll.

„Früher, jetzt und immerdar ist Alles dem himmlischen Vater unterthan. Alles, was unter dem Himmel ist, sei glücklich und steige vereinigt zur himmlischen Stadt und zum himmlischen Palaste empor. Die Lehren des Vaters und des älteren Bruders sind durch alle Jahrhunderte den Menschen gegeben. Der Vater arbeitete 6 Tage und wollte sein großes, erhabenes Wesen verherrlichen. Im Jahre Tien Yow sandte der Vater und nahm mich hinauf in den Himmel. Der ältere Bruder und ich werden in Person die Schlange, das ist den Teufel, vertreiben und sie zur Hölle hinabstürzen. Im Jahre Yuh-schun kamen der Vater und der ältere Bruder in die Welt, um durch mich und den jüngeren Herrn den ewigen Frieden zu begründen.

„Der Geist ist lange erfleht worden — nun werdet Ihr wahres Glück und Ruhm erlangen. Der Vater und der ältere Bruder, gnädig und liebreich, sind in Wahrheit allmächtig. Laß nun alle Lenker und alle Völker unter dem Himmel sich freuen und fröhlich sein. So verkünde ich es Euch!"

Der „jüngere Herr" ist ein Sohn Tien Wong's, den er jetzt als den von Jesus adoptirten Sohn proklamirt. Er soll etwa 12—14 Jahre alt sein. Die „himmlische Hauptstadt" ist Nanking und der „himmlische Palast" die Wohnung Sr. Majestät Hung Siu Tsenen — diese bildet den Mittelpunkt, um welche sich die ganze übrige Welt gruppirt.

Erstes Dekret des Jüngeren Herrn.

„Den Befehlen meines himmlischen Großvaters, meines himmlischen Vaters und meines Vaters gehorchend, erlasse ich das gegenwärtige Edikt und Nachricht für die außenlebenden Stämme. Ich befehle Euch, weil Ihr den erhabenen, wahren Gott anbetet. Ich befehle Euch, weil Ihr zum Himmel und zum wahren Herrn aufblickt. Ich befehle Euch, daß Ihr jetzt bei Eurer Rückkehr zur Hauptstadt der Nation Dankbarkeit (gratitude) zeigt. Ich befehle Euch, daß Ihr die Sache des Himmels unterstützt, dadurch, daß Ihr die Imps (so nennen sie die kaiserlichen Chinesen) zerstreut. Ich befehle Euch, daß Ihr von Herzen das himmlische Reich unterstützt. Ich befehle Euch eine Entscheidung zu treffen, damit der Frieden befördert werde. Ich befehle Euch dies Alles, indem ich den heiligen Geist anrufe. Mein Großvater, mein Adoptiv-Vater, mein Vater und ich, wir werden Euch sehen. Wenn Ihr der Sache des Himmels beisteht und diese Wohlthat der Nation zukommen laßt, mögt Ihr darin standhaftig sein. Durch Erfüllung dieses Gebotes werdet Ihr anerkennen, daß wir das friedenvolle himmlische Königreich sind.

„Daß die 10,000 Nationen dem himmlischen Vater unterworfen werden sollen, das ist die wahre Lehre. Alle sollten Früchte des Glaubens bringen, auf daß sie vor dem Höchsten erscheinen können, geläutert durch das Blut Jesu Christi. Mit dem ernstesten Herzen weihet Euch dem himmlischen Werk. Schreibt mir Eure verdienstvollen Handlungen, wenn Ihr zum Palaste kommt, und laßt es mich wissen. Jene, die sich großes Verdienst erworben, werden deß reichen Lohn haben. Der Geist ist lange erfleht worden, nun aber ist es erfüllt. So verkündige ich es Euch."

Beide Edikte leiden, wie nicht zu verkennen ist, an großer Schwülstigkeit des Ausdrucks und Unklarheit, was letzteres theilweise vielleicht in der Uebersetzung seinen Grund hat. Uebrigens ist die anscheinend christliche Doktrin noch außer den in Obigem liegenden Ueberschwänglichkeiten mit manch' anderem verworrenen Zeug beladen. Daß der Leiter einer so großen Staats- und Religionsumwälzung sich als von Gott begeistert und gesandt, als einen Propheten darstellt, liegt in der Natur der Sache und Buddha wie Muhamed haben den gleichen Weg eingeschlagen.

Die göttliche Familie wird in der Lehre Tien Wong's noch weiter vermehrt, so spricht sie vom Weibe des göttlichen Vaters, die sie Tien Ma — Himmels-Mutter — nennen, vom Weibe Jesu Christi, Tien San oder himmlische Schwägerin; man sagt, der westliche König habe eine Tochter des himmlischen Vaters zum Weibe u. s. w., und hält dabei den Gedanken einer wirklichen

natürlichen Abstammung und Verbindung fest, wenngleich die Tochter des himmlischen Vaters auch vom Himmel zur Erde niedergestiegen sein soll.

Kurz, dies dem Christenthume Entlehnte ist mit vielen Irrthümern und Thorheiten vermengt. Nach dem Zeugniß der Missionäre ist bei den Bekennern der neuen Lehre noch gar wenig Christliches in ihren Handlungen zu bemerken und — freilich im Widerspruch mit anderen Berichterstattern — Allen wird große Grausamkeit gegen die Feinde, Schändung der Weiber u. s. w. auf ihren verheerenden Zügen zum Vorwurf gemacht.

Wie die Dinge jetzt liegen, mögen sie noch wenig Aussicht gewähren, daß ein reineres Licht aus diesem trüben und verwüstenden Brande hervorgehe. Die Geschichte lehrt uns aber, daß die größten religiösen Umwälzungen auch stets die wilden Leidenschaften der Völker in Aufruhr und Gährung versetzten, und wie das Christenthum in Deutschland, wie der Islam und der Buddhismus Jahrhunderte lang unter Feuer und Schwert ihr Terrain erkämpfen mußten, so mag auch die Vorsehung auf diesem unreinen und blutgedüngten Boden den Baum reiner Gesittung und Menschlichkeit langsam emporkeimen lassen!

Brief des Chung Wang an die Konsuln der europäischen Mächte in Schanghai.

„Le, der erhabene Fürst der Himmels-Dynastie, sendet diese Mittheilung an Euch, die ehrenwerthen Konsuln von Groß-Britannien, den Vereinigten Staaten von Amerika, Portugal und anderen Ländern.

„Es ist Grundsatz unserer Dynastie, daß gute Freundschaft in ihren Beziehungen zu anderen Völkern herrschen soll; — beklagenswerthes Vergessen früherer Verbindlichkeiten ist aber die wahre Ursache, daß fremde Nationen ein Unrecht begangen haben. Als meine Armee Sutschau erreichte, kamen Franzosen, begleitet von Leuten anderer Nationen, um dort Handel zu treiben. Sie sprachen persönlich mit mir und forderten mich auf, nach Schanghai zu kommen, um über freundschaftliche Beziehungen zwischen mir und ihnen, die in Zukunft in's Leben treten sollten, zu berathschlagen.

„Ich wußte, daß Eure Nationen gleich uns Gott den himmlischen Vater und Jesum Christum, den göttlichen älteren Bruder, anbeten, daß Ihr folglich Eine Religion und Einen Ursprung mit uns habt; ich hegte darum unbedingtes Vertrauen in Eure Worte und kam, um Euch in Schanghai zu begrüßen. Nie konnte es mir beikommen, daß die Franzosen, verführt durch die Imps (die chinesischen Behörden), ihr Wort brechen und sich von einer Uebereinkunft wegwenden würden, die sie selbst eingegangen waren. Aber nicht allein unterließen sie es bei meiner Ankunft, zu mir zu kommen und sich mit mir zu besprechen, nein, sie traten auch in Einverständniß mit den Imps, um die Stadt Schanghai gegen uns zu schützen, und brachen dadurch ihre zuvor eingegangene Verpflichtung. Solche Schritte sind den Grundsätzen der Gerechtigkeit zuwider.

„Gesetzt nun, die Franzosen nehmen die Stadt Schanghai und wenige Meilen ihres Umkreises unter ihren Schutz, wie wollen sie im Stande sein, in einem so engen Raume ihre Waaren abzusetzen und auf vortheilhafte Art ihre Geschäfte weiter zu betreiben?

„Es ist mir ferner zu Ohren gekommen, daß die Franzosen eine nicht unbedeutende Summe Geldes von den Imps, von Hien-fung — dem Mandschu-Kaiser —

empfangen haben, die sie ohne Zweifel unter ihre Nation vertheilten. Wenn Ihr anderen Nationen kein Geld von den Imps erhalten habt, warum kamen Verschiedene unter Euch mit den Franzosen, als Jene nach Sutschau gingen und mich dringend aufforderten, mich in Schanghai einzufinden? Es ist klar wie das Licht der Sonne, daß auch Ihr in Sutschau erschienet und mich batet, in Schanghai mit Euch zu unterhandeln. Eure Worte klingen noch in meinen Ohren; es ist unmöglich, daß Ihr sie solltet vergessen haben.

„Wenn die Franzosen, bestochen durch das Geld der Imps, allein ihr Wort gebrochen, wie kommt es, daß, als ich in Schanghai anlangte, Keiner von Eurer Nation sich einfand, um persönlich mit mir zu unterhandeln?

„Ihr habt gewiß auch Geld von Hien-fung erhalten und es unter Euch vertheilt. Ihr thatet also, wie Ihr einsehen werdet, Unrecht, ohne zu bedenken, daß Ihr Schanghai werdet verlassen und andere Orte aufsuchen müssen, um Eure Geschäfte fortzusetzen.

„Offenbar kennt Ihr die Imps des Hien-fung nicht, die da einsahen, daß Ihr von gleicher Religion, von gleicher Familie seid wie die Himmlischen, und darum Geld anwandten, um eine Verbindung mit Euch herzustellen.

„Die Franzosen sind durch das Geld der Imps verführt, weil sie nur Werth auf den Handel in Schanghai legen und sich um den Verkehr in anderen Plätzen nicht kümmern. Sie haben kein Recht, vor Gott, den himmlischen Vater, und zu Jesu, dem himmlischen älteren Bruder, zu gelangen, noch selbst vor unserm eigenen Heer und den anderen Nationen der Erde.

„Unser erhabener Herr ist vom Himmel eingesetzt und hat nun seit zehn Jahren regiert. Die Hälfte der Länder, die er inne hat, enthält die reichen Distrikte im Osten und Süden. Der öffentliche Schatz enthält hinreichende Mittel, alle Bedürfnisse unserer Armee zu befriedigen. Später, wenn das ganze Land unter unserem Scepter vereinigt sein wird, soll jeder Theil unter unserer Kontrole stehen und unser Erfolg wird nicht von dem schmalen Strich um Schanghai abhängig sein.

„Aber in menschlichen Empfindungen und in menschlichen Dingen haben alle Handlungen ihre Folgen. Die Franzosen haben ihr Wort und den Frieden zwischen uns gebrochen. Seitdem haben sie gegen alle Vernunft gehandelt; wenn sie ferner in Schanghai bleiben, um ihre Geschäfte zu betreiben, so mögen sie es thun. Wenn sie aber wieder in unsere Länderstriche kommen und über unsere Grenzen schreiten, um Handel zu treiben, so will ich selbst, geleitet vom Geiste des Großmuthes, ihre Gegenwart dulden und darauf verzichten, Abrechnung mit ihnen zu halten. — Unser Heer und unsere Offiziere, die unter ihrer — der Franzosen — Treulosigkeit leiden, sind alle von Entrüstung und Rachedurst erfüllt und ich fürchte, es wird den Franzosen nicht gestattet werden, unser Territorium nach Belieben wieder zu betreten.

„Als ich nach Sutschau kam, hatte ich den Oberbefehl über mehr als 1000 Offiziere und mehrere 10,000 Soldaten, ein tüchtiges, braves Heer, das die Macht hat, allen Widerstand zu brechen, und dessen Gewalt stark ist wie ein Berg. Wenn wir die Absicht gehabt hätten, Schanghai anzugreifen, — welche Stadt hätten wir bis jetzt nicht unterworfen?! Welchen Platz hätten wir nicht erstürmt!?

„Ich habe indessen in Erwägung gezogen, daß Ihr und wir gleicherweise Jesum anbeten und daß trotz Allem unter uns Beziehungen auf gemeinschaftlicher Grundlage beruhen und übereinstimmende Lehren bestehen.

„Außerdem kam ich nach Schanghai, um einen Vertrag zu schließen, damit wir durch Handel und Verkehr verbunden würden. Ich kam nicht in der Absicht, gegen Euch zu kämpfen. Hätte ich einmal begonnen, die Stadt anzugreifen und das Volk zu tödten, es würde dasselbe gewesen sein, als ob die Glieder einer Familie unter einander kämpften, und das würde den Imps gerechte Ursache geboten haben, unserer zu spotten.

„Dann scheint es mir, daß unter den Fremden zu Schanghai eine große Verschiedenheit der Ansichten und Fähigkeiten herrscht; es muß dort Männer von Einsicht geben, die die Grundsätze der Gerechtigkeit kennen und wohl zu unterscheiden wissen, was vortheilhaft und schädlich ist. Sie können nicht Alle vom Golde der Imps bestochen sein und vergessen haben, was die allgemeinen Interessen des Handels erheischen.

„Ich will auch ferner den Unwillen, den ich heute empfunden, vergessen und im Geiste der Versöhnung einen Weg anbahnen, um unsere gegenwärtige Stellung zu einander zu verbessern.

„Es sollte mich außerordentlich schmerzen, wenn meine Truppen bei einer eventuellen Einnahme Schanghai's außer Stande wären, die Guten von den Bösen zu unterscheiden, in welchem Fall ich ohne Anwartschaft wäre, vor Jesu, dem älteren himmlischen Bruder, zu erscheinen. Von Gefühlen tiefster Theilnahme für Euch durchdrungen, bin ich genöthigt, zu Euch, Ihr fremden Nationen, ein ernstes Wort zu reden über das, was Weisheit und Thorheit wäre in unseren gegenseitigen Angelegenheiten, und über den Vortheil oder Nachtheil der verschiedenen Wege, die Euch dabei offen stehen. Ich bitte Euch, Ihr fremden Nationen, nochmals reiflich zu erwägen, welche Richtung Euch die beste erscheint, welche Euch Gewinn oder Verlust zu bringen verspricht. Sollte eine von Euch ehrenwerthen Nationen Bedauern über das Vorgefallene empfinden und Willens sein, freundliche Beziehungen mit unserem Staate zu begründen, so braucht Ihr nicht zu zögern, zu uns zu kommen. Ich behandle die Leute nach den rechten Grundsätzen und werde ihnen gewiß nichts Unwürdiges zumuthen. Solltet Ihr ehrenwerthen Nationen aber fortfahren, von den Imps Euch leiten zu lassen und allen ihren Schritten zu folgen, ohne der Kluft zu gedenken, so zwischen Euch und ihnen besteht, dann dürft Ihr mich nicht tadeln, wenn Ihr es künftig erschwert findet, die Kanäle zu passiren, und wenn keine Landesprodukte zur Küste gelangen.

„Ich habe Euch, Ihr ehrenwerthen Nationen, wieder und auf's Neue zu bitten, erwägt in Eurem Sinne die Umstände wohl und schreibt mir dann eine spezielle Mittheilung. Ich vertraue, Ihr werdet mir eine Antwort zu Theil werden lassen. Ich erlaube mir, mich nach Eurem Befinden freundlichst zu erkundigen.

„Tai ping Teen kwo 10. Jahr, 7. Monat und 12. Tag" (was nach dem Rebellen-Kalender mit dem 21. August 1860 unserer Zeitrechnung übereinkommt).



In den Taku-Forts.

Zwölftes Kapitel.

Land und Leute im nördlichen China.

Die „Thetis" nach dem Süden. — Schiffstrauer. — In Wusong vor Anker. — Die Umgebung von Schanghai. — Chinesische Bauernfamilie. — Baumwollenkultur. — Buddha-Tempel. — Bilder der Höllenstrafen. — Im Golf von Petschili. — Abfahrt von Wusong Tschesu. — Sandsturm auf der See. — Meeresleuchten. — Besuch der Taku-Forts. — Abfahrt im Karren. — Nachtlager in einem Dorfe. — Tientsin. — Engländer und Franzosen daselbst.

Doch es ist Zeit, nach dieser Abschweifung wieder zu den ruhigen Verhältnissen von Schanghai zurückzukehren.

In den ersten 14 Tagen nach unserer Ankunft regnete es, wie gesagt, fast ohne Unterlaß, das Leben im Hôtel war im höchsten Grade unbehaglich und die Witterung so winterlich kalt, daß man den ganzen Tag heizen mußte. Unsere Landsleute und mit ihnen diejenigen Reisegenossen, welche in deren fürstlich eingerichteten Häusern wohnten, waren besser daran, denn die Existenz in den kahlen, düstern Zimmern von Astorhouse war unerträglich, zumal dann,

wenn man den Versuch, ordentlich einzuheizen, wegen des erstickenden Rauches aufgeben mußte. Essen und Bedienung war schlecht, dabei Alles unerhört theuer. Der Kontrast gegen die schönen Tage von Nagasaki war empfindlich; die Schiffe lagen Anfangs noch in Wusong und nur selten fand sich einmal einer der Herren von Bord in der Stadt ein.

Da unseres Bleibens in Schanghai doch nicht sein sollte, sehnten wir uns nach baldiger Weiterfahrt.

Inzwischen war beschlossen worden, daß die „Thetis" mit einem Theile der Gesandtschaft nach dem Süden, nach Manila, Batavia und den Molukken, vorausgehen sollte, während der Gesandte selbst mit den übrigen Herren an Bord der „Arcona" nordwärts in den Golf von Petschili gehen würde, um in Tientsin, eine Tagereise vom Ausflusse des Peiho, oder in Peking selbst über den Abschluß eines Handelsvertrages mit China Verhandlungen zu pflegen.

Wenige Tage nach unserer Ankunft in Schanghai war der eine der Attaché's, Herr v. Brandt, bereits an Bord des französischen Postdampfers nach Tientsin vorausgeschickt worden, um für das Unterkommen des Gesandten Vorbereitungen zu treffen.

Die „Thetis" rüstete sich zur bevorstehenden Weiterfahrt aus. Gerne hätte ich an Bord derselben die Reise nach dem Süden mitgemacht, — doch war mir andererseits die Aussicht, nach Peking zu kommen, auch von nicht geringem Werthe und der Vorschlag des Gesandten, ihn an Bord der „Arcona" nach Tientsin zu begleiten, war mir auch um deswillen willkommen, weil der Verkehr mit jenen neueröffneten Häfen beginnen sollte, sobald der Peiho eisfrei sein würde.

Unser Aufenthalt in Schanghai zog sich in die Länge. Sobald die „Arcona" mit der Hochflut den Fluß heraufgekommen war und vor der Stadt ankerte, verließ ich das unbehagliche Astorhouse und nahm wieder an Bord selbst mein Quartier.

Worauf wir in Japan so lange und schmerzlich gewartet, Briefe und Zeitungen von Europa trafen nun regelmäßig ein. Bei unserer Ankunft fanden wir die Nachricht vom Tode Friedrich Wilhelm's IV. und der Thronbesteigung Wilhelms I. vor. Die Offiziere und Mannschaften leisteten dem neuen Herrscher den Eid, nachdem auf dem preußischen Grund und Boden, das heißt an Bord, die übliche Trauerfeierlichkeit vor sich gegangen war.

Die Schiffe kreuzten die Raen und hißten die Flagge auf halben Stock und in Pausen von einer Minute ward ein Trauersalut von 33 Schüssen gelöst.

Alle im Hafen liegenden Schiffe befreundeter Nationen trauern bei einer solchen Gelegenheit in derselben Weise, nur ohne zu salutiren. — Mit dem Schlage 12 wurden die Raen wieder quer gerichtet, die Flagge wehte hoch von der Gaffel, das ganze Schiff war wie auf einen Zauberschlag bunt bewimpelt und nun gaben „Arcona" und „Thetis" wetteifernd, der Thronbesteigung des neuen Herrschers zu Ehren, einen Doppelsalut, abermals von je 33 Schuß.

Mittwoch den 27. März lichtete die „Thetis" die Anker und trat ihre Reise nach Süden an. Ein fröhliches Hurrah, ein Schwenken der Hüte und bald war das Schiff, den Strom hinabgleitend, aus dem Gesichtskreise entschwunden. Erst im Dezember, nach fast neunmonatlicher Trennung, haben wir auf der Rhede von Bangkok die Reisefährten an Bord der „Thetis" wieder begrüßt.

Die „Elbe" war noch einmal nach Nagasaki beordert, um dort Kohlen zu laden; auch für uns, die wir nach Norden sollten, rückte der Tag der Weiterfahrt allmälig heran.

Schon am 11. April war die „Arcona" nach der Wusong-Mündung zurückgegangen, ich richtete mich sofort an Bord wieder ein und lebte bis zur Abreise auf dem Schiffe, das in Wusong vor Anker lag. Nur zu den Wettrennen ging ich noch einmal auf einige Tage nach Schanghai hinauf. Von unserem Ankerplatze aus machte ich ab und zu kleinere Streifzüge in's Land, das freilich nur wenig Naturgenüsse zu bieten hat.



Chinesischer Barbierknabe.

Wir waren im Winter in Schanghai angekommen, wenige Wochen reichten aber hin, den Sonnenstrahlen solche Stärke zu verleihen, daß Mitte April Wanderungen in die flache, zu jener Zeit noch sehr kahle Umgebung schon zu anstrengend und ermüdend wurden, und dennoch trieb die Wißbegierde den Einen oder Andern hinaus; und wenn auch solche Ausflüge keinerlei Naturgenüsse boten, so fehlte es doch dabei nicht an interessanten und belehrenden Beobachtungen aus des Volkes Leben und Treiben.

Lenken wir unsere Schritte vom Ankerplatz der „Arcona" nahe der Mündung des Wusong Flusses einmal stromabwärts, so passiren wir zunächst eine Anzahl schwerfälliger Dschunken — eine ganze Handels-Flotille, bestimmt, die kaiserliche Residenz Peking mit dem nöthigen Bedarf an Reis und anderen

Lebensmitteln zu versorgen. Ehe wir zu der sogenannten „Stadt“ Wusong und in das Labyrinth ihrer durch Hitze unerträglichen und durch Dünste verpesteten, engen Gassen kommen, finden wir am Ufer in die Erde gegraben den Schatten einer einstigen Befestigung oder doch beabsichtigten Vertheidigung der Flußmündung — eine kolossale, verrostete Kanone — sie trägt eine unleserliche Jahreszahl, aber ihre Form und ihr Alter beweisen zur Genüge, daß sie schon vor Jahrhunderten aus Europa gekommen ist. Jetzt liegt sie ohne Lafette, halb im Schlamm versunken, aber doch noch von einer Art Erdwall umgeben — wäre in China das Schildwachstehen eine militärische Sitte, wir würden ohne Zweifel noch einen Posten bei diesem „Fort“ erblicken.

Nun wandern wir weiter in die eigentliche Stadt Wusong, eine Art Hafenplatz; die engen Gassen sind von Menschen der niederen Klassen, Schiffern, Krämern, Handwerkern 2c., vollgepfropft, aber die Hitze ist drückend und es ist so schwierig, Berührungen mit den geschäftig umherlaufenden Menschen zu vermeiden, daß ich den Lesern bitten möchte, lieber draußen zu bleiben, denn die Eindrücke sind nicht verlockend genug, um eine solche Strapaze zu rechtfertigen.

Wenden wir deshalb lieber unsere Schritte landeinwärts durch die frisch bebauten Felder. Wir sind zwar auch hier nicht vor den Angriffen auf unsere Geruchsorgane sicher, denn die fleißigen Leute tragen eifrig schwere Eimer voll werthvollen Düngers auf das frisch gefurchte Feld. Hier finden wir aber auch schon die gelben Felder von blühendem Raps oder die zarten, röthlichen Blüten der dicken Bohnen, die mit ihrem süßen Aroma die Luft erfüllen. Wir wandern auf ein Dorf zu, das unter Baumgruppen versteckt liegt, freilich nicht malerisch, aber doch patriarchalisch, und das ganze Kolorit der Landschaft erinnert lebhaft an die unabsehbaren Ebenen, welche sich im nordwestlichen Deutschland bis zur friesischen Grenze erstrecken. Selbst kleine, aus Ziegelsteinen aufgeführte Backöfen glauben wir dort auf den Feldern zu erblicken, wenigstens haben die niedrigen Bauten das gleiche Ansehen.

Beim Näherkommen finden wir freilich, daß wir uns geirrt, denn es dient das Gemäuer zum Schutz eines darunter liegenden Sarges. Zahlreiche Särge, fast auf jedem Acker frei niedergestellt, geben uns ein Zeugniß von der wenigstens in diesem Theile China's herrschenden Sitte, die Leichen nicht zu begraben, das heißt unter die Erde zu legen, sondern nur auf der eigenen Scholle des Verstorbenen — gleichsam auf dem Familienkirchhofe, den Sarg mit den irdischen Ueberresten niederzustellen. In einzelnen Fällen wird dann später ein kleines Gemäuer über dem Sarge errichtet, oder auch nach längerer Zeit ein Hügel geformt, der alle Särge jenes Ackers bedeckt. — In anderen Theilen China's herrscht diese Sitte nicht, ich habe sie weder in Tientsin und Peking beobachtet*), noch auch im Süden bei Kanton, wo die Grabstätten wieder in ganz anderer Weise eingerichtet sind.

---

*) Die Form der Grabhügel und Denkmäler zeigt bei Peking eine auffallende Aehnlichkeit mit den Bauten im heutigen Aegypten, sie sind theils in Pyramidenform aufgeführt, theils in den Umrissen der Moscheen. Ich werde auf die vielfachen und frappant zu Tage tretenden Aehnlichkeiten in der Physiognomie des nördlichen China am Golfe von Petschili mit Aegypten noch näher zu verweisen Gelegenheit haben.

Mag auch der Brauch aus einer tiefen Anhänglichkeit an die eigene Scholle entspringen, immerhin hat er etwas Verletzendes für unser Gefühl, denn nicht selten treiben Wind und Wetter die festen Sargbretter auseinander und das vom Regen gebleichte Gebein liegt halbzerstreut umher.

Unser Weg führt uns im Zickzack weiter, denn wir haben zahlreiche Bewässerungskanäle zu überschreiten, die nicht überall zu passiren sind.

Endlich nähern wir uns den ersten noch isolirt stehenden Bauernhäusern, die Hunde schlagen an — häßliche, wolfsähnliche, feige Thiere — und wir tschintschinnen (komplimentiren) uns in's Haus. Vor den Thüren sitzen die älteren Frauen und Kinder mit einer wichtigen Arbeit beschäftigt, sie breiten die schon halbgeöffneten Samenkapseln der Baumwollstaude auf Hürden in der Sonne aus, wenden sie, reinigen sie u. s. w. Seide und Thee werden in diesen nördlichen Distrikten nicht kultivirt, wol aber stellt fast jede chinesische Bauernfamilie in der Umgegend von Schanghai — und sicherlich auf eine weite Strecke — ihr Kontingent zu der kolossalen Baumwollproduktion der Erde, von der eine nicht geringe Quote auf China fällt, die aber zum größten Theile im Lande selbst ihre Verwendung findet. Wie das geschieht, sehen wir gleich in demselben Bauernhause vor uns, und wenn die Leute auch nicht von so freundlichen und gewinnenden Manieren sind, wie die Japaner, und das Haus im Punkte der Sauberkeit und Nettigkeit nicht über einer Bauernhütte bei uns steht, so treten wir doch hinein, da die Leute zuvorkommend genug sind, uns zu zeigen, was uns interessirt, nämlich die Verarbeitung der Baumwolle von der Samenhülse bis zum Gewebe, freilich in der ursprünglichsten und einfachsten Form. Ein Knabe läßt die reifen Samenkapseln durch zwei Walzen hindurchgehen und die Körner und Hülsen fallen heraus. Ein junges Weib spinnt die Flocken der gereinigten Baumwolle zu Fäden und zwar nicht ganz nach Art unseres Spinnrockens, sondern durch eine kleine Drehmaschine, bei welcher etwa 8—10 Fäden gleichzeitig gesponnen werden. In einem besonderen Gemache endlich sitzt eine



Chinesischer Webstuhl.

andere Frau und webt das kunstlose, einfache Gewebe auf einem Webstuhle, der nur aus Bambus zusammengesetzt ist und an Einfachheit nichts zu wünschen übrig läßt.

Nachdem wir so gut wie die gefälligen Bauersleute verschiedene vergebliche Versuche gemacht, uns zu verständigen, lassen wir den Leuten ein kleines Geschenk zurück, wandern weiter, und unser Weg führt uns nach einem vom Dorfe abgesondert gelegenen großen Gehöfte, das wir bald an den mehrfach übereinander ragenden Dächern als einen der bedeutenderen Tempel erkennen. Derselbe ist von mehreren Hallen und Wirthschaftsgebäuden umgeben — offenbar sind im Verhältniß zu dem großen Umfang nur wenig lebende Wesen zu seinem Schutze anwesend, denn es währt lange, bis ein Mann aus dem Nebengebäude sich blicken läßt — dann aber öffnet er dienstfertig und ist bereit, uns umherzuführen.

Zunächst geleitet er uns in ein enges, unansehnliches Gemach, das außer den leeren Wänden nur eine Tafel mit chinesischer Inschrift und ein paar rohe hölzerne Bänke enthält. An den Wänden deuten ein paar abschreckende Teufelsgestalten auf die Bestimmung dieses Gemaches: es ist der Sitzungssaal für das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren, rechts die Bank der Angeklagten, vor uns die Bank der Richter, um uns die abschreckenden Gestalten der Dämonen und Darstellungen gräßlicher Martern an den Wänden.

Im Haupttempel sehen wir staunend zu den reichvergoldeten Bildern Buddha's empor. In der Mitte des Raumes erblicken wir drei kolossale Darstellungen der Gestalt Buddha's in der gleichen, von Bombay durch ganz Asien und über den Sunda-Archipel bis nach Japan hinauf verbreiteten Gestalt, mit ruhig mildem, nachdenkendem Gesichtsausdruck, in sitzender Haltung. An den drei Wänden des Tempels (die Wand, wo die Thür sich befindet, ist leer) stehen ringsum kleinere, aber immer noch überlebensgroße Figuren von Weisen und Großen oder von Personen, welche in der Legende eine besondere Bedeutung haben.

Nur vor den Kolossalbildern Buddha's stehen Leuchter, Rauchgefäße, Blumen &c., sonst ist außer den vergoldeten Figuren, welche in dem halbdunkeln hohen Raume imposant erscheinen, nichts zu entdecken, was auf den eigentlichen Kultus Bezug hätte. Alles ist still und feiertich, es scheint, als werde der Tempel nur selten und ausschließlich von den Herren in der gelben Robe und mit dem kahlen Haupte (den Buddhapriestern) besucht.

Vom eigentlichen Tempel getrennt, ziehen sich einige halboffene Hallen um das große Gebäude und hier begegnet unser Auge den wunderlichsten Ausgeburten chinesischer Phantasie.

In den religiösen Anschauungen der Buddhalehre müssen die Vorstellungen von den höllischen Strafen, welche den Uebelthäter nach dem Tode erwarten, eine hervorragende Rolle spielen. Schon in den wenigen chinesischen Werken, deren Erwerbung mir möglich war, tritt dies in zahlreichen Holzschnitten zu Tage, vor Allem aber waren in den erwähnten Hallen Gruppen von Thonfiguren aufgestellt, die im Verein mit den Gemälden, welche die Wände bedeckten, das Unglaublichste im Gräßlichen leisteten und von einem Versenken in diese Vorstellungen zeugten, welches unsern Meistern aus der altkölnischen Schule auf diesem Gebiete die Palme streitig macht. Wären sie nicht zu gräßlich, diese Gruppen und Zeichnungen könnten fast komisch wirken. In Bangkok (Siam)

habe ich später in den zahlreichen Tempelhöfen ganz ähnliche offene Hallen gesehen, nur daß dort die plastischen Gruppen fehlten.

Unglückliche, denen der Kopf mitten durchgesägt wird, Frauen, welche quer in zwei Theile geschnitten, mit glühenden Zangen gezwickt werden, oder geschmolzenes Blei schlucken müssen, das waren noch die menschlichsten dieser Scenen. Doch fort aus der dumpfen Schwüle dieses Tempels! Wir athmen freier auf, sobald sich die Pforte hinter uns geschlossen hat. Draußen ist frisches Leben, blauer Himmel und warmer Sonnenschein, und rüstig wandern wir nach der „Arcona“ zurück, deren Mastspitzen sich am klaren Abendhimmel aus weiter Ferne erkennen lassen.



Inneres eines Buddha-Tempels in China.

Am 22. April langte der Gesandte mit den noch in Schanghai gebliebenen Herren an Bord des kleinen französischen Flußdampfers „Meteor“ in der Flußmündung von Wusong an. Die Boote wurden ausgesetzt, Kisten und Kasten an Bord geschafft, und nach wenigen Stunden war Alles wieder in seinen Räumen untergebracht und im gewohnten Gleise des Schiffslebens. Die Gesellschaft hatte sich inzwischen um ein paar Glieder vermehrt und bestand für die bevorstehende Reise aus dem Gesandten und zweien seiner Attaché's, dann aus Herrn Heine, Herrn Berg, Herrn Bismarck, dem Arzte Dr. Lucius und mir;

hierzu gesellten sich noch als neue Reisegefährten der Dolmetscher für die chinesischen Unterhandlungen, ein Portugiese aus Makao, ein russischer Marine-Offizier und endlich ein holländischer Missionär, im Dienste einer englischen Baptisten-Gemeinde.

Letzterer hatte die Absicht, Herrn Heine auf seiner bevorstehenden Reise über Peking durch Sibirien nach Rußland bis nach Kiächta zu begleiten, während der russische Offizier das Kommando eines an den Taku-Forts stationirten Kanonenbootes übernehmen sollte.

Am Morgen des folgenden Tages lichteten wir die Anker, die sich tief in den fetten Lehmgrund des Flußbettes eingegraben hatten, und die Schraube setzte sich in Bewegung; der Lootse war schon seit dem vorigen Tage an Bord. Langsam schwenkte das stolze Schiff und glitt die kurze Strecke bis zur Mündung des Wusong-Flusses in den Yangtsekiang hinab, dicht an der russischen Fregatte „Swetlana" vorüber, an demselben Schiff, welches wir schon in Nagasaki kennen gelernt und das seit einigen Tagen dicht bei der „Arcona" in Wusong vor Anker lag.

Im Momente der Abfahrt sind natürlich stets Alle — Offiziere, Kadetten und Passagiere — oben auf dem Quarterdeck versammelt; auch die Mannschaft ist aufgepfiffen, und Aller Augen sind auf die Ufer und die Fahrzeuge gerichtet, an denen wir vorüberziehen und die allmälig hinter uns bleiben und hinabtauchen. Als wir an der „Swetlana" entlang fuhren, spielte die Musik die herrliche russische Nationalhymne, deren mächtige Klänge über dem Flusse verhallten; an Bord der Fregatte standen alle Offiziere und die Bemannung entblößten Hauptes; auch wir grüßten in der gleichen Weise und winkten ein Lebewohl hinüber.

Zwischen zahllosen Dschunken, die das schmale Fahrwasser zum Theil noch mehr beengen, winden wir uns hindurch und haben bald die flachen, sandigen Ufer des Yangtsekiang und die chinesische Küste aus dem Auge verloren. Unser nächstes Ziel war der Hafen Tschesu, wohin die „Arcona" von der Peiho-Mündung aus zurückgehen sollte, um dort das Ende der Unterhandlungen des Gesandten abzuwarten, weil am Ausflusse des Peiho selbst, bei den Taku-Forts, das Meer so seicht und den Winden ausgesetzt ist, daß größere Schiffe dort nicht für längere Zeit vor Anker liegen können.

Es war uns ein erfreulicher Anblick, als wir am 25. April Land in Sicht bekamen, dessen gebirgige Formen unserm Auge besonders wohlthuend erschienen, nachdem wir in Schanghai so lange nur die einförmigste Sandebene vor uns gesehen hatten. Zwar fanden wir bei größerer Annäherung, daß die Berge aus kahlen Felsrücken bestanden; doch waren die Umrisse kühn und pittoresk, und als wir am 26. April Nachmittags in der Bucht von Tschesu vor Anker gingen, erinnerte uns der Anblick fast an die Bai von Nagasaki, wenn wir uns auch bald überzeugen mußten, daß ihm unendlich viel fehlt, um jener wahrhaft entzückenden Einfahrt in Wirklichkeit an die Seite gestellt zu werden. Schon am folgenden Morgen sollten wir die Reise fortsetzen; wir fuhren daher bald, nachdem der Anker gefallen, in Booten an's Land, um eine Wanderung durch die Chinesenstadt und ihre nächste Umgebung zu machen. — Auf einer vorspringenden Halbinsel erhebt sich ein altes, kastellähnliches Gebäude; auch erkennen wir

am jenseitigen Ufer der Bai Lagerhäuser und andere Magazine, die für die im Hafen ankernden englischen und französischen Kriegsschiffe errichtet scheinen. Der Hafen selbst ist groß und geräumig und vermag in seinem weiten Halbrund einer großen Anzahl von Schiffen sicheren Ankergrund zu bieten. Tschefu ist während der Operationen der Verbündeten im Herbste des Jahres 1860 der Sammelplatz der vereinigten Flotte gewesen und diente namentlich als Station für alle größeren Truppen- und Transportschiffe, während der Angriff auf die Forts nur von Kanonenbooten mit geringem Tiefgange unternommen werden konnte, weil das seichte Wasser vor der Peiho-Mündung größern Schiffen eine Annäherung auf geeignete Schußweite unmöglich macht. Auch jetzt lagen noch einige englische und französische Fregatten, Transportdampfer und Kanonenboote vor Anker.

Unser Weg durch die Stadt bot uns wenig Neues; das Volk war überall in dichten Mengen auf der Straße — es schien eine Art Jahrmarkt zu sein —; auf einem geräumigen freien Platze verweilten wir einige Zeit, um der gerade stattfindenden Theatervorstellung zuzuschauen. Die Bühne war nach dem Platze zu offen und erhaben und deshalb die Schauspieler von allen Seiten sichtbar. Die Vorstellung selbst trug denselben Stempel, wie jene, der ich in Singapore beigewohnt hatte, — auch hier bethätigten die Stimmen der Sänger die gleiche Fähigkeit der qualvollsten Fisteltöne, und die Gesten der mimischen Darsteller waren nicht minder lächerlich, steif-pathetisch und sinnlos.

Die Stadt selbst hat ein besseres Aeußere als zum Beispiel das chinesische Schanghai, breitere Straßen, reinlichere Läden &c.; doch ist auch dies nur relativ zu verstehen, denn es blieb auch hier immer noch ein ganz erklecklicher Rest von übeln Gerüchen, Unsauberkeit, Verkommenheit und armseliger Existenz.

Man sieht in den Städten China's — wenigstens hier im Norden — nur die Männer der niedern Stände in den Straßen vertreten, alle höchst einfach in blaue oder graue Kittel gekleidet, während die Erscheinung einer Frau oder einer Person von Rang und Stand zu den Seltenheiten gehört. Namentlich ist es auffallend, so äußerst wenig Weiber zu erblicken, während alle Straßen und Wege von Männern wimmeln, die ihrem Gewerbe oder dem Handel emsig nachgehen. Die vereinzelten Vertreterinnen des schönen Geschlechts, welche in den chinesischen Städten und Dörfern sichtbar werden, erwecken übrigens kein großes Verlangen nach ihren verborgenen Schwestern; früh verwelkte und gealterte Gesichtszüge, eine häßliche Hautfarbe und der widerwärtige Gang auf den verkümmerten Füßen, der einem mühsamen Stelzentrippeln gleicht, kennzeichnet die meisten Frauen. Es geht den Weibern und Mädchen, die ich bei meinem Aufenthalte in China gesehen, durchaus das Anmuthige und Freundliche ab, was den Japanerinnen in so hohem Grade eigen ist; ja im Norden sind mir die Chinesinnen geradezu häßlich und abstoßend erschienen, und ähneln den Bildern wenig, welche, aus der Hand chinesischer Künstler hervorgehend, oft allerliebste Züge und Gestalten zeigen.

Doch zurück an Bord der „Arcona"; schon ist die Sonne hinter die Berghöhen hinabgesunken und wir haben noch eine tüchtige Strecke zu rudern, bis wir das weit draußen ankernde Schiff erreichen. Am Morgen des 27. April werden die Salutschüsse der englischen und französischen Fregatten zu Ehren unseres Kommodores erwiedert, die Anker gelichtet und die Fahrt wird an

der Küste entlang nach der Peiho-Mündung fortgesetzt. Das Wetter ist prächtig, die Atmosphäre kühl; wir dampfen zwischen einer Menge Inseln durch, deren Höhen sich malerisch schroff aus dem Wasserspiegel emporheben, und bleiben der Küste oft so nahe, daß wir durch die Fernröhre die am Strande hinwandernden Chinesen zu erkennen vermögen.

Im Laufe des Nachmittags begegneten wir dem englischen Admiralschiffe „Scout", das, von der Peiho-Mündung kommend, nach Schanghai zurückkehrte und den Admiral Hope an Bord hatte. Während die Schiffe langsam aneinander vorüberfuhren, ward dem Admiral der Ehrengruß von 19 Kanonenschüssen gegeben und von der „Scout" erwiedert. Es war ein prächtiger Anblick, das schöne Schiff unter vollen Segeln, in Pulverdampf gehüllt, auf der ruhigen See weiter ziehen zu sehen, während das Echo der nahen Küste die Donner der Geschützsalven hundertfach wiederhallte.

Schon am folgenden Sonntage, dem 28. April, erreichten wir das Ziel unserer diesmaligen Reise; wir ließen anscheinend auf offener See die Anker fallen, das Loth zeigte aber nur noch vier Faden Wasser; wir waren der Küste nahe, wennschon wir vom Lande Nichts zu erblicken vermochten. Unsere Ankunft war nämlich von einem, diesen Gegenden eigenthümlichen, uns noch fremden Naturschauspiele begleitet. Der Himmel hatte sich bereits seit etwa einer Stunde mit einer fahlen, gelben Decke überzogen; die See ward unruhig, ab und zu fiel ein heftiger Windstoß in die Segel — es waren alle Vorboten eines nahenden Sturmes eingetreten. Bald zeigte es sich, daß eine ungeheure Staubwolke vom Lande bis zu uns auf die See getrieben wurde, ein feiner, gelber Sand bedeckte das Schiff, die Sonne war nicht mehr zu erkennen, das kurz vorher smaragdgrüne Meer nahm eine matte, gräuliche Färbung an, das gedämpfte Sonnenlicht warf einen bläulichen Reflex auf die See und die ganze Beleuchtung war so eigenthümlich, als spielten die Strahlen des Mondes auf den unruhigen Schaumwellen.

Auf die kürzeste Entfernung war Nichts mehr zu unterscheiden; die ganze Scene hatte etwas unheimlich Düsteres, und das Schiff lag auf der gelben See, als wäre es durch einen Zauber mitten in die Wüste gebannt und der Samum ginge darüber hin.

Erst spät am Abend verzog sich der Dunst, es wehte aber noch lange heftig und bösartig bis in die Nacht. Beim Gesandten war Diner, und als ich nach aufgehobener Tafel noch einmal an Deck ging, strahlte der Sternenhimmel in funkelnder Klarheit auf das einsame Schiff hernieder. Mehr noch wurde ich indeß überrascht durch den Anblick des Meerleuchtens, der mir an jenem Abende zum ersten Male seit unserer Abreise zu Theil wurde. Wol hatte ich oft im rauschenden Kielwasser am Steuer oder vorn am Bugspriet tausend glitzernde Funken gesehen, noch nie aber das Leuchten des Meeres selbst. Jetzt waren, so weit das Auge reichte, alle Wellenkronen im Feuer, und über die unruhige See waren ganze Glutströme ausgegossen. Ich konnte mich lange nicht von dem herrlichen Naturschauspiele losreißen und suchte erst spät mein Lager auf.

Der folgende Tag brachte uns Laien mehr Licht in unsre Lage; das Wetter war hell, die Luft klar, und wir vermochten nun auch mit eignen Augen uns zu überzeugen, daß wir am Ziele angelangt und trotz der gestrigen Verfinsterung

Spiess, Japan-Expedition.

In dem Takafort nach der Erstürmung.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

des Himmels richtig zu Anker gegangen waren. Dort lagen, mit bloßem Auge kaum erkennbar, die berühmten Taku-Forts, und dort sahen wir die Masten einiger Schiffe, die, weniger tiefgehend, dem Lande näher lagen — letzteres selbst blieb uns indeß auch ferner unsichtbar.

Nach den Beschreibungen, die man uns von Tientsin und diesem Theile China's überhaupt gemacht hatte, war unser Verlangen, an's Land zu kommen, nicht übermäßig groß, — wenn wir aber auch so sehnsüchtig darnach ausgeschaut hätten, wie Columbus einst nach dem geahnten neuen Lande, wir würden unsere Ungeduld haben zügeln müssen.

Die Stadt Tientsin liegt etwa 80 englische Meilen am Peiho-Flusse aufwärts, von dessen Mündung wir zudem 15—20 Meilen entfernt waren; es mußten also zunächst Verabredungen mit einem der an den Taku-Forts stationirten Kanonenboote getroffen werden, die dem Gesandten von den französischen und englischen Befehlshabern in Schanghai in der zuvorkommendsten Weise zur Verfügung gestellt worden waren.

So vergingen noch einige Tage an Bord der „Arcona", bis ein französisches Kanonenboot hinauskam, um den Gesandten und sein Gefolge nach Tientsin zu bringen. Leutnant v. Brandt, der dritte Attaché, der, wie früher erwähnt, bald nach unserer Ankunft in Schanghai nach Tientsin vorausgesandt worden war, fand sich ebenfalls ein und stimmte durch seine Schilderung der Existenz in Tientsin die geringen Erwartungen, die wir etwa bei unserem Aufenthalte an den Ufern des Peiho noch gehegt haben mochten, noch weiter herab. Herr v. Brandt hatte zwar eine Wohnung für die Gesandtschaft gemiethet, doch war der Raum nicht für Alle ausreichend; der Graf beschloß darauf, zunächst nur mit den Herren seiner unmittelbaren persönlichen Umgebung nach Tientsin zu gehen und dort alsbald noch Vorkehrungen für das Unterkommen der übrigen Begleiter zu treffen. Ich mußte mich darum gedulden, mit einem Theile der Gesellschaft noch einige Tage an Bord zu weilen, bis man uns von Tientsin nähere Nachricht würde zugehen lassen.

Am 1. Mai früh Morgens verließ der Gesandte die „Arcona" unter dem Donner der Kanonen; wir Alle und eine große Anzahl von Offizieren und Kadetten begleiteten ihn bis an die Taku-Forts, da wir die Gelegenheit benutzen und diese interessanten Befestigungen, die schon dreimal den Schlüssel zum chinesischen Reiche gebildet hatten, besuchen wollten. Das Boot, welches denjenigen Theil der Gesellschaft, der zunächst nicht mit nach Tientsin hinauf konnte, wieder an Bord der „Arcona" zurückbringen sollte, war von dem französischen Kanonenboote in's Schlepptau genommen worden. Diese kleinen Fahrzeuge sind, in verschiedene Theile zerlegt, von Europa hierher verschickt und in Tschefu von französischen Ingenieuren zusammengesetzt worden; — die See ging ziemlich hoch und warf unsere Canonnière heftig von einer Seite zur andern, bis wir uns dem Lande selbst näherten. Gegen 10 Uhr wurde uns das eigentliche Ufer, eine sandige und sumpfige Fläche, sichtbar und wir kamen den berühmten Forts näher; die französischen Offiziere zeigten uns im engen Fahrwasser, das wir durchfurchten, die Stelle, wo im Jahre 1859 die Engländer eine so empfindliche Schlappe erlitten hatten und eine Anzahl Kanonenboote von den Forts aus in den Grund geschossen worden waren.

Wir erreichten endlich die eigentliche Flußmündung, wo die kleine englisch-französische Kanonenbootflottille, aus 6 bis 8 Schiffen bestehend, zwischen den zu beiden Seiten aufgeführten Forts ankerte. Auf dem Fort am rechten Flußufer wehte die englische, auf dem gegenüberliegenden die französische Flagge. Die Mündung des Peiho ist schmal, das Ufer ungemein seicht und die Küste durch eingerammtes Pfahlwerk auf weit hinaus für Landungsboote unnahbar. Zwischen dem Strande und den fast dicht in's Meer abfallenden Forts waren tiefe Gräben aufgeworfen, welche die Chinesen durch Fußangeln, Selbstschüsse ꝛc. während des Krieges gefährlich zu machen suchten.

In der Flußmündung angelangt, verabschiedeten wir uns von den Herren an Bord des Dampfers, stiegen in unser Boot und fuhren an das rechte Ufer des Flusses. Kaum hatten wir den Fuß an's Land gesetzt, als uns von einem der englischen Kanonenboote ein paar Offiziere folgten, die sich in der liebenswürdigsten Weise erboten, uns durch die Forts zu geleiten. Mir, wie gewiß den Meisten, war es ein Gefühl der Befriedigung, als wir nun in das Innere der Festungswerke traten, die in der Geschichte des chinesisch-europäischen Verkehrs eine so denkwürdige Rolle gespielt haben.

Die Sonne brannte heiß auf die dürre, staubige Erde hernieder, als wir unsere Wanderung durch die Forts antraten, und so interessant ein Besuch derselben uns auch erscheinen mochte, es bedurfte nicht erst der Versicherung der hier stationirten Offiziere, uns zu überzeugen, daß der Aufenthalt in den Baracken der Forts einer Verbannung ziemlich gleich zu achten ist, gegen die das Leben in Tientsin als eine Oase in der Wüste erscheinen muß. In jedem der zwei Forts lagen etwa 200 bis 300 Mann nebst einem Dutzend Offiziere als Besatzung; auch die Letzteren wohnten in den niedern Lehmhütten und Kasematten, so ziemlich von Allem entblößt, was wir zur erträglichen Existenz eines gebildeten Menschen für unentbehrlich halten, — kein Komfort, Nichts von den tausend unnennbaren Dingen, die dem Leben seinen Reiz dauernd verleihen; die Herren mußten in den glühend heißen — während des Winters aber empfindlich kalten — Erdhütten wohnen, waren ausschließlich auf ihre eigene, kleine Gesellschaft angewiesen, der es beim Mangel jeder äußeren Anregung auch bald an Anziehungskraft und beweglichem Leben fehlen mußte. Die Gegend in der Nähe des Forts ist so traurig, öde und verlassen, daß auch ein Ausflug zur Jagd, ein Ritt oder Gang nur wenig Genuß zu bieten vermag; — Besuch ist den Herren wol nur selten zu Theil geworden, und eine Reise nach Tientsin zu Pferde wurde als die einzige Erholung betrachtet, die indeß nur mit einem sechs- bis achtstündigen Reiten in Staub und Hitze durch eine trostlose Ebene zu erkaufen war. — Sei es, daß die Erscheinung von Fremden allein genügte, uns eine freundliche Aufnahme zu bereiten; sei es, daß man den Offizieren und Mitgliedern der preußischen Expedition sich besonders zuvorkommend erweisen wollte, — genug, wir wurden von allen Offizieren auf's Herzlichste bewillkommt und die englische Höflichkeit gab sich auch hier, wo es den Herren selbst an jedem Komfort fehlte, in der liebenswürdigsten Weise kund.

Ob die Forts selbst vom militärischen Gesichtspunkte aus besonderes Interesse bieten, vermag ich nicht zu beurtheilen, — auf der englischen Seite waren alle Geschütze weggenommen und das Ganze sah nicht danach aus, als gedenke man

die Position zu behaupten; es war wenigstens Alles dem Anscheine nach ziemlich im status quo der Uebergabe durch die Chinesen geblieben.

Im französischen Fort hatte man dagegen nach der Land- und Seeseite hin gezogene Geschütze aufgestellt, die für den freilich kaum zu befürchtenden Fall eines feindlichen Angriffes das flache Land und die Küste auf weithin beherrschten. Innerhalb des französischen Forts sah es im Ganzen geordneter und militärischer aus, als im jenseitigen Lager; man hatte hier und da neue Gebäude errichtet, dort die alten ausgebessert, auch die Befestigungswerke selbst in gutem Stande erhalten.

Die Forts nehmen einen ansehnlichen Flächenraum ein, haben nach der Seeseite hin je zwei Kavaliere, von wo man mit Pivotgeschützen den schmalen Kanal beherrscht, durch den eine Landung allein zu bewerkstelligen ist. Bei den Operationen des Jahres 1860 hatten die Verbündeten diese an der Peiho-Mündung liegenden Forts umgangen und den Angriff von den an der Küste postirten Kanonenbooten aus durch gezogene Geschütze auf die weiter flußaufwärts gelegenen zweiten Forts gerichtet. Auf eine solche Diversion nicht vorbereitet, war das Feuer von allen Forts den Angreifenden ziemlich unschädlich, da die Chinesen die zuerst beschossenen Forts nur als Deckung nach etwa erfolgter Erstürmung der Küstenforts sich gedacht hatten. Bekanntlich gelang es dem energischen Feuer der Verbündeten bald, jene hintern Forts zu demoliren und theilweise in die Luft zu sprengen, und nach der Erstürmung derselben steckte die Besatzung auf den vordern, jetzt erhaltenen Forts bald die Fahne zur Uebergabe auf. Von den hintern, die man später ganz zerstörte, sind nur noch Erdhaufen und Mauerreste übrig, die wir im Laufe des Tages ebenfalls in Augenschein nahmen.

Mauern, Wälle, Bastionen, Kasematten und Magazine — Alles ist aus festgestampftem Lehm errichtet und theils durch Sand- und Wollsäcke, theils durch Baumstämme und Pfähle kugelfest gemacht, und man versicherte uns, daß Material und Bauart Nichts zu wünschen übrig lassen. Die schwächste Seite der chinesischen Besatzung war die Handhabung der Geschütze und namentlich ihre Verwendung nach verschiedenen Punkten gewesen.

Auch im französischen Fort war man ungemein zuvorkommend; wir machten dem dort wohnenden Kommodore des kleinen Geschwaders unsere Aufwartung, der Herr empfing uns in seiner Kasematte und die Unterhaltung bewegte sich um die Verhältnisse in Peking, die Stellung der Rebellen u. s. w. In's englische Fort zurückgekehrt, frühstückten wir mit den Offizieren und verließen dann unsere liebenswürdigen Wirthe und die Forts, nicht ohne uns von den zahlreich am Boden liegenden Kartätschenkugeln und Stücken der Armstronggeschosse einige als Andenken mitgenommen zu haben.

Nach einer langen Fahrt bei widrigem Winde langten wir am Abend wieder an Bord unseres Schiffes an.

Erst am 9. Mai war es mir möglich, nach Tientsin aufzubrechen, nachdem stürmisches Wetter die Abfahrt um ein paar Tage verzögert hatte und mich die Benachrichtigung des Gesandten, daß er noch weitere Räumlichkeiten acquirirt habe, verspätet von Tientsin aus erreichte. Am Himmelfahrtstage verließen wir in der Frühe das Schiff in einem Boote und segelten abermals auf die Taku-

Forts zu, von wo aus wir die Reise zu Lande, d. h. in Karren, nach Tientsin fortsetzen wollten. Die starke Flut brachte uns bald an's Ufer, Karren für uns und unser Gepäck — es befanden sich darunter auch die photographischen Apparate — wurden uns durch die Gefälligkeit der englischen Offiziere besorgt, und gegen 3 Uhr setzte sich die Karawane, aus sieben Karren bestehend, in Bewegung.

Diese Art, zu Lande zu reisen, ist hier bei den Chinesen die fast ausschließlich übliche und ähnelt in vieler Beziehung dem Transport der Reisenden über die Landenge von Suez, wie er vor Eröffnung der Eisenbahn von Kairo nach Suez bewerkstelligt wurde.

Da wir darauf gefaßt sein mußten, in Tientsin Nichts vorzufinden, was zur Existenz in unserm Sinne gehörte, hatten wir unsere Betten 2c. vom Schiffe mitgenommen; diese wurden in die schmalen und engen, mit einem Zelte überspannten Karren gelegt, um die Fahrt erträglicher zu machen. Bald waren wir aus dem Bereiche der Forts, und langsam ging es in dem tiefen Sande vorwärts, obschon zwei tüchtige Maulthiere vor jedem Karren ihr Möglichstes leisteten.

Um während der bevorstehenden langen Fahrt der Langeweile in Etwas zu entgehen, hatten wir uns zu Zweien in einen Karren postirt und uns dadurch freilich in eine komisch-unbequeme Position gebracht. Lange habe ich nicht so von Herzen gelacht, als beim Beginn dieser Fahrt über unsere Bestrebungen, den heftigen Stößen zum Trotz eine etwas bequemere Lage ausfindig zu machen.

Die Hitze war drückend, der Staub unerträglich, der Weg so elend wie nur möglich, und was wir sahen, traurig, einförmig und trostlos arm. Auf den Feldern stand noch fast nirgends Frucht, stundenlang kein Baum, kein Saatengrün; der dürre, geborstene Lehm- oder Sandboden zog sich endlos bis an den Horizont hin; es war eine Wüste ohne den großartigen Charakter dieser Landstrecken in Afrika. Dörfer und Städte, die wir im Laufe des Tages passirten, gaben diesem Bilde keine günstigere Färbung; niedere, gelbe Lehmhütten, von ein paar Sahlweiden spärlich beschattet, von Schmutz und Staub bedeckte Kinder am Wege war Alles, was sich unseren Blicken darbot; der ganze Charakter der Landschaft erinnerte mich unwillkürlich an Aegypten, und wenn ich hier einen Chinesen in seinem blauen Gewande auf einem Esel über's Feld reiten, dort ein armes Weib Wasser schöpfen sah, um den dürren Acker zu bewässern, so konnte ich mich in Alexandrien's oder Kairo's Umgebung zurückdenken oder in ein arabisches Fellah-Dorf, und es fehlte nur die Dattelpalme mit ihrer Fächerkrone, das charakteristische Merkmal jeder ägyptischen Landschaft.

Es wurden indeß von Zeit zu Zeit einige bessere, geradwinklig erbaute Bauernhäuser sichtbar, und gegen Sonnenuntergang traten auch eine frischere Vegetation, grüne Fruchtfelder und Baumgruppen in den Rahmen. Die Nacht war inzwischen eingebrochen und etwa auf der Hälfte des Weges mußten wir in einer chinesischen Stadt Nachtquartier machen. Die Karren wurden in den inneren Hofraum einer großen Herberge gefahren, und nachdem wir unser frugales Abendbrod verzehrt, schliefen wir abwechselnd in unserem Fuhrwerk, da das Innere der Herberge im Punkte der Reinlichkeit zu wenig einladend erschien.

Es war freilich eine seltsame Situation. In dunkler Nacht weilten wir in einer unbekannten chinesischen Stadt, im Innern eines Hofes eingeschlossen, unter Menschen, von denen wir nichts Gutes oder Böses wußten. Ich war mit Herrn B. und einem europäischen Matrosen allein; Keiner von uns Dreien verstand eine Sylbe von der Sprache des Landes, nicht einmal mit unseren Fuhrleuten vermochten wir uns zu verständigen.

Hätten Habsucht oder Fanatismus die Chinesen gereizt, sich an uns zu vergreifen, unsere Ueberwältigung wäre ein Leichtes gewesen. Aber das Gefühl einer Gefahr blieb uns fremd, wenn wir es auch von der Vorsicht geboten hielten, uns nicht gleichzeitig dem Schlafe zu überlassen.

Ich weckte die Fuhrknechte, welche in einem Stalle sich ausgestreckt hatten (der Chinese wie der Japaner schläft fast ganz angekleidet unter einer Decke), und mit Anbruch des Tages setzten wir uns wiederum in Bewegung. Wenn wir gestern Hitze und Staub zu verwünschen hatten, so mußten wir uns heute bei strömendem Regen und kaltem Winde dichter in unsere Mäntel hüllen. Auch die weitere Fahrt bot nicht das geringste Interesse, und wir waren froh, als wir uns gegen Mittag innerhalb der Mauern Tientsin's befanden und mit Hülfe englischer Soldaten durch das Labyrinth der engen, von fürchterlichem Kothe bedeckten Straßen uns zur Wohnung der Gesandtschaft zurecht fanden.

Der erste Eindruck von Tientsin war noch hinter den schon sehr herabgestimmten Erwartungen zurückgeblieben; der Koth in den Straßen war unbeschreiblich, nicht minder empfindlich die tausend unnennbaren Gerüche der chinesischen Garküchen, Düngerhaufen und anderer Abscheulichkeiten. Die für uns gemiethete Wohnung hatte zwei hinter einander liegende Hofräume mit ein paar Bäumen und war von einstöckigen Gebäuden nach allen Seiten umschlossen; die innere Einrichtung ließ an Einfachheit Nichts zu wünschen übrig. Tritt man durch die Thür einer solchen chinesischen Wohnung, so befindet sich zu beiden Seiten eines schmalen Zwischenraumes je eine Kammer, deren Wände mit weißen Tapeten bedeckt sind; die Fenster lassen das Licht, wie in Japan, durch dünnes Papier einfallen. Das wesentlichste Mittel besteht in einer gemauerten Estrade, die ganze Länge einer Wand einnehmend, welche mit einer hübsch geflochtenen Strohmatte belegt ist und zur Lagerstätte dient. Auch den Fußboden bedecken reinliche Matten; ein roher Tisch und Stuhl vollenden das Ameublement unserer Wohnung, in der wir uns alsbald, so gut es gehen mag, häuslich einzurichten suchen. — Das vom Gesandten und seiner Umgebung bewohnte Haus war das Eigenthum eines reichen Chinesen und im Innern mit vielem Geschmack durch Holzschnitzereien, Lauben und Relief-Arbeit geziert.

Meine Wohnung in Tientsin war die eines Chinesen aus den mittleren Ständen und entbehrte alles überflüssigen Zierrathes, den eine verschönernde Hand etwa hätte anbringen können. Indeß war der Aufenthalt doch nicht so schlimm, als es den Anschein hatte. Die Temperatur blieb im Innern des Hauses den ganzen Tag angenehm, und wenn nicht ein Sandsturm die Atmosphäre verfinsterte und sich uns wie ein Alp auf die Brust legte, empfand man die bedeutende Hitze nicht allzu drückend, da wir nur selten völlige Windstille hatten. Heftige Gewitter und Regenschauer erfrischten ab und zu die Luft und beseitigten den Staub für einige Tage.

Wir speisten Alle gemeinschaftlich an der Tafel des Gesandten, der häufig eine Anzahl der englischen und französischen Offiziere der Garnison bei sich sah. Das Leben ließ in materieller Beziehung wenig zu wünschen übrig, da ziemlich Alles zu haben war, was man bedurfte. Es fehlte nicht an schmackhaften Fischen, gutem Fleisch, Kartoffeln und einigem Gemüse; von Früchten fanden wir mäßig gute Birnen, Nüsse und noch im Mai die vortrefflichsten Weintrauben vor. Letztere sind so frisch, als wären sie vor Kurzem vom Stocke geschnitten, und es ist vielleicht interessant, zu hören, wie die Chinesen die Trauben so ausgezeichnet zu konserviren verstehen. Man steckt dieselben in ausgehöhlte große Gurken und bewahrt sie in dieser Weise frisch, bis die neuen Weintrauben reifen. Ob das Mittel auch bei uns den gleichen Erfolg hätte, wäre wol eines Versuches werth. Eine große Wohlthat ist endlich das Eis, und diese muß um so höher angeschlagen werden, als das Trink- oder Flußwasser fast ungenießbar ist und durch seine trübe, lehmige Farbe und seine abscheulichen Zuflüsse aus der Stadt geradezu ekelerregend wirkt. Es bedarf einer umständlichen Filtrirung, bis man es mit Eis und etwas Rothwein zu genießen vermag. Die englische Garnison soll für das Schöpfen und Tragen des Wassers aus dem Flusse monatlich nicht weniger als 600 Pfd. St. an Kulis bezahlen, was ich als ein Kuriosum wiedergebe, ohne für die Richtigkeit einstehen zu wollen; doch wurde es von englischen Offizieren erzählt.

Der Fluß liefert in den Wintermonaten das festeste krystallklare Eis in reichlicher Menge, und für wenige Pfennige kauft man schon einen tüchtigen Block. Der ärmste Händler hat seine Fische, sein Fleisch, seine Birnen oder Radieschen auf Eis liegen, um sie frisch zu erhalten.

Milch, Butter, gutes Wasser, Brod, Kartoffeln 2c. sind dem Chinesen unbekannte Dinge. Nur in Peking habe ich als Seltenheit frische Kuhmilch getrunken; die aus der Steppe stammenden Tataren verleugnen darin ihre Hirtennatur nicht. Statt der Kartoffel, die nur für Europäer gepflanzt wird und übrigens gut gedeihet, hat man eine mehlige Knolle der Batate, die recht wohlschmeckend ist. Von Salz (das wie auch bei uns Regierungs-Monopol ist) giebt es nur Seesalz, grau, schlecht und theuer. Der Zucker ist ebenfalls miserabel, Tabak rauchen Männer und Frauen aus langen Rohr- oder auch aus Wasserpfeifen von weißem Kupfer. Im Norden sieht man häufig Schnupfer; der Chinese schnupft aus einem Fläschchen (nicht aus einer Dose), er hebt aus diesem mit einem kleinen Löffelchen den braunen, von den Portugiesen eingeführten Staub, schüttet ihn in die flache Hand und schnupft die Prise dann mit der Nase auf. Es fiel mir auf, daß die Chinesen in Tientsin meist barhaupt gehen und den Kopf, statt wie im Süden mit einem Hute oder einem Käppchen, höchstens mit einem Zeugstreifen schützen, den sie durch ihren geflochtenen Zopf auf dem kahlgeschorenen Vorderkopf festhalten. Männer und Frauen tragen viel falsches Haar, das in vielen Läden in dicken Strängen zum Verkaufe aushängt. Die Sitte, Regenschirme zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen zu tragen, ist im Norden wenig gekannt. In den chinesischen Theatern war für mich keine wesentliche Abweichung von dem, was ich in Singapore gesehen, bemerkbar; nur waren die Leute hier im Norden lebhafter. Man sitzt förmlich um Tische gruppirt, trinkt Thee, kaut einzelne Bohnen, ein Stückchen Muskatnuß u. s. f.

oder man spricht auch dem Schamschu zu, einer Art Fruchtbranntwein, der sehr stark ist und oft auf schädliche Weise berauschend gemacht wird. In der Nacht hörten wir fast beständig Lärm in unserer Nähe, es wurde trotz der zahlreichen Militärposten in Tientsin unter dem Schutze der engen Straßen mit unglaublicher Frechheit eingebrochen und gestohlen, und das Schlagen an Glocken und Gongs bedeutete nicht selten Feuerlärm. Schlimmer als dies war freilich die Ohrenmarter, wenn während der Nacht eine chinesische Musikbande in unserer Nachbarschaft die Seele eines Sterbenden veranlassen wollte, noch länger in ihrem Körper zu verweilen. Die Klagelieder, welche an und für sich nicht unmelodisch klingen, wollten nicht enden und noch den ganzen folgenden Tag dauerten die Versuche fort. Wir wunderten uns schließlich nur, daß die arme Seele nicht schon längst dem Körper und solcher Musik entflohen war!

Die Stadt Tientsin selbst bietet wenig, das der Erwähnung verlohnte; mit Ausnahme einer langen, ziemlich breiten Straße, in der sich ausschließlich Läden aller Art befinden, besteht sie aus engen, schmutzigen Gassen, in denen beständig eine dichte Volksmasse auf den Beinen ist. Bettler mit ekelhaften Geschwüren rufen ihr klägliches „Tschau! Tschau!" (Speise bedeutend); Hausirer, Garköche, Barbiere, Schuhflicker betreiben ihr Geschäft auf den Straßen, und man hat genug aufzumerken, den vielen Last- und Wasserträgern, Schubkarren, Eselstreibern, Fuhrwerken und — von Lumpen und Ungeziefer starrenden Bettlern nicht zu nahe zu kommen. Fast in jeder Straße fand ich Posten der Engländer — die Franzosen waren am linken Ufer des Peiho einquartiert —, theils Landeskinder Albions, theils deutsche Gesichter und endlich am häufigsten Sikhs, einheimische indische Kavallerie, Männer mit ausdrucksvollen braunen Gesichtern, von dunkeln Bärten beschattet, in weißer Blouse und rothem Turban und Schärpe. Diese Söhne Indiens machen einen um so prägnanteren Eindruck hier in der chinesischen Umgebung, als die Gesichtsbildung der mongolischen Rasse nichts Edles oder Gewinnendes an sich trägt. Alle Straßen und Plätze sind von dem englischen Kommissariat getauft und die Namen auf Holztäfelchen angebracht; englische Polizisten sind in den Straßen; das wohlthätigste und segenbringendste Geschenk der westlichen Civilisation ist indeß ein Hospital für chinesische Kranke, wo bereits viele Unglückliche Zuflucht und Heilung gefunden haben. Es macht der englischen Armee alle Ehre, daß ein solches Institut aus freiwilligen Gaben geschaffen werden konnte, zu denen auch der gemeine Soldat, wie man hört, gern seinen Theil beigetragen hat. Nichts ist wol geeigneter, das dem chinesischen Volke eingeimpfte Vorurtheil gegen die fremden Barbaren zu beseitigen, als solche Werke der Menschlichkeit und Liebe, denen auch der böseste Wille keine egoistischen Triebfedern unterschieben wird.

Das Leben der Garnison war, wie sich nicht anders denken läßt, einförmig und die Offiziere sehnten sich herzlich hinweg; — um die mangelnde Geselligkeit in Etwas zu ersetzen, hatten die englischen Offiziere eine Bühne eingerichtet, auf der sie selber thätig mitwirkten.

Zu dem Ende war ein altes, geräumiges chinesisches Theater gemiethet worden, und das Innere dieses improvisirten Schauspielhauses ließ Nichts zu wünschen übrig. Ich wohnte einer Vorstellung des Longfellow'schen „Spanischen Studenten" bei, in der auch die Rolle der Preciosa von einem jungen Offizier mit Meisterschaft

gespielt wurde. Alle Bewegungen waren anmuthig und weiblich, nur die Stimme allein ließ die vollkommene Täuschung nicht zu. In einem darauf folgenden Lustspiele waren zwei Damen wirksam, und auch hier war das Spiel der verkappten Offiziere allerliebst, und man sah wohl, sie hatten dem schönen Geschlechte manchen Zug der Weiblichkeit abgelauscht. Die Herren zählten wahre Künstler unter sich, denn Kostüme, Dekorationen und Gruppirungen waren überraschend geschmackvoll, und dies Alles war mit eigenen Mitteln beschafft worden, selbst gemalt, eingerichtet u. s. w. Man hatte das Theater auch wesentlich mit um der Soldaten willen in's Leben gerufen, und wenn man sieht, daß die Disziplin nicht im Entferntesten darunter leidet, so liegt die Frage nahe, warum in Deutschland eine solche Stellung der Offiziere zu ihren Soldaten eine Unmöglichkeit ist?

Auch die französischen Offiziere hatten eine Art Vaudeville oder Café chantant in's Leben gerufen; ich habe indeß einer solchen Vorstellung nicht beigewohnt und kann mir also kein Urtheil darüber erlauben.

Die Garnison bestand im Ganzen aus circa 4000 Mann englischer Truppen, Infanterie, indischer Reiterei und Artillerie, und 1500 Mann Franzosen. Am 24. Mai fand zu Ehren des Geburtstages der Königin von England eine große Parade der gesammten englischen Garnison statt, welcher der Gesandte mit allen Herren der Expedition beiwohnte und die ein prächtiges militärisches Schauspiel geboten haben soll. Leider habe ich für meine Person diese Feierlichkeit versäumen müssen, denn an jenem Tage befand ich mich in der Hauptstadt des himmlischen Reiches, in Peking selbst.

Anfang Mai war, wie oben erwähnt, die Gesandtschaft in Tientsin angelangt. Der Handel, zu jener Zeit in den ersten Anfängen begriffen, hatte noch keine bestimmte Physiognomie angenommen. Zwar waren schon im Sommer 1860 im Gefolge der alliirten Truppen eine Anzahl Europäer nach Tientsin gekommen, die meistens rasch bedeutende Summen durch den Handel erwarben, doch war dies Geschäft ausschließlich durch die Anwesenheit der Truppen bedingt und bestand im Wesentlichen im Verkauf von Getränken, Spirituosen und Provisionen aller Art. Auch haben diese Spekulanten im Gefolge der Heere sich durch den Ankauf der kostbaren Beutestücke aus dem kaiserlichen Palaste in Peking auf eine leichte Weise bereichert. Mit dem Abzug eines Theils der Truppen und dem Eintritt der besseren Jahreszeit, wo neue Zufuhren der verschiedenen Bedürfnisse für die Garnison eintrafen, hörte das goldene Zeitalter für die Lieferanten auf, und als auch die von den Soldaten gemachte Beute längst versilbert war, zog sich allmälig ein Theil der Spekulanten von der bezeichneten Gattung zurück. Statt dessen ist der eigentliche Handel mit den chinesischen Kaufleuten seit der zweiten Hälfte des Monats März, wo das Eis aus dem Peiho verschwand und Tientsin zu Schiffe wieder zu erreichen war, in's Leben getreten und zwar in einer unerwartet raschen und bedeutenden Ausdehnung. Es gab sich namentlich ein lebhafter Begehr für englische Manufakturen kund, und die mit Eröffnung der Schiffahrt eintreffenden bedeutenden Zufuhren dieser Artikel aus Schanghai fanden sofort Abnehmer, die, mit Geld reichlich versehen, zu lohnenden Preisen Alles kauften, was an den Markt kam.

Man war in Schanghai sehr getheilter Meinung darüber, ob die Eröffnung der verschiedenen Häfen des Nordens für Schanghai selbst als ein vortheilhaftes

Ereigniß zu betrachten sei. Man äußerte wol die Ansicht, daß die Truppen der Alliirten dem Interesse der Stadt einen besseren Dienst geleistet hätten, wenn sie die Rebellen an den Ufern des Yangtse und in den benachbarten Provinzen zurückgedrängt und so die alten Handelsstraßen nach Schanghai wieder sicher und zugänglich gemacht hätten. Wenn jetzt auch die Ausfuhr der betreffenden Artikel nach den verschiedenen Häfen beträchtlich sei, so stocke dagegen der Absatz in Schanghai ganz und gar, die Provinz sei in den Händen der Rebellen, die sich in den eroberten Territorien entschieden behaupteten, und so bleibe nur der unbedeutende Bedarf der allernächsten Umgebung Schanghai's zu befriedigen.

Der Konsum im Großen — so argumentirte man weiter — werde nicht in dem Maße zunehmen, daß darin ein Aequivalent für die großen Schwierigkeiten und Unkosten zu finden sei, welche durch die Nothwendigkeit, an all' den neueröffneten Häfen Zweiggeschäfte zu unterhalten, verursacht würden. Die Erwartungen, welche man an die neuen Handelsplätze Hankau, Tientsin u. s. w. knüpfe, seien zu sanguinischer Natur, und namentlich Schanghai habe seinerseits wenig Grund, sich zu der neuen Lage der Dinge Glück zu wünschen.

Ohne Frage wird das eigentliche Waarengeschäft in Importen, deren Sitz jetzt Schanghai ist, sich zum Theil nach den neueröffneten Häfen am Yangtse und im Golf von Petschili ziehen, und Schanghai mehr und mehr nur einen Centralpunkt, einen Depot-Platz für diesen neuen Verkehr bilden. Daß dadurch den Interessen Einzelner vielleicht weniger gedient ist, als wenn der Handel für den ganzen Norden an Schanghai selbst gebunden bliebe, ist leicht begreiflich. Vom allgemeinen Gesichtspunkte aber betrachtet, wird der Verkehr Schanghai's durch die neue Gestaltung der Dinge nur gewinnen, das Geschäft ist durch die Zersplitterung für die einzelnen großen Firmen schwieriger, im Anfange auch vielleicht weniger lohnend, dennoch wird durch die Erweiterung der zugänglichen Absatzgebiete gewiß nach und nach eine erhebliche Vermehrung des Konsums von europäischen Manufakturen herbeigeführt werden, und die Vortheile des erweiterten und vergrößerten Verkehrs im Norden kommen zunächst Schanghai zu Gute, das durch seine Lage bestimmt ist, den Stapelplatz für die Yangtse-Häfen, wie für Tientsin u. s. w., zu bilden. Der ganze Handel und Schiffsverkehr dieser Plätze wird sich zunächst nur nach Schanghai resp. Hongkong, nicht aber direkt nach Europa bewegen, und ein Blick auf die Schiffslisten dieser beiden Haupthäfen zeigt, wie lebhaft schon jetzt diese Beziehungen sind.

Da die Befahrung des großen Stromes Yangtse auf einer so weiten Strecke in's Innere schon um der vielen Krümmungen willen durch Segelschiffe wenig vortheilhaft erscheint, so wird der Verkehr nach Hankau im Wesentlichen durch Dampfer bewerkstelligt werden müssen. Die jüngsten Nachrichten aus England berichten die Begründung einer Kompagnie, welche die Befahrung des Yangtse durch Dampfer beabsichtigt. Nach den aus Hankau einlaufenden Nachrichten hat sich das Geschäft auch dort rasch und in bedeutendem Umfange entwickelt, große Zufuhren von Manufakturen wurden Anfangs alsbald zu guten Preisen verkauft; gegenwärtig ist auch in Hankau eine momentane Stockung eingetreten, da die Rebellen noch immer diese wichtige Stadt bedrohen und die chinesischen Händler auf das Gerücht der Annäherung der gefürchteten Schaaren muthlos alle Geschäfte verlassen und ihre Gewölbe schließen.

In jüngster Zeit waren die ersten Anfuhren von Thee aus den nahe gelegenen Distrikten eingetroffen und hatten hinsichtlich der Güte alle Erwartungen befriedigt. Diese Thee's wurden bisher von den chinesischen Händlern in Kanton aufgekauft und kamen an letzterem Orte in den Markt; es ist sonach nicht zu bezweifeln, daß der Handel in Kanton durch Hankau's Eröffnung eine neue Einbuße erleiden wird. — Hankau's Bedeutung im Innern des Landes ist nicht zu unterschätzen; diese Stadt ist eines der größten Handels-Emporien von ganz China seit alter Zeit; ihre Lage in dem großen Fluß- und Kanalsystem des ungeheuren Reiches ist für den weiteren Absatz von Waaren nach den westlichen Provinzen von großer Bedeutung, und da es hier durch die Thee-Produktion nicht an einem entsprechenden Aequivalent für die importirten Waaren mangelt, so kann man dem neuen Handelsplatze so tief im Innern ein rasches Aufblühen voraussagen, so lange es gelingt, die Stadt vor der Zerstörung durch die sie bedrohenden Rebellenhaufen zu bewahren und die Schiffahrt auf dem Flusse sicher zu stellen. Auch über die Aussichten, welche sich dem Handel in Hankau bieten, hörte man die widersprechendsten Urtheile: während die Einen glaubten, Hankau müsse den größten Theil der Theeausfuhr von Kanton an sich ziehen und es werde rasch zu großer Blüte gelangen, nannten Andere die Niederlassung daselbst eine vollkommene Fehlgeburt. Die Wahrheit liegt, wie meistens, in der Mitte. Die Wasserstraße von den Theedistrikten und Hankau nach Kanton ist die alte, von den Chinesen gekannte und jetzt auch von den Rebellen nicht belästigte Route. Ein großer Theil des Thee's aus jenen Provinzen wird demnach wie bisher nach Kanton gehen, wo sich die Möglichkeit der Verschiffung bietet, während die Reise auf dem Yangtse, an Nanking vorüber, für chinesische Fahrzeuge die Gefahr der Plünderung mit sich bringt, durch den Transport in europäischen Schiffen und die Umladung in Schanghai aber die Waare wesentlich vertheuert wird. Jetzt läßt sich ein entscheidendes Urtheil natürlich noch nicht fällen und die Zukunft wird am besten lehren, welche Erwartungen sich erfüllen.

Tientsin, zu dessen Betrachtung ich zurückkehre, ist nicht in allen Beziehungen so günstig gelegen als Hankau, und wenn demungeachtet ein lohnendes und umfangreiches Geschäft dort dauernd in's Leben gerufen wird, so verdankt dies Tientsin ausschließlich der Nähe der kaiserlichen Residenz, deren Hafen sie bildet. Peking mit seiner ungeheuren Bevölkerung muß begreiflicherweise eine bedeutende Absatzquelle für solche Importen bieten, welche den Chinesen zusagen. Dennoch halte ich es nicht für unmöglich, daß sich ein Theil des Geschäfts für Pekings Bedarf nach Tschefu ziehen werde, das zwar der Residenz nicht so nahe ist, sonst aber eine günstigere Lage hat. — Ein nicht zu verkennendes großes Hinderniß liegt für Tientsin in dem Umstande, daß der Peihofluß bis in die zweite Hälfte des März mit Eis geht oder ganz zugefroren ist. Wenn der Winter, der in jenen Ebenen mit großer Strenge auftritt, auch erst mit Anfang Dezember einsetzt, so sind Handel und Schiffahrt nach Tientsin immerhin volle vier Monate dadurch gehemmt. Dazu kommt, daß die Einfahrt in den Peiho und das Ankern auf der Rhede von Taku große Schwierigkeiten bietet.

Die Stadt Tientsin, der Sitz des Verkehrs, liegt 8 englische Meilen von den Takuforts an der Flußmündung entfernt; der Strom macht ungeheure Biegungen und somit das Hinaufsegeln bis zur Stadt für beladene Schiffe

schwierig und zeitraubend. Die Mehrzahl der Schiffe liegt demnach entweder außerhalb der schwer zu passirenden Barre auf der Rhede oder in der Flußmündung vor Anker. Es leuchtet ein, daß der Transport der Waaren in chinesischen Dschunken den Fluß hinauf, die Besorgung der Zollangelegenheiten für Schiffe, die eine volle Tagereise von der Stadt Tientsin entfernt liegen bleiben müssen, mühevoll und kostspielig ist. Es sind dies keine Schwierigkeiten, die sich nicht zum Theil im Laufe der Zeit beseitigen ließen; schon jetzt denkt man daran, den Fluß mit kleinen Dampfern von geringem Tiefgange zu befahren und Schiffe oder Lichterkähne zur Stadt zu schleppen. Nur der Eisgang im Fluß bleibt ein Hinderniß, dem man nicht wohl begegnen kann.

Tschefu, dessen ich oben gedachte, bietet für den Verkehr in dieser Hinsicht wesentlich günstigere Verhältnisse dar. Tschefu ist der Name einer ausgedehnten Bucht mit gutem, geschütztem Ankergrund und wurde aus dieser Ursache während des letzten Krieges als Station für alle größeren Schiffe benutzt. Auch jetzt lagen in der von hohen Bergen und zahlreichen Inseln eingeschlossenen Bucht mehrere französische und englische Fregatten. Die preußischen Kriegsschiffe ankerten ebenfalls dort, weil die Taku-Rhede größeren Fahrzeugen, die sehr fern vom Lande liegen müssen, nicht den geringsten Schutz gewährt. Tschefu selbst ist zwar keiner der durch die jüngsten Verträge dem Handel eröffneten Häfen, es hat sich indeß auch dort gewissermaßen unter dem Schutze der Kriegsschiffe ein Handel gebildet und die chinesische Regierung hat ein Zollhaus dort errichtet. So lange noch Truppen in Tientsin und den Takuforts stationirt bleiben, werden immer ein paar Schiffe der Verbündeten in Tschefu ankern und der Handel wird inzwischen festeren Fuß fassen. Man hofft auch, daß Prinz Kung, der Minister des Auswärtigen in Peking, darein willigen werde, an Stelle des vertragsmäßig geöffneten Hafens Tangtschau — Tschefu gelten zu lassen.

Tangtschau liegt an derselben Küste in der Nähe des Vorgebirges Schantung, ist aber bis jetzt von den Europäern noch nicht benutzt worden. Es ist mir unbekannt, ob Tangtschau einer Handelsniederlassung besondere Hindernisse bietet; in Tschefu haben sich mehrere Firmen etablirt und wahrscheinlich wird man chinesischerseits die Dinge lassen, wie sie sich gestaltet haben; Tschefu und Tientsin werden die Haupthäfen des Golfs von Petschili bilden und sich gegenseitig ergänzen. Die Entfernung zwischen beiden Häfen ist nur gering; mit den Dampfern legt man die Strecke von der Peiho-Mündung nach Tschefu in 22 — 24 Stunden zurück. Zu Lande soll die Reise dagegen sehr mühsam und langwierig sein; ein französischer Offizier brauchte acht Tage dazu.

In Tschefu habe ich mich nur ganz kurze Zeit aufgehalten, ich kann daher darüber aus eigener Wahrnehmung wenig berichten. Auch hier ist der Handel in den ersten Anfängen begriffen. Unternehmende Firmen in Schanghai und Hongkong beladen ein Schiff mit solchen europäischen und chinesischen Waaren, von denen sie glauben, daß sie für den Norden geeignet seien. Das Eine trifft zu, wie bei den meisten Stapelartikeln, Anderes ist verfehlt; das Ganze wirft aber lohnenden Nutzen ab. Im Laufe der Zeit bildet sich die genauere Kenntniß dessen aus, was die einzelnen Plätze vorzugsweise bedürfen.

In den sämmtlichen Häfen des Nordens bewegt sich das Geschäft lediglich in diesem Stadium der Versuche und es folgt daraus leicht, daß ich nur

allgemeine Andeutungen zu geben vermag und daß diese sich auf die mögliche Bedeutung und Entwickelung des Handels in den verschiedenen Plätzen für die Zukunft beschränken müssen, weil der Verkehr hier noch keine Geschichte hat.

Die Stadt Tschefu ist kleiner und von einer geringeren Anzahl chinesischer Händler bewohnt, als Tientsin oder Schanghai, doch macht das kaufmännische Viertel den Eindruck der Wohlhabenheit und auch vor dem Hinzukommen von Fremden kann der Verkehr nicht ganz unerheblich gewesen sein. Die Chinesen haben die Manufakturen, welche man ihnen zuführte, flott gekauft, und da es an Produkten zur Retourladung fehlte, ihre Einkäufe mit Silber bezahlt.

Tientsin liegt in einer sandigen Ebene zu beiden Seiten des Peiho, mag 80—100,000 Einwohner zählen, ist von Mauern und Festungswerken umgeben und zeichnet sich im Vergleiche zu Schanghai, Wusong und andern Städten durch etwas breitere Straßen, namentlich in den sogenannten Bazars, aus. Dort durchschneidet eine lange Reihe von Magazinen die Stadt, in denen Kleiderstoffe aller Art, Pelzwerk, Schuhe und Kurzwaaren neben einer Menge Kuriositäten aller Art, als Vasen von Metall und Porzellan, Lacksachen u. s. w., zur Schau und zum Kaufe ausgestellt sind.

In der Nähe der Takuforts wird Seesalz in großer Menge für kaiserliche Rechnung gewonnen (Salz ist auch hier Regierungsmonopol) und von den ungeheuren Lagern in Tientsin wird der ganze Norden des Reiches bis tief in's Innere hinein versehen. Der Transport des Salzes in's Innere muß allein eine Menge Schiffe beschäftigen.

Tientsin ist nicht nur der Hafen Pekings; es ist auch von großem Werthe für die Stadt, daß der große Kaiserkanal gerade bei Tientsin den Peiho mit dem Yangtse und dem Gelben Fluß (Hoangho) verbindet und die Stadt also die Einmündung dieser Verbindungsstraße des Südens mit dem nördlichen China beherrscht. Die Vortheile dieser Lage kommen aber nur dem chinesischen Binnenhandel zu Gute, die Europäer werden die Verbindung mit den südlichen Häfen China's jedenfalls nie auf diesem Wege suchen, sondern das Meer als das Band zwischen dem nördlichen und südlichen China betrachten.

Der Hauptsache nach bezog Peking seine ganzen Bedürfnisse an Lebensmitteln, Geweben, Droguen, Geräthen, Luxussachen, Porzellan, Metallen 2c. auf den Wasserstraßen des Innern und zwar Alles aus den gewerbreichen Provinzen Kwantung, Szutschu 2c., hauptsächlich aus Kanton selbst. In Peking, Tientsin und dem Norden überhaupt besteht keine rechte Industrie, man findet dort nichts von der Thätigkeit, Kunstfertigkeit und dem Gewerbfleiße des Südens. Erst als die Rebellen jene Provinzen eroberten, welche die Hauptstadt des Reiches von dessen südlichen Theilen trennen, und die Versendung auf den Flüssen und Kanälen unsicher wurde, segelten zahlreiche Dschunken-Flotillen auf dem Seewege in den Golf von Petschili, um Peking vor drohendem Mangel zu bewahren.

So lange Peking die Hauptstadt des Reiches, der Sitz des Hofes, der Behörden und Beamten, der offizielle Centralpunkt für die zahlreichen Vasallenfürsten des „Beherrschers der 10,000 Völker des Erdreiches“ bleibt, wird Tientsin für den Handel der Fremden, trotz mancher Schwierigkeiten, welche seine Lage bietet, von hervorragender Wichtigkeit sein, und wenn irgendwo, so muß es in Tientsin gelingen, auch für andere Stoffe und Erzeugnisse der europäischen

Industrie, als gerade Manufakturen aus Manchester und Leeds, Absatz zu finden. Leider bietet der Ort nur wenig Produkte, welche sich zur Ausfuhr nach Europa eignen. Thee und Seide gedeihen hier nicht, die Gegend ist sandig und unfruchtbar und nur die weiter im Westen und Norden liegenden großen Hochebenen der Tartarei liefern Rindstalg, Schafwolle, Kameelhaare, etwas Tabak und Erbsen, Bohnen und andere Artikel für den chinesischen Bedarf. So werthvoll die erwähnten Produkte an und für sich sind, die Qualität derselben ist bis jetzt noch so wenig befriedigend, daß man sich nicht getraut, gutes Geld an eine zweifelhafte Waare zu wenden.

Der ganze Handel in China ist durch die Eröffnung der neuen Häfen im Golf von Petschili und am Yangtse in eine neue Sphäre getreten, alle Verhältnisse nehmen eine vergrößerte und veränderte Gestalt an. Inmitten der Schwankungen, welche diese Zustände der wachsenden Entwickelung mit sich bringen, ist es unmöglich, ein bestimmtes Urtheil zu fällen über Tragweite und Richtung des erweiterten Verkehrs; nur so viel läßt sich aus der Beobachtung der Dinge im Norden schöpfen, daß sich Tientsin und Hankau bald und rasch zu bedeutenden Handelsplätzen emporschwingen werden. — —

Herr Heine, der durch Sibirien nach Europa zurückreisen wollte, war gleich nach seiner Ankunft von Tientsin aus in Begleitung einiger Missionäre und unseres Schiffspredigers nach Peking gereist, um dort die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung seines Planes zu treffen.

Die Gesellschaft kehrte wohlbehalten zurück, schilderte die Stadt als höchst eigenthümlich und interessant, und brachte die Nachricht mit, daß der englische und der französische Gesandte in Peking keinem Angehörigen ihrer Nationen vor der Hand den Besuch der Hauptstadt erlauben wollten, weil angeblich die Bevölkerung Pekings dadurch beunruhigt und der damals in seinem Sommerpalaste in Jehol residirende Kaiser abgehalten werde, wieder in seine Hauptstadt zurückzukehren. Namentlich wollte man die Niederlassung protestantischer Missionäre in Peking verhindern, und es läßt sich allerdings Grund genug für eine Abneigung des chinesischen Gouvernements gegen diese Herren finden, da es dem letzteren ganz wohl bekannt war, daß protestantische Missionäre den Rebellenfürsten in Nanking besuchten und fortwährend mit dieser unter dem Banner des Christenthums kämpfenden Insurrektion in der engsten Verbindung standen.

Den Verträgen gemäß haben alle englische Unterthanen das Recht, in ganz China zu reisen, und es ist besonders hervorgehoben, daß die Missionäre beider Konfessionen überall geduldet und ohne Anfeindung wirken dürfen. Die Berechtigung, in's Innere zu reisen, ist aber an die Bedingung geknüpft, einen Paß vom englischen Konsulate zu erwirken, der von der betreffenden chinesischen Lokalbehörde kontrasignirt ist.

Mr. Bruce, der damalige Gesandte Englands am Hofe von Peking (Bruder des jetzigen Vizekönigs von Indien, Lord Elgin), hatte nun die Konsulate angewiesen, keine Pässe nach Peking auszustellen, und es den Missionären hierdurch unmöglich gemacht, ohne eine Verletzung des Gesetzes nach Peking zu kommen. Freilich zog er sich damit auch den Vorwurf zu, englischen Unterthanen eigenmächtig ein ihnen vertragsmäßig gesichertes Recht vorzuenthalten.

Protestantischerseits legte man Gewicht darauf, ebenfalls in Peking zugelassen zu sein. Man wußte, daß die Jesuiten dort warm im Neste sitzen und Tausende von Bekehrten zählen.

Ich selbst will mir über die Maßregel des englischen Gesandten kein Urtheil anmaßen; nur so viel kann ich versichern, daß meine Anwesenheit in Peking nicht die geringste Beunruhigung verursachte und daß man bei der russischen Mission die ganze Sache belächelte und die Ueberzeugung aussprach, jene Herren sähen Gespenster. Doch ich bin meinem Berichte vorausgeeilt. Auch Herrn Heine und den ihn begleitenden Herren hatte man auf der französischen Gesandtschaft wohlmeinend gerathen, so bald als möglich Peking zu verlassen.

Nur zwei Tagereisen von der Hauptstadt China's entfernt, wollte auch ich nicht abreisen, ohne die Wunder Peking's gesehen zu haben. Der Gesandte gedachte zwar auch, in jedem Falle die Reise nach Peking zu unternehmen, wahrscheinlich aber erst nach erfolgtem Abschluß des Vertrages. Ich selbst beabsichtigte nicht, die ganze Dauer der Verhandlungen in Tientsin abzuwarten, sondern nach Hongkong und Kanton vorauszugehen, um dort im Interesse meiner Aufgabe etwas länger verweilen zu können, als dies die Idee des Gesandten für sich selber war.

Es war mir darum ein willkommener Anlaß, als ich vernahm, daß Herr K., derselbe Missionär, der mit uns an Bord der „Arcona" gekommen, nachdem er seinen ursprünglichen Plan, Herrn Heine durch Sibirien zu begleiten, aufgegeben hatte, sich nach Peking begeben wolle. Ich war sofort entschlossen, die Reise in die Hauptstadt zu unternehmen, und da der Gesandte kein Bedenken hegte, daß ich mich Herrn K. anschlösse, um Peking zu sehen, traf ich mit Letzterm die nöthigen Verabredungen zur gemeinschaftlichen Reise.



Chinesischer Begräbnißplatz.



Pagode in Peking
(Nach einer Original-Photographie.)

Dreizehntes Kapitel.

Die Kaiserstadt Peking.

Vorbereitungen zur Fahrt. — Abfahrt im Karren. — Letztes Nachtlager in Uekiaweh. — Der Verfasser wird von seinem Gefährten im Stich gelassen. — Vor den Thoren Peking's. — Quartier in einer chinesischen Herberge. — Die russische Mission. — Die Stadt. — Tempel und Paläste. — Leben und Treiben in den Straßen. — Kameele. — Die Jesuiten in Peking. — Die Kathedrale. — Das zweite russische Etablissement. — Abreise. — Vertrags-Unterhandlungen. — Hitze. — Leiden der preußischen Gesandtschaft durch das Klima. — Tod des Kaisers. — Vertragsabschluß. — Ninghai und die große Mauer.

Inzwischen war ein französischer protestantischer Missionär von Peking zurückgekehrt, der in Begleitung eines Offiziers die Reise unternommen hatte, und es war nicht eben ermuthigend, zu hören, daß der Gesandte Frankreichs, Mr. de Bourboulon, diese Herren gezwungen hatte, die Stadt sofort nach ihrer Ankunft schleunigst wieder zu verlassen. Mein Gefährte wurde schwankend; ich glaubte es nicht wagen zu können, die Reise ganz allein zu unternehmen, schon weil ich auch nicht eines Wortes der chinesischen Sprache mächtig war.

Von dem englischen und dem französischen Gesandten hatte ich keine Schwierigkeiten zu erwarten, da ihre Anordnungen für mich nicht bindend waren; wol aber schien es möglich, daß mir die chinesischen Behörden selbst den Aufenthalt oder gar den Eintritt in die Stadt verweigern würden, und wie sollte ich mich dann verständlich machen und mir in der großen, fremden Stadt helfen?

Herr K. entschloß sich endlich nach wiederholtem Schwanken, dennoch die Reise anzutreten. Die Vorbereitungen zu derselben wurden in Eile getroffen, Karren gemiethet, einige Lebensmittel gekauft u. s. w. Wir beschlossen keine Waffen mitzunehmen, auch den Revolver nicht, der in Japan stets mein treuer Begleiter gewesen war. Ich nahm meinen chinesischen Diener (eigentlich einen gewöhnlichen Lastträger) mit mir, der sich mehr durch seinen guten Willen als durch Intelligenz und Geschicklichkeit auszeichnete. Zwar sprach derselbe so wenig von einer europäischen Sprache, als ich von jener des Reiches der Mitte; er hatte aber schon während der letzten Wochen in meinem Hause gelernt, meine pantomimische Sprache zu verstehen, und errieth wenigstens halb, was ich etwa verlangte. Endlich war Alles bereit und klopfenden Herzens, voll Erwartung der kommenden Erlebnisse, in dem Gefühle, Peking, die Hauptstadt des unermeßlichen Reiches, zu sehen, die bisher noch so selten von Europäern besucht werden konnte, fuhren wir im Laufe des Pfingstmontages in unsern chinesischen Karren zum Thore hinaus. Leider kann man die Reise nicht gut zu Pferde machen, wenn man Gepäck mitnimmt, das in Karren transportirt werden muß. Man wäre genöthigt, die Fuhrwerke in langsamem Schritt zu begleiten, abgesehen von der Möglichkeit, den richtigen Weg zu verfehlen.

Herr K. hatte einen chinesischen Doktor der Philologie bei sich, der ihm zur Erlernung des Peking-Dialektes behülflich sein sollte, da man die Schanghai-Mundart, in welcher Herr K. bewandert ist, dort nicht versteht. Hatten wir fast den halben Tag auf den chinesischen Doktor warten müssen, so war uns der Zufall auch nach endlich erfolgter Abfahrt neckisch zuwider; — als wir an der Schiffbrücke, welche den Kaiser-Kanal überschreitet, dicht vor den Thoren Tientsin's angelangt waren, wurde unsere Geduld auf neue Proben gestellt, denn eine endlose Reihe kaiserlicher Dschunken passirte die Brücke und nöthigte uns, volle zwei Stunden Halt zu machen. Wir benutzten den unfreiwilligen Aufenthalt, uns in den benachbarten Speisehäusern umzusehen, eine chinesische Nudelsuppe zu genießen und in ein nahes Theater zu wandern, wo zahlreiche Chinesen aus- und einströmten und ein reges Leben und Treiben herrschte. Endlich war auch dieses Hinderniß überwunden und wir kamen durch die Vorstädte hindurch bald auf die Ebene hinaus.

Ich will den Leser mit einer speziellen Beschreibung unserer endlosen Fahrt nach der Hauptstadt nicht ermüden, zumal ich doch nur Klagelieder anstimmen müßte. Wir waren in jeder Beziehung vom Wetter mißhandelt worden, und ich wüßte von der ganzen Reise auch nicht einen Moment zu nennen, der eine angenehme Erinnerung in mir zurückgelassen hätte. Am zweiten Tage nöthigte uns ein heftiger Sandsturm, zeitig in einer chinesischen Herberge Schutz zu suchen; am dritten Tage waren in Folge strömender Regengüsse die ohnehin elenden Wege so bodenlos geworden, daß wir ganze Strecken durch stehende Gewässer bis an die Achsen durchfahren mußten und auch an diesem Tage das Ziel der Reise noch

nicht zu erreichen vermochten. Nie im Leben habe ich eine qualvollere Fahrt gemacht, nie bin ich so zerschlagen, so geschunden gewesen.

Wir brachten die Nächte in den chinesischen Herbergen zu, und mit Bezug auf die leibliche Nahrung war ich glücklicherweise nicht ausschließlich à la fortune du pot chinois angewiesen, dessen Schmackhaftigkeit und Reinlichkeit auch die bescheidensten Ansprüche nicht zu befriedigen vermag. Man sollte denken, wenigstens allerwegen den besten Thee zu finden; wol ist auch die Theekanne in allen Häusern der erste Willkomm, sie enthält aber einen sehr dünnen und faden Abguß, den man nur darum nicht gerne verschmäht, weil das Trinkwasser ungesund und fast überall schlecht ist.

Uekiaweh, eine Stadt von vielleicht 10,000 bis 15,000 Einwohnern, war der Ort unseres letzten Nachtlagers. Vom Regen durchnäßt und mit steifen Gliedern waren wir angelangt, die Matratzen hatten nicht wenig Wasser geschluckt und fröstelnd saßen wir in der schlecht verschlossenen dunkeln Kammer.

Mein Reisegefährte hatte, um sich als Missionär an das Leben unter den Chinesen zu gewöhnen, Nichts mitgenommen, was zur Stärkung hätte dienen können. Seine Begleitung war mir aber bis jetzt von großem Nutzen gewesen, denn bei unserem Verkehr an der Landstraße hatte er durch seinen erwähnten Lehrer alles Nöthige vermittelt. Auch jetzt bestellte er etwas Abendbrod, das ihm und unserem chinesischen Doktor besser mundete als mir. Die Speisen bestanden in der Regel aus einer Suppe, etwas Schweinefleisch mit frischem Knoblauch und einer Tasse Reis; doch wurde letzterer jetzt selten; statt dessen gab es Fladen, von Mehl und Wasser gebacken, aber ohne Schmalz und Salz — endlich Thee. In Begleitung der beiden Herren glaubte ich ruhig den kommenden Dingen entgegensehen zu können, aber noch in der zwölften Stunde ließ mich mein Reisegefährte im Stiche. Neue Bedenken waren ihm aufgetaucht, kurz, er wollte vorläufig in Uekiaweh bleiben und hier seine Missionsthätigkeit beginnen. Was blieb mir übrig, da ich nun dem Ziele der Reise nach einer anstrengenden Fahrt auf circa 25 englische Meilen nahe gekommen war, als auf eigene Faust mein Heil zu versuchen! Mein Notizbuch wurde mit einem Dutzend der unentbehrlichsten Worte und Phrasen in chinesischen Hieroglyphen bereichert, auf die ich im Nothfalle stumm hinweisen wollte, da es geradezu unmöglich ist, sich die Aussprache der meisten Worte in Kurzem so anzueignen, um nicht auf's Fatalste mißverstanden zu werden. Der chinesische Schriftgelehrte übersetzte mit Hülfe des Herrn K. meinen sächsischen Paß in's Chinesische und schrieb das wichtige Dokument auf die Rückseite des letzteren nieder. So war ich wenigstens in Etwas gerüstet, mir den Eingang in Peking höflich zu erbitten; mein Maulthiertreiber wurde instruirt, mich in eine Herberge zu bringen und mir dann behülflich zu sein, das Etablissement der russischen ekklesiastischen Mission aufzusuchen.

War ich einestheils in einer mißlichen Lage, als ich mich gezwungen sah, allein nach Peking zu reisen, so fühlte ich doch auch, daß ich dadurch mehr Herr meiner Handlungen geworden war und höchstens durch eigene, nicht aber auch durch fremde Mißgriffe in Ungelegenheiten kommen könnte. Ich hatte jetzt keine verdachterweckende Begleitung — ich war allein, aber auch unabhängig und frei. Also vorwärts weiter ohne Begleitung!

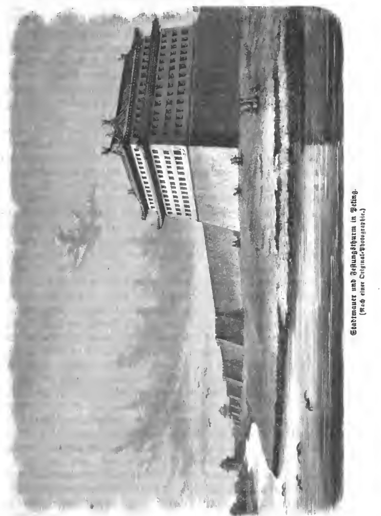
Der Morgen war schön, die Luft nach dem gestrigen Regen frisch; die Gegend, freundlicher und bebauter, verrieth, daß wir der Hauptstadt näher gerückt waren, — und nach wenigen Stunden wurden auch die in blauen Duft gehüllten Gebirge sichtbar, welche etwa eine Tagereise hinter Peking liegen. Die Landschaft bot jetzt ein anmuthiges Bild; von der Stadt selbst war freilich nichts sichtbar, und ein paar riesige Pagoden, die sich vom klaren Morgenhimmel abhoben, gehörten noch zu Dörfern, die seitwärts vom Wege liegen blieben.

Ich hätte mich dem Genusse dieses Bildes nach der Einförmigkeit der letzten Tage ungestörter hingeben können, wenn nicht das Fuhrwerk die halsbrecherischsten und zweifelhaftesten Passagen durch Hohlwege und stehende Gewässer zu machen gehabt hätte. Endlich wurden die mächtigen Stadtmauern mit ihren kolossalen Thurmgebäuden über jedem Thore sichtbar; der Wagen mußte halten, und als die Wächter sich von dem Inhalte desselben überzeugt, ließ man den fremden Eindringling ungehindert passiren. Ich glaubte nicht anders, als daß mir die eigentliche Kontrole vielleicht an einem inneren Thore noch bevorstände, und war nicht wenig überrascht, mich nach einem mäßig langen Wege im Innern der Stadt selbst im Hofe einer Herberge zu finden, wo ich denn mein Quartier ungesäumt aufschlug.

Ich hatte mir vorgenommen, mich alsbald bei der russischen Mission einzuführen und diese Herren um Rath und Beistand zu bitten; glücklicherweise lag meine Wohnung nicht weit von dem Etablissement der Russen entfernt. Die Aufnahme, welche mir bei diesen Herren zu Theil wurde, war eine überaus herzliche; ich wurde zunächst in die Wohnung des Arztes geführt, wo ich den Archimandriten, den Chef der Mission und den vor wenigen Tagen aus Irkutsk angelangten diplomatischen Sekretär des Generalgouverneurs von Ost-Sibirien, Herrn Eugen v. Butzoff, anwesend fand, der mich in gutem Deutsch begrüßte, während die Unterhaltung mit den übrigen Herren französisch geführt wurde. Ich war fortan der tägliche Gast dieser freundlichen Leute und lernte nach und nach alle Mitglieder der Mission kennen. Der Archimandrit, Herr Gowry, befindet sich schon zum zweiten Male auf diesem Posten und hat 13 volle Jahre in Peking verlebt; er ist ein ausgezeichneter Kenner der chinesischen Sprache und hat die langen Jahre des einsamen Aufenthaltes in der Hauptstadt des Reiches zu den umfassendsten und gründlichsten Studien verwendet. Seine ehrwürdigen und doch milden, wohlwollenden Züge flößten Vertrauen und Zuneigung ein, und sein ganzes Wesen trug den Stempel der Einfachheit und Herzensgüte. Seine Wohnung, in der ich ihm später meinen Besuch machte, war reich und geschmackvoll ausgestattet.

Von besonderem Interesse war mir die Bekanntschaft des Herrn v. Butzoff; die Unterhaltung mit diesem Herrn, der in Sibirien und am Amur ausgedehnte Reisen gemacht, mit dem Grafen Murawieff-Amurski in Japan gewesen war und auch in den europäischen Verhältnissen tiefe Kenntnisse und Erfahrungen bekundete, mußte mir eine reiche Quelle der Belehrung sein. Herr v. Butzoff hatte in früheren Jahren Deutschland, Frankreich und Italien bereist und über der thätigen Mitwirkung an der Organisation der ungeheuren Länderstrecken, die Rußland im Nordosten Asiens erworben, das Interesse an den Dingen, die Europa bewegen, nicht verloren.

Namentlich war es mir werthvoll, über die Einzelnheiten und die Tragweite des jüngsten russischen Vertrags mit China, welchen General Ignatieff abgeschlossen, eingehendere Aufschlüsse zu erlangen.



Stadtmauer und Festungsthurm in Peking.
(Nach einer Original-Photographie.)

Das russische Etablissement besteht aus einer Anzahl ineinander gehender Höfe, um welche sich die einstöckigen, aber geräumigen und luftigen Wohnhäuser hinziehen. Das Ganze, mit seiner ehrwürdigen Ausschmückung der Räume, von Bäumen beschattet, gewährt einen freundlichen Anblick; die innere Einrichtung der Zimmer erinnerte mich unwillkürlich an alte Försterwohnungen. Es

war gar heimlich und wohnlich in diesen Zimmern, die nun seit ein paar Jahrhunderten einem kleinen Häuflein Russen die Heimat inmitten der großen Chinesenstadt ersetzen müssen. Man führte mich in die Kirche, den Garten, die Bibliothek, die Apotheke und endlich auch in die Werkstatt des Malers, der gerade im zweiten Etablissement der russischen Mission, im nördlichen Theile der Stadt, thätig war, um einige Bilder in der dortigen Kirche zu vollenden.

Die ständige Mission besteht aus dem Archimandriten, etwa sechs Laien und vier Geistlichen, von denen Jeder einen bestimmten Zweig des Studiums, namentlich chinesischer Werke, der chinesischen Religionssysteme, Arznei und Heilkunde 2c., zu seiner Aufgabe gemacht hat; außerdem war eine Anzahl russischer Kaufleute im Auftrage verschiedener Handelsgesellschaften anwesend.

Man hatte die Freundlichkeit, wiederholt mit mir auszureiten, um mich zu den sehenswerthesten Punkten der Kaiserstadt hin zu geleiten, und so war es mir möglich, in den wenigen Tagen meines Aufenthaltes die Stadt nach den verschiedensten Richtungen zu durchkreuzen und einen Totaleindruck in mich aufzunehmen, während ich sonst vielleicht wochenlang vergebens umhergegangen wäre, ohne von den merkwürdigsten Bauwerken Etwas zu sehen. Ich muß in dieser Hinsicht namentlich dem Arzte zu besonderem Danke verpflichtet sein, welcher, der großen Hitze ungeachtet, mich auf meinen Ritten und Wanderungen durch die Stadt begleitete. In meiner Herberge verbrachte ich außer der Nacht nur wenige Stunden am Abend und Morgen, und wurde dann freilich beständig durch den Besuch einer Anzahl Chinesen beehrt, denen meine Erscheinung und die wenigen Dinge, die ich mit mir führte, ein Gegenstand der Bewunderung waren. Die Art, mich anzukleiden, zu waschen, zu essen und zu trinken, meine Kleider, Toilettengegenstände u. s. w. erregten ihre Neugierde, ja mit großer Naivetät beroch man sogar Brod, Kaffee, Kakao und was meine Reiseküche sonst noch bewahrte; und wenn diese Besuche auch nicht gerade angenehm zu nennen waren, unhöflich oder frech hat sich kein Sohn des himmlischen Reiches gegen den Barbaren benommen. Auch in den Straßen hatte ich meist ein zahlreicheres Gefolge, als mir lieb war, und als ich an einem Abende, vom Regen überrascht, durchnäßt durch die Gassen eilte, war ich der Gegenstand des allgemeinsten Ergötzens: ich wurde von hellem Gelächter der in den Thüren stehenden Chinesen verfolgt; doch habe ich mich sonst nicht über die geringste Ungezogenheit zu beklagen. Kein Mandarin hielt es der Mühe werth, mich über die Berechtigung meines Aufenthaltes in Peking zu befragen.

Der freundliche Leser wird keine eigentliche Beschreibung Peking's erwarten, denn wenn ich auch das Wichtigste gesehen, so war doch mein Aufenthalt zu kurz, um Weiteres zu ermöglichen. Die Ereignisse des Jahres 1860 haben übrigens das Interesse an dieser Stadt so in den Vordergrund gedrängt, daß es auch in Deutschland nicht an Schilderungen der kaiserlichen Residenz gefehlt hat. Im Ganzen habe ich die Schilderung, welche Williams in seinem vortrefflichen Werke „The middle Kingdom“ von Peking entwirft, als ungemein richtig und belehrend gefunden und ich will bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, Alle, welche sich für die chinesischen Verhältnisse interessiren, auf dies Buch besonders zu verweisen. Es ist die Frucht langjährigen Aufenthalts und Studiums im Reiche der Mitte und enthält eine reiche Quelle interessanter Belehrungen.

Die Stadt Peking*) nimmt in einer völligen Sandebene einen ungeheuren Flächenraum ein, ist aber in früheren Jahrhunderten wahrscheinlich bedeutend bevölkerter gewesen als jetzt, wo die Russen die Einwohnerzahl auf kaum eine Million schätzen. Hat man die äußere Stadtmauer passirt, so ziehen sich intra muros zunächst noch ziemlich ausgedehnte Strecken hin, die als Ackerland, Begräbnißplätze ꝛc. benutzt werden, während die Häuser hier noch ganz fehlen. Von der Raumverschwendung durch breite Gräben, freie Plätze, Ringmauern und Gärten, namentlich in der sogenannten Kaiserstadt, macht man sich keine Idee.



Kaufmannswohnung in Peking.
(Nach einer Original-Photographie.)

Im Kerne der Stadt stehen die Gebäude dagegen um so dichter, und wenn auch einzelne Straßen eine imposante Breite haben, so fehlt es doch nicht an einem Labyrinth von engen, winkligen und schmutzigen Gassen. Ein Ritt durch die Kaiserstadt gewährt mitunter reizende Aussichten auf zahlreiche Pavillons inmitten herrlicher Parkanlagen, weitläufige Paläste und Gärten, freilich alle von starken Mauern umschlossen, die leider dem Fremden nicht zugänglich sind. Große schöne Brücken, die hohen Mauern, welche die Chinesenstadt von jener

*) Von den Chinesen selbst Peh-tsching ausgesprochen.

der Tataren trennen, mit ihren massiven Thoren und Thürmen, wunderlich gearbeitete hohe Triumphbogen, welche an den Eingängen zu den großen Straßen errichtet sind, die die Pulsadern des Verkehrs bilden, — das Alles giebt ein Bild, das in seiner Art gewiß einzig ist und von dem die nach Photographien entworfenen Illustrationen dem Leser die beste Vorstellung gewähren werden.

Das Leben und Treiben in den Straßen ist nicht minder originell. Man würde irren, wollte man in Peking eben solche Unruhe, eben solches rastloses Rennen und Jagen vermuthen, wie in einer Stadt Europa's, die eine Million Einwohner zählt. Peking trägt auch in dieser Hinsicht einen ländlichen Charakter; Alles geht ruhiger, friedlicher und langsamer zu, als man zu erwarten geneigt ist, was zunächst wol in der weiten räumlichen Ausdehnung der Stadt seinen Grund findet. Auch bilden die bodenlosen Wege und das ausgefahrene, mit tiefen Gleisen und Löchern behaftete Granitpflaster einen Dämpfer für allzu eiliges Fahren oder Reiten.

Die Spuren des Verfalls — freilich auch die Zeichen einstiger Größe — treten in Allem zu Tage. Nichts geschieht, um dem allmäligen Sinken vorzubeugen. Mauern, Gräben, Brücken, die mit Granitblöcken gepflasterten Straßen, unterirdische Abzugskanäle, die Tempel und die mit reich vergoldetem Schnitzwerk gezierten Kaufläden zeugen gleichzeitig von früherer Pracht wie von sinkendem Wohlstande. Nirgends erblickt man die bessernde Hand, nirgends einen neuen Bau, und Peking wird im Laufe der Jahre eine Ruine werden, wenn man es nicht schon heute so nennen will.

Einen fremdartigen Eindruck machen die langen Züge zottiger Kameele, die in großer Anzahl als Lastthiere auf der Handelsstraße von Peking durch die Mongolei nach Rußland vielfach verwendet werden.

Bei einer Wanderung durch die Magazine der Chinesenstadt sahen wir eine reiche Auswahl kostbarer Kuriositäten, wie Vasen, Lacksachen, geschnittene Gegenstände, Porzellane und emaillirte Kupfersachen, endlich prächtige Pelze, Seidengewänder rc. Die Forderungen waren indeß so unvernünftig hoch, daß ich auf Einkäufe völlig verzichten mußte. Am Nachmittage desselben Tages machten wir noch einen mehrstündigen Ritt nach dem zweiten Etablissement der Russen, das im Norden, am äußersten Ende der Stadt, errichtet ist.

Auch hier ist das Ganze freundlich und wohnlich eingerichtet; die Kirche, von Weinlaub umrankt, im Innern reich mit Gemälden geschmückt, die dort wohnenden Glieder der Mission nicht minder herzlich und zuvorkommend. Pater Josua, eine noch jugendliche Gestalt mit edlen Zügen und einem Johannis-Kopf, nöthigte uns, um die siedende, echt russische Theemaschine Platz zu nehmen, und unter Gespräch und Gesang vergingen die Stunden schnell.

Die Nacht hatte inzwischen ihren Schatten über die Erde gebreitet, und als wir gegen 9 Uhr unsere Pferde wieder bestiegen, um langsam nach Hause zu reiten, lag schon der tiefste Frieden über der riesigen Stadt, die Häuser waren geschlossen und Alles schien in Schlaf versunken. Der aufgehende Vollmond warf sein Licht über die seltsamen Gebäude, der Nachtwind machte die Bäume flüstern; es war eine herrliche Mainacht, in der wir einsam durch die öden Straßen Pekings ritten.

Am folgenden Sonntage wohnte ich dem Gottesdienste in der russischen Kirche bei; es waren nur wenige chinesische Männer und Frauen anwesend. Man gab mir später die Zahl der christlichen Chinesen, welche zur orthodoxen Kirche gehören, auf nicht mehr als 200 an. Ob man in Rußland dem kirchlichen Theile der Mission nicht die hervorragendste Wichtigkeit beimißt oder auf die Wahrung anderer Interessen größern Nachdruck legt, wage ich nicht zu beurtheilen. Noch blieb mir ein Besuch der ältesten christlichen Kirche in Peking übrig, der von den Franzosen etwas pomphaft so genannten Kathedrale von Peking, die den Jesuiten ihre Entstehung verdankt.

Der Arzt und einer der Herren Paters hatten die Güte, mich zu begleiten. Unser Weg führte eine weite Strecke an der kolossalen Mauer entlang und wir sahen auf dieser selbst das astronomische Observatorium. Dahinauf konnten wir leider nicht gelangen und mußten uns begnügen, die riesigen Instrumente zu bewundern, welche einst unter Aufsicht von gelehrten Jesuiten aufgestellt worden sind. Jetzt wird das Observatorium nicht mehr benutzt.

Wir gelangten endlich in den Stadttheil, welcher von der katholisch-christlichen Bevölkerung bewohnt wird und in welcher die Kathedrale sich befindet.

Der Orden hatte früher vier Kirchen in Peking errichtet, von denen aber jetzt nur noch zwei im Gebrauche sind. Die Zahl der von den Jesuiten Bekehrten soll sich auf 8000—10,000 Seelen belaufen.

Die Kathedrale selbst ist äußerlich ein stattliches, solides Gebäude in Kreuzform, aber ohne Thürme; das Innere ist ungemein verfallen, die Wandmalereien sind verschwunden, Pfeiler und Nischen allen Schmuckes beraubt, nur der Hochaltar war noch mit Gewändern, Teppichen und Blumen geschmückt. Der Gottesdienst war bereits beendigt, doch sah ich in einer Nische einige Chinesen im inbrünstigen Gebete vor dem Bilde der Mutter Gottes versunken.

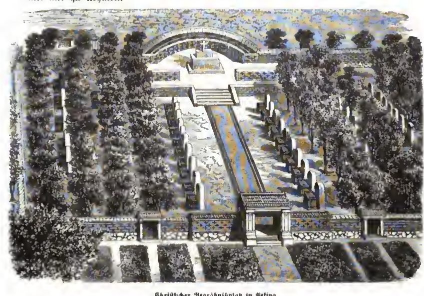
Vor der Kirche befinden sich auf großen Marmortafeln, die von riesigen Schildkröten getragen werden, die Toleranz-Edikte eingemeiselt, welche vor Jahrhunderten ein chinesischer Kaiser zum Schutze der Kirche erlassen hatte; auch die Monumente selbst sind das Geschenk jenes hochherzigen Regenten.

Den Rest des Tages brachte ich noch in Gesellschaft des Arztes und des Herrn v. Butzoff zu. Es fehlte nicht an Lektüre, selbst nicht in deutscher Sprache; ja, ich war nicht wenig überrascht, als Pater Alexander mir ein paar Bände des „Leipziger Familien-Journals" brachte, das er regelmäßig über St. Petersburg bezieht. Sprechen konnte er zwar unsere deutsche Sprache nicht, doch war sie ihm als Lektüre verständlich.

Die Beobachtungen und Arbeiten, welche im Interesse der Wissenschaft von der russischen Mission unternommen werden, sind sicher von großem Werthe. Man liebt es aber offenbar nicht, die Früchte dieser Studien auszubreiten. Ich bin überzeugt, daß man in Petersburg über das Leben und Treiben der Chinesen, ihre Anschauungen und Kenntnisse, ihre Geschichte und Literatur seit lange gründlicher unterrichtet ist, als im ganzen westlichen Europa. Ich sah in der Mission photographische und telegraphische Apparate, alle Instrumente zu physikalischen und chemischen Untersuchungen. Die Wichtigkeit der russischen Mission ist nun in zweite Linie zurückgetreten, seit neben England und Frankreich auch Rußland die Leitung seiner diplomatisch-politischen Beziehungen einem

besonderen, in Peking residirenden Gesandten überwiesen hat. Wenigstens wird die Mission nach außen hin sich ferner ganz auf religiöse und wissenschaftliche Zwecke zu beschränken haben.

Gerne hätte ich mich noch länger in Peking aufgehalten und die Menge des Sehenswerthen würde auch in Monaten noch nicht erschöpft worden sein. Einestheils wollte ich aber die Gastfreundschaft der russischen Herren nicht länger in Anspruch nehmen und dann war es kaum zu vermeiden, nachdem ich den Mitgliedern der englischen und französischen Gesandtschaft einmal zu Pferde begegnet war, daß mir bei einem länger fortgesetzten Aufenthalte doch von den chinesischen Behörden Schwierigkeiten bereitet würden. Ich zog es daher vor, mich mit dem, was ich ohne jede unangenehme Erfahrung erlebt und gesehen hatte, zu begnügen und ein ungetrübtes Bild der großartigen Kaiserstadt mit mir zu nehmen.

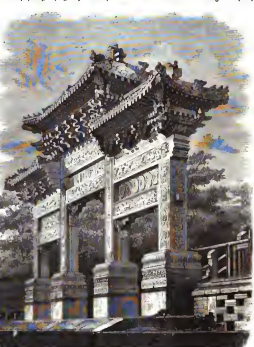


Christlicher Begräbnißplatz in Peking.

Ich verabschiedete mich deshalb von den Russen und der Morgen des 27. Mai sah mich schon vor Sonnenaufgang vor den Thoren Pekings. Es gelang mir bereits am nächsten Tage, freilich nach fast ununterbrochener Fahrt, Tientsin wieder zu erreichen.

Die Hitze wurde jetzt von Tag zu Tage drückender und namentlich wenn die häufigen Sandstürme im Anzuge war, lag die schwüle, trockene Luft wie ein Alp auf der Brust. Schatten war nur wenig zu finden und auf die glühenden Straßen wagte man sich am Tage nur im schlimmsten Falle. Aber auch die Nacht brachte wenig Kühle. Die Regenschauer fielen selten und Jeder fühlte den ermattenden Einfluß der ungewöhnlichen Hitze, die manchen braven Soldaten von der englischen und französischen Garnison hinwegraffte.

Die Unterhandlungen wegen des Vertrages rückten hier, wie in Japan, nicht vom Flecke — es gehörte eine stoische Ruhe dazu, bei solchen Aussichten der langsamen Entwickelung der Dinge entgegen zu sehen. Bald stellte sich auch unter uns Krankheit und Erschlaffung ein. Anfälle von Fieber und Dysentrie wurden unter der Abtheilung Seesoldaten, welche zum Dienst an Land kommandirt war, häufiger; mehrere der Herren von der Gesandtschaft erkrankten bedenklich und mußten, um reinere Luft zu genießen, an Bord der „Arcona“ zurückgeschickt werden. Ich selbst habe diese Zeit, wo die vom Klima bedingten Leiden ihren Höhepunkt erreichten, in Tientsin nicht mehr erlebt, da ich einige Wochen nach meiner Rückkehr von Peking den Entschluß faßte, nach dem Süden vorauszureisen, wo für meine Zwecke ein längerer Aufenthalt geboten schien, während der Gesandte selbst, wenn der Vertrag erst glücklich zu Stande gekommen war, keinenfalls lange in Hongkong und Kanton verweilen wollte.



Ein Thor in Peking.
(Nach einer Original-Photographie.)

Graf Eulenburg, dem ich meine Idee, vorauszureisen, mittheilte, war zu jener Zeit der Ansicht, er werde in einigen Wochen folgen können, da er entschlossen sei, ohne Vertrag abzureisen, wenn man bis dahin auf seine berechtigten Forderungen nicht eingegangen sei.

Die chinesischen Bevollmächtigten waren zwar geneigt, einen Handelsvertrag abzuschließen, wollten indeß der preußischen Regierung die Erlaubniß nicht einräumen, daß ihre Unterthanen selbst Grund und Boden erwerben und sich in Peking durch einen ständigen Gesandten vertreten lassen könnten. An und für sich war dieser letztere Punkt von geringem Werth, da aber die Vertragsmächte bisher ganz besonders diese Forderung in den Vordergrund gestellt und auch durchgesetzt hatten, durfte sich der preußische Gesandte offenbar nicht mit geringeren Zugeständnissen abfinden lassen, er mußte auch in diesem Punkte die Gleichstellung mit den übrigen Nationen durchzusetzen suchen. Wie es damals den Anschein hatte, würde an diesem Punkte der Vertrag gescheitert sein, und Graf

Eulenburg war gewillt, nur noch eine bestimmte Frist bis zu einer Entscheidung abzuwarten. Er gab deshalb zu meiner Weiterreise seine Einwilligung.

Die Geduld und Ausdauer der Gesandtschaft wurde noch auf harte Proben gestellt. Erst am 2. September erfolgte in Tientsin die Unterzeichnung des Vertrages. Der Kaiser von China war am 21. August in Jehol gestorben und der Thronwechsel war nahe daran gewesen, uns einen schlimmen Streich zu spielen. Zwei Tage vor seinem Ende hatte der Kaiser den Befehl zur Unterzeichnung der Dokumente durch seine Bevollmächtigten noch vollzogen. Bei den Unterhandlungen mit China wurde im Ganzen weniger Ceremoniell beobachtet als in Japan, sowie auch die kaiserliche Regierung die Pflichten der Gastlichkeit gegen den Gesandten nur lau ausübte. So wurden auch keine Geschenke gegeben oder genommen und es fehlte der Gesandtschaft in China viel von jenem Nimbus, den die Etikette in Japan ihr verliehen hatte.

Wie sich im Laufe des Sommers die Dinge für die preußische Gesandtschaft in Tientsin gestalteten, mag aus nachstehenden brieflichen Mittheilungen hervorgehen, welche mir während meines Aufenthaltes im Süden von befreundeter Hand zugingen. Das Häuflein der in Tientsin Lebenden war von jedem eigentlichen Verkehr mit den Schiffen abgeschnitten und letztere lagen bald an den Takuforts, bald in Tschefu vor Anker, je nachdem die Aussichten auf Beendigung des Aufenthalts an diesen Küsten stiegen oder fielen, das heißt, je nach den schwankenden Berichten über den endlichen Abschluß des Vertrages. An Bord war man trotz der Einsamkeit und Langeweile immer noch leidlicher daran als in Tientsin am Lande. Der Sommer des Jahres 1861 wird Allen, die ihn im Norden China's mit verleben mußten, um der Strapazen und Leiden willen unvergeßlich bleiben.

„Die Chinesen", heißt es in einem vom 9. Juli datirten Briefe, „fangen immer wieder mit denselben Einwürfen an und bis die Bevollmächtigten den Pinsel zur Unterzeichnung in die Tusche tauchen, will ich keine Wette eingehen, daß wir einen Vertrag erhalten, so sehr wir uns demselben scheinbar genähert haben. Vorgestern ist das Quecksilber zum zweiten Male über 32° R. gestiegen und wir leiden Alle ungemein von der Hitze. Ein wenig Regen hat die Luft heute früh abgekühlt, so daß ich den Brief an Sie wieder aufzunehmen Kraft habe."

6. September, zwei Monate nachher. „Wir waren den ganzen Tag, wie zehn Tage zuvor, mit Schreiben, Heften, Kollationiren der vier deutschen und vier französischen Vertragsabschriften beschäftigt, die am 25. August nach Peking abgingen, um dort auf dem Ministerium untersiegelt zu werden.

„Preisen Sie sich glücklich, daß Sie nicht mit uns die gefährliche Hitze des Juli durchgemacht haben, wo das Thermometer 34° R. im Schatten zeigte und in der Woche vom 17. bis 23. Juli 1 % der Besatzung starb. Unser vortrefflicher Paul (Diener des Gesandten) ist auch erlegen. Er, wie die Meisten, starb an einer plötzlichen Paralysie, die oft, wie bei ihm, nur $^3/_4$ Stunden dauerte. Wäre nicht nach diesen tödtlichen Tagen Regen eingetreten, der die Luft reinigte und kühlte, Gott weiß, wo wir Alle wären."

Manche der Gefährten erkrankten zum Tode, namentlich hatte man Herrn Bismark völlig aufgegeben. Nach seiner Genesung schilderte mir dieser selbst in

einem von der Rhede von Tschesu im September datirten Briefe die Situation in ähnlichen Farben.

„Nach Ihrer Abreise aus Tientsin", so heißt es u. A., „wurde das Leben in meinen vier Häusern ziemlich eintönig und wenn ich nicht in der deutschen Familie A. der tägliche Gast geworden wäre, ich würde eingetrocknet sein, besonders da sich das Thermometer in einer 35grädigen Réaumur'schen Aufregung befand. Die Vertragsverhandlungen blieben sichtbar ohne Resultate und Mitte Juli entschloß sich der Gesandte, selbst nach Peking zu gehen, um dort womöglich die Schwierigkeiten zu überwältigen. Zwei von den Herren gingen nach Peking voraus, um ein Haus zur Aufnahme des Gesandten einzurichten, damit wir in einigen Tagen aufbrechen könnten. Von der „Arcona" und „Elbe" langten einige Tage später sieben Gäste in Tientsin an, Kommodore Sundewall und eine Anzahl Offiziere, Aerzte &c.; Alle wollten die bevorstehende Reise nach Peking mitmachen und schwelgten in dieser herrlichen Aussicht, als plötzlich die schon in Peking weilenden Herren vom Gesandten die Ordre erhielten, sich Angesichts dieses nach Tientsin zurück zu begeben. Diese glaubten, der Vertrag sei plötzlich abgeschlossen worden, und langten Ende Juni wieder bei uns an. Dem war aber nicht so und bis heute schwebt über den Motiven dieser Zurückberufung ein unaufgehelltes Dunkel. Von einer Reise nach der Hauptstadt war aber nun nicht mehr die Rede.*) Herr Heine, dem sich keine Aussicht mehr bot, seinen Plan, von Peking aus über Sibirien nach Europa zurückzukehren, zur Ausführung zu bringen, beschloß die Reise über Japan und den Amur zu versuchen und kehrte in Begleitung der Herren von den Schiffen, für welche Peking jetzt verloren war, nach Taku zurück.**)

„Die fortwährende Hitze, das Arbeiten (Photographiren) in der Sonne bewirkte, daß ich seit Anfang Juli kränkelte. Ich verlor allen Appetit und lebte nur noch von Eiswasser und Thee. Die Folgen blieben nicht aus, Fieberanfälle schwächten mich so, daß ich nicht mehr zur Gesandtschaft zu wandern vermochte. Der Arzt rieth mir, zur „Arcona" zu gehen, um in der Seeluft wieder zu genesen, und am 12. Juli stieg ich in eines jener Folterinstrumente, Karren genannt, in der Absicht, in 10 bis 14 Tagen in voller Gesundheit zurückzukehren, aber der Mensch denkt und das Klimafieber lenkt.

„Unsere frühere gemeinschaftliche Fahrt am 9. Mai war wie zärtliche Liebkosungen gegen meine Reise am 12. Juli. Ich hatte an diesem Tage das heftigste Fieber und ächzte bei jedem Stoß, den das Fahrzeug erhielt. 12 Stunden war ich unterwegs, zweimal hat mich der Kerl umgeworfen, einmal zur Seite, wobei ich mich jämmerlich zerschund; das zweite Mal brach der

*) Nach Unterzeichnung des Vertrages hat sich der Gesandte später doch noch, aber nur in privatem Charakter, nach Peking begeben, begleitet von den übrigen Herren seiner Umgebung. Das Wetter war kühler und frischer geworden und die Herren haben sich dann durch den Aufenthalt in Peking als Gäste der französischen und englischen Minister für die Strapazen der Tage in Tientsin etwas entschädigt.

**) Herr Heine trennte bei seiner Abreise sich definitiv von der Gesandtschaft, vermochte übrigens auch über Japan nicht nach dem Amur zu gelangen und kehrte später über San Francisco und New-York nach Europa zurück. Gegenwärtig dient er in der Armee der Vereinigten Staaten als Offizier.

Leibgurt des in der Karre gehenden Maulthieres, der Karren kippte hinten über und ich stand fünf Minuten lang mitten in meinen Betten auf dem Kopfe. Als ich wieder frei war, prügelte ich den Fuhrmann mit meinem Stocke gründlich durch, was ihn tief zu rühren schien, denn er kniete vor mir nieder und sagte verschiedene Male: „Jesso, Jesso, number one" (Ja, Ja, Nr. 1, d. h. bestens). Er fuhr indeß allen Drohungen zum Trotz in seinem gewöhnlichen Trott weiter und ich dankte meinem Schöpfer, als die Takuforts vor mir lagen. Ich blieb die Nacht bei den englischen Offizieren und kam am folgenden Tage zur rechten Zeit, denn am 15. Juli gingen beide Schiffe nach Ninghai unter Segel, etwa 150 Meilen nördlich von Taku. Hier läuft die große chinesische Mauer bis an's Meer und es war uns Allen in hohem Grade von Interesse, dieses Weltwunder gesehen zu haben.

„Wir blieben hier drei Tage und am 18. machten sämmtliche Offiziere und auch ich, da ich mich ausnahmsweise wohl befand, einen Ausflug zur Mauer. Es ist wenig an dieser Partie zu beschreiben, das Terrain ist eben und trist; nur in der Ferne erheben sich Berge, über die man die Mauer meilenlang fortlaufen sieht. Ninghai selbst ist ein ödes Nest, aber sehr stark befestigt. Auf dem Rückwege gingen wir über die Mauer, sie ist an der Basis 60 Fuß, auf der Oberfläche 30 Fuß breit. Die Außenwerke bestehen aus riesigen Felsstücken, das Innere ist gestampfte Erde. Von der „Arcona" aus hatten Matrosen eine Pütze voll weißer Farbe mitgenommen und so wurde denn die weltberühmte Mauer wol zum ersten Male mit deutschen Worten beklext.

„„Arcona und Elbe, 18. Juli 1861" wurde mit sechs Fuß großen Buchstaben dargestellt, die man bequem vom Schiffe aus lesen konnte. Auch Schultze und Müller, Kieselack u. s. w. ließ sich der Berliner Witz nicht nehmen. — Am 20. Juli kehrten wir nach Tschefu zurück und lagen von da an noch nach acht Wochen auf derselben Stelle.

„In Ninghai hatte meine Gesundheit den letzten Stoß erhalten, vier Wochen lag ich am Klimafieber darnieder, alle drei Aerzte hatten mich aufgegeben, und der Prediger war schon bei mir gewesen, der, wie Jeder von uns wußte, seine Krankenbesuche nur dann zu machen pflegte, wenn der Stabsarzt Jemanden für einen sicheren Todeskandidaten erklärt hatte. Ich schließe mit einem Scherze aus meiner Krankheit, der Sie ergötzen wird.

„Ich hatte auf der „Arcona" zum Wärter einen Matrosen, der mich mit wahrer Aufopferung pflegte. Eines Tages bekam ich eine neue Medizin, der gute Junge goß mir einen Löffel voll ein, roch daran und sagte naiv: „Ach Herrje, gerade solche Medizin bekam mein Vater auch, als er im Sterben lag!" Sie sehen, noch Humor bei allen Leiden. Hoffentlich schlägt uns aber bald die Erlösungsstunde, doch in einem andern Sinne, damit wir dieser entsetzlichen Küste des Petschili-Golfes den Rücken wenden können."

So weit die Mittheilungen meines Freundes B. Ich selbst aber war in jener Zeit bereits dem südlichen China zugeeilt.



Pagoden-Insel bei Hongkong.

Vierzehntes Kapitel.

Hongkong, Kanton und Makao.

Abreise nach Taku. — Der Peiho. — An Bord der „Contest". — Falsche Kriegsgerüchte. — Ankunft in Schanghai. — Moskitos. — Hongkong. — Die Stadt Victoria. — Die Europäische Gesellschaft. — Fahrt nach Kanton. — Die Deutschen in Honam. — Straßen in Kanton. — Läden. — Religiöse Gebräuche. — Hausaltäre. — Kloster. — Die alte Faktorei. — Die Wasserstadt. — Die englisch-französische Besatzung. — Makao. — Praya granda. Einsamkeit. - Begräbnißplatz. — Garten des Camoëns. — Die klingenden Felsen. — Felsentempel.

Mein Aufenthalt in Tientsin nahte sich dem Ende und es galt abermals Kisten und Koffer zu packen und Alles zur Abreise vorzubereiten, da am 11. Juni der Dampfer von Tientsin abgehen sollte. Der Güte des französischen Konsuls in Tientsin verdankte ich die Erlaubniß, mit dem französischen Depeschen-Boote von den Taku-Forts nach Schanghai zu reisen, und so begab ich mich am Morgen des 11. Juni an Bord des französischen Kanonenbootes „L'Etoile", das die Post und ein Truppendetachement nach Taku bringen sollte.

Außer einigen französischen Offizieren war auch Herr v. Butzoff, der russische Sekretär aus Peking, mit von der Gesellschaft, der, seit einigen Tagen in Tientsin weilend, die berühmten Taku-Forts besuchen wollte. Wir fuhren beim herrlichsten Wetter den Peiho hinab, dessen gelbe Fluten in der unabsehbaren Ebene weite Krümmungen beschreiben, so daß wir selbst stromabwärts reichlich acht Stunden brauchten, bis wir in der Flußmündung anlangten. Die Ufer des Peiho boten wenig Reiz, und wenn der Anblick auch weniger trist zu nennen war, als ihn die Reise zu Lande mit sich brachte, so erschienen die Dörfer doch nur spärlich von Feldern und Bäumen umgeben, und die rauschenden Halme, welche die Ufer umsäumten, waren nur Schilf und Binsen, die dem lehmigen Grunde entsproßten. Gegen Taku hin passirten wir eine Anzahl europäischer Schiffe, unter ihnen auch mehrere mit der Hamburger Flagge, und als wir später zur Rhede hinaus dampften, rauschten mit stolz aufgeblähten Segeln weitere fünf Schiffe an uns vorüber, ebenfalls nach dem neuen Hafen des Nordens bestimmt.

Die Stadt Taku erstreckt sich zu beiden Seiten des Flusses in ziemlicher Ausdehnung hin, zeigt aber, mit Ausnahme ihrer Festungsmauern und Thürme, Nichts, was sie in unseren Augen von einem elenden Dorfe hätte unterscheiden können; kleine abscheuliche Gebäude, Schweine und eine Schaar Kinder, die mit jenen sich gemeinsam im Staube wälzten, das war Alles, was wir zu erblicken vermochten.

Zwischen den Forts angekommen, wurden die Briefe der beklagenswerthen Bewohner dieser traurigen Station aufgenommen, und ich dachte unwillkürlich, wie wenig Freudiges wol in all' den Briefen enthalten sein möchte, die von den Soldaten, Matrosen und Offizieren aus den Taku-Forts in die ferne Heimat gesendet werden.

Mein Blick, dem verschwindenden Ufer zugewendet, fiel auf eine Anzahl hoher hölzerner Kreuze, welche aus der glühenden, sandigen Ebene in der Entfernung hervorragten und, wie dies unter jenem Himmel häufig durch Strahlenbrechung zu geschehen pflegt, in der Luft zu schweben schienen. Es war der Friedhof für die Besatzung der Forts, und, der Zahl der Kreuze nach zu urtheilen, lag schon Mancher dort im heißen Sande. Unter den Briefen waren wol auch solche, deren Inhalt in der fernen Heimat eines solchen Schläfers heiße Thränen hervorrufen wird, wenn statt der bekannten und geliebten Züge eine fremde Schrift erscheint und den Aeltern meldet, daß man den Sohn hier draußen in die Gruft gesenkt habe.

Das Meer war spiegelglatt, der Abend brachte kühlende Lüfte, und nach kurzer Fahrt lag das kleine Fahrzeug an der Seite des Dampfers „Contest", der mich nach Schanghai führen sollte. Noch ehe die Sonne untergegangen war, lichteten wir die Anker, und weiter ging es in der mondhellen, prächtigen Nacht über die leichtgekräuselte See. Die „Contest", ein hübscher amerikanischer Steamer, war Eigenthum ihres Kapitäns, der uns führte, und vom französischen Gouvernement gechartert; es befand sich deshalb ein französischer Marine-Offizier an Bord; die Reisegesellschaft war nur klein und bestand aus ein paar französischen Offizieren der Armee und zwei Herren, die bis Tschefu mitreisen wollten. Wie es von allen amerikanischen Dampfern gerühmt wird, waren auch hier

der Komfort und die Tafel vortrefflich, und ich bedauerte, daß ich mich desselben nur wenig erfreuen konnte, da ich während der ganzen Fahrt von Tschefu aus, wahrscheinlich in Folge eines Seebades zur unrechten Zeit, so unwohl war, daß ich das Bett hüten mußte. Kapitän L. war ein Südstaatenmann vom Kopf bis zur Zehe, ungemein laut und heftig in allen Gestikulationen, und wenn man seinen Worten hätte Glauben beimessen wollen, so würde er bald die ganze malayische Bemannung geköpft, gehangen und ersäuft haben. Im Grunde war er kein solcher Wütherich und konnte gegen seine Gäste ungemein den Liebenswürdigen spielen. Er war wie gesagt ein Mann des Südens, und ich mußte lächeln, als ich an einer Säule des Salons eine drastische Zeichnung erblickte. Sie stellte die Scene des Hängens vor und eine Inschrift bezeichnete diese Prozedur als Strafe für jeden Vaterlandsverräther. Mit großen Zügen stand darüber: „The South for ever", und nun wußte ich, wen Kapitän L. zu den Verräthern des Vaterlandes stempeln würde. Niemand empfand dieser energischen Meinungsäußerung gegenüber Lust, den jetzigen Bürgerkrieg von Nordamerika, den disunited States, zum Gegenstand der Unterhaltung zu machen. Ich glaube, mit Kapitän L. werden die heißblütigen, aber energischen, entschlossenen Leute der südlichen Konföderation viel Aehnlichkeit haben.

Die große Bewegung des Westens machte ihre Schwingungen schon damals bis in den fernen Osten fühlbar, doch ahnte noch Niemand, von welcher Tragweite die Losreißung des Südens für den ganzen großen Weltverkehr werden sollte. Es war noch ein anderer Gegenstand, den man geflissentlich zu besprechen vermied, und es wird den Leser vielleicht überraschen, zu hören, daß hier in China eine Zeit lang hartnäckig das Gerücht in Umlauf war, der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland sei ausgebrochen, französische Truppen wären über den Rhein marschirt. Das Gerücht war, von französischen Offizieren in Schanghai verbreitet, auch bis nach Tientsin gedrungen, fand aber bei uns nicht den mindesten Glauben, da die neuesten Briefe und Zeitungen Nichts enthielten, was darauf hätte hindeuten können. Wir lachten darüber und die Sache war vergessen. In Tschefu, wo die „Contest" schon am folgenden Tage gegen 4 Uhr anlangte, hörte ich indeß noch an Bord, daß die Offiziere der beiden dort stationirten französischen Fregatten mit großer Bestimmtheit vom Kriege gegen Preußen sprächen, was ich indeß auf dieselbe Quelle zurückführte, wie alle vorherigen Gerüchte, da wirklich keine neuern Nachrichten aus Europa eingetroffen sein konnten. Es fiel mir inzwischen ein, daß die „Arcona" und „Elbe", welche beide in der Tschefu-Bai ankerten, mit der letzten Post ihre Briefe und Zeitungen aus Europa nicht erhalten hatten. Diese waren durch einen Zufall mit nach Tientsin gewandert und ich vom Gesandten mit der Ueberbringung der Post beauftragt. Auf unseren Schiffen wußte man also nichts Weiteres, als was die Fama berichtete, und ich war deshalb um so gespannter, so bald als thunlich an Bord der „Arcona" zu fahren, um die Herren dort aus ihrer Ungewißheit zu befreien. Leider lagen die Schiffe, der vorgenommenen Schießübungen halber, weit von dem Ankerplatz der „Contest" entfernt, und ich mußte zunächst abwarten, welchen Bescheid der französische Kommodore über die Weiterreise der „Contest" ertheilen würde. Zu meiner Freude sollte letztere erst am folgenden Abend erfolgen, und bald traf auch ein Boot von der „Arcona" ein, das sich nach der

Post erkundigen sollte. Ich fuhr nun alsbald nach dem Flaggenschiffe, wo wir nach Verlauf von ein paar Stunden ankamen. Mit Erstaunen vernahm ich von dem Kadetten, der das Boot führte, daß man an Bord der Schiffe in voller Kriegsbereitschaft sei, da man ohne eigene Nachrichten die bestimmten Behauptungen der französischen Offiziere in Tschefu und die eines aus Schanghai gekommenen Reisenden, daß der Krieg ausgebrochen sei, zwar immer nicht geglaubt, es aber doch für Pflicht gehalten habe, auf der Hut zu sein, um sich keine Fahrlässigkeit zum Vorwurf machen zu müssen.

Meine Ankunft rief unter solchen Umständen eine große Aufregung hervor und schon aus einiger Entfernung hörte ich die Frage: „Krieg oder Friede?" herüberschallen. An Bord angekommen, schüttelte ich den Freunden rasch die Hand und versicherte, daß nach allen Nachrichten kein wahres Wort an dem Gerüchte sei und nach den Zeitungen auch Nichts ein solches Ereigniß zunächst erwarten lasse. Ich eilte zum Kommodore, um ihm die Briefe des Gesandten zu überbringen und ihm zu berichten, was ich aus Tientsin mitzutheilen hatte.

In meiner Kammer fand ich weder Tisch noch Stuhl oder Kommode, — Alles war verschwunden; nur das mächtige Geschütz starrte mir entgegen, das man in den letzten Tagen aufgestellt hatte. Sonst lag das Ungeheuer ruhig unter den Tisch gebettet, — die unselige Fama hatte es ebenfalls aus seinem Schlummer geweckt und das Innere unserer Schiffswohnung aufgewühlt.

Es beschlich mich wie ein Gefühl der Heimkehr, als ich wieder an Bord inmitten bekannter und liebgewordener Menschen war und am Abend auf dem Verdeck den Offizieren von unserm Leben in Tientsin u. s. w. erzählen mußte. Schnell gingen im vertrauten Kreise die Stunden vorüber; ich blieb über Nacht an Bord und fuhr am andern Morgen mit mehreren der Herren zu einer kleinen Insel, auf der durch ein paar Zelte eine Art Station errichtet war. Die Schmiede, Schlosser, Zimmerleute, Segelmacher u. s. w. arbeiteten beständig am Lande; die Mannschaft und Offiziere gingen täglich dorthin, um in der See zu baden oder um sich durch Ballspiel 2c. die einförmigen Tage zu erheitern. Auch an ernsten Uebungen aller Art hatte es nicht gefehlt, und man hatte es an Bord verstanden, sich den Aufenthalt in der Tschefu-Bai nach Kräften erträglich zu machen. Bald nach Mittag verabschiedete ich mich, und wir segelten nach der „Contest" zurück. Die Weiterfahrt erfolgte früher, als vorher bestimmt, und kaum war ich wieder an Bord, als sich die Schraube in Bewegung setzte. Wir dampften dicht an der „Arcona" vorbei; ich winkte noch ein Lebewohl hinüber, und zwischen unzähligen Inseln und Klippen setzte die „Contest" ihren Weg der Küste entlang fort. Sonntag, den 16. Juni gegen Abend, fiel der Anker im Schanghai-Flusse, und ich ging alsbald an's Land, um die wenigen Tage bis zum Abgange der Mail im Hause des Hamburger Konsuls zu verleben. Die Hitze war jetzt in Schanghai unerträglich, und selbst der Abend brachte nur unmerkliche Kühlung. Müde und erschöpft von der Fahrt, schlüpfte ich am Abend unter das Moskito-Netz des großen Ningpo-Bettes, aber meine Hoffnung auf erquickende Ruhe sollte bitter getäuscht werden. Der boy (Diener) hatte versäumt, das Netz auszuklopfen, zahllose Moskiten waren innerhalb des grünen Vorhanges und brachten mich fast zur Verzweiflung. Licht konnte ich

nicht anzünden, die Dienerschaft schlief nicht im selben Hause, ich stand auf, lehnte mich in einen Stuhl, aber ich war aus dem Regen in die Traufe gekommen. Ich verbrachte eine schlaflose Nacht und erregte am Frühstückstische durch mein fieberhaft angeschwollenes Gesicht mehr Heiterkeit als Bedauern. Lippen und Nasenspitze, das Einzige, was ich unter dem schützenden Leintuche hervorgetaucht hatte, waren jämmerlich zerstochen und mein ganzer Körper in einer kläglichen Verfassung. Es war die schlimmste Moskitonacht meiner Reise. —

Da sich keine Aussicht bot, die Reise nach Hongkong mit einem Steamer zu machen, der auch die Zwischenhäfen Amoy, Futschau und Swantau angelaufen hätte, so nahm ich Passage für die reguläre Mail und schiffte mich am Abend des 18. Juni an Bord der „Cadiz" ein. Am folgenden Morgen fuhren wir den Wusong-Strom hinab, und nach einer fünftägigen Fahrt liefen wir am 24. Juni früh in den Hafen von Hongkong ein. An Bord der Peninsular- and Oriental-Steamers mahnte mich Alles an die ersten Monate unserer Reise; der ganze Tagesdienst scheint von demselben Uhrwerk auf allen Schiffen der Kompagnie geregelt zu sein.

So wenig Angenehmes mir diese Erinnerungen boten, die Fahrt selbst war köstlich; wir hatten stets den frischen Wind des Südwest-Monsuns gegen uns; während der ganzen Fahrt verloren wir die mannichfachen Bergformationen der chinesischen Küste nicht aus den Augen und an manchen Inseln gingen wir so dicht vorüber, daß wir die Bewohner am Ufer sehen konnten. Zahlreiche Dschunken und Fischerbarken belebten die Gewässer, und waren die Tage schon für eine Seefahrt schön zu nennen, wer vermöchte den Reiz der Nächte wiederzugeben, die in diesen milden Himmelsstrichen sich über die Erde senken? Es war ein unbeschreiblicher Anblick, wenn im Westen aus schwerem Gewölk unaufhörliches Wetterleuchten zuckte und der aufgehende Vollmond sein reiches Licht über die unendliche Meeresfläche ausgoß, so daß die Wellen den dunklen Schiffskörper wie flüssiges Silber umspielten. —

Hongkong, eine kleine Insel von circa 80 englischen □Meilen Flächenraum, mit der Stadt Victoria (die indeß nur in offiziellen Erlassen der Regierung so benannt wird), ist seit dem Jahre 1841 Eigenthum der Krone England und jetzt Sitz und Mittelpunkt des englischen Handels in China. Wo vor kaum 20 Jahren einige elende chinesische Fischerhütten und Dörfer standen, da erblickt das Auge des Ankommenden jetzt eine blühende Stadt, deren geschmackvolle Gebäude, terrassenförmig am Fuße eines mächtigen Gebirgsrückens ausgedehnt, sich aus dem dunkeln Laubwerke der Gärten und Spaziergänge blendend abheben. Die ausgedehnte Stadt und der ungemein belebte Hafen bieten ein überraschendes Bild und selbst der Boden Nordamerika's, wo blühende Städte wie aus der Erde gezaubert entstanden, dürfte wenig Beispiele ähnlichen Wachsthums aufzuweisen haben. — In den europäischen Städten China's ist ein italienischer Styl für die meisten Gebäude vorherrschend; die schlanken Säulengänge, welche die Häuser zu tragen scheinen, die flachen Dächer, der reiche und doch einfache Geschmack, in dem das Ganze gehalten ist, machen einen wohlthuenden, freundlichen Eindruck und stimmen zu dem südlichen Himmel.

Der Duft der Atmosphäre, das Singen der Cikaden in dichtbelaubten Bäumen, die reiche, herrliche Vegetation in den Gärten, der Reichthum der

Früchte, die in den Straßen feilgeboten werden, kurz, ein gewisses Etwas in der ganzen Umgebung erinnert den Ankommenden daran, daß er sich im Bereiche der Tropen befindet. Sofort, nachdem wir zu Anker gegangen waren, fuhr ich an's Land und ließ mich durch einen Kuli zum Gasthofe leiten, da sich mein Gefühl noch dagegen sträubte, mich von Menschen in den bereitstehenden Sedan-Chairs tragen zu lassen. Nach der frischen Seeluft wirkte die Hitze in der Stadt geradezu betäubend, doch schon nach einigen Tagen ist man dafür weniger empfindlich.

Hongkong trägt durchaus das Bild einer rastlosen Thätigkeit; es ist der Knotenpunkt für den Verkehr nach dem Norden China's; fast alle Schiffe, die von Europa kommen, um in den chinesischen Gewässern und Häfen Verwendung zu finden, laufen zunächst in Hongkong ein, und obschon die Stadt selbst nur geringen Eigen-Handel hat, so geht doch der größte Theil des Verkehrs durch ihre Hände. Als Sitz des englischen Gouvernements und der Gerichtsbehörden, als Hauptstation der in diesen Seen beschäftigten Schiffe der englischen Flotte, als Truppendepot und vor Allem als ein unter der Krone Englands stehender Platz, der bei den häufigen Kriegen Englands mit China den Europäern die meiste Sicherheit bot, hat Hongkong allmälig den Schwerpunkt des Handels hier im Süden von Kanton nach sich zu verlegen gewußt, und die reichsten und angesehensten Häuser haben jetzt in Hongkong ihren eigentlichen Sitz; von hier aus werden die Unternehmungen in den übrigen Häfen geleitet.

Die sogenannte gute Gesellschaft ist hier am zahlreichsten vertreten, und im Winter sollen die Zirkel der Aristokratie, die Bälle, Maskeraden und Abendgesellschaften, Konzerte 2c. an Glanz und Luxus der besten Gesellschaft in Europa nicht nachstehen. Jetzt in der heißen Jahreszeit war das von selbst verboten; man geht nur aus, wenn es nicht zu vermeiden ist, und ein echter Hongkong-Mann läßt sich auch dann nur tragen. Gegen Abend beleben sich die Straßen, die dem Meere entlang oder die Höhen sanft hinaufführen, mit Spaziergängern, Herren und Damen zu Pferde oder Wagen, oder auch in dem unvermeidlichen Chair (Tragsessel), welche die kühle Abendluft genießen. Hat man, wie es in den deutschen Häusern in der Regel geschieht, um 4 Uhr das Diner eingenommen, so setzt man sich an der Veranda in einen der ungeheuren Bambus-Sessel und wartet, ob sich vielleicht etwas Brise aufmacht. Es ist eine wichtige Sache diese Brise, und der Leser lächelt vielleicht über diese Behauptung. Wo aber, wie in Hongkong, die Nacht höchstens 2 bis 3° Abkühlung gegen die mittlere Tagestemperatur bringt, ja bisweilen die Luft schwüler ist als am Tage — da sehnt sich der Mensch nach einem kühlenden Luftzuge wie nach der größten Wohlthat. Hongkong ist leider durch seine Lage vom Zugange der erfrischenden Seewinde abgeschnitten; der hohe Bergrücken, zu dessen Füßen die Stadt erbaut ist, wehrt ihnen den Uebergang. Wie manchen Abend haben wir in der Veranda auf die „Brise“ gewartet, aber die Zweige der üppigen Baumkronen regten sich nicht, und wir fuhren dann wol in einem Boote noch spät auf's Wasser hinaus, um dort die ersehnte frische Luft zu finden.

Das Leben und Treiben in den Straßen der Stadt ist bunt und lärmend genug, wenn auch die Europäer nur wenig auszugehen pflegen. Die chinesische

Stadt schließt sich unmittelbar an die europäischen Straßen an, und wo 60,000 Chinesen wohnen, fehlt es an Thätigkeit und rührenden Elementen nicht. Zahlreiche Läden mit den verlockenden Erzeugnissen des Kantoneser Kunstfleißes reihen sich in der Hauptstraße aneinander, und ob die Firma Joung Ahoy oder Hip sing heißt, Alle handeln mit Ivory ware, Crêpe Shawls, Paintings, Lacquered ware etc. Zahlreiche Schneider und Schuhmacher, Maler für Porträts, für Kopien von Schiffen ꝛc. haben ihre Werkstätten dort aufgeschlagen, und eine Wanderung durch die Läden oder ein Besuch im Atelier eines chinesischen Malers lohnt die Mühe des Ausganges in dieser heißen Stadt reichlich. Ueberall ist der Chinese freundlich und höflich, und mit großer Unverdrossenheit zeigt er alle seine Herrlichkeiten, auch wenn er weiß, daß er Nichts davon an den Mann bringen wird. In einer Stadt, wo täglich Schiffe aus allen Gegenden der Welt ankommen, fehlt es natürlich auch an Tavernen nicht, und in stiller Nacht hört man die Blaujacken oft singend und lärmend durch die Straßen ziehen.

Für den Fremden ist der Aufenthalt in einer Stadt, wie Hongkong, für kurze Zeit interessant; man fühlt die raschen Pulsschläge dieses rastlosen Verkehrs, es wird gehämmert und gebaut, man schleppt Waaren in die großen Lagerhäuser und andere heraus; täglich kommen und gehen Schiffe, die Postdampfer bringen Fremde von Nord und Süd, und Glanz und Luxus sind die redenden Beweise, daß man nicht umsonst auf dieser Insel arbeitet. Nirgends ist mir das „Am Golde hängt, nach Golde drängt sich Alles“ so lebhaft vor Augen getreten, als hier, wo es gilt, so bald als möglich zu Reichthum zu gelangen, damit man dem Lande den Rücken wenden und die Früchte seiner Arbeit daheim genießen kann. Freilich wird Manchem dies ersehnte Ziel nicht zu Theil, und der Chef des reichsten Hauses in China, der ein Vermögen von Millionen erworben, starb auf der Heimreise, noch ehe er den Boden Englands betreten hatte, wo der reiche Mann das Leben endlich genießen wollte!

In andern Plätzen geht die Mail, dieser große Pendelschlag des Lebens im Osten, zweimal im Monat; Hongkong hat beständig eine Mail — heute kommt die Post von Europa, nach zwei Tagen geht der Dampfer nach dem Norden, wenige Tage später trifft die Mail aus dem Norden ein, um nach zwei oder drei Tagen die Reise nach Singapore und Europa fortzusetzen. Rechnet man dazu den beständigen Verkehr mit Kanton, Makao und den Plätzen an der Küste, so findet man es begreiflich, daß man in Hongkong wenig Ruhetage kennt. Diese Ruhelosigkeit macht sich auch im geselligen Leben fühlbar, und so eilte ich, von Hongkong fortzukommen, nachdem ich das Thun und Treiben sattsam beobachtet hatte. Das Theater in Hongkong versprach in den pomphaftesten Ankündigungen herrliche Genüsse — es war ein nackter Betrug, den man dem Publikum geboten. Für den Eintrittspreis von drei Thalern hatte man den Genuß, eine Anzahl schwarzberußter Matrosen als „Sänger“ ein beliebiges schmutziges Lied singen zu hören; man war in einer Schenke in diesem Royal theatre zu Hongkong. Auch eine Kunstreitergesellschaft kündete ihre unübertrefflichen Leistungen an; es liegt aber in der Natur der Dinge, daß die Kunst hier außen noch in keiner würdigen Weise vertreten ist. Schauspieler, Sänger, Tänzer, Kunstreiter, Zahnkünstler und mit wenigen Ausnahmen auch Aerzte,

die nach China kommen, sind so ziemlich aus einem und demselben Teige geformt, — Charlatane und Abenteurer, die auf die Börse der wohlhabenden Europäer spekuliren.

Mein Aufenthalt in Hongkong war nicht von langer Dauer, denn es drängte mich, vor Allem Kanton zu sehen, wo auch für meine Thätigkeit ein größeres Feld vorhanden war. Wol hatte ich in den Häusern unserer Landsleute freundliche Aufnahme gefunden, auch im Klub Germania angenehme Stunden verlebt. Ich wohnte in dem englischen Club house, einem komfortabel eingerichteten Gebäude, nach Art der großen Londoner Klubs eingerichtet. In einer so übergeschäftigen Stadt, wie Hongkong, fühlt man sich aber bald unbehaglich, wenn man nicht auch in dem Strome der Geschäftswelt mit fortschwimmt, und so war mein Entschluß, nach Kanton und Makao zu gehen, bald gefaßt.

Freitag, den 5. Juli, fuhr ich an Bord eines großen amerikanischen Flußdampfers, „White Cloud", nach den Höhen benannt, die sich hinter der eigentlichen Stadt Kanton erheben. Dieser Steamer unterhält eine regelmäßige Verbindung zwischen Hongkong und Kanton; außerdem gehen noch zwei kleinere Dampfer, welche unter chinesischer Flagge fahren, nach Bedürfniß zwischen den beiden wichtigen Plätzen. Der Transport chinesischer Passagiere ist hierbei die Haupteinnahmequelle dieser Dampfer.

Die Fahrt von Hongkong zwischen den zahlreichen Inseln, welche vor der Mündung des Perlflusses, in der sogenannten Bocca-Tigris, zerstreut sind, bot dem Auge die mannichfaltigsten Genüsse. Der Fluß, der sich bei Kanton in mehrere Arme theilt, umschließt ebenfalls eine Menge Eilande, die, auf's Sorgfältigste bebaut und mit dichtem Bananen-Gebüsch und Bambus bewachsen, smaragdgrün aus dem Gelben Flusse auftauchten. Die Berge treten allmälig weiter in den Hintergrund und machen einer fruchtbaren Niederung Raum, aus der von Zeit zu Zeit Städte und Dörfer hervorlugen. Dicht am Flusse sind mehrere Pagoden von bedeutender Höhe errichtet und werden dem Auge schon aus großer Entfernung sichtbar. Ich zählte bei einigen neun Stockwerke; diese Bauten stammen zweifelsohne aus alter Zeit, da dichtes Strauchwerk, aus den Mauern aufgesproßt, sich in den Lüften schaukelt. Wahrscheinlich sind die Pagoden zu Ehren bedeutender Männer errichtet worden, — in der Nähe befinden sich in der Regel Tempel, doch sind auch diese Gebäude jetzt verlassen. Geben diese riesigen und nicht unschönen Denkmäler alter chinesischer Baukunst der anmuthigen Landschaft das Gepräge des Fremdartigen, so wurde ich nicht wenig überrascht, bei manchen Dörfern Thürme zu erblicken, die mich an den Kirchthurm eines deutschen Dorfes auf's Lebhafteste erinnerten. Es waren viereckige Thürme mit spitzer, schräg abfallender Bedachung und ganz in der Form unserer Dorfkirchthürme erbaut. Die Aehnlichkeit hätte nicht täuschender sein können; ob es Warten oder auch Denkmäler zu Ehren Verstorbener sind, habe ich nicht erfahren können.

Nach einer Fahrt von circa acht Stunden passirten wir die Insel Whampoa, wo eine stattliche Flotte von europäischen Kauffahrern im Flusse vor Anker lag. Alles Leben konzentrirt sich in Whampoa im Schiffsverkehr, und so sieht man denn auf dem Flusse schwimmende Magazine und Wohnungen, das Postoffice,

die Apotheke, alle auf dem Wasser schwimmend, um den vor Anker liegenden Schiffen näher zu sein. Bis nach Kanton können Schiffe von gewöhnlichem Tiefgange nicht hinaufgehen, und so werden denn die Sendungen von Thee, Seide, Droguen ꝛc. nach Whampoa geschafft, um hier in die Schiffe überladen



Eine Straße in Kanton.

zu werden, welche nach Europa oder Amerika bestimmt sind. — Es wurde ein paar Minuten in Whampoa gehalten, um Briefe und Zeitungen abzugeben; der Lärm und das Drängen der zahllosen Flußboote, welche sich

dem Dampfer näherten, war unbeschreiblich und ließ ahnen, was in diesem Punkte in Kanton zu befürchten sei. Kaum hatten wir bei einer Wendung des Flusses die Schiffe in Whampoa aus dem Auge verloren, als auch vor uns am Horizonte die zahlreichen Masten einer dichten Dschunkenflotte ankündeten, daß wir uns Kanton näherten. Unsere Dampfpfeife gab wiederholt mit ihrem schrillen Laute das Zeichen für die im Fahrwasser liegenden Boote, um dem herankommenden Ungethüme Platz zu machen; wir wanden uns zwischen den zahllosen Fahrzeugen glücklich durch und ankerten gegen 5 Uhr der Insel Honam gegenüber in der Nähe einer französischen Fregatte.

Sofort erhob sich ein betäubendes Schreien und Drängen der Bootweiber, von denen jede zuerst am Fallreep anlegen und Passagiere in Empfang nehmen wollte. Wir europäischen Reisenden ließen zuerst die zahlreichen Chinesen in ihren Booten davon rudern, aber auch als der Hauptandrang vorüber war, blieb es noch gefährlich, in eines der schiebenden und drängenden Fahrzeuge zu gelangen. Meine Koffer schwebten wiederholt über dem Wasser und mehr als einmal sah ich sie im Geiste in der Tiefe versinken, — nur mit Gewalt gelang es mir endlich, mich und meine Sachen in Sicherheit zu bringen und zur Wohnung des Herrn v. Carlowitz zu gelangen, wo ich herzliche und zuvorkommende Aufnahme fand.

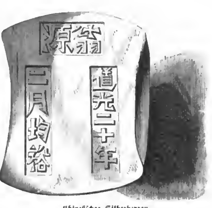
Ein freundschaftlicher und geselliger Ton, ein gutes Zusammenhalten zeichnete die deutsche Gesellschaft in Kanton vor allen Landsleuten, die wir draußen kennen lernten, aus. Mit Recht rühmten sich dieselben eine Ausnahme von der Regel zu machen, daß die Deutschen in der Fremde sich durch Hader und kleinliche Eifersüchtelei das Leben sauer machen. Die Stille in Kanton war mir wohlthuend nach den unruhigen Tagen in Hongkong. Und welch' eine Fülle von Bildern bot diese einzige Stadt! Selbst Peking kann sich in vielen Dingen nicht neben Kanton stellen, denn hier im südlichen Theile des Reiches hat die uralte chinesische Kultur ihre höchste Blüte erreicht. Alles, was Reichthum und Kunstfertigkeit in China hervorgerufen, hat in dieser Stadt seinen Ursprung. Freilich fällt das nicht blendend und für jeden Vorübergehenden sichtbar in die Augen, aber schon das Aeußere der Straßen, der Typus der sich darin bewegenden Bevölkerung, kurz die ganze Physiognomie der Stadt bekundet, daß wir uns im „chinesischen Athen" befinden.

Die Hitze war schon in Hongkong sehr empfindlich gewesen, hier in Kanton im eingeschlossenen Flußthale war die Temperatur noch drückender. In der Frühe nimmt man zuerst ein Bad*), gegen 10 Uhr frühstückten wir gemeinschaftlich und ich fuhr dann entweder nach dem eigentlichen Kanton hinüber, um mich in den chinesischen Manufaktur-Läden umzusehen und mir von den würdigen alten Kaufherren Aufklärungen über die verschiedenen Stoffe geben zu lassen, oder ich wanderte in Honam selbst umher, wo sich Laden an Laden

*) Der Leser darf sich dabei nicht vorstellen, daß man im Flusse selbst oder auch nur in einem geschlossenen Raume frei badet. Man gießt sich nur eine Zeit lang frisches Flußwasser über den Körper und nimmt in den Tropen täglich zweimal, nicht selten dreimal diese Abkühlung vor.

mit den berühmten Erzeugnissen des chinesischen Kunstfleißes in Elfenbein, Lacksachen, Porzellan und Seidenstoffen in tausend Formen reizend ausgestellt finden.

Die Straßen Kantons sind zwar eng, oft nur 4—5 Fuß breit, aber durchaus nicht unsauber, und es ist eine Wohlthat, daß sie nicht breiter angelegt sind, da sonst die glühende Hitze ein Ausgehen unmöglich machte. Jetzt ist es verhältnißmäßig frisch und kühl, es ward oft gesprengt, oben sind häufig Matten von Haus zu Haus gelegt und halten so die Straßen schattig. Die Läden sind hübsch und einladend; sie haben meist etwas Oberlicht, der ganze Raum bis zum Dache ist frei und Galerien führen an den Wänden ringsum. In vielen Läden fanden wir eine wahrhaft verschwenderische Verzierung von vergoldetem Schnitzwerk, namentlich um die Bilder der Hausgötter, vor welchen eine hängende Lampe brennt und Gefäße mit Räucherwerk, Leuchter und Blumen aufgestellt sind. In jedem chinesischen Hause befindet sich ein solches Atrium mehr oder minder reich; außerdem am Boden eine kleine Nische, welche mit rothem*) Papier und Sinnsprüchen geziert ist.



Chinesischer Silberbarren.

In den nördlichen Provinzen werden große Mengen von ideellen Seisi (Sycee), Silberklumpen in der Form eines Schuhes, etwa wie nebenstehende Abbildung, angefertigt und den Göttern in der Ahnenhalle geweiht, um Wohlstand und Reichthum zu erlangen. In den Nischen zündet man Morgens und Abends Lichter an, und beim sogenannten Tschin tschin (d. i. Verehrung, daher auch Gruß) sieht man sie häufig Silber-Papier verbrennen und auf die Straße oder in den Strom werfen. Ankommende oder abgehende Schiffe sind in Beobachtung der verschiedenen Ceremonien sehr gewissenhaft und sei es zum Dank für die glücklich vollendete Reise oder um den Schutz der Götter für die bevorstehende Fahrt zu erflehen, werden Joss sticks (glimmendes Räucherwerk) angezündet, zahllose Schwärmer abgebrannt**) und die Gongs geschlagen. Nur selten sah ich den Chinesen bei dem Joss pitchen (Götter-Geschäft) am Morgen selbst die Geberde des Gebetes machen.

Herr v. Carlowitz hatte die Güte, mich einmal zu dem großen Honam-Tempel zu begleiten, wo ich Gelegenheit fand, die Gebräuche der chinesischen Gottesverehrung genauer zu beobachten, als mir bis dahin möglich gewesen war.

*) Roth ist die Farbe des Glücks und der Freude.

**) Die Vorliebe der Chinesen für Feuerwerk und zumal für die Schwärmer ist unglaublich und zum Neujahrsfeste werden in jeder Stadt Millionen auf den Straßen und in den Häusern abgebrannt.

Es war Abends, kurz nach Sonnenuntergang, als wir in die weitläufigen Höfe des Tempels und die daran stoßenden Höfe eintraten. Herr v. Carlowitz wurde von den vielen Priestern als ein alter Bekannter freundlich bewillkommnet und man geleitete uns in die große Halle. Das Innere derselben war von dem, was ich bei Schanghai gesehen, nicht wesentlich verschieden; drei große, etwa 40 Fuß hohe vergoldete Buddha-Figuren nahmen die Mitte, viele kleinere die Seiten des Tempelraumes ein. Zahlreiche halb grau, halb gelb gekleidete Priester oder Mönche aus den Klöstern sangen rhythmische Sprüche (deren Verständniß die jetzige Generation aber schon lange verloren haben soll). Die Priester waren an verschiedenen Säulen regelmäßig gruppirt, nur vor den großen Bildern stand Niemand; sie neigten ihre Häupter bei bestimmten Absätzen und sangen eine geraume Zeit. Ein Vorsänger stand abgesondert und schlug in abgemessenen Pausen an eine Glocke und auf eine Art halbrunder Trommel, um den Takt zu dem monotonen Gesange anzugeben. Es wurde dann ein feierlicher Rundgang gehalten, die Priester sangen einige Worte in ununterbrochener Wiederholung und in wachsendem Tempo, während sie, die Hände faltend, langsam einer hinter dem andern einherschritten. Dann ein nochmaliges Knieen und Neigen des Hauptes zur Erde und die Ceremonie war zu Ende.

Man führte uns noch durch die weitläufigen Klostergebäude, in die Bibliothek, den gemeinschaftlichen Eßsaal, in den Garten, wo die Mönche hübsche Blumen und eine reiche Baumschule pflegten u. s. w. Das ganze Kloster nimmt einen ungeheuren Raum ein und dient vielleicht 60—80 Mönchen zum Aufenthalte. —

Von der früheren Faktorei der Fremden, ihren stattlichen Wohnungen und Lagerhäusern ist kein Stein auf dem andern geblieben, — ein wüster Trümmerhaufen, wo jetzt Ziegen die hervorgeschossenen Gräser abweiden, bezeichnet den Platz, wo das europäische Settlement gestanden. Bekanntlich legten die Chinesen im Jahre 1859 bei Beginn der Feindseligkeiten Feuer an, und die ganze Niederlassung war in wenig Stunden zerstört. Zahlreiche Ruinen in der chinesischen Stadt am Flusse entlang geben dagegen Zeugniß von der Verheerung, welche das Bombardement und die Erstürmung der Stadt zu jener Zeit angerichtet haben. Keins der zerstörten Gebäude ist wieder aufgebaut; Stolz und Aberglauben der Chinesen scheinen sich zu sträuben, die alte Stätte wieder wohnbar zu machen. Am Ufer des Flusses dehnt sich die sogenannte Neustadt aus, welche die reichsten Läden und die meisten Werkstätten des Gewerbfleißes enthält, während die alte, von Mauern und Festungswerken umgürtete Stadt weiter entfernt liegt und sich bis gegen die Hügel hin ausdehnt. Dort befanden sich auch das Hauptquartier und die Kasernen oder, besser gesagt, Baracken der alliirten Truppen, deren Zahl sich damals immer noch auf 4000 bis 5000 belief.

Der Stadt Kanton gegenüber erstreckt sich die Insel Honam, und dort haben die Fremden einstweilen ihre Wohnungen aufgeschlagen. Diese sind nicht so ärmlich, als man anzunehmen geneigt ist, wenn man hört, daß die Europäer in Kanton jetzt in ihren ehemaligen Magazinen leben müssen. Die Wohnungen liegen dicht am Flusse, und der Verkehr unter einander wird in der „Gondel" abgemacht; im Allgemeinen fehlt es den Herren auch in diesen provisorischen



Spiess, Japan-Expedition.

Blumenboote in Kanton.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Wohnungen nicht an Komfort und Bequemlichkeit. Der Platz, welcher den Fremden zur Erbauung einer neuen Faktorei abgetreten ist, liegt an dem Kanton-Ufer und besteht aus einer abgedämmten Insel, Schamin, in angenehmer und gesunder Lage. Noch hat die Zuweisung an die Betheiligten nicht stattgefunden, — es scheint aber auch fraglich, ob die Faktorei in ihrem alten Glanze an der neuen Stelle je wieder aufleben wird, da Kantons Handel gelitten hat und sich wenig Neigung kund giebt, unter solchen Umständen kostspielige Bauten auszuführen. Das „Leben auf dem Wasser", wie es sich dem ersten Blicke darbot, war bunt und gedrängt genug, dennoch hatte ich mir diese Eigenthümlichkeit Kantons, eine schwimmende Stadt mit Straßen, Läden u. s. w., wesentlich anders gedacht. Der Flußarm war zwar mit vielen Tausenden von Booten jeder Größe und Gattung bedeckt, doch kann man dies nicht als eine Stadt bezeichnen; fast in jedem wohnt eine chinesische Familie, nicht aber weil am Lande kein Raum für diese Geschöpfe oder weil sie zu arm wären, dort zu wohnen; das Boot ist ihr Erwerb und alle Hände müssen helfen. Die Bedürfnisse des Chinesen sind gering, und so lebt das Völkchen glücklich auf einem Raume von wenigen Schuh, während es am Lande, z. B. in den zerstörten Stadttheilen, gewiß ein geräumiges Unterkommen finden könnte, wenn sein Beruf und Erwerb es nicht an das Wasser fesselten. Man sagte mir indeß, daß auch dies Leben auf dem Strome gegen frühere Jahre abgenommen habe; noch vor wenigen Jahren sei das Wasser mit Booten dicht bedeckt und es oft unmöglich gewesen, hindurch zu kommen. Auch heute noch ist das Leben mannichfaltig und höchst interessant; nur ist die Vorstellung eine irrige, als lebe ein Drittel der Einwohner von Kanton auf dem Wasser, weil die Stadt nicht Alle fassen könne, denn ich habe weite, unbebaute Strecken selbst im Innern der Stadtmauern durchwandert. Der Anblick der Stadt ist vom Flusse aus nicht gerade imposant, im Vordergrunde die Zeichen der Zerstörung, und auch sonst der gleiche Charakter aller chinesischen Städte, kleine, unansehnliche Gebäude und Nichts, auf dem das Auge mit Wohlgefallen verweilen möchte. Da die Stadt sich in der Niederung ausdehnt, so ist nur der vordere Theil und einige Gebäude, ganz im Hintergrunde auf einem Hügel erbaut, sichtbar; dort erheben sich auch zwei Pagoden, die sehr alt sind und zum Theil in Ruinen liegen.

Um mir einen Einblick in die gewerbliche Thätigkeit der Chinesen zu verschaffen, entschloß sich Herr v. Carlowitz, mich einen Tag persönlich in die industriellen Stadttheile Kantons zu geleiten. Früh am Morgen fuhren wir über den Fluß und suchten einen chinesischen Kaufmann auf, der unserm freundlichen Führer bekannt war und uns in die Werkstätten der Chinesen begleiten sollte. Bei der Hitze des Tages und der Nothwendigkeit, oft in enge, vom Feuer erhitzte Räume zu treten, war dies eine der beschwerlichsten Wanderungen, welche ich je unternommen, aber andererseits war sie auch unendlich lohnend und interessant. Im Laufe des Tages besuchten wir nach und nach die Werkstätten, in denen Glas — selbst Fensterglas — geblasen und geschliffen wurde, Elfenbeinschnitzerei und Dreherei, Seidenzwirnerei und Weberei (in denen man unter Anderm Stoffe, reich mit Blumen und Gold durchwirkt, anfertigte), Rothfärbereien, Emaillir-Oefen, Lackir- und Vergoldungswerkstätten, Bandwirker und Posamentierstühle, Goldschlägerei, Schmieden, Lichtziehereien, Malerstuben, Stickerei-Anstalten, große Möbel-Fabriken

u. s. w., und hatten überall Gelegenheit, den praktischen Sinn, die Geschicklichkeit und den Fleiß der chinesischen Arbeiter zu bewundern.

Nirgends sahen wir etwas Unrichtiges oder Unpraktisches, überall war die Arbeit gut getheilt, und selbst Knaben von 6 bis 8 Jahren erregten durch kunstgeübte Zeichnungen und geschickte Handhabung ihrer Werkzeuge, durch unermüdlichen Fleiß und Ausdauer unsere Aufmerksamkeit. Wir konnten die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Chinese vielleicht der tüchtigste und ausdauerndste, der gelehrigste und fähigste Arbeiter der Erde ist, der, wenn ihm zu diesen Gaben noch die Hülfsmittel unserer chemischen und physikalischen Kenntnisse und Erfahrungen geboten wären, unbedingt alle Mitbewerbung selbst unserer europäischen Bevölkerung auf dem Gebiete der Industrie zu nichte machen würde.

Es war mir nicht möglich, während meines ersten Aufenthaltes in Kanton alles Sehenswerthe zu besuchen. Wenige Wochen später fuhr ich zum zweiten Male den Perlfluß hinauf und holte dann noch das Versäumte nach. Ich berichte hier aber im Zusammenhang, was mir Kanton Interessantes geboten. Bei der glühenden Hitze war die Wanderung durch Kanton kein kleines Unternehmen, denn die Stadt zieht sich bis an das Hauptquartier der Alliirten stundenlang vom Flusse gegen die Höhen hin. Ich muß es um so dankbarer anerkennen, daß Herr v. Carlowitz seine Gefälligkeit so weit ausdehnte, mich auf meinen weiteren Ausflügen zu geleiten, als er selbst alle Tempel und interessanten Punkte schon zum Oeftern besucht hatte und der beschwerliche Weg für ihn wenig Lohnendes haben konnte.

Auf mich allein angewiesen, würde ich mich indeß schwerlich in der großen Stadt zurecht gefunden und wol auf das Meiste haben verzichten müssen.

Donnerstag, den 1. August, traten wir bald nach Sonnenaufgang unsere Wanderung an, das heißt, wir „fuhren" über den Fluß und „setzten" uns am anderen Ufer in Tragsessel, die von drei kräftigen Chinesen auf die Schulter genommen wurden, und fort ging es in das bunte Gewirr der Straßen von Kanton oder, besser gesagt, der Vorstadt, welche den Brennpunkt des Handels und Wandels bildet. Unsere vorhergegangenen Besuche in den Werkstätten hatten wir zu Fuße abgemacht, aber unser heutiges Ziel lag zu entfernt, und trotz der anscheinend höchst bequemen Weise, „auf fremder Leute Füßen zu gehen", waren wir nach Beendigung der Tour auf's Höchste erschöpft und ermüdet; so wenig ist man im Stande, der Hitze Trotz zu bieten, wenn man überhaupt nur in Bewegung ist. Unser Besuch galt zunächst einigen der schönsten und reichsten Tempel der Stadt, die noch außerhalb der Ringmauern in dem reichen Kaufmannsviertel liegen, durch das unsere Träger sich unter häufigem Rufen Bahn brachen.

Diese Tempel der „fünf Genien" und der „fünfhundert Genien", des Mondes u. s. w. sind geräumige, nicht sehr hohe Gebäude, zu denen man durch mehrere schöne und schattige Vorhöfe und Vorhallen gelangt. Am Eingange befinden sich in großen Nischen zur Rechten und Linken riesenhafte Götter- oder Heldengestalten in kriegerischem Schmuck, während im Innern selbst die vergoldeten Bilder Buddha's und seiner Jünger oder der Helden, Weisen und Wohlthäter des chinesischen Volkes mit ihren Attributen aufgestellt sind.

Ich kann eine genauere Beschreibung der Einzelheiten nicht geben, denn ich habe die Dimensionen weder selbst gemessen, noch die Götterbilder gezählt und in meine Schreibtafel eingetragen.



Begräbnißfeierlichkeit in China.

In einigen der Tempel fanden wir, gewissermaßen als Allerheiligstes, ein besonders werthvolles Kunstwerk, sei es eine Miniatur-Pagode ganz aus Speckstein geschnitten, mit geschmackvoller, erhabener Arbeit, oder den Sockel zu einem Götterbilde aus Kupfer mit zierlicher und äußerst kunstvoller Eiselirung, Figuren in haut relief u. s. w., kurz wahre Meisterwerke der chinesischen Künstler.

Einzelne Tempel waren von kleinen köstlichen Gärten begrenzt und die Wohnungen der Priester lagen dort mit beneidenswerther Aussicht auf das frische Grün und die duftenden Blumen. Ueberall wurde Herr v. Carlowitz als alter Bekannter freundlich aufgenommen und wir wenigstens mit einer Tasse Thee bewirthet.

Endlich führte uns der Weg an die Thore der inneren Stadt. Noch bis vor wenigen Jahren war dies die Grenze für das Vordringen der Europäer; wollten sie weiter, so wurden sie mit Steinwürfen und Schimpfreden daran verhindert.

Eine französische Schildwache am Eingange des massiven Thores zeigte uns, daß sich die Dinge geändert hatten — und auch wo wir keine Soldaten erblickten, die, in der großen Stadt dünn zerstreut, nur an wichtigen Punkten aufgestellt waren, hat sich Niemand einen Muthwillen oder eine Ungezogenheit gegen uns erlaubt; das Volk zeigte eine gleichgültige, aber keine feindliche Miene und nahm ein freundlich Wort, das hier und da einem hübschen Buben zu Theil wurde, wie allerwärts freundlich und dankbar auf.

Innerhalb der Mauern nahm die Stadt einen wesentlich anderen Charakter an, als ihn die reichen Vorstädte, durch welche wir eben gekommen, gezeigt hatten. Es schien, als ob in der eigentlichen Stadt nur Ackerbauer und kleine Handwerker neben Beamten und Soldaten wohnten; von den fliegenden Läden war hier Nichts zu sehen und an die Stelle des regen, ruhelosen Drängens und Treibens in den Straßen, welche dem Flusse näher liegen, war hier ländliche Stille und Abgeschiedenheit getreten.

Wir ließen uns auf der kolossalen Stadtmauer entlang tragen und hier und da, an besonders freien Punkten unter dem dichten Laubdache eines Baumes ausruhend, das Auge über die Stadt und den Fluß, über die benachbarten Hügel bis nach Whampoa schweifen — ein weites, belebtes und anmuthiges Bild.

Als wir uns dem Hauptquartiere der Alliirten näherten, sah ich plötzlich aus einem nahe der Mauer liegenden großen und luftigen Gebäude die Gestalt eines irländischen Arztes in der englischen Armee auf mich zukommen, den ich in Makao kennen gelernt hatte. Es war ein liebenswürdiger, munterer und witziger Mann, lebhaft wie alle Irländer, und er schien erfreut, in seiner Abgeschiedenheit unvermuthet Gesellschaft zu finden. Er begrüßte mich herzlich, und nachdem ich ihn den übrigen Herren vorgestellt, nöthigte er uns auf ein paar Minuten in seine Wohnung, die er nun schon seit vier Jahren fast ohne Unterbrechung inne gehabt hatte. Nur der Feldzug nach dem Peiho nöthigte ihn, dieselbe auf eine Zeit lang zu verlassen, und von da war er wieder nach Kanton zurückgekehrt und widmete seine Sorgfalt den Kranken, welche in der englischen Armee in Kanton leider zahlreich waren.

Das Gebäude, in dem wir uns befanden, stieß an's Hospital, durch das wir hindurchschritten und dann den kleinen Doktor veranlaßten, uns auf unserer weiteren Wanderung das Vergnügen seiner Begleitung zu gewähren.

Unsere Schritte wandten sich zunächst nach einem ungeheuren, fünfstöckigen, thurmartigen Gebäude, welches eins der Stadtthore krönt; dort lagen jetzt englische Truppen, unweit davon eine Abtheilung Franzosen.

Ich kletterte die fünf Stockwerke unter Führung eines englischen Korporals hinauf und wurde durch eine weite Fernsicht über Kanton und seine Umgebung belohnt. Von da ging es zum Atelier eines amerikanischen Photographen, der seit Kurzem hier zu arbeiten begonnen, um Einiges zu besehen und zu kaufen.

Als wir an den Ställen vorüberkamen, bestieg unser Doktor seinen Pony; wir vertrauten uns wieder unseren Tragsesseln und den Schultern unserer Kulis an, und erreichten bald einen französischen Restaurant, bei welchem ein Frühstück vorher brieflich bestellt war.

Der französische Koch hatte seine Schuldigkeit gethan, und so ließen wir uns das Dejeuner mit gutem echten Bordeaux trefflich munden. Auch unser Irländer verschmähte die französischen Gerichte nicht — nur von Wein und Bier berührte er Nichts, denn um der Mannschaft ein gutes Beispiel der Enthaltsamkeit zu geben, hatten einige Aerzte und Offiziere eine Art Mäßigkeitsverein gegründet. Es ist zu wünschen, daß das freiwillige Opfer dieser Herren gute Früchte bei dem gemeinen Mann getragen hat.

Gestärkt und ausgeruht traten wir den Heimweg an und besuchten unterwegs noch eine alte Moschee mit einem hohen Minaret; ich glaube, sie ist der einzige Tempel für die Anhänger des Propheten in dieser Stadt. In der Nähe steht eine verfallene Pagode, deren Alter sogar auf mehrere Tausend Jahre angegeben wird. Endlich gingen wir auch noch in die große Gerichtshalle; ein ungeheuer weitläufiges, einstöckiges Gebäude, in welchem die Kommissare der Alliirten gegenwärtig ihren Sitz hatten, wo indeß die chinesischen Gerichtsbehörden ebenfalls ihre Thätigkeit ausüben.

Von da ließen wir uns ohne weiteren Aufenthalt wieder zum Flusse tragen und kamen nach einer Abwesenheit von fast neun Stunden wieder in Honam an, ermüdet und erschöpft von Hitze, Wandern, Sehen und Genießen.

Honam bietet zu Spaziergängen und Ausflügen wenig Raum, und so ist man denn fast allein darauf angewiesen, im Boote auf den Fluß hinaus zu rudern, um dort die Brise zu erwarten, welche der Abend vielleicht bescheren wird. Man geht auf der Mitte des Stromes zu Anker, und wenn die Sonne hinabgesunken, klettert man auf das Dach des kleinen Bootshäuschens, um bei einbrechender Dämmerung Kühle und Erfrischung nach der drückenden Hitze des Tages zu suchen. Die meisten Wohnungen sind mit einem flachen Dache oder einem Gerüste bedeckt, das, aus Bambus und Schilf gezimmert, die Bewohner des Hauses aufnimmt, wenn die Nacht sie gezwungen hat, von der Flußpromenade zurückzukehren. Dort weilt man dann noch ein paar Stunden unter dem sternenbesäeten Himmel und unterhält sich, so gut es gehen mag, bis der Vorschlag, in die unteren Räume zurückzukehren, angenommen wird und man den Abend mit Musik und Spiel beschließt.

An manchen Abenden bestiegen wir auch wol bei einbrechender Dämmerung das Boot, um die Gärten von Fati zu besuchen. Fati, ein großes Dorf oder eine Vorstadt Kantons, ist eine gute Strecke flußaufwärts gelegen und als Sitz der Kunstgärtnerei bekannt.

Reiche Chinesen besitzen hier ausgedehnte, schöne Gartenanlagen und auch die Handelsgärtnerei ist hier konzentrirt. Wir besuchten mehrere der größten

Privatgärten, und ich war von dem Geschmack in den Anlagen überrascht, wenn es auch an einzelnen Wunderlichkeiten und Bizarrerien nicht fehlte.

Große Teiche, mit blühendem Lotos bedeckt, herrliche Gruppen von den verschiedensten Palmenarten, saftige Wiesenplätze, blühende Blumenbeete, Kiosks und offene Säulengänge inmitten oder an den Ufern der kleinen Seen — das Alles vereinigte sich zu einem anmuthigen Ganzen, dessen Harmonie kaum dadurch beeinträchtigt wurde, daß hier und da künstlich verkrüppelte Bäumchen in großen Töpfen standen oder eine Pflanze zu wunderlichen Thiergestalten, Hunden, Hirschen, Löwen, oder zu Booten, Pagoden 2c. um Drahtgeflechte gezogen war.

Kanton, der bekannteste und älteste Sitz des europäischen Handels mit China, der enge Kanal, durch welchen sich einst der ganze, jetzt zu einem mächtigen und ausgebreiteten Strom angewachsene Verkehr der Fremden mit dem Innern China's ergoß, hat heute nur noch einen Theil seiner früheren Größe und Bedeutung. Ereignisse der verschiedensten Art haben dazu beigetragen, dem Platze einen beträchtlichen Theil seines Handels zu entziehen; es konnte im Grunde nicht befremden, daß der Ort, auf welchen ursprünglich alle Berührung mit den Europäern als eine Art Monopol beschränkt blieb, schon durch den Vertrag von Nanking, der den Fremden fünf neue Häfen eröffnete, einen empfindlichen Stoß erlitt. Die wiederholten Kriege zwischen England und China, deren Brennpunkt bei den ersten Expeditionen die Hauptstadt des Südens, das reiche und mächtige Kanton bildete, hatten Zerstörungen der Faktorei, Unterbrechung des Verkehrs in der Stadt und deren theilweise Einäscherung, gegenseitiges Mißtrauen, Unsicherheit und Nachtheile aller Art im Gefolge, und wenn auch inmitten des Krieges der Handel nie ganz stockte, sondern eine ungewöhnliche Zähigkeit bewährte, so haben diese Ereignisse doch einen großen Theil des Verkehrs verscheucht und neben anderen Ursachen dazu beigetragen, den Schwerpunkt des südchinesischen Handels von Kanton zu verrücken und das Aufblühen der anderen, vom Kriege wenig oder gar nicht berührten Plätze zu befördern.

Noch im Juli 1861 war die Stadt von mehreren Tausend Mann alliirter Truppen besetzt und die Anwesenheit der siegreichen Feinde, welche dem Dünkel des chinesischen Volkes einen so empfindlichen Schlag versetzt, den Kaiser aus Peking vertrieben und den hartnäckig festgehaltenen Glauben an die Unmöglichkeit solcher Niederlage und Demüthigung über den Haufen geworfen haben, verhinderte, daß das Vertrauen der chinesischen Händler in die nächste Zukunft zurückkehrte. Man glaubte noch nicht ernstlich an den Frieden, so lange feindliche Truppen die Mauern und Thore inne hatten. — Einmischungen der englischen und französischen Kommissäre in die inneren Angelegenheiten der chinesischen Justiz und Verwaltung, wie sie in jener Zeit vorgekommen sind, mögen bei der militärischen Okkupation der Stadt berechtigt sein, sie bestärkten aber die chinesische Bevölkerung in ihrem Mißtrauen und erregten Bitterkeit gegen die in ihren Augen anmaßenden und verhaßten Eindringlinge, die es beispielsweise wagten, eine hochgestellte und bei den Chinesen sehr geachtete Justizperson vor ihr Tribunal zu stellen, weil sie, der Konvention zuwider, aber nach chinesischem Gesetz und Gebrauch, mehrere Verbrecher beim Verhör gefoltert und gemißhandelt hatte. Die Aufregung war groß, man versuchte Alles zu Gunsten des durch

die alliirten Kommissäre entlassenen Beamten, der als solcher in gutem Rufe stand. Man war über die Fremden erbittert, — für den gefolterten Unglücklichen hat der Chinese kein Wort, keine Empfindung des Mitleids.

Mehr noch als die Folgen des Krieges haben indeß das Aufblühen Hongkongs, Futschau's und Schanghai's dazu beigetragen, Kantons Handel zu untergraben. Seine Bedeutung wurzelte im Wesentlichen in der enormen Theeausfuhr, welche früher ausschließlich von Kanton aus nach England erfolgte. Ein großer Theil des Thee's aus den Distrikten im Innern fand später seinen Weg zur Verschiffung nach Futschau, Amoy und Schanghai, welche Häfen für mehrere der Theeprovinzen eine vortheilhaftere Lage haben. In neuester Zeit droht Hankau am oberen Yangtse eine neue Rivalin für Kantons Theeausfuhr zu werden; wenn sich aber auch diese Befürchtung nicht bestätigen sollte, so wird Kanton selbst unter den günstigsten Verhältnissen nie wieder seine frühere Bedeutung erlangen. Es ist dies gewiß für die Stadt selbst und für Alle, welche an dem dortigen Handel spezielle Interessen haben, zu beklagen; an und für sich ist die Sache aber für den europäisch-chinesischen Verkehr nicht von wesentlichen Nachtheilen begleitet, denn der in Kanton gesunkene Handel ist verdoppelt an anderen Punkten des großen Reiches in's Leben getreten. Der alte Stamm des ursprünglichen Verkehrs hat an Kräften verloren, seine Absenker wachsen dagegen an der Küste und im Innern lustig empor. Uebrigens ist Kanton noch heute die Mutter des ganzen Geschäfts der Chinesen mit den Europäern. Die Kanton-Kaufleute kennen seit lange die Waaren, welche aus dem Westen kommen, gründlich und genau, sowie andererseits die Absatzquellen und den Geschmack im Innern des Reiches. In Kanton hat sich der eigenthümliche Jargon des „pitchen-English“ (pitchen eine Verdrehung des Wortes business) ausgebildet, und man weiß sich dadurch sehr wohl mit den Fremden zu verständigen. Ein gewisser Handelsbrauch und Usanzen in Behandlung dieser oder jener Geschäfte haben sich ausgeprägt und sind den Kanton-Kaufleuten eigen. Die Kanton-Chinesen sind durchgängig tüchtige Geschäftsleute, zuverlässig und, weil sie sehr wohl ihr eigenes Interesse kennen, reell in Ausführung geschlossener Kontrakte, im Liefern der bestimmt gekauften Waaren, im Einhalten übernommener Verpflichtungen, handle es sich um Kauf oder Verkauf, — kurz Leute, mit denen man gern geschäftlich verkehrt. Sie sind zwar eigensinnig und scheinen pedantisch kleinlich in vielen Dingen, namentlich in den Anforderungen, welche sie an Waaren stellen, die ihnen gefallen sollen; sie sind es aber nicht nur, weil dies oder jenes old custom ist, sondern weil sie den Geschmack und Bedarf ihrer Landsleute im Innern kennen und zu sicher gehende Geschäftsmänner sind, um von dem einmal als richtig und passend Erkannten abzuweichen. Diese chinesischen Händler sind meist vermögend und unternehmend, rasch entschlossen, Etwas zu geben oder zu nehmen; langes Feilschen und Markten kennen sie nicht, sie sind bündige, wohl überlegende Geschäftsmänner, an bedeutende Umsätze und glatte Behandlung von Geschäftssachen gewöhnt und haben in diesen Dingen eine unleugbare Aehnlichkeit mit dem Wesen der englischen Kaufleute. — Die Gabe schnellen Rechnens im Kopfe geht dem Chinesen ab, doch ersetzt er diesen Mangel durch ein unglaublich gutes Gedächtniß. Kanton-Kaufleute haben häufig Kommanditen oder Verbindungen an der ganzen

chinesischen Küste, auf Formosa und Hainan, in Singapore, Batavia, Manila, ja in San Francisco und Sydney, und ohne jede Dazwischenkunft von europäischen Firmen (abgesehen von der Verladung mit fremden Schiffen) machen sie Geschäfte in großem Umfang, chartern auch nicht selten zu ihren Verschiffungen europäische und namentlich deutsche Fahrzeuge.

Alle europäischen Häuser in Hongkong, Schanghai, Hankau, Tientsin, Amoy, Futschau u. s. w. haben Kanton-Chinesen als Kompradores (Hansmakler) und Shroffs (Kassirer), durch welche sie ihre sämmtlichen Geschäfte am Platze vermitteln, da sich andere Chinesen nicht dazu eignen. Den Bewohnern der nördlichen Provinzen gehen die Kenntnisse der verschiedenen Dialekte, der Waarenkunde, des chinesischen Buchhaltens, kurz kaufmännischer Ordnung, sowie Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit ab, während in Kanton die jungen Chinesen reichlich Gelegenheit haben, sich für das wichtige und einträgliche Geschäft dieser Vermittlung zwischen den europäischen Kaufleuten und den übrigen Chinesen auszubilden. Diese Kompradores und Shroffs müssen eine Art Kaution und Bürgschaft stellen und sind für alles übrige chinesische Dienstpersonal im Hause verantwortlich.

Während in früheren Jahren die bedeutendsten Häuser in Kanton, als dem wichtigsten Handelsplatze, ihren Stammsitz hatten, hat sich die Handelswelt jetzt größtentheils nach Hongkong und Schanghai gezogen, und in Kanton unterhalten die meisten nur Kommanditen oder Agenten. Die alte stattliche Faktorei ist im Beginne des vorletzten englisch-chinesischen Feldzuges ein Raub der Flammen geworden; die jetzt in Kanton lebenden Europäer haben sich am jenseitigen Ufer auf der Flußinsel Honam in den am Wasser gelegenen Magazinen leidlich eingerichtet und es sieht nicht danach aus, als ob bei dem unbefriedigenden Stand der Geschäfte in Kanton die für die neue Faktorei bestimmte kleine Insel Schamin (auf der nördlichen Flußseite) bald mit Neubauten bedeckt werden würde, da man unter dem Druck ungünstiger Verhältnisse keinen rechten Muth zu kostspieligen Häuserbauten hat. Zu den schon erwähnten Umständen, welche auf Kantons Handel nachtheilig gewirkt, treten noch die Schäden, welche das neue Zollsystem, d. h. die Verwaltung der Douanen durch englische Angestellte, mit sich bringt. Ich werde mich weiter unten des Näheren darüber aussprechen. Es wird vielleicht befremden, daß diese lauten Klagen über das Zollhaussystem wenig mit der Ansicht in Einklang stehen, welche ich in meinem Berichte über Schanghai ausgesprochen. Ich halte es indeß für richtiger, diese scheinbar widersprechenden Urtheile bestehen zu lassen und keine Vermittelung zu versuchen, da beide aus der unmittelbaren Beobachtung an Ort und Stelle und aus meinen Unterredungen mit der kaufmännischen Welt an den verschiedenen Plätzen hervorgegangen sind. Offenbar hat man in Schanghai das System bisher nicht als nachtheilig und hemmend für den Handel angesehen, vielleicht wurde die Verwaltung früher auch von einem richtigeren Geiste geleitet, denn erst in der allerneuesten Zeit sind auch in Schanghai Klagen laut geworden. In Kanton war der Unwille über das Zollsystem allgemein; daß man von einem gewissen Standpunkte aus auch reichlich Ursache dazu hat, ist mir während meines Aufenthaltes daselbst deutlich geworden.

Schanghai hat nur den Handel der Fremden, der selbständige chinesische

Handel war und ist dort verhältnißmäßig unbedeutend; Kanton ist dagegen seit uralter Zeit der Central- und Ausgangspunkt eines umfangreichen chinesischen Handels gewesen, der als eine der ergiebigsten Quellen für die Mandarinen und den kaiserlichen Schatz gelten konnte. — Das neue System trifft die Interessen der Mandarinen auf das Empfindlichste, die chinesischen Händler glauben sich von doppelten Abgaben bedroht, und so verscheucht oder lähmt die Zollerhebung durch europäische Beamte den bedeutenden chinesischen Handel, der von Kanton nach den verschiedensten Richtungen des Reiches auszugehen pflegte. Unter solch' ungünstigen Einflüssen lag während meiner Anwesenheit in Kanton der Importhandel sehr danieder, die Klagen waren allgemein, was freilich auch zum Theil auf Rechnung der heißen Jahreszeit zu setzen war.



Chinesische Kaufmannswohnung am Kanal in Kanton.

Kantons Verhältniß zu Hongkong ist ein seltsames. In Kanton kennt man noch die Zeit, da Hongkong noch nicht existirte, während Kantons Handel schon mächtig und lohnend war. Die in den Jahren 1843—45 erfolgte Gründung einer englischen Kolonie auf der kleinen Insel Hongkong vor der Mündung des Perlflusses verlegte nach und nach den Schwerpunkt des Verkehrs nach der neuen Stadt und brachte Kanton in eine — wenn ich so sagen soll — abhängige Stellung zu Hongkong. Die Sicherheit für Leben und Eigenthum auf englischem Grund und Boden, wo Kriegsschiffe und Truppen die neue Niederlassung beschützten, vor Allem aber die Lage des Hafens, der allen Schiffen leicht zugänglich ist, während auf dem Perlflusse die Fahrt schwierig war und

europäische Schiffe nur bis Whampoa hinaufgehen konnten; der Vorzug schließlich, daß Hongkong zum Freihafen erklärt ward, mußte es der Geschäftswelt vortheilhafter erscheinen lassen, Hongkong zum Mittelpunkte und Sitz ihrer Unternehmungen und Operationen zu machen. In Hongkong giebt es weder Schifffahrtsabgaben, Tonnengeld, noch Zölle oder Formalitäten irgend welcher Art; man kann Waaren landen, lagern, wieder verschiffen u. s. w., ohne die geringsten Hindernisse. Die Postdampferlinie wurde gleichfalls nach Hongkong dirigirt, und letzteres dadurch zum Knotenpunkt alles weiteren Verkehrs nach Kanton, Makao, Swantau, Amoy, Futschau, Ningpo, Schanghai und dem ganzen fernen Norden, nach den Philippinen ꝛc. — endlich wurden während der Reihe von Kriegen, welche die Geschichte der Beziehungen Englands zu China kennzeichnen, die in Kanton lebenden Fremden wiederholt genöthigt, diesen Platz zu verlassen, während Hongkong als Sitz der englischen Regierung und als militärischer Stützpunkt sicheren Aufenthalt gewährte und dort Handel und Verkehr keiner Unterbrechung und Gefährdung ausgesetzt war.

Solche Ursachen mußten dazu führen, daß Hongkong in kurzer Zeit ein bedeutendes Uebergewicht gewann. Daß man in Hongkong am liebsten Kantons ganzen Handel an sich ziehen möchte, ist erklärlich; es kann dagegen auch nicht befremden, daß unter den in Kanton lebenden Fremden ein Gefühl der Geringschätzung und des Neides vorherrscht gegen Hongkong, das als ein Parvenu sich auf Kosten Kantons emporgeschwungen hat. Hongkongs Wohlstand und Bedeutung beruht vor Allem in seinem bedeutenden Schiffsverkehr. Die aus Europa nach China bestimmten Schiffe segeln fast alle zunächst Hongkong an, seien sie auch für Kanton (Whampoa), die Küstenplätze oder Schanghai bestimmt. Die meisten Fahrzeuge werden von Haus aus nach Hongkong dirigirt und finden dort ihre weitere Bestimmung, sei es zur Reise mit Thee nach England oder Amerika, sei es zur Küstenfahrt, oder nach den nördlichen Häfen bis Japan, oder endlich um Reisladungen aus dem Süden, von Bangkok, Saigun oder Java zu holen. Die für den Import nach China bestimmten, aus Europa, Amerika oder Indien kommenden Waaren werden in Hongkong gelöscht und gelagert, und je nach dem Stand der Märkte weiter nach Kanton, Schanghai und den Zwischenhäfen bestimmt und verladen.

Da in Kanton alle Waaren bei der Einfuhr sofort versteuert werden müssen (man kann keine Güter unverzollt im Bond lagern), so läßt man nur Metalle und schwere Artikel, wie Glaswaaren ꝛc., mit den nach Whampoa direkt weiter segelnden Schiffen gehen, weil dabei die doppelten Umladekosten, Extrafracht und Lagermiethe zu schwer in die Wagschale fallen würden. Leichtere und werthvollere Waaren lagert man zunächst in Hongkong, um die Auslagen für den Zoll zu vermeiden, so lange es unnöthig ist.

Bei dem lebhaften Schiffsverkehr ist in Hongkong das Geschäft in Schiffsbedürfnissen und Lebensmitteln aller Art ausgedehnt und lebhaft. Ebenso wird hier ohne Zweifel am meisten in ganz China von Artikeln für den Bedarf der Europäer abgesetzt, denn die Zahl der in Hongkong lebenden Engländer und anderen Fremden ist, mit Einschluß der Truppen, nicht gering; dazu kommen die mit fast allen Schiffen eintreffenden vorübergehenden Besucher, dann Kapitäne, Offiziere und Bemannung der zahlreichen Kriegs- und Kauffahrteischiffe, welche

Hongkongs Hafen besuchen. Die Befriedigung des Bedarfs an Kleidern, Modesachen und Luxusgegenständen, Parfümerien, Schuhwerk, Hüten, Quincaillerien aller Art, Weinen, Hausgeräthen &c. bringt, hierdurch begünstigt, ein bedeutenderes Geschäft zuwege als an anderen Orten. — Die Magazine enthalten Alles, was Luxus, Eleganz und Komfort nur wünschen können, und wo das Geld, so leicht gewonnen, verhältnißmäßig geringen Werth hat, wie in China, leben alle Stände glänzender und anspruchsvoller als in Europa, und die Befriedigung einer Laune versagt sich, der Kostspieligkeit wegen, nicht leicht Jemand.



Handels-Dschunken auf dem Kanal in Kanton

Aus diesen Gründen ist der Absatz für Luxusartikel in Städten wie Hongkong weit größer, als man voraussetzen würde, wenn man nur die Zahl der dort lebenden Fremden berücksichtigte. Es giebt aber darunter kleine Leute, die den niederen Ständen angehören, oder die eingeschränkt leben, und selbst der Matrose von den im Hafen liegenden Schiffen giebt mit vollen Händen aus. Alle Sachen sind zum Erschrecken theuer, obschon keinerlei Zoll auf den Waaren ruht. Vieles wird auch von chinesischen Artikeln, wie Elfenbeinschnitzeleien, Fächer, Seidenstoffe, Porzellan u. s. w., an die Fremden abgesetzt; diese Sachen kommen alle von Kanton, wo sie in besserer Auswahl und billiger zu haben sind; doch kommen nicht alle Besucher Hongkongs auch nach Kanton. Die Zahl der chinesischen Läden dieses Genres in der Hauptverkehrsstraße Hongkongs ist beträchtlich. Hongkongs eigener Handel repräsentirt sich im Wesentlichen in zahlreichen „Shipchandlershops", die ganz bedeutende Geschäfte

machen, in einer langen Reihe chinesischer Läden, in denen europäische Kurzwaaren und die erwähnten Chinoiserien feilgeboten werden, endlich in glänzenden Magazinen für die elegante Welt. In letzteren findet man fast nur Pariser und Londoner Artikel, was bei der überwiegend englischen Bevölkerung leicht begreiflich ist.

Der Umsatz in diesen diversen Branchen des Verkehrs wird sich gewiß auf mehrere Millionen Dollars belaufen; doch ist damit auch Alles gesagt, was sich über den eigenen Handel Hongkongs sagen läßt. Von den Importen für chinesischen Bedarf wird zwar in Hongkong Manches verkauft, bleibt aber nicht dort, sondern geht gleich weiter nach den Küstenplätzen oder wird nach Kanton hinaufgeschmuggelt. Auch werden in Hongkong alle durch Havarie beschädigte Waaren von den Zufuhren in Auktion gebracht, doch auch diese bleiben nicht am Platze, denn die aus dem inneren China kommenden Käufer für die diversen Manufakturen ꝛc. gehen nicht nach Hongkong, sondern machen in Kanton ihre Geschäfte. Die Käufer in Hongkong sind Kanton-Chinesen, die entweder nach der Küste handeln oder die Absicht haben, die Zahlung der Zölle, wenn möglich, zu ersparen. Alle diese Geschäfte gehören aber im Grunde zu Kanton; in Hongkong bleibt von all' jenen Waaren nichts, und ich habe nicht ein einziges chinesisches Magazin mit Manufakturen daselbst gesehen.

Abladungen von Produkten finden von Hongkong aus gar nicht statt und in Wirklichkeit konzentrirt sich der ganze Waaren-Handel für das südliche China, allen Veränderungen zum Trotz, noch immer in dem alten K a n t o n. Wenn ich oben andeutete, daß dieser Handel empfindliche Einbuße erlitten habe, so ist derselbe doch keineswegs zur Unbedeutendheit herabgesunken.

In Hongkong, als Freihafen, besteht — abgesehen von den in England publizirten Schiffsdokumenten der nach Hongkong ausklarirenden Fahrzeuge — gar keine Möglichkeit, die Höhe der Waaren-Einfuhren zu kontroliren. Man weiß nicht einmal, wieviel die Schiffe gelandet haben, was sie an Bord behalten ꝛc. Es ist erst seit Kurzem eine Handelskammer in Hongkong in's Leben getreten, die es sich auch zur Aufgabe gemacht hat, alles Material zu sammeln und zusammen zu stellen, was über die Bewegung des Handels in Süd-China Aufschluß zu geben vermag.

Buch und Rechnung, Kauf und Verkauf wird in Kanton und Hongkong in Dollars geführt und geschlossen und zwar ist es auch hier der mexikanische Dollar zu 100 Cents. Anderes Gepräge und wäre es auch von gleichem Feingehalte, ist nur mühsam und mit Verlust anzubringen. Die früher sehr begehrten und im Norden noch vorkommenden spanischen Carolus-Thaler sind im südlichen China ganz vergessen, dagegen kommt auch chinesisches Sycee-Silber (in Klumpen oder Schuhen und mit einem Stempel versehen) vor und das G e w i ch t s-Verhältniß des mexikanischen Dollars zu 1 Tael Silber wird zu 0,717 angenommen, d. h. 1000 Dollars = 717 Tael. Die Differenz zwischen dem Feingehalt wird dabei noch besonders berechnet.

In Kanton besteht noch die Unsitte, alle Dollars, welche der Shroff einnimmt, mit einem Stempel zu versehen (ein chinesischer Buchstabe wird eingehauen); auf diese Art verliert der Dollar nicht allein bald das Gepräge, sondern auch viel an Gewicht. Im Kleinverkehre bedient man sich beim Mangel jeder

silbernen Scheidemünze des Dollar-Silbers, welches in beliebige Stückchen gehackt und gebrochen wird. Mit einer feinen Wage ist jeder Kleinhändler versehen und so werden die kleinen Einkäufe und die Ausgleichungen mit Gewichtspartikelchen von Silber bestritten. In Kanton sieht man verhältnißmäßig wenig Kupfer-Cash, welche im Norden die ausschließliche Münze für den Kleinverkehr der Chinesen bilden. Geprägte ½ und ¼ Dollars sind auch in Kanton und Hongkong sehr selten, und man behilft sich in der eben angedeuteten Weise.

Da die europäischen Schiffe ihres Tiefganges wegen nicht bis zur Stadt Kanton hinaufgehen können, liegen sie alle etwa zwei Stunden unterhalb, in Whampoa, vor Anker. Das Zollhaus hat sein Haupt-Office in Whampoa, dort werden alle ankommende Waaren und alle zu verschiffenden Produkte ꝛc. verzollt, und erstere in chinesischen Booten in die Magazine von Honam gebracht. Whampoa selbst ist nur der Hafen von Kanton und hat außer wenigen ship-chandler-stores gar kein Geschäft. Alle Produkten-Abladungen von Thee, Zucker, Cassia lignea und anderen Droguen, Seide ꝛc. geschehen in Whampoa, wo die meistenf eefahrenden Nationen Vize-Konsulate unterhalten, damit die Expedition der Schiffe ohne Aufenthalt direkt von Whampoa geschehen kann. Dieses gewährt durch die zahlreichen, im Strome ankernden Fahrzeuge einen belebten Anblick; es befinden sich dort mehrere große Docks, und da die Matrosen von Kauffahrern nicht nach Kanton kommen dürfen, konzentrirt sich hier das Leben und Treiben der Schiffsbemannung.

Für die Zölle ist auch in Whampoa, resp. in Kanton, der Tarif in Gültigkeit, welcher mit den letzten englisch-französischen Verträgen publizirt wurde und dem für Importe eine Besteuerung von buchstäblich 5% zu Grunde gelegt ist. Die Nähe zweier Freihäfen (Makao und Hongkong) dicht an der Mündung des Perlflusses giebt natürlich zu manchem Schmuggel Anlaß und Versuchung, dem auch die neue Verwaltung nicht zu steuern vermag. Die Küste des Festlandes, die zahllosen Inseln und die Ufer des Perl- oder Kantonflusses bis Whampoa hinauf bieten Versteckplätze genug, und namentlich werthvolle Artikel, wie Uhren, Tuche, Opium ꝛc., werden auf solchen Umwegen in's Land geschafft.

Die Verbindung zwischen Kanton und Hongkong, deren wir schon oben gedachten (eine Entfernung von ca. 80 englischen Meilen), wurde früher täglich und regelmäßig durch zwei große amerikanische Flußdampfer unterhalten, von denen jetzt einer den Yangtse-kiang befährt; doch wird die tägliche Verbindung bald wieder hergestellt sein. Der Verkehr zwischen beiden Städten ist sehr lebhaft, europäische und sehr zahlreiche chinesische Passagiere (täglich 1—200), sowie der Transport von Waaren geben eine so reiche Einnahme, daß beide Dampfer sich schon frei gefahren haben. Außer dieser Linie gehen ab und zu noch zwei kleinere Dampfer, welche sich im Besitze von Chinesen befinden. — Zwischen Kanton und Makao läuft ebenfalls regelmäßig ein Dampfer; die Entfernung ist die gleiche wie nach Hongkong und wird in ca. acht Stunden zurückgelegt. Auch hier ist der chinesische Passagierverkehr lebhaft. Von Makao geht ein anderer Dampfer einen Tag um den andern nach Hongkong, eine Reise, die in vier Stunden zurückgelegt ist. Alle diese Linien werden von Privaten unterhalten und machen sich bei den vielfachen Beziehungen der Plätze unter einander gut bezahlt.

Es bleibt mir noch übrig, etwas näher die Zollverhältnisse und das neue Verwaltungssystem in's Auge zu fassen, da dieser Gegenstand von außerordentlicher Wichtigkeit für den Handel in China ist, tief in seine bedeutendsten Interessen eingreift und ganz besonders in Kanton zu den lautesten Klagen Veranlassung giebt. — Ebenso wurde die Entfaltung des Verkehrs in den neu eröffneten Häfen empfindlich von den Folgen der Zollerhebung durch Fremde behindert. So stockte eine Zeit lang der Handel in Tientsin ganz, weil die Handhabung der Douane durch englische Angestellte mit manchen Vexationen gepaart war, und weil die dortigen Mandarinen die ihnen benommenen Einkünfte durch andere willkürliche Auflagen auf die fremden Waaren zu ersetzen suchten. Man muß die Eigenthümlichkeit der chinesischen Zustände kennen, um den Zusammenhang dieser Dinge erklärlich zu finden, die auf den ersten Blick so viel Widersprechendes in sich zu schließen scheinen.

Ich will versuchen, die Sachlage in Kurzem darzuthun.

Ich habe schon auf das in früheren Jahren von den chinesischen Behörden in Kanton gehandhabte System der willkürlichen Erhebung von Steuern auf alle Waaren des Ein- und Ausfuhrhandels mit den Europäern hingewiesen, und so unzufrieden man auch mit der jetzigen Einrichtung sein mag, so wird man jene Zeit des Monopols doch schwerlich zurückwünschen. Die Ausdehnung der in Schanghai eingeführten Handhabung des Zollwesens durch englische Hände, auf alle durch die Verträge jetzt offenen Häfen, ist Lord Elgin's Werk. Man wirft ihm nun vor, durch dieses Abkommen den ihm von London gewordenen Instruktionen entgegengehandelt und die Einrichtung nur darum in's Leben gerufen zu haben, um seinen und seines Bruders — des jetzigen Ministers in Peking — Günstlingen auf eine wohlfeile Art zu einträglichen Stellen im Dienste des Kaisers von China zu verhelfen.

Da die Ernennungen zu diesen Aemtern nicht von England aus erfolgen, sondern die Angelegenheiten der Zollhausverwaltung direkt oder indirekt der Entscheidung des Sir Bruce anheimgegeben sind, so läßt sich nicht leugnen, daß die Klagen in den äußeren Verhältnissen einen gewissen Anhaltepunkt finden.

Viele der Beamten im Dienste des Zollwesens haben keine Ahnung von der ihnen gewordenen Stellung, die meisten kamen von England und kennen die so ganz eigenthümlichen chinesischen Verhältnisse gar nicht, und so ist es kaum befremdend, wenn die Leute nach allen Seiten hin Anstoß geben. — Manche ersetzen den Mangel an geschäftlicher Routine durch Rücksichtslosigkeit und einseitiges Festhalten am Buchstaben, und so sind zum Nachtheil der Handeltreibenden um unerheblicher Irrthümer willen bedeutende Konfiskationen und Strafen verhängt worden, — Dinge, welche den Beamten vielleicht zur Ehre gereichen, die man aber bei der chinesischen Verwaltung nie gekannt hat, oder deren Ausgleichung doch ohne große Nachtheile möglich war.

Diese Schattenseiten des Systems, so weit ich sie bis jetzt dargestellt, würden im Ganzen nicht so schwer in die Wagschale fallen, wenn durch die jetzige Verwaltung wirklich die Absicht der betreffenden Vertragsbestimmungen erreicht worden wäre, und so lange China das jetzige China ist, werden die darauf zielenden Bestrebungen auch illusorisch bleiben. Man wollte bekanntlich dafür sorgen, daß auf alle Waaren nur der tarifmäßige Zoll erhoben würde, und verhindern,

daß noch andere Abgaben den Verkehr beschwerten. Den Tarif-Stipulationen gemäß sollen alle Güter, worauf der Zoll im Einfuhrhafen entrichtet ist, ohne jede Transit-Abgabe oder Besteuerung, unter welchem Namen es auch sein möge, in's Innere gehen oder nach anderen chinesischen Häfen wieder verladen werden können, ohne neuen Zöllen unterworfen zu sein.



Chinesisches Werthpapier.

Der wesentliche Nachtheil des neuen Systems beruht aber in der Thatsache, daß es außer Stande ist zu verhindern, daß die Mandarinen, allen Verträgen zum Trotz, die fremden Waaren mit Abgaben belegen, so daß sie jetzt in Wirklichkeit vielleicht höher besteuert werden, als wenn die Verzollung allein in den Händen der Mandarinen läge. — Die Klagen, welche über die englischen Beamten und ihr Verfahren laut werden, können und werden vielleicht im Laufe der

Zeit Abhülfe finden; Einsicht, Erfahrung und Billigkeit können an die Stelle der Unkenntniß und Rücksichtslosigkeit treten. Das zuletzt berührte Uebel ist aber ein unheilbares und keiner Ausrottung fähig. Es wäre thöricht, sich darüber einer Täuschung hinzugeben. Das System der Mandarinen, sich durch Abgaben und willkürliche Erpressungen im Lande zu bereichern, ist bekannt und in ganz China so allgemein, daß wol nur vereinzelte Ausnahmen vorkommen. Vielleicht sind die Beamten, wie dies in autokratischen Ländern von jeher oft der Fall gewesen, geradezu darauf angewiesen, sich selbst in dieser Weise bezahlt zu machen, ohne daß die Regierung dies je anzuerkennen brauchte.

Durch die Einsetzung der englischen Beamten in das chinesische Zollwesen sehen sich die Mandarinen nicht allein um jene Stellen, sondern auch um die Möglichkeit betrogen, in ihrer Weise, wie es früher geschehen, von den erhobenen Zöllen den Löwenantheil vorweg zu nehmen. Da durch Kriege und Rebellion die regulären Einkünfte des Staates ohnehin sehr geschmälert, und die Besoldungen knapp oder im Rückstand sind, so ist es möglich, daß die Beamten in ihrer Existenz ernstlich sich bedroht sehen, da sie von Peking nur wenig oder nichts empfangen. Was Wunder, wenn diese in ihren Interessen so empfindlich gekränkte Beamtenklasse nach Mitteln sucht, sich neue Einnahmequellen zu eröffnen?

Dasselbe System wird bei der Ausfuhr von Produkten angewendet und zwar hier um so ungenirter, weil es die Chinesen sind, welche die Ausfuhrzölle zu tragen haben; freilich wird die Vertheuerung auf die Waare geschlagen und der Fremde hat schließlich den Nachtheil. Im Innern des Landes erhebt man unter beliebigen Vorwänden und Namen Zölle auf die fremden Waaren, gleichviel, ob im Einfuhrzoll die vollen Abgaben entrichtet sind; auch Thee und Seide werden in dieser Weise mit Transitzöllen belegt. In den Häfen erpressen die chinesischen Beamten schwere Abgaben von den chinesischen Dschunken, weil sie von den europäischen Schiffen nicht mehr die früheren Einkünfte genießen, kurz die Mandarinen wissen Händler und Schiffseigner in raffinirter Weise zu pressen (zu squeezen).

Wer aber nur irgend die Verhältnisse dieses Landes kennt, weiß, daß die englischen Beamten in den Zollhäusern gegen das Bedrückungssystem der Mandarinen nichts vermögen.

Trifft dieses Uebel zunächst nur den chinesischen Kaufmann, so fällt die Wirkung doch indirekt auf den Handel der Europäer zurück. Der Versuch, ein junges Reis unserer europäischen Einrichtungen auf den alten verrotteten Stamm des chinesischen Mandarinenthums zu verpflanzen, ist nicht sehr glücklich gewesen, — so wie aber die Zustände des chinesischen Reiches einmal sind und zunächst schwerlich gebessert werden, scheint es unmöglich, eine Einrichtung zu schaffen, der nicht Etwas von den korrumpirten Verhältnissen des in staatlicher Auflösung begriffenen Reiches anhaften sollte.

Wenn ich die schönen Sommertage in einem abgelegenen, von der fashionabeln Welt wenig besuchten Seebade an den Gestaden der Nord- oder Ostsee verlebte, meine nächste Umgebung würde gewiß reichlicheren Stoff zur Mittheilung bieten, als das schöne portugiesische Eiland Makao, wohin ich mich zur Erholung von den heißen Tagen meines Aufenthaltes in Hongkong und Kanton gewendet hatte.

Die Stille und sonntägliche Ruhe der Praya-granda, der großen Straße, welche den Halbkreis der anmuthigen Bucht umsäumt, wird nur dann und wann durch die Signalhörner aus dem nahen Fort oder durch das Lärmen und Drängen der armen Bootweiber unterbrochen, die in allen nur erdenklichen Lauten und Geberden sich bemühen, den vereinzelten Reisenden für ihr Boot zu gewinnen, der etwa mit dem Dampfboote nach Hongkong oder Kanton zu fahren gedenkt.

Im Innern der Stadt, in den engen Straßen, welche die Chinesen und die ärmeren Portugiesen bewohnen, geht es freilich lebhafter zu, aber auch dort zeigt sich Nichts von der ruhelosen, hastigen und drängenden Geschäftigkeit Hongkongs oder dem bunten und großartigen Leben und Treiben in den engen Straßen von Kanton.

Die gehetzten und übergeschäftigen Kaufleute Hongkongs finden in der reinen und frischen Luft, welche man auf dieser Insel einathmet, in der stillen und ländlichen Einsamkeit Makao's Erholung und Stärkung für die Anstrengungen und Erschöpfungen ihres Berufes und Lebens in dem heißen und lärmenden Hongkong. Der Unterschied in der Temperatur ist so bedeutend, daß man in Wahrheit freier aufathmet, Geist und Körper erfrischt und gehoben fühlt, wenn man, aus der englischen Metropole kommend, die köstliche Seeluft genießt und sich der kühlenden Brise erfreut.

Meine Gesundheit hatte zwar bis dahin den Anstrengungen der Reise und den klimatischen Einflüssen kräftig Widerstand geleistet; doch empfand ich die Wohlthat einer kühleren und gesunderen Temperatur zu sehr, als daß ich nicht leicht mich entschlossen hätte, nachdem ich in Hongkong und Kanton einige Wochen verlebt, zunächst in Makao mein Asyl bleibend aufzuschlagen, bis ich über die Ankunft der „Arcona" vom Norden her bestimmte Nachrichten empfangen würde. — Wenn ich vorhin andeutete, daß meine Umgebung wenig Anregung zur Mittheilung böte, so galt dieses zunächst nur der Gegenwart. Von der vergangenen Größe, von der geschwundenen Bedeutung Makao's ließe sich Manches berichten, und die zahlreichen stattlichen Kirchen, die theilweise verlassenen Forts, welche die Hügel in der Nähe der Stadt krönen und in die murmelnden Wellen zu ihren Füßen niederschauen, wie die Burgen in unsern herrlichen Rhein, könnten von den Zeiten erzählen, da Portugal die stolze Beherrscherin dieser Meere war und seine kühnen Seefahrer bis zu dem fernen, unbekannten Nipon (dem heutigen Japan) vordrangen.

Auch diese Länder haben ihre Romantik, und gerade Makao ist die einzige Kolonie in den chinesischen Meeren, die sich einer geschichtlichen Vergangenheit rühmen kann.

Nach langer Ungewißheit erreichten mich in Makao die ersten Nachrichten von der in Tientsin weilenden Gesandtschaft; sie lauteten erfreulich, denn der

Abschluß des Vertrages schien gesichert, aber die Abreise der „Arcona" aus dem Norden stand noch in weiter Ferne.

Fast bereute ich nun, mich überhaupt von der übrigen Gesellschaft in Tientsin getrennt zu haben, denn so viel hatte ich schon zur Genüge erfahren, daß die Reise in diesen Ländern von Hafen zu Hafen, allein und auf die Existenz in schlechten Hôtels angewiesen, in der heißesten Jahreszeit, wo die schwache Flamme der Geselligkeit in den verschiedenen Städten nahezu erloschen ist, große Schattenseiten hatte. Dachte ich dann freilich an die Gefährten, welche in Tientsin noch immer in Geduld auf den endlichen Ausgang der Unterhandlungen warteten, vergegenwärtigte ich mir diesen Platz mit seiner glühenden Hitze, seinen engen, schmutzigen Straßen, seinen wüstenähnlichen Staubstürmen, — oder versetzte ich mich endlich in Gedanken in den Kreis der Offiziere an Bord der „Arcona", die, auf der Rhede von Taku im Angesicht der sandigen, glühenden Ufer ankernd, bei der Einförmigkeit des Schiffslebens gewiß Tage und Stunden bis zur Abfahrt zählten, dann glaubte ich mich nicht zur Klage berechtigt.

Für mich war inzwischen guter Rath theuer. Nach dem Norden zurückzukehren, hätte keinen rechten Sinn und nur den Vortheil gehabt, mich der Gesandtschaft wieder anzuschließen, — aber eine Reise von Hongkong nach Tientsin mochte ich doch nicht unternehmen, ohne mir davon für meine Zwecke irgend einen Nutzen zu versprechen, und was sollte ich im Norden auf's Neue suchen? In Hongkong, Kanton und Makao mochte ich um keinen Preis auf's Ungewisse bleiben; ich hatte gesehen, erfahren und besprochen, was ich in meiner Lage zu beobachten und zu lernen wünschen mochte, und der Aufenthalt in diesen Plätzen ist nur dann dauernd zu ertragen, wenn Beruf und Pflicht dazu zwingen; aus freien Stücken bleibt Niemand länger, als von der Nothwendigkeit geboten ist.

Den Gedanken, mich ganz von der übrigen Gesandtschaft zu trennen, konnte ich aus mancherlei Gründen nicht ernstlich in Erwägung ziehen; ich mußte mich also wohl oder übel zu einem Ausfluge entschließen.

Mir blieb die Wahl, ob ich nach den Philippinen mich wenden oder gleich weiter nach Java reisen wollte, und um die Angelegenheit mit einem Manne von Einsicht, unserm Landsmanne Herrn v. Carlowitz in Kanton, zu besprechen, beschloß ich zunächst von Makao aus nochmals den Perlfluß hinauf nach Kanton zu fahren und jedenfalls so zeitig von dort nach Hongkong zurückzukehren, um nach Eintreffen der nächsten Post den Weg einschlagen zu können, für den ich mich entschieden haben würde.

Mein Stillleben in dem freundlichen Makao nahte nun mit raschen Schritten seinem Ende. In Begleitung der zwei Landsleute, welche ich dort getroffen, hatte ich schon früher die hübschesten Punkte der Insel besucht, hier und dort eines der Forts erklettert, welche die verschiedenen Hügel um die Stadt krönen, — bei unseren abendlichen Spaziergängen war das kleine Gebiet bald durchstreift. In der Stadt selbst fehlte es nicht an massiven, alterthümlich ausschauenden Kirchen und Klöstern, — leider waren aber alle Pforten verschlossen, und auch die Kirchen, die sonst in allen katholischen Ländern zu jeder Zeit zugänglich sind, waren es während der ganzen Woche nicht. So gern ich mich auch in den alten Bauwerken umgesehen hätte, so mußte ich doch darauf verzichten; wahrscheinlich ist ein Theil der Kirchen gar nicht mehr in beständigem Gebrauch.



Felsentempel in Makao.

Es wird vielleicht nur am Tage des Schutzheiligen eine Messe gelesen. An einem Sonntagmorgen trat ich in das Innere der großen sogenannten Kathedrale; die Messe war schon beendigt, das große Gebäude leer bis auf einen alten Chinesen, der in einem Seitengange eifrig seine Andacht verrichtete.

Die Ausschmückung der Kirche mit Oelgemälden und Schnitzwerk war unbedeutend und ohne Geschmack ausgeführt, doch war Alles sauber und hell gehalten und machte im Halbdunkel des durch Vorhänge gedämpften Tageslichtes einen freundlichen Eindruck. Es blieben aber noch einige Sehenswürdigkeiten Makao's übrig. Es sind dies das Grab und Denkmal des vor 300 Jahren verstorbenen Dichters Camoëns, beide in einem weitläufigen Garten belegen, der einstens dem großen Dichter zum Lieblingsaufenthalte gedient hatte. — An einem klaren Morgen, wo die Sonne nach endlosen Regentagen wieder mit voller Glut auf den Boden brannte, ließen wir uns in Tragsesseln nach dem erwähnten Heiligthume der Poesie hintragen. Unterwegs fiel unser Blick auf eine seltsame Ruine, und wir machten Halt, um dieses in seinem Verfall noch schöne Bauwerk in Augenschein zu nehmen. Eine lange Reihe von Stufen führte zu einer Anhöhe, von der man eine lohnende Aussicht über die Stadt, den Hafen und das nahe Festland genoß. Auf dem Hügel selbst standen wir vor einer hohen Façade, die, mit reicher Steinhauerarbeit verziert, stolz in die blaue Luft hinaufragte. Sie erinnerte an die Façade des Heidelberger Schlosses, denn auch hier war die Vorderwand das Einzige, was von dem ursprünglichen Bauwerke übrig geblieben war. Wir traten durch die nur angelehnten Thore ein und befanden uns im Innern eines kleinen Gartens — wenigstens wucherten Strauchwerk und Blumen in üppiger Fülle —, der auf allen Seiten von einem halb offenen Gange umgeben war. Jetzt erst gewahrten wir, daß wir uns im Innern eines portugiesischen Begräbnißplatzes befanden. Die Wände der Gänge enthielten Nischen, in welche man die Särge hineinstellt; eine große Platte verschloß die Nische und zeigte den Namen Dessen, der hier eingemauert der einstigen Auferstehung harrte. Doch war auch der Boden der Säulengänge zu Grabgewölben benutzt. Jetzt war das Ganze sichtlich, wenn auch erst seit wenigen Jahren, außer Gebrauch; hier und da lagen die Säulen der Gänge in den kleinen Hofraum gestürzt, von wuchernden Schlingpflanzen überzogen. Der hohen Façade gegenüber lag eine kleine Rotunde, die als Kapelle gedient haben mochte; jetzt waren die Wände kahl und jedes Schmuckes beraubt.

Nachdem wir diese eigenthümliche Ruhestätte verlassen, gelangten wir bald bei dem eigentlichen Ziele unserer Wanderung — wenn ich die Transportirung in Tragstühlen so nennen darf —, vor dem Camoëns-Garten an. Wir trugen unsere Namen in das uns vorgelegte Fremdenbuch ein (der Garten ist im Besitze einer portugiesischen Familie und nicht ohne Weiteres Jedermann zugänglich) und traten dann in die schattigen Laubgänge des nach altem Geschmack angelegten Gartens.

Alle Verzierungen, welche einst von sinnigen Händen hier und da in Gestalt von Kiosks, Ruhebänken, Statuen 2c. angebracht waren, zeigten die Spuren der Vergänglichkeit, — in um so verschwenderischer Fülle hatte dagegen

die Natur das Ihrige zur Verschönerung des Platzes gethan, auf welchem der gefeierte Dichter dereinst gewandelt. Die Bäume zeigten zum großen Theil wunderbare Gestalten und hielten mit riesigen Wurzeln die granitnen Felsblöcke umschlungen; die Wege waren vom dichtesten Laubwerke beschattet, Alles lauschig, kühl, und auch die Einsamkeit hätte der Dichter noch heute gefunden, wenn er wieder in den alten Gängen umherwandeln könnte.

Man zeigte ein kleines, thurmähnliches Häuschen mit einer weiten Fernsicht über das Meer, wo Camoëns am liebsten gedichtet habe; dann besuchten wir sein Grab in einer Felsengrotte, in welcher auch eine Büste des Dichters und eine Gedenktafel aufgestellt sind.

Es ist bekannt, daß Camoëns von den Portugiesen als einer ihrer bedeutendsten Dichter gefeiert wird. Die Gedenktafel, welche ein französischer Verehrer ihm widmet, belehrte mich, daß der Dichter vom Vaterlande verbannt leben mußte und in Makao gegen das Ende des 15. Jahrhunderts starb. Ein französischer Dichter besang Camoëns als einen Leidensgenossen; auch er lebte aus seiner Heimat verbannt in der Fremde.

Einer der letzten Tage meines Aufenthaltes in Makao war noch zum Besuche der ringing rocks oder „klingenden Felsen“ bestimmt.

Um zu dieser Naturseltenheit zu gelangen, mußten wir in Booten nach einer nahe liegenden Insel fahren und dort eine gute Strecke in's Innere wandern. Der Weg führte zwischen Reisfeldern einen Bach entlang, welcher mehrere Mühlen trieb, deren Räder munter ihr Tagewerk verrichteten. Wir gelangten in ein weites Thal, das, soweit das Auge reichte, mit schwarzen, porösen Felsblöcken besäet erschien. Tropischer Regen und Sonnenglut hatten nicht vermocht, so viel von den harten Felsen zu verwittern, daß eine Vegetation hätte aufkommen können. Kahl und schwarz lag das Felsenmeer vor uns, wie es wahrscheinlich vor Jahrtausenden aus den großen Umwälzungen des Erdkörpers hervorgegangen war. Einer meiner Begleiter kletterte voraus und fand unter den Felsen auch jene, welche beim Anschlagen mit einem Steine einen hellen Klang von sich gaben, ähnlich dem, welchen man beim Anschlagen einer großen Porzellanvase hören würde. Der Klang an und für sich hatte nichts Wunderbares, und ich möchte die Felsen nicht mit dem Nimbus umhüllen, welcher die Memnonssäule in Theben umgiebt.

Der Rückweg führte uns an den „chinesischen Felsentempeln“ vorüber, einer Anzahl Tempelgebäude, die, amphitheatralisch in den natürlichen Felsen hineingehauen, einen der hübschesten Punkte des inneren Hafens von Makao bilden.

Wenige Tage darnach verließ ich das anmuthige Makao, um, wie oben erwähnt, nach Kanton zurückzukehren und dort über meine weiteren Schritte mit Herrn v. Carlowitz mich zu berathen.

Nach mehrfacher Erwägung des Für und Wider faßte ich den Entschluß, nach Manila zu reisen; um mich nicht allzu weit von der Gesandtschaft zu entfernen, war der Gedanke, direkt nach Java zu gehen, aufgegeben worden; von Manila aus konnte ich nöthigenfalls wieder nach Hongkong zurückkehren, wenn der Gesandte darauf verzichtete, mit der „Arcona“ selbst die Philippinen zu besuchen.

Zum zweiten Male verließ ich Kanton und nahm Abschied von meinem liebenswürdigen Wirthe, dem ich in Wahrheit vielen Dank schulde, und fuhr

nach Hongkong hinab. Nicht gering war mein Erstaunen, als ich bei meiner Ankunft daselbst vernahm, daß vor wenigen Stunden die europäische Mail bereits eingelaufen sei.

Der spanische Steamer nach Manila pflegt 24 Stunden nach Eintreffen der Post aus Europa abzureisen. Ich bedurfte vor Allem der Passage, eines spanischen Passes, hatte in Hongkong noch Verschiedenes zu ordnen — und wenn das Alles in 24 Stunden geschehen und ich mich eingeschifft haben sollte, dann mußten Wunder der Schnelligkeit verrichtet werden.

Zu meiner Beruhigung hörte ich indeß, daß der betreffende spanische Steamer noch gar nicht im Hafen sei, sondern in Whampoa zur Reparatur liege. Nun konnte ich Nichts thun, sondern mußte zunächst abwarten, bis der Dampfer ankomme, weil dann in der Regel die demnächstige Abfahrt der Geschäftswelt durch Cirkular bekannt gemacht wird.

Den Abend brachte ich in einem deutschen Hause zu, und dort hieß es plötzlich, der spanische Dampfer sei noch im Laufe des Abends im Hafen eingetroffen; ich wurde wieder unruhig und bat, man möge bei dem Agenten der spanischen Postschiffe anfragen, wie es mit der Abfahrt stehe, ob Passagiere mitgehen könnten 2c. Es war schon zu später Stunde, und ich hoffte kaum noch, daß eine Antwort eintreffen werde, als just in dem Augenblicke, da ich mich verabschiedete, das Billet mit der Rückantwort eintraf, der Dampfer sei schon expedirt, er verlasse am andern Morgen früh den Hafen und nehme weder Passagiere noch Güter mit.

Da lagen nun alle meine Pläne in Scherben; zu thun war unter solchen Umständen Nichts, denn in der Nacht konnte ich doch Nichts versuchen, um diese kategorische Verneinung zu mildern. Ich mußte mich in mein Schicksal ergeben und sah die trostlose Aussicht vor mir, noch Wochen in Hongkong leben und mich sterblich langweilen zu müssen, oder mit der nächsten Post über Singapore nach Batavia zu reisen.

Am folgenden Morgen wurde mir durch Zufall bekannt, daß ein französisches Kriegsschiff „La Marne" in wenigen Tagen über Manila nach Saigun (Cochinchina) abgehen werde. Mein Entschluß war bald gefaßt, zu versuchen, ob ich auf diese Weise nach den Philippinen gelangen könne.

Ich besprach die Sache mit einem befreundeten Herrn, der nicht zweifelte, daß man mir erlauben werde, mit der „Marne" zu reisen, und so fuhr ich denn an Bord des gedachten Schiffes, eines großen Truppen-Transport-Dampfers, der weit draußen im Hafen vor Anker lag.

Der Kommandant der „Marne", Baron de Fraicinet, empfing mich mit all' der Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit, die einen so hervorragenden Zug im Charakter der gebildeten Franzosen ausmacht, und auf meine ihm ausgesprochene Bitte, mir die Ueberfahrt auf seinem Schiffe zu gestatten, bedauerte er nur, mir an Bord der „Marne" wenig Komfort in Aussicht stellen zu können, bot mir seine Tafel an und versprach, Alles zu thun, um mir den Aufenthalt erträglich zu machen.

Mir war damit ein Stein vom Herzen; dankbar nahm ich die so zuvorkommend gebotene Gastfreundlichkeit an und kehrte nach Hongkong zurück, um die nöthigen Vorkehrungen zur Abreise zu treffen, denn am folgenden Montag

Abend sollte ich mich an Bord einfinden. Zur festgesetzten Zeit begab ich mich mit meinem Gepäck an Bord und war glücklich, Hongkong den Rücken kehren zu können. Am folgenden Morgen lichteten wir die Anker und dampften durch den engen Paß, die Ly-e-moon, nach Süden zu.

Nach einem Aufenthalte von nahezu sechs Monaten verließ ich das chinesische Reich mit dem Gedanken, daß ich den Fuß nicht wieder auf chinesischen Boden setzen würde. Auf Luzon wollte ich die Gesandtschaft erwarten, um von da an Bord der „Arcona" die Fahrt nach den Sunda-Inseln oder nach Siam fortzusetzen.

Die Verhältnisse haben mich zwar später dennoch genöthigt, Hongkong noch einmal zu berühren, es geschah aber nur vorübergehend. Es sei mir darum schon an dieser Stelle erlaubt, die Skizzen, welche ich über China geben konnte, abzuschließen.

Wie viele und widersprechende Urtheile sind nicht im Laufe der Jahrhunderte seit Marco Polo's wunderbarem Reiseberichte bis auf unsere Tage über dieses größte Reich der Erde gefällt worden!

Gegenwärtig sind die gegenseitigen Berührungen häufiger geworden, Photographien und geistige Darstellungen des Landes und seiner Bewohner lassen allmälig die seltsamen Begriffe zurücktreten, welche man mit dem Gedanken an China zu verbinden pflegte. Viele bizarre Vorstellungen über China sind aus dem Umstande hervorgegangen, daß die Berichte mit Vorliebe auf solchen Aeußerlichkeiten verweilten, welche uns in den Chinesen die geraden Gegenfüßler unserer Sitten und Gewohnheiten erkennen ließen.

Man vergißt nur zu leicht, daß jene Dinge doch immer nur unwesentliche Aeußerlichkeiten sind. Das Uebereinstimmende oder doch Aehnliche im staatlichen oder häuslichen Dasein jenes Volkes, in seiner Denkweise und seinen Empfindungen, seine intellektuellen Fähigkeiten wie seine sittlichen Anschauungen, das Alles zusammengenommen würde erst das Bild ergänzen. Diese Dinge blieben aber bei der Abgeschlossenheit des unermeßlichen Reiches schwer erkennbar, oder sie waren nicht pikant genug und fehlten daher in den Schilderungen früherer Reisenden.

Endlich sträubt sich auch noch heute der europäische Dünkel, die selbstständige Berechtigung einer Kultur anzuerkennen, die, unabhängig von europäischem Einfluß, aus sich selbst heraus Großes und Bewunderungswerthes geleistet hat, und wenn man auch zugiebt, daß der Kompaß und das Schießpulver in China erfunden waren, als noch die Nacht mittelalterlicher Barbarei auf Europa lagerte, so wird die unbequeme Erscheinung doch rasch mit der Behauptung abgefertigt, daß die chinesische Kultur stille stehe und jeder Fortentwickelung unfähig sei.

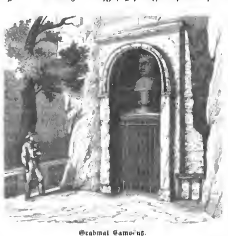
Wie viel Wahres dieser Satz auch enthalten mag, man spricht ihn gemeiniglich aus, ohne ihn begründen zu können. Europa wird dagegen im Laufe der Jahrhunderte gezwungen sein, auf China in seinen politischen Kombinationen in ähnlicher Weise Rücksicht zu nehmen, wie das heute mit Amerika geschehen muß. Ein Land, das von 360 Millionen civilisirter Menschen bewohnt ist, kann nicht dauernd ohne einen mächtigen Einfluß auf die Geschicke Europa's bleiben, es wird mitbestimmend eingreifen in den Gang der Weltgeschichte und jetzt, da die lange geschlossenen Pforten einmal geöffnet sind, da eine mächtige Umwälzung das Reich in seinen Grundvesten erschüttert, da endlich der Telegraph und die

Eisenschienen den Erdball umspannen und die Völker näher zusammenführen, jetzt ist die Zeit vielleicht nicht ferne, wo das chinesische Volk aus seiner Jahrtausende alten Isolirung heraustritt.

Auch wenn mein Aufenthalt in China nach eben so viel Jahren wie nach Monaten zählte, würde ich mich der Aufgabe nicht gewachsen fühlen, ein vollständiges Bild des chinesisches Volkes zu entwerfen, eine solche Darstellung kann sich nur mosaikartig aus den einzelnen Zügen des Lebens und der Denkweise, aus der Geschichte und aus der Literatur des chinesischen Volkes zusammenstellen, und auch dann wird es nur möglich sein, in Umrissen sich ein Urtheil zu bilden.

Es wäre thöricht vorauszusetzen, daß, bei der ungeheuren Ausdehnung des Reiches, die Kultur der verschiedenen Stämme in Nord und Süd die gleiche sei, und daß man in Einem Chinesen den Typus aller Uebrigen kennen gelernt habe.

Wol ist es eine Eigenthümlichkeit des chinesischen Reiches, daß gewisse Anschauungen, Einrichtungen und Sitten der Bevölkerung des ganzen großen Reiches, dessen Beherrscher in Peking thront, gemeinsam sind, so zum Beispiel Schnitt der Kleidung, der geflochtene Zopf, die Schriftzeichen u. s. f.; daneben bestehen aber in den einzelnen Provinzen besondere Eigenthümlichkeiten fort, und es wäre ebenso ungerecht, wollte man die Laster, mit welchen einzelne Klassen in den südlichen Hauptstädten sich beflecken, der ganzen Nation anrechnen, wie es eine Täuschung wäre, wenn man die von guten und wohlwollenden Sentenzen, von strengster Moral und christlicher Liebe athmenden Schriften, an denen die chinesische Literatur so reich ist, als den Spiegel der Zeit und den Maßstab einer im Volke lebenden sittlichen Ueberzeugung hinstellen wollte. Aus tausend Widersprüchen setzt sich das Dasein und der Charakter eines Volkes zusammen, das sicher nicht die höchste Stufe der Kultur erreicht hat, aber doch jedenfalls, im Großen und Ganzen aufgefaßt, besser ist als sein Ruf in Europa.



Grabmal Camoëns.



Ansicht von Manila.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Philippinen.

Manila und die Manilesen.

An Bord der „Marne." — Einfahrt in die Bai von Manila. — Lage der Stadt und Festung. — Das tägliche Leben. — Physiognomie der Stadt. — Weg nach Santa-Anna. — Tropische Nächte. — San Fernando. — Das Innere der Häuser. — Die Kirchen und Klöster. — Prozessionen und Kirchenfeste. — Kirchliches Leben. — Begräbnisse. — Das Abendgebet.

Die Fahrt von der chinesischen Küste zu der Inselgruppe der Philippinen war so günstig, wie es nur gewünscht werden konnte; Wind und Wogen waren uns zu Willen und der Aufenthalt an Bord wurde durch Unterhaltung und Lektüre auf's Angenehmste verkürzt. Außer mir war noch ein französischer Artillerie-Oberst mit an der Tafel des Kommandanten, der, vom Peiho kommend, nach Frankreich zurückzukehren wünschte. Selbst in diesen heißen Himmelsstrichen ist eine Fahrt auf dem Meere an Bord eines Dampfers auch bei Windstille immer erquickend, so lange man an Deck verweilen kann.

Der kurze Aufenthalt an Bord der „Marne" zählt zu den liebsten Erinnerungen meines Seelebens. Hatten wir am Tage leicht das tiefblaue Element durchfurcht, so boten die Nächte immer neuen Reiz. Wir beobachteten zahlreiche Meteore und ganze Heere von Sternschnuppen, auch ein Komet, blieben während der Fahrt am klaren Nachthimmel sichtbar.

Gegen Abend des 9. August fuhren wir in die Bai von Manila ein; die Sonne versank eben hinter schweren Gewitterwolken, die über den Bergen im Innern Luzons lagerten; nie habe ich ein reicheres Farbenspiel bewundert.

Die Dunkelheit fiel rasch ein und wir kamen in der Bucht nur so weit, daß wir die Lichter von Manila und dem gegenüberliegenden Cavita zu unterscheiden vermochten; wir gingen für diese Nacht zu Anker, um uns am folgenden Morgen der Stadt zu nähern.

Als ich am Sonnabend, den 10. August, früh an Deck kam, war dieses schon geschehen; wir ankerten circa zwei Seemeilen von der Mündung des Passigflusses und die Kirchen und Festungswerke von Manila lagen in scheinbar großer Entfernung, in Morgennebel halb verhüllt, vor meinen Blicken.

Der Kommandant hatte die Güte, mich in seinem Boote mit an's Land zu nehmen, wodurch mir alle Unannehmlichkeit der Gepäckvisitation an der Douane erspart ward.

Am linken Ufer des Flusses ist die eigentliche Stadt Manila, d. h. die Festung, erbaut, und die düsteren, verwitterten Mauerwerke zeigen, daß schon Jahrhunderte an ihnen vorübergegangen sind. In der Festung befinden sich der Palast des Gouverneurs, das Stadthaus, der erzbischöfliche Palast, zahlreiche, zum Theil bedeutende Kirchen und Klöster, die sogenannte Universität, die Post, das Zollhaus, kurz, alle öffentlichen Gebäude, und es wohnen in Manila fast ausschließlich die Offiziere, Beamten und alle zum Gouvernement gehörigen Personen. Die Straßen sind im Vergleich zu dem regen Leben und Treiben in den sogenannten Vorstädten, die aber viel eigentlicher das rechte Manila bilden, still und öde, wie das in der Nähe großer Gebäude und im Schatten alter Kirchen und Klöster kaum anders sein kann.*)

Erst in geräumiger Entfernung stromaufwärts folgen weitere Gebäude auf demselben Ufer; es sind dieses zunächst gleichfalls Kasernen, Tabaksfabriken und andere königliche Besitzungen, an welche sich dann einige Dörfer anschließen. Auf der Landseite ist die Festung außerhalb der Gräben von einer Art Anlage umgeben und von einer breiten Allee durchschnitten, die in der Richtung der Festung bis zum Meeresufer hinführt und am Flusse endigt. Diese prächtige Straße dient den Bewohnern von Manila bei gutem Wetter zur allabendlichen Korsofahrt. Auf der Kalzada — so heißt die Allee — ist das gewöhnliche Rendez-vous für alle Welt, die theils zu Pferde, meist aber in offenen, eleganten Equipagen, gegen Sonnenuntergang hier am Meeresstrande die kühle Abendluft und die frischen Seewinde genießt. Eine Spazierfahrt auf der Kalzada hat in der That schwerlich im Osten ihres Gleichen; überraschend ist die Zahl der Wagen und wenn von den 4000 Equipagen, welche man in Manila zählt, auch nur ein geringer Theil auf dem Korso zugleich erscheint, so ist es doch nichts Ungewöhnliches, Hunderte von Karrossen an sich vorüberfahren zu sehen. Elegante Toiletten, reiches Geschirr, galonirte Diener erhöhen den Glanz der Korsofahrten, und wenn die Militärmusiken — wie an allen Sonn- und Festtagen und jeden Donnerstag — im Freien spielen, während die vor-

*) Bekanntlich ist diese herrliche Besitzung Spaniens im Jahre 1863 durch ein fürchterliches Erdbeben in einen Trümmerhaufen verwandelt worden.

nehme Welt, sei es in ihre Karrossen gelehnt oder am Ufer auf- und abwandelnd, bald den rauschenden Klängen des Orchesters, bald den brandenden Flutwellen lauscht, ist die Scene so belebt und blendend, wie sie Europa vielleicht nicht zu bieten hat.

Von diesem Glanzpunkte Manila's sollte mir indeß zunächst noch Nichts zu Gesichte kommen; wir landeten in San Fernando am rechten Ufer; dort befinden sich die wenigen Gasthöfe, welche den ankommenden Fremden ein Asyl gewähren. Ich war zwar mit Empfehlungsbriefen an mehrere der in Manila ansässigen deutschen und schweizer Häuser versehen, zunächst mußte ich aber doch ein Unterkommen suchen, und war erfreut, in dem Besitzer der „Fonda", die man mir empfohlen, einen Deutschen zu begrüßen, der nach mancherlei Schicksalen und Lebenswegen sich angelegen sein ließ, einem Hôtel vorzustehen, nachdem er eine Zeit lang Dirigent der spanischen Regimentsmusikchöre in Manila gewesen war.

Nirgends erwartet den Fremden in einem Hôtel des fernen Ostens ein auf längeres Verweilen berechneter Komfort, was vielleicht deshalb um so leichter in's Auge fällt, weil die Europäer in ihren eigenen Wohnungen so viel Luxus und Bequemlichkeit entfalten.

Der Tisch in der erwähnten Fonda war erbärmlich, aber auch in den Häusern vieler Europäer steht die Küche auf keiner wesentlich höheren Stufe der Ausbildung; ein Huhn, eine gesalzene Zunge, Rindfleisch, ein Fisch und Früchte bilden die regelmäßigen Schüsseln, denen sämmtlich eine Hinneigung zu Knoblauch (dem Lieblingsgewürz der Spanier) nicht abzusprechen ist.

Während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes in Manila blieb ich in meinem ersten Asyl, das ich gefunden, und aus vielen Gründen grämte es mich nicht. Zwar war ich von meinen Landsleuten überall freundlich empfangen worden, als ich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft Besuche machte und die mitgebrachten Briefe übergab, und ich verkehrte mit Allen in der freundschaftlichsten Weise. Obschon das Anbieten einer Wohnung im eignen Hause im Osten nur ein geringes Opfer in sich schließt, da das gänze Leben auf einem andern Fuße eingerichtet ist und man in solchen Fällen das gegenseitige ungenirte laisser aller als stillschweigendes Uebereinkommen festhält, so hat mich doch auch Niemand in die Lage versetzt, eine solche Einladung auszuschlagen.

Ich weiß sehr wohl, daß der Fremde keinerlei Grund hat, ein solches Zuvorkommen zu beanspruchen; den wiederholten lauten Aeußerungen über die hier im Osten gehandhabte Gastfreundschaft gegenüber glaube ich aber doch darauf hinweisen zu dürfen, daß dieses nicht so ganz buchstäblich zu verstehen ist. Unter den Engländern überall und unter den Deutschen in Kanton, wie ich in dankbarer Erinnerung gerne erwähne, wird die Gastfreundschaft in dem vollen Sinne gehandhabt, daß der Fremde die Heimat wiederzufinden glaubt." Man giebt nicht zu, daß ein Landsmann anders als im Familienkreise lebe. Ich erwähne dieses, ohne allen Anflug einer Bitterkeit, aber der Ruf einer hervorragenden Gastlichkeit würde hier mit der Wirklichkeit nicht im Einklange stehen. Das tägliche Leben in Manila bietet im Ganzen, wie überall in den Tropen, wenig Abwechslung dar; die Morgenstunden sind schon früh der Arbeit gewidmet, wie sie der verschiedene Beruf im Comptoir oder in den Bureaux der Beamtenwelt mit sich bringt. Gegen 10 Uhr wird das Frühstück eingenommen und

dann wieder gearbeitet. In den heißesten Stunden von 1 bis 3 Uhr ruht in der Regel aller Verkehr und das unruhige Drängen in den Straßen läßt merklich nach; Niemand, der es nicht dringend muß, verläßt die kühlen Räume des Hauses; die Straßen sind still und öde, und da um diese Zeit keine Käufer zu erwarten sind, schlafen die chinesischen Händler in ihren Läden, die schon mit Tagesanbruch geöffnet werden. Die ganze Stadt mit ihren 200,000 Einwohnern hält ihre Siesta mit offenen Augen, denn weder Comptoirs noch Bureaux oder Läden werden geschlossen. Bald nach 4 Uhr macht sich eine merkliche Erfrischung der Temperatur fühlbar, die Brise von der Seeseite erhebt sich und bringt einen belebenden Hauch in die von der Mittagsglut ermattete Stadt. Comptoirs und Bureaux werden geschlossen, die Wagen eilen durch die Straßen und die Trottoirs füllen sich mit einer geschäftigen, kauf- oder schaulustigen Menge. Gegen 6 Uhr werden die Arbeiter und Arbeiterinnen aus den großen königlichen Cigarrenfabriken entlassen, und diese tausend und aber tausend Menschen wandern in den verschiedenen Richtungen ihren Wohnungen zu, die meist in entfernteren Vorstädten und Dörfern außerhalb der Stadt sich befinden. Ist die Sonne gegen 6 bis halb 7 Uhr in das Meer hinabgesunken, dann beginnt erst das eigentliche gesellschaftliche Leben in Manila; da die Damenwelt am Tage nie Besuche empfängt, so bin ich außer Stande zu verrathen, in welcher Weise sie die sogenannten Arbeitsstunden des Tages zu verleben pflegt; das Hauswesen ruht auch hier wenig auf ihren Schultern, und so bliebe den Damen reichliche Muße zu allen schönen Künsten; ich weiß aber, wie gesagt, nicht, ob diese und Lektüre oder etwa Siesta und die nöthigen Arrangements für die Abendtoilette die Schönen von Manila vorzugsweise in Anspruch nehmen.

Um 5 Uhr oder wol auch später wird das Diner eingenommen und vor oder nach demselben die übliche Fahrt auf der Kalzada gemacht. Dort verweilt man bis zum völligen Einbruche der Nacht, an Musikabenden oder wenn Mondschein die Nächte erhellt, noch länger, um dann in der Stadt entweder Besuche zu empfangen oder zu erwiedern. In der kühleren Jahreszeit finden im Kasino von Zeit zu Zeit Bälle statt, auf denen die elegante Welt Manila's sich vereinigt; auch existirt ein spanisches Theater, auf welchem Vaudevilles &c. zur Aufführung kommen; doch scheint dasselbe mehr von Mestizen und Indern, als von den europäischen Spaniern und Fremden begünstigt zu sein.

So fließen die Tage für die europäische Bevölkerung in ermüdender Monotonie dahin; der „ewige Frühling" wird zur Last, denn mit Ausnahme der Regenzeit, in welcher bisweilen wochenlang der Himmel seine Schleußen geöffnet hat, kennt man keinen Unterschied der Jahreszeiten; man freut sich nicht auf einen kommenden Frühling oder auf die Genüsse, welche der Winter bringen könnte; ein Tag, eine Woche gleicht der andern auf's Haar, vielleicht mit dem Unterschiede, daß man im Mai mehr von der Hitze leidet als im Dezember; aber eine Aenderung der Lebensweise bedingt dieses nicht, selbst die Toilette bleibt Jahr aus Jahr ein dieselbe. Da bei der Außenwelt nur sehr wenig Berührung mit Manila besteht und Fremde seltene Zugvögel hier sind, so muß das gesellige Leben an einer Einförmigkeit und Stagnation leiden, gegen welche unser Kleinstädterthum wenigstens den Vortheil bietet, daß man ihm entfliehen und an anderen Orten Erholung vom ermüdenden Einerlei suchen kann.

Es fehlt dem Leben in den Tropen, selbst in einer Stadt wie Manila, die eine Universität, eine Akademie der Wissenschaften und andere ähnliche Institute hat, das Befruchtende, Anregende und Belebende, was in unserem europäischen Leben durch die Wissenschaft, Literatur, Politik, durch die großen bewegenden Leidenschaften, durch die geistige Richtung der Menschheit überhaupt hervorgerufen wird. Es giebt hier drei Zeitungen, aber keine Politik; die alleinseligmachende Kirche herrscht unumschränkt und läßt auch auf kirchlichem Gebiete keine Bewegung zu; es erscheinen Bücher, aber nur Lebensgeschichten der Heiligen; was soll ich gar von den Künsten sagen?



Das Innere einer tagalischen Wohnung in Manila.

Die Bildungsstufe der in Manila lebenden Spanier und der reichen Mestizen ist einem solchen Zustande analog, und es werden in dieser Beziehung seltene Dinge erzählt, die ich nicht wiederzugeben wage, weil ich selbst sie nicht verbürgen kann. Genug, die ganze Erziehung dieser zahlreichsten Klasse der höher gestellten Bevölkerung — von den eigentlichen Indiern abgesehen — ist auf ein wenig äußeren Firniß beschränkt; die Toilette, bei der Männer- und Frauenwelt, und die Form des äußeren Umganges, das ist Alles, und verträgt sich harmlos mit der tiefsten, unglaublichsten Unwissenheit.

Daß unter den hiesigen Spaniern auch höchst intelligente, tüchtige Männer sich befinden, namentlich in den hohen und wichtigen Stellen, ist unläugbar; die Mehrzahl aber zählt unter die Kategorie, die ich zuletzt erwähnte.

In den ersten Tagen meines Aufenthaltes lag die „Marne", mit der ich gekommen, noch im Hafen; die Offiziere vom Schiffe kamen häufig an's Land und wir debütirten gemeinsam auf der Kalzada oder in den verschiedenen Vorstädten Manila's. Nach und nach lernte ich die in Manila lebenden Landsleute sowie einige englische Familien kennen und brachte den Abend in der Regel im Kreise dieser Bekannten zu.

Am Tage nöthigte mich meine Aufgabe, hier oder dort Besuche zu machen, um mich über die Handelsverhältnisse Manila's zu unterrichten, oder auch zu gleichem Zwecke in Rosario, oder in der Escolta in den Magazinen der Chinesen umherzuwandern, während andere Tage der Korrespondenz, meinen Arbeiten und der Lektüre gewidmet blieben.

Bei gutem Wetter machte ich gegen Sonnenuntergang eine Spazierfahrt nach einem der zunächst liegenden Dörfer, wohin gut unterhaltene Wege führen. Ich zog diese dem Korso auf der Kalzada schon darum vor, weil sie durch eine üppige Vegetation und durch belebte Straßen führen, wo die Hütten der Indier aus dichtem Bananen- und Bambusgebüsch herauslugen, und weil dort bis spät in die Nacht ein lebendiges Treiben herrscht, an dem ich das Leben des Volkes recht unmittelbar beobachten konnte.

Namentlich der Weg nach Santa Anna ist lohnend, und es gewährt einen eigenen Genuß, in später Abendstunde etwa von Santa Anna nach Manila zurückzukehren. Der Himmel war in der Regel bewölkt, links liegt die Bai und man hörte ihre rauschenden Wogen, häufiges Wetterleuchten erhellte die nächtliche Scene. In den Hütten der Tagalen (Eingeborenen) ist überall Licht, die Leute lieben die Nacht und bleiben lange auf; aus den Häusern schallten Gesang und die Töne einer Harfe oder Guitarre, die Straße ist belebt und hier und da erblickt man Rembrandt'sche Gestalten um eine Fruchthändlerin gruppirt, gar seltsam vom Scheine einer Fackel beleuchtet.

Und während man in der lauen Nacht den Blick vielleicht von einer Wolkenschicht wendet, aus der von Zeit zu Zeit ferne Blitze hervorleuchten, ist man plötzlich von einem Schauspiele gefesselt, das wol nur die Tropenwelt in solcher Schönheit bietet. In der Krone eines mächtigen Baumes glitzern tausend und tausend Leuchtkäfer und geben das Bild einer Weihnachtstanne, deren Lichter in ewiger Bewegung sind. Die Thierchen lieben die bestimmte Gattung Bäume und erscheinen darum in so strahlender Fülle. — Im dämmernden Lichte der blitzerhellten Nacht kaum deutlich erkennbar, liegen zur rechten Hand die entfernten Gebirgszüge, wie schlafende Riesen, und erweckten in mir das Verlangen, um jeden Preis Etwas vom Innern eines Landes zu sehen, das hier in der Nähe der Stadt und in der flachen Ebene mich gewissermaßen nur ahnen ließ, welche Schönheiten die Natur dort mir bieten werde, wo erst ihr eigentliches Reich beginnt.

Doch lassen Sie mich nach dieser Abschweifung zu der Stadt selbst zurückkehren, denn es bleibt mir noch jener Theil zu beschreiben, der zwar offiziell nicht Manila heißt, aber das eigentliche Manila bildet.

Dieser am rechten Ufer des Passig in großer Ausdehnung sich ausbreitende Theil besteht aus einer Anzahl Kirchspiele, die meist Namen verschiedener

Kalenderheiligen tragen, wie San Miguel, San Fernando ꝛc., doch bilden alle ein zusammenhängendes großes Ganzes. Mit dem jenseitigen Ufer ist die Stadt durch eine steinerne Bogenbrücke und eine eiserne Kettenbrücke verbunden, und das Gedränge von Wagen und Menschen auf der ersteren, welche die Hauptverkehrsadern auf beiden Seiten des Flusses verbindet, ist unglaublich.

Die Straßen selbst sind breit, mit Trottoirs zu beiden Seiten versehen, alle Häuser zweistöckig; der untere Theil dient aber durchgängig nur zu Wagenremisen und zum Aufenthalte für die Dienerschaft, nie aber zur eigentlichen Wohnung; der zweite Stock ist immer von einer 3 bis 4 Fuß breiten Galerie umgeben, die häufig durch Säulen oder Pfeiler getragen wird und so einen bedeckten Gang längs der Wohnhäuser bildet.

Aus den inneren Gemächern des Hauses führt eine große, meist geöffnete Flügelthür nach der erwähnten Gallerie; in letzterer befinden sich die Fenster, zum Schieben eingerichtet, und außerdem Jalousien, gleichfalls seitwärts verschiebbar, um nach Belieben Licht und Luft einzulassen oder abzuhalten. Statt der Fensterscheiben dienen allgemein durchscheinende Muscheln, welche in schmalem Holzgitterwerk eingesetzt sind; das durchfallende Licht ist bei den großen Fenstern völlig hinreichend, nicht zu blendend, und die Scheiben halten die heftigen Regengüsse sowie die von Zeit zu Zeit vorkommenden leichteren Erdstöße sehr gut aus, sind also dem hiesigen Klima angemessener, als es unser Fensterglas sein könnte.

Die innere Einrichtung der Zimmer ist natürlich verschieden, je nach den Mitteln und der gesellschaftlichen Stellung der Bewohner. Der Fußboden besteht überall aus einem sehr festen, dunkeln Holze; Teppiche oder Matten kennt man nicht; die großen und hohen Räume erfordern am Abend eine glänzende Beleuchtung, und so bilden Kronleuchter und Lampen, von der Decke niederhängend oder die Wände schmückend, eine Hauptzierde der reicheren Wohnungen. Die Mitte des Zimmers nimmt ein großer Tisch ein; in den Ecken stehen kleinere mit chinesischen Vasen oder anderen Nippsachen, und vor der Flügelthür, welche auf die Gallerie öffnet, sind zwei Reihen Sessel in allen denkbaren Formen und Größen aufgestellt; auch einige Rohrsopha's, Causeusen u. s. w. finden sich im Salon zerstreut; Kupferstiche und hohe Spiegel nebst einem Piano vollenden die Ausschmückung dieser Empfangszimmer, deren Einrichtung übrigens im Vergleich zu dem in China herrschenden Luxus einfach zu nennen ist. In den Häusern der reichen Mestizen ist das Meublement zwar auch nach europäischem Schnitt, doch bilden dort, wie auch in vielen indischen Wohnungen, Heiligenbilder, Darstellungen aus der Leidensgeschichte als Gruppen unter Glasglocken, große Bouquets künstlicher Blumen in Porzellanvasen, ebenfalls unter Glasglocken, den Hauptzierrath.

Die Häuser sind äußerlich höchst unbedeutend; sie sind beworfen und weiß angestrichen, die Gallerie und Jalousien bisweilen blau; das Ganze macht keinen angenehmen Eindruck und sieht eher ärmlich als bedeutend aus. Ein großer Mangel ist der Umstand, daß kein einziges Haus in der Stadt von Grün umgeben ist; die Bauplätze in den lebhaftesten Straßen sind zu kostspielig, als daß man sich in der Stadt den Luxus eines Gartens erlauben dürfte. So kann man die freie Luft nur in den Häusern selbst genießen, und um einen

Spaziergang im Freien zu machen, muß man eine ziemliche Strecke vor die Stadt fahren, um dort in einem der zahlreichen Dörfer Etwas von der üppigen Vegetation zu schauen und einen schattigen Weg zu finden.

Eigentliche Spaziergänge giebt es in und um Manila nicht, denn die Kalzada gewährt keinen Schatten, und außerdem würde es der gute Ton nicht erlauben, sich zu Fuße dort sehen zu lassen, wo alle Welt nur in Karrossen und zu Pferde erscheint.

Dieser Mangel an Grün giebt der Stadt Manila etwas Oedes, Verbranntes und Trauriges; unendlich schöner ist z. B. der Anblick Hongkongs, in dessen belebtesten Straßen schattige Baumkronen sich wiegen, dessen prächtige Bauten aus dichtem Laubwerk und Gärten hervorblicken und das von schattigen Spaziergängen wie von einem grünen Kranze durchflochten ist! Und doch ist die Insel Hongkong ein nackter Felsenkegel, während Luzon allen Reichthum tropischer Pflanzenwelt in sich schließt.

Auch auf dieser Seite der Stadt fehlt es nicht an stattlichen Kirchen, wenngleich die ältesten und prächtigsten Bauten dieser Art sich innerhalb der Festungsmauern von Manila befinden. Die Ausschmückung ist durchgängig sehr reich, namentlich der Hochaltar, die Figuren der Heiligen u. s. w., doch ist Alles nach unserem Sinne geschmacklos und auf die kindliche Phantasie der Indier berechnet. Die katholische Kirche hat alle Ursache, auf eine Eroberung, wie die Philippinen, stolz zu sein; es giebt kein Land in der Welt, in welchem die Geistlichkeit unbeschränktere Macht über die Bevölkerung ausübt und in welchem dieselbe der Kirche und ihren Ceremonien inniger anhängt, als in dieser schönen Besitzung Spaniens. Das Vermögen einzelner Kirchen hier und in den Provinzen ist enorm; die Gewänder der Heiligen, welche bei den häufigen Prozessionen umhergetragen werden, starren von Gold, Juwelen und Perlen; der Bischof von Iloilo soll in seiner Bischofsmütze einen Diamanten tragen, der eine Königskrone werth wäre.

Zahlreich sind die Klöster und reich dotirt; Jesuiten, Franziskaner und andere Mönche genießen hier und auf dem Lande reiche Pfründen und üben auf ihre Beichtkinder einen solchen Einfluß, daß die Beamten der Regierung ohnmächtig sind, sobald die Geistlichkeit ihnen entgegenarbeitet.

Selbst in den abgelegensten Provinzen hat jedes Dorf eine stattliche Kirche. Zahlreiche Feste und Prozessionen, Bittgänge u. s. w., mit allem Pomp in's Werk gesetzt, fesseln die leichterregte Phantasie dieser gut gearteten Völker an die Kirche, und diese ist für sie der Mittelpunkt aller freudigen und ernsten Ereignisse des Lebens. Männer und Frauen sind der Kirche aufrichtig zugethan, nie steht dieselbe leer; viele Vorübergehende sah ich in die offenen Thüren eintreten, um ihr Gebet zu verrichten, und an besonderen Festtagen sind die großen Räume dicht gedrängt voll; Alles liegt auf den Knieen, die Frauen haben ihr Haupt mit einem Tuche schleierartig verhüllt, die ganze Kirche ist glänzend erleuchtet, der Hochaltar strahlt sein Gold und Silber in Hunderten von Kerzen wieder und das Ganze gewährt ein ebenso seltsames wie anziehendes Schauspiel.

Bei Prozessionen wird eine glänzende Pracht entfaltet, und was man mir von diesen Scenen während der Osterwoche erzählte, klingt fabelhaft. Natürlich

fehlt es dabei an Darstellungen der Leidensgeschichte nicht; Unverstand sowie eine ausschweifende Phantasie, verbunden mit den noch nicht ganz erloschenen Traditionen aus altheidnischer Zeit, bringen dabei die wunderlichsten Ausgeburten zu Wege.

Alle Festtage, deren es in diesem gutkatholischen Lande nicht wenige giebt, werden gefeiert, jede Kirche hat am Tage ihres Schutzpatrons wieder ihre besondere Festzeit, während welcher es nicht an Musik, Prozessionen und Lustbarkeiten aller Art fehlt. Die Kirchenmusik ist dieser heiteren Auffassung des kirchlichen Lebens angemessen, und es darf Einen nicht befremden, in der Messe oder bei einer Leichenfeier Walzer und italienische Opernarien zu hören.

Die Vorliebe für religiöse Ceremonien ist bei der indischen Bevölkerung so groß, daß es bis vor Kurzem Sitte war, die Leichen kleiner Kinder als Engel und Heilige, oder etwa als König David mit der Harfe zu schmücken, sie auf ein Pferd zu binden und im Triumphzuge durch die Straßen des Dorfes zu führen. Der Tod eines Kindes wird hier unter der indischen Bevölkerung nicht als ein Ereigniß betrachtet, über welches man große Betrübniß empfindet, nein, man freut sich, denn das verstorbene Kind wird gewissermaßen heilig, weil es ein Engel geworden. Die Geistlichkeit hat für nöthig erachtet, diese Ceremonien zu verbieten, doch kennzeichnen sie den Sinn und die Bildungsstufe der eingeborenen Christenheit mehr als manches Andere.

Wie es überhaupt mit dem Geiste der christlichen Lehre hier ausschaut, wo nahezu vier Millionen Menschen auf Christi Namen getauft sind, wie weit es mit der Erkenntniß gekommen und welchen sittlichen Einfluß die Kirche ausübt, — das sind zu ernste und tief eingehende Fragen, als daß ich deren Beantwortung an dieser Stelle auf mich nehmen möchte.

Soviel muß indessen anerkannt werden, daß das Volk sich bei der Religion, die es angenommen hat, glücklich fühlt, daß sie seinen Bedürfnissen und seinen Neigungen angemessen erscheint, so daß Jeder es für ein Unglück betrachten müßte, wenn durch Hinzutreten protestantischer Missionen der Friede von diesen glücklichen Inseln verscheucht würde.

In den ersten Tagen meines Aufenthaltes wanderte ich in Gesellschaft meines Reisegefährten, des französischen Artillerie-Obersten von der „Marne“, öfter in den Straßen umher, weil man nur so richtige und bleibende Eindrücke von einer neuen Umgebung in sich aufnimmt. Wir traten bei einer solchen Wanderung eines Morgens in eine der größeren Kirchen, kamen zwar zu der musikalischen Messe, um derenwillen wir uns auf den Weg gemacht hatten, zu spät, hatten aber zu unserem Ergötzen Gelegenheit, der Taufe von etwa zwei Dutzend jungen Weltbürgern beizuwohnen, an denen im Baptisterium diese heilige Handlung zu gleicher Zeit vollzogen wurde.

Die kleinen schwarzen Schreihälse waren alle sehr bunt und reich in farbige Seide gekleidet, sonst hatte aber die Scene mehr Komisches als Feierliches. Das Konzert von 24 Neugeborenen war fürchterlich, alle zappelten und schrieen aus vollen Kräften, die Anwesenden unterhielten sich, der Geistliche murmelte seine Sprüche und nahm nach der Reihe an den kleinen Geschöpfen die verschiedenen

Ceremonien vor; die Chorknaben zankten sich und geriethen mit anderen, welche sie zur Ordnung verweisen wollten, in Händel; kurz, der Lärm war groß und wir warteten nicht ab, bis alle die 24 jungen Seelen in den Schooß der Kirche aufgenommen waren, sondern wandten unsere Schritte dem Ausgange zu.

Hier bot sich unseren Blicken unerwartet ein ganz anderes Bild: dort das junge Leben, hier der Tod. Beim Eintreten hatten wir übersehen, daß gleich am Eingange der Kirche zwei Leichen in offenen Tragbahren niedergestellt waren. Es war eine ältliche Frau und ein Kind von vielleicht vier Jahren, die in der Kirche eingesegnet werden sollten, und die man ausgestellt hatte, um Almosen zu den Kosten der Bestattung zu empfangen. Ein paar Kerzen brannten auf dem Rande der Tragbahren, ein Knabe saß zwischen den beiden Leichen und nahm die Kupfermünzen in Empfang, welche ihm von mitleidigen Händen gereicht wurden.

Man sagt, die Geistlichkeit sei in Bezug der Stolgebühren unerbittlich strenge, und den Leichnamen werde die Ruhe in geweihter Erde nicht gestattet, wenn die Zahlung der Gebühren (drei Thaler für Arme) nicht geschehen.

Die Begräbnißplätze liegen nicht innerhalb der Stadt, alle Leichen müssen eine große Strecke hinausgefahren werden. Bei den Reichen ist auch hier zu Lande das Begräbniß sehr feierlich; so sah ich den Leichenzug eines reichen Chinesen (der Christ gewesen); voraus ging ein Musikchor, dann folgte der Leichenwagen mit dem Sarge und eine endlose Reihe von Wagen mit Geistlichen, Leidtragenden und Freunden des Verstorbenen.

Der größte und schönste Kirchhof liegt in Paco, einem Dorfe, das etwa eine halbe Stunde von der Kalzada aus entfernt ist. Auf einer meiner abendlichen Fahrten hielt ich an jenem Friedhofe an und trat hinein, als man gerade einige Bahren vor der Kapelle niedergesetzt hatte und nur auf den Geistlichen harrte, der die Einsegnung vornehmen sollte. Die Leute schauten mich verwundert an; es mag nicht oft vorkommen, daß ein Fremder bei der Beerdigung so armer Leute zugegen ist.

Der Priester kam, stellte sich vor die Thür der Kapelle, Alle entblößten das Haupt, die Ceremonie war sehr rasch beendigt, und man hob die Bahren auf, um die irdischen Ueberreste ihrer letzten Ruhestätte zu übergeben. Man wickelte die Leichen in die Matten, auf welche sie gebettet waren (in einen Sarg hatte man sie nicht gelegt), und da die Gräber sich als zu kurz und zu enge erwiesen, steckte man die Körper in die Löcher, so gut und schlecht es gehen wollte, und mehrere der Umstehenden lachten über eine solche Rohheit. Eine Hand voll Erde warfen die Kinder auf die Gruft der Großmutter, der sie vorher noch einmal die Hände geküßt, dann schaufelte man die Grube zu und ging von dannen.

Das war die Beerdigung armer Leute; kein Kreuz, keine Blume bezeichnete die Gräber. Wer es aber nur irgend erschwingen kann, der wird nicht in den Schooß der Erde gelegt, sondern man stellt seinen Sarg in eine gemauerte Nische, die von einer Marmortafel geschlossen wird, auf welcher in goldenen Buchstaben der Name des Verstorbenen prangt.

Diese überirdischen Todtengrüfte sind wie die Zellen in einem Bienenkorbe neben- und in fünf bis sechs Stockwerken übereinander gemauert und bilden zwei große Mauerwerke, die sich kreisförmig an die Kapelle anschließen. Jede Nische hat eben Raum genug, den Sarg in sich aufzunehmen; sie ist oben gewölbt, der Sarg wird der Länge nach hineingeschoben und die Nische dann mit einer Tafel geschlossen.

So bot dieser Friedhof nur den Anblick jener Nischen-Grüfte, und am Boden, kaum erkennbar, die Gräber der Armen und Vergessenen.

Ich stieg in meine Kalesche und trat den Heimweg wieder an; es fiel mir an jenem Abend zum ersten Male die schöne Sitte auf, daß mit Sonnenuntergang beim Läuten des Angelus alles Leben, alle Bewegung für wenig Augenblicke stille steht. Der Kutscher hält die Pferde an, entblößt sein Haupt, alle Menschen im Felde und auf der Straße stehen still, wenden ihr Angesicht dem scheidenden Gestirn des Tages zu und sprechen leise ihr Gebet. Der Gedanke, der dieser sinnigen Sitte zu Grunde liegt, hat etwas Ergreifendes; bei uns in katholischen Ländern wird wol nur auf dem Lande noch Aehnliches zu finden sein.

Doch genug von der Kirche und den durch sie bedingten Gebräuchen. Es möge nur noch die Bemerkung Platz finden, daß, verschieden von den Sitten fast aller Völker, die Heirath zu besonderen Festen und eigenthümlichen Gebräuchen keinen Anlaß bietet. Eine Hochzeit zwischen den Indiern hat außer der kirchlichen Ceremonie wenig Festliches, ja sie geht meist still, und von Nachbarn und Freunden kaum gewußt, vorüber. Vielleicht denkt man in diesem Punkte überhaupt nüchterner und betrachtet den Anfang einer Ehe nicht als ein freudiges Ereigniß.

Die Zahl der in Manila lebenden Spanier wird zu etwa 8000 angegeben, unter denen sich 300 Mann Artillerie und Genietruppen befinden (alles übrige Militär, circa 10,000 Mann, besteht aus Eingebornen). An dem bedeutenden Handel nehmen die Spanier verhältnißmäßig nur geringen Theil, und auch dieser beschränkt sich auf den Verkehr mit dem Mutterlande. Im Grunde ist dem spanischen Gouvernement das System der Bevorzugung spanischer Schiffe und Waaren nicht zu verargen, denn ohne diese Begünstigung würde auch der Handel mit Spanien den Fremden anheimfallen.

Alle irgend wichtigen Posten in Manila und in den Provinzen, die Offizierstellen im Heere, sowie alle Aemter im Administrations- und Justizfache, sind von Spaniern besetzt; zwar sind diese Carrièren bis zu einem gewissen Grade auch Indiern und Mestizen zugänglich, doch läßt man im Interesse der eigenen Herrschaft alle wichtigen Stellungen nicht aus den Händen. Hierzu kommt noch der zahlreiche Klerus, der auch zum großen Theile aus spanischen Mönchen besteht. Es fehlt indeß keineswegs an indischen Geistlichen, und es ist nichts Seltenes, indischen Knaben von 5 bis 6 Jahren im Ornate der Jesuiten zu begegnen. Bei der einflußreichen und einträglichen Stellung der Geistlichkeit und dem Ansehen, dessen die Kirche genießt, fehlt es nie an Zöglingen, welche sich dem Priesterstande widmen.

Von fremden Nationen finden wir, nächst den Spaniern, zahlreiche Deutsche

und Schweizer, die sich zum Theil dauernd hier niedergelassen haben. Außer einigen angesehenen Handelshäusern finden wir in Manila drei deutsche Apotheken, zwei große Hutfabriken, mehrere schweizer Uhrenhandlungen, einen deutschen Arzt u. s. w. neben einer Anzahl junger Männer, welche in den Comptoirs thätig sind.

Auch deutsche Damen sind hier vertreten, ihre Zahl wird zwar nicht viel über acht betragen, doch fehlt es unter der kleinen Schaar nicht an würdigen Vertreterinnen unserer Frauenwelt, und der Umgang mit diesen gebildeten und liebenswürdigen Landsmänninnen, die sich unter Anderem die Pflege der deutschen Musik in engem Kreise mit Liebe und künstlerischem Verständniß angelegen sein lassen, gehört zu den angenehmsten Erinnerungen, die mir von meinem Leben in Manila bleiben werden. Von Franzosen leben nur wenige in Manila, Engländer und Nordamerikaner haben dagegen einen großen Theil des Handels in ihren Händen, namentlich beherrschen letztere den Produktenmarkt der Philippinen.

Auch unter den letztgenannten beiden Nationen sind einige Damen vertreten, und während mit den spanischen Familien wenig oder keine Berührungen bestehen, verkehren die Angehörigen der übrigen Nationen gerne mit einander.

Noch habe ich einer fremden Nation zu gedenken, die neben den Spaniern die wichtigste und zahlreichste in Manila ist, ich meine die Chinesen, deren Zahl sich in Manila allein auf etwa 30,000 beläuft. Hier wie auf allen Inseln des Sunda-Archipels haben sich diese unternehmenden und fleißigen Kinder des östlichen Asiens niedergelassen und verdienen auf die verschiedenste Weise ihr Brot. Von den Tagalen sind sie ungern gesehen (ohne daß es indeß zur Verfolgung oder zu Mißhandlungen käme), weil die Chinesen alle Gewerbe und namentlich allen Kleinhandel an sich gerissen haben und es den nicht so kaufmännischen Indiern unmöglich ist, gegen die Ausdauer und den Handelsgeist der Chinesen anzukämpfen. In der That ist es sprüchwörtlich, daß Jeder wohl thue, die Hände von einer Sache zu lassen, die ein Chinese angefaßt hat. Die Mehrzahl der auf den Philippinen lebenden Chinesen ist von Amoy eingewandert und alle kommen arm, um sich Etwas zu verdienen und mit dem Ersparten dann wieder in die Heimat zu ziehen. Den Gedanken an letztere giebt kein Chinese auf, und so trefflich sie es auch verstehen, sich in einem (ich kann es nicht anders nennen) jüdischen Geiste allen Verhältnissen draußen anzupassen, so bleiben sie doch Chinesen, vom Kopfe bis zur Zehe, und halten mit Zähigkeit der Hauptsache nach an ihrer Tracht, ihren Sitten und Gewohnheiten, an ihrer Sprache und an der Hoffnung, wieder zurückzukehren, fest. — Chinesische Frauen dürfen nicht nach den Philippinen kommen, was der Klerus verboten hat, denn die chinesischen Männer sind darauf angewiesen, nur Indierinnen oder Mestizinnen zu Frauen zu nehmen, und sich zu dem Ende in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zu begeben. So sind eine Menge Chinesen hier zum Christenthume bekehrt; ob sie auch daran und an der eingegangenen Ehe festhalten, wenn sie zurückkehren, ist mindestens zweifelhaft; jedenfalls nehmen sie den ihnen aufgenöthigten Glauben nur sehr äußerlich an. — Auch einzelne Europäer haben, um eine Ehe mit einer Mestizin zu schließen, die Irrlehren des Protestantismus abgeschworen; die Kirche

ist hier ein unerbittlicher Autokrat, sie kennt keine Mischehen; aber das Geschick, an ein geistloses, unbedeutendes Wesen gebunden zu sein, ist Strafe genug für den Abfall von ihrem Glauben und von dem weiblichen Geschlecht in ihrer Heimat.

Dem Chinesen sind die Ansprüche, welche man in diesen Dingen an ihn macht, sehr gleichgültig; in allen Ländern vermischt er sich mit den Eingebornen und fügt sich bis zur Erniedrigung, denn um des Geldes willen läßt er sich Alles gefallen. Die Indier verhöhnen und necken die Chinesen, wo sie können, und schauen sie verächtlich über die Schulter an; diese begnügen sich damit, Geld zu verdienen, und machen gute Miene zum bösen Spiel.

Die Chinesen in Manila sind freilich nicht die Elite ihres Volkes, und wenn man bei ihnen darum kein zu peinliches Ehrgefühl findet, so ist andererseits der unermüdliche Fleiß und die ausdauernde Sparsamkeit zu bewundern, mit der sie beharrlich auf ihr Ziel lossteuern.

Von Tagesanbruch bis spät in die Nacht sind die Schreiner, Schuh- und Pantoffelmacher, Schneider, Regenschirmarbeiter u. s. w. in ihren Werkstätten thätig; vor meinem Fenster saß von früh bis spät ein älterer Chinese und hielt Backwerk für die Vorübergehenden feil; er wedelte geduldig die Fliegen von seinen Leckerbissen, veränderte regelmäßig mit der Sonne seinen Sitz von der einen Ecke des Hauses zur andern, lachte dazu, wenn muthwillige Jungen ihm einen Schabernack spielten, und verdiente den ganzen Tag vielleicht nur wenige Kupfermünzen. Des Chinesen eigene Bedürfnisse sind gering, und sobald er genug gespart hat, kauft er sich werthvollere Sachen und setzt so seinen Handel fort, bis er einen kleinen Laden miethen kann und vielleicht nach zehn Jahren ein Vermögen von Tausenden von Dollars sein nennt. Aehnlich ist die Carrière der meisten Chinesen, die arm einwandern; wer es lernen will, im Kleinen anzufangen, um es durch Ausdauer und Sparsamkeit zu Etwas zu bringen, der gehe bei den Chinesen in die Lehre.

Wie ich schon erwähnte, ihre Tracht ist die vaterländische, nur in einem wichtigen Punkte macht ihr Aeußeres einen ganz verschiedenen und sehr ungünstigen Eindruck. Es ist ihnen nämlich nicht erlaubt, ihren Zopf zu flechten und herabhängen zu lassen, warum, weiß ich nicht, und begreife es um so weniger, als es in China das Zeichen der Unterwürfigkeit ist, den Zopf auf den Rücken fallen zu lassen.

Hier hat der Chinese zwar auch den ganzen Vorderkopf geschoren, der lange schwarze Haarbüschel ist aber nicht geflochten, sondern hängt wild und unordentlich um den Kopf, oder er ist einfach um den Schädel geschlungen, was dem an und für sich unvortheilhaften Gesichte einen häßlichen platten Ausdruck verleiht. Da lobe ich mir einen schönen, glänzenden, wohlgepflegten und dichtgeflochtenen Zopf!

Für die Chinesen besteht ein besonderes Gerichtstribunal, bei welchem dieselben unter Beisitz spanischer Beamten vor ihrem Mandarinen ihre Streitigkeiten schlichten; natürlich gilt dabei das spanische Gesetz. Es fehlt nicht an chinesischen Aerzten und Apotheken, und, so weit es geht, hält man an den hergebrachten Einrichtungen fest.

In zwei Hauptstraßen, der Straße San Rosario und in der Escolta, reihen sich Läden an Läden, und überall schaut man Chinesen als Eigner. Auf einer Seite bietet man Kleiderstoffe, auf der anderen Kurzwaaren aller Art zum Verkauf; in der Escolta liegen die größeren Magazine für die Bedürfnisse der Europäer und für den Luxus der reicheren Mestizen und Indier. Mit unglaublicher Geschicklichkeit ist in einem engen Raume (die Miethe ist in diesen lebhaften Geschäftsvierteln für Läden sehr hoch) Alles so zur Schau gestellt, daß es den Blick des Vorübergehenden fesseln muß, und ich war oft erstaunt zu sehen, welche tausend und abertausend Dinge hier in Manila auch unter der einheimischen Bevölkerung Liebhaber finden. — Natürlich sprechen die Chinesen alle etwas Spanisch; Tagalisch lernen sie von ihren Frauen.

Das Gros der Bevölkerung Manila's besteht aber aus den Indiern und Mestizen; sie sind es, welche in den Straßen und Kirchen die bunte Menge bilden, die eigentlichen Bewohner der weiten, ausgedehnten Stadt, die Kinder des Landes.

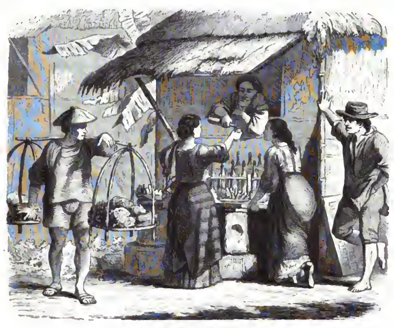
Als ich, von China kommend, zuerst durch die Straßen von Manila ging, war der Kontrast gegen den Anblick, den eine Chinesenstadt wie Kanton bietet, ungemein auffallend; dort ist die Erscheinung von Frauen und Mädchen in den Straßen eine Seltenheit; dort ist Alles in einfarbige, dunkle Stoffe gekleidet; hier wogt es in den Straßen von Männern, Frauen, Knaben und Mädchen, Alle in helle, farbige, oft auffallend bunte Kleider gehüllt; die wenigen chinesischen Weiber, die mir in Kanton zu Gesichte gekommen, krochen in ihren engen Schuhen mühsam weiter; hier hat der Schritt der Frauen zwar auch nichts Majestätisches, doch ist er frei und gegen das Schlürfen und Trippeln einer chinesischen oder japanischen Frau graziös zu nennen. Gestalt und Tracht der indischen Bevölkerung auf den Philippinen haben etwas Malerisches, doppelt im Vergleich zu den ebengenannten Ländern. Die Tagalen haben eine mittlere Statur, schlanken Wuchs und schöne, muskulöse Formen; sie sind ein Zweig der malayischen Rasse, doch zeigt ihre Physiognomie mehr Intelligenz und Gutmüthigkeit, als die der eigentlichen Malayen auf den Sunda-Inseln. Die Hautfarbe ist bei reinen Tagalen dunkelbraun, sie haben von Natur glänzend weiße, schöne Zähne; leider werden Mund und Zähne durch die sehr verbreitete Unsitte des Betelkauens widerlich entstellt, das Haar ist bei beiden Geschlechtern üppig und glänzend dunkelschwarz; die Männer tragen es nach europäischem Schnitt gescheitelt und sind in diesem Punkte sehr eitel; die Frauen kämmen das lange Haar ganz nach hinten und schürzen es, ohne es zu flechten, in einen Knoten oder tragen es z. B. einige Zeit, nachdem sie gebadet, lose und lang über die Schultern herabfallend. Ein kleiner Schildpattkamm mit Gold ziert diesen reichen, dunkeln Schmuck der indischen Frauen.

Die meist flache und eingedrückte Nase giebt dem Gesichtsausdrucke etwas Beschränktes und läßt eine Physiognomie unbedeutend erscheinen, der es sonst an anmuthigen Linien nicht gebricht.

Der Charakter der Indier und Mestizen (denn diese Mischlinge von tagalischem mit spanischem oder chinesischem Blute sind darauf angewiesen, sich an die Kinder des Landes anzuschließen, unter denen sie eine hervorragendere Stellung



einzunehmen suchen) ist durchgängig gutmüthig, friedliebend, genußsüchtig und dem Spiel leidenschaftlich ergeben, heiter und von leicht erregbarer Phantasie, sinnlich und sorglos, denn das reiche Land nöthigt seine Kinder nicht, mit Sorgen vor der Zukunft zu bangen. Es ist im Ganzen ein glückliches, freies Volk, das seines Daseins froh wird; es besitzt von der ihm gebrachten Civilisation genug, um es vor einem Rückfall zur Barbarei zu bewahren; seine nationalen Sitten und Erinnerungen sind zwar verwischt, aber es hat mit dem christlichen Glauben eine Stufe der Gesittung gewonnen, die einem so heiteren Naturvolke gerade angemessen erscheint. — Ich will damit nicht sagen, daß nicht Einzelnen die Fähigkeit zu tieferer Einsicht, zu vermehrten Kenntnissen inne wohne, im Durchschnitt wird aber das Volk kaum je eine wesentlich höhere Stufe der Kultur einnehmen.



Straßenscene in Manila.

Ein Volk, unter diesem Himmelsstriche geboren, ist auch schwerlich berufen, in der Geschichte menschlicher Vervollkommnung eine große Rolle zu spielen. Noth und Druck und der Ernst schwieriger Verhältnisse haben an der Wiege unserer europäischen Kultur gestanden. Hier dagegen hat die Natur das Füllhorn ihrer Gaben verschwenderisch über das Land ausgegossen, und wir sehen kein tiefdenkendes, kein forschendes und fortschreitendes Volk, aber ein glückliches. Zwar ist es von Lastern nicht frei, aber von ihnen nicht unterjocht; das Volk hat sich von der Barbarei schon weit entfernt und der fremden Kultur just Das abgelauscht, was seine Existenz heiterer und angenehmer macht; es

hat zwar neue Bedürfnisse, aber auch die Wege kennen gelernt, diese Wünsche durch reichere Ausbeutung der Schätze, welche das Land bietet, zu befriedigen. Die Tracht der Indier und Mestizen ist nicht wesentlich verschieden, nur die der Mestizinnen nähert sich mehr der eigentlichen europäischen Kleidung. Alle Männer tragen Beinkleider ganz nach europäischem Schnitt, weiß, farbig gestreift oder dunkel, und darüber die Camisa, ein Hemd, das auch dem unsrigen vollkommen entspricht, nur daß man es hier über den Beinkleidern lustig im Winde flattern läßt. Viele tragen einfach weiße, meist mit gestickter Brust, andere buntkarrirte Hemden, die Haupt- und Nationaltracht ist aber das Piña-Hemd, aus einem feinen Gewebe (aus der Blattfaser der Ananasstaude bereitet), weiß, mit breiten farbigen Streifen von oben nach unten versehen und häufig über und über gestickt. Dazu trägt der Mann einen Stroh- oder Filzhut, bisweilen auch hohe schwarze sogenannte Angströhren; er geht barfuß oder in Stiefeletten von lackirtem Leder — je nachdem es der Geldbeutel und das Wetter erlaubt. Der Hut ist ein sehr wichtiges Toilettenstück der Männerwelt, ein guter Hut ist das erste Erforderniß und man sieht alle nur erdenkliche Façons, welche die Mode in Europa ausgebrütet hat. Die Camisa wird am Halse offen getragen und nur auf der Brust mit echten oder falschen Knöpfen zusammengehalten.

Das Ganze ist eine eigenthümliche Mischung der europäischen Formen mit dem lebhafteren Farbensinne der südlichen Völker und macht einen um so angenehmeren Eindruck, da die Indier musterhaft reinlich sind, in ihrer Tracht wie auch am Körper.

Die Tracht der Frauen besteht zunächst aus einem Rock, der wie ein Unterrock von den Hüften herniederfällt und aus einem buntgewürfelten Stoffe gefertigt wird. In der Saya — so heißt dieses Kleidungsstück — wird nun je nach Geschmack, Mode und Vermögen viel Verschiedenheit entwickelt, doch bleibt der Grundton stets ein buntes, gewürfeltes Gewebe.

Ueber die Saya wird von den Tagalinnen, nicht von den Mestizinnen (und das ist der wesentliche Unterschied in der Tracht), noch der Tapis getragen, ein Stück dunkelfarbiges, gestreiftes Zeug, welches eng um die Hüften geschlungen ist; den Oberkörper bedeckt die Camisa der Frauen, eine Jacke mit langen offenen Aermeln, meist auch aus farbig gestreifter Piña angefertigt. Ueber diese Camisa trägt man ein Halstuch, meist aus klarem, weißem Stoff, oft von kostbarer Piña-Stickerei; das im Dreieck gefaltete Tuch wird vorn von einer Nadel zusammengehalten. Reiche Mestizinnen tragen echte Juwelen, Ringe und Kämme, sowie Rosenkränze mit Diamanten und Perlen besetzt, aber nur bei besondern Anlässen erscheinen sie in solchem Schmuck. Ich sah die Juwelen einer Mestizin, deren Werth zu 20,000 Thlrn. nicht überschätzt war. Alle Frauen tragen einen Rosenkranz und ein oder zwei Escapulario's, d. h. kleine viereckige Läppchen von rothem Wollenstoffe, mit dem Bildnisse der Maria oder eines Heiligen versehen, welche an einer dünnen Schnur um den Hals hängen, um als Amulet gegen böse Krankheiten zu dienen. Die Füße stecken in gestickten Pantoffeln oder bleiben ganz entblößt. Die Frauen erscheinen stets mit bloßem Kopfe, und nur in der Kirche erheischt es die Sitte, daß sie mit einem weißen oder schwarzen Tuche wie mit einem Schleier das Haupt bedecken.





Gesellschaftliche Vergnügungen in Manila.

Kinder sind nur mit einem losen Hemdchen bekleidet; sie werden rittlings auf der Hüfte getragen, bis sie allein umherspringen können.

Beide Geschlechter sind dem Betelkauen und Tabakrauchen leidenschaftlich ergeben und es dauert eine geraume Zeit, sich an den Anblick der indischen Damen zu gewöhnen, die diese Sitte keineswegs anmuthiger macht.

Auch hier wird von den Eingebornen eine Art berauschender Palmwein getrunken, doch kann man die Tagalen keine Trunkenbolde nennen, im Gegentheil ist das Volk durchgehends nüchtern, und ich habe nie einen berauschten Indier gesehen. — Die Musik hat dagegen zahlreiche Verehrer unter den Eingebornen; fast in jedem Hause findet sich ein Instrument; die Mädchen spielen Harfe und Guitarre, die jungen Burschen auch Guitarre oder Flöte, dabei wird gesungen und gespielt bis in die Nacht. Eine große Befähigung für das Technische der Instrumentalmusik ist den Tagalen eigen, ohne jeden Unterricht lernen sie nach dem Gehör Tänze und Melodien auf ihrer Harfe oder auf dem Piano. Die Musikchöre der hiesigen Regimenter bestehen nur aus Eingebornen, die Orchester sind aus allen Instrumenten zusammengesetzt, und die Leute leisten in der Ausführung, im präzisen Einhalten des Taktes rc., Staunenswerthes.

Einen seelenvollen Vortrag wird man nicht erwarten, denn dazu gehört ein tieferes Verständniß; ebenso ist der Gesang durch die näselnde, monotone und ausdruckslose Wiedergabe und durch die von Natur mißlautenden Stimmen für das Ohr eines Europäers kein Genuß, — aber es ist eine Freude, den Leuten von der Militärmusik zuzuhören, wenn sie mit einem lustigen Marsche durch die Straßen ziehen. Und dieser musikalische Sinn beschränkt sich nicht auf die Hauptstadt allein, auch in den Provinzen und auf dem Lande wird redlich musizirt, wie könnte denn eine ordentliche „Fiesta“ ohne Pauken und Trompeten gefeiert werden?

Im gewöhnlichen Leben sind die Bedürfnisse der Indier außerordentlich einfach. Aus Reis besteht die Hauptnahrung und dieser wird nur gekocht, allenfalls etwas Fisch, selten Fleisch, dazu genossen. Kaffee, Thee und Kakao sind keineswegs tägliche Getränke, die gewöhnlichen Leute trinken nur Wasser. Brot und Kartoffeln gelten als europäische Dinge; — Cigarren und Betel sind dagegen unentbehrlich geworden.

Ein charakteristischer Zug der hiesigen Eingebornen ist endlich die Leidenschaft für den Hahnenkampf, welche allen Völkern der malayischen Rasse eigen und nur ein Kind des Hanges zum Hazardspiel ist, das auch in anderen Formen hier betrieben wird — ein Hang, der dem Westen wie dem Osten gemeinsam angehört —, denn die Chinesen und Malayen brauchen vor unseren deutschen Spielhäusern nicht zu erröthen.

Die Galliera, der Schauplatz der aufregenden Hahnengefechte, ist von Regierungswegen an einzelne Unternehmer für hohe Summen verpachtet und an Sonn- und Festtagen von 12 Uhr an geöffnet. Es giebt dieser Gallieras in Manila mehrere und fast jedes größere Dorf besitzt ein solches Spielhaus.

Natürlich hegte ich den Wunsch, diesem nationalen Schauspiele einmal beizuwohnen, und ließ mich zu dem Ende an einem Sonntage nach einer der größten Gallieren fahren. Als ich am Abende jenes Tages im Hause eines

Deutschen meines Besuches erwähnte, wurde ich nicht wenig überrascht, vom Herrn des Hauses, der seit 33 Jahren in Manila lebte, zu hören, daß er selbst noch nie in einer Galliera gewesen! Und das gestand ein sonst sehr intelligenter und gebildeter Herr, — mir war eine solche Gleichgültigkeit gegen die Sitten und Gebräuche eines Volkes, in dessen Mitte man lebt, zu rund, und ich konnte mich nicht enthalten, meinem Erstaunen Ausdruck zu verleihen.

Nachdem ich am Eingange der Galliera die Erlaubniß, dem Vergnügen beizuwohnen, mit $1^1/_2$ Realen erkauft, trat ich in den vorderen Theil des Gebäudes, einen langen offenen Gang, und schon summte die Menge wie in einem Bienenschwarme. Zahlreiche Indier hockten am Boden, eine Weise des Ausruhens, die allen Völkern im Osten eigen ist und die wol den meisten Europäern eher eine Qual als eine Erholung dünken würde. Sie streichelten liebkosend ihre schönen, buntgefiederten Hähne oder unterhielten sich über eine einzugehende Wette, während der eine Hahn, an einem in die Erde gesteckten Pflöckchen festgebunden, munter krähte, nicht ahnend, daß ihm vielleicht in wenig Minuten bestimmt sein würde, im blutigen Zweikampfe sein Leben auf's Spiel zu setzen.

Am Ende des Ganges zur rechten Seite war ein größeres quadratförmiges Gebäude errichtet (Alles aus Bambus und Rohr konstruirt), und hier fand sich, in einer Erhöhung von etwa $4^1/_2$ bis 5 Fuß über dem Boden, die eigentliche Arena, eine mit fester Erde bedeckte Bühne, durch ein Gitter von dem Gros der Anwesenden getrennt, die Kopf an Kopf gedrängt dasselbe umstanden. Die Bühne selbst war ringsum von einigen Reihen Bänken umgeben, und hier hatten nur die Begünstigten, die regelmäßigen Besucher und Spieler von Profession Zutritt. An einem Tische saß der Pächter und nahm die ihm zufließenden Summen in Empfang. Für jeden auf der Arena erscheinenden Hahn ist vom Eigner 1 Dollar zu entrichten. Ich hatte auf dem Kampfplatze selbst Zulaß gefunden. Jetzt wurden zwei Hähne hereingebracht; man läßt sie einen Moment umherlaufen, damit das Publikum für den einen oder anderen eine gute Meinung fasse und auf den Sieg desselben Wetten eingehe. Die Eigner der Hähne haben natürlich für sich untereinander gewettet und suchen nun unter den Anwesenden noch weitere Wetten zu schließen.

In der Zwischenzeit läßt man die Kämpfer, die indeß noch nicht mit der tödtlichen Waffe versehen werden, oder richtiger, deren scharfe Schwerter noch in der Scheide stecken, schon einmal gegeneinander angehen, und es ist drollig, zu beobachten, wie sich die Halskrause sofort sträubt, wenn zwei Hähne sich gegenüber stehen. Die muthigen Helden werden aber noch zurückgehalten, und um ihre Kampfbegier zu steigern, wird der Kopf des einen Hahnes festgehalten und das Thier dem Schnabel seines Gegners hingehalten, der kräftig in die Halskrause des Gefesselten hineinhackt, dafür aber im nächsten Augenblicke in gleicher Weise ohnmächtig dem Bisse seines gereizten Widerparts preisgegeben wird. Dreimal wird dieses Manöver wiederholt, während dessen unter den Anwesenden die Aufregung einen erhöhten Charakter annimmt; hier und dort werden Wetten angeboten und abgeschlossen, von den oberen Bänken fliegen die Gold- und Silberthaler in die Arena, immer lauter und lauter wird das Gesumme der vielen Menschen; bedeutende Summen werden auf den Sieg des

weißen oder des dunkelglänzenden Streiters gesetzt, und dieser schön betäubende Lärm wächst natürlich wie eine aufsteigende Flutwelle, wenn die Hähne zu dem Kampfe auf Leben und Tod endlich losgelassen sind. Jedem Hahne hat man an seinem rechten Sporen eine haarscharfe Lanzette festgebunden, welche von einem Futteral bedeckt bleibt, bis das Zeichen zum Kampfe gegeben ist und man die Thiere auseinander losläßt. Die Hähne sind darauf abgerichtet, sich mit der scharfen Waffe zu verwunden; sie fliegen auseinander los und suchen ihren Gegner zu unterwerfen.



Tagalen mit Kampfhähnen.

In den verschiedenen Stadien des Gefechtes, das in der Regel schon nach wenig Minuten beendet ist, macht sich die Aufregung des Publikums durch ermunternde Zurufe, Jauchzen und schallendes Gelächter Luft, bis die Entscheidung eintritt, d. h. einer der Hähne von Blutverlust ermattet niedersinkt und der Sieger laut krähend auf seinen gefallenen Gegner loshackt.

Die Leidenschaft des Spieles, die sich in unseren Spielsälen nur in den Gesichtszügen kundgiebt, während ein peinliches Schweigen auf den Versammelten lagert, hat hier nicht nöthig, sich zu verbergen, und macht sich in der lebhaftesten Weise Luft. Auch hier werden beträchtliche Summen gewonnen und verloren, und es giebt Leute, die in der Galliera ein Vermögen zu Grunde gerichtet. Nur selten dauert der Kampf länger als wenige Minuten; oft fällt schon nach dem ersten Anlaufen einer der Streiter zum Tode getroffen; doch sah ich auch, daß ein Gefecht unentschieden endete, da die Hähne ermüdet und augenscheinlich

nicht willens waren, den Vernichtungskampf fortzusetzen. Wüthend über diese versöhnlichen Grundsätze, brachte man die Gladiatoren von der Bühne. Oft haucht der Sieger in Folge erhaltener Wunden sein Leben mit dem Besiegten aus; doch erzählt man auch von Helden der Galliera, welche schon manchen Strauß siegreich ausgefochten und ihrem Herrn großen Gewinn gebracht haben. Zärtlich behandelt der Indier seinen Hahn, so lange er in ihm die Quelle eines möglichen Gewinnes erblickt, und man sieht sie in der Regel mit ihren Lieblingen auf dem Arme über die Straßen ziehen, wie eine alte Dame ihr Schooßhündchen spazieren trägt; ist das arme Thier aber gefallen und hat somit die auf ihn gebauten Hoffnungen nicht befriedigt, dann schleppt der Indier das noch im Todeskampfe zuckende Thier hinaus, rupft es und verkauft es an arme Weiber.

Auf mich machte das ganze Schauspiel keinen angenehmen Eindruck, und nachdem ich eine Anzahl Gefechte gesehen, wand ich mich aus der lärmenden und vom Spiel erregten Menge und eilte wieder in meinen Wagen zurück.

Wie schon erwähnt, fehlt es auch an anderen Gelegenheiten zum Hazardspiele nicht; es giebt privilegirte Spielhäuser, die ich aber nicht besuchte.

Um indeß auch eines edleren Vergnügens zu gedenken, das der indischen Bevölkerung eigen ist, will ich eines Besuches im Tagalischen Theater erwähnen.

Dasselbe ist nach europäischem Vorbilde erbaut, die Bühne und die Coulissen, Alles ist letzterem entnommen; wahrscheinlich ist die Kunst des Schauspiels überhaupt nicht nationalen Ursprungs und nur eine Nachahmung der spanischen Darstellungen.

Immerhin trägt dieses **Teatro Tagalo** insofern ein nationales, eigenthümliches Gepräge, als die Schauspieler selbst Indier sind, die aufgeführten Stücke in tagalischer Sprache geschrieben und der Stoff meistens den sagenreichen, phantastischen Erinnerungen an die Zeit entnommen ist, da noch einheimische Könige das Land beherrschten.

Es wird bei diesen Darstellungen ein großer Luxus in den Kostümen entwickelt, und die alten Könige und ihr Hof treten in den reichsten Gewändern auf, die nur die Märchen aus Tausend und einer Nacht ersinnen können.

Das Stück, dessen Aufführung ich theilweise beiwohnte, trug den Titel „Jason und Medea", eine Tragödie in fünf Akten, dem noch eine Posse und ein Ballet folgen sollte. Ich wartete das Ende der Vorstellung nicht ab und bin so um den Hauptgenuß für die indischen Zuschauer gekommen, der in einem großen Gefechte besteht, das den Schluß einer jeden, namentlich der tragisch-romantischen Vorstellung bildet.

Bei meiner Unkenntniß des Tagalischen kann ich nicht sagen, welcher Zusammenhang zwischen der althellenischen Mythe von „Jason und Medea" und der tagalischen Darstellung war; die Schauspieler erschienen sämmtlich in türkische Gewänder gekleidet, auch die Heldin, welche im Geberdenspiel, in der Modulation ihrer Stimme, in Gang und Haltung und im Pathos ihrer ganzen Darstellung ganz Unerwartetes leistete und für eine Indierin aus dem gewöhnlichen Volke staunenswerthe mimische Gaben entwickelte, trug das Gewand einer Türkin. Leider gelang es nicht, den Text einer solchen Tragödie mir zu verschaffen.



Waldpartie auf Luzon.

Sechszehntes Kapitel.

Ausflug nach der Laguna.

Die Regenzeit. — Schwierigkeiten fortzukommen. — Entschluß, allein nach den Seen abzureisen. — Nächtliche Fahrt auf dem Pasig. — Die Landschaft um die Laguna. — Jala Jala. — Monsieur Vidie. — Santa Cruz. — Nach Magdalena. — Ein spiritueller Padre. — Nächtlicher Ritt nach Mayayai. — Im Franziskaner-Kloster. — Calayan. — Bay und Los Baños. — Zurück nach Manila.

Wie ich schon oben angedeutet, hegte ich den lebhaften Wunsch, Etwas vom Innern der Insel zu sehen, wenn ich auch aus vielen Gründen auf einen größeren Ausflug verzichten mußte. Aber auch zu einer kleineren Tour nach den nahe gelegenen Seen konnte ich keinen Begleiter finden, ich klopfte überall vergeblich an. Man sagte mir allerwegen, daß in dieser Jahreszeit des Regens und der Stürme eine Reise per Banca nach der Laguna ein thörichtes Beginnen sei; zu jeder anderen Zeit werde man mich gerne begleiten.

Zunächst sollten freilich alle Pläne dieser Art im wahren Sinne des Wortes zu Wasser werden; mit dem 20. August beginnend, setzte die Regenzeit in so entschiedener Weise ein, daß es während voller 10 Tage und Nächte buchstäblich keine Stunde zu gießen aufhörte.

Es war eine trübe, trostlose Zeit, die Straßen wurden zu kleinen Seen, Niemand verließ das Haus, in den Wohnungen drang das Wasser allmälig durch die Decken und zwang die Bewohner, von einer Stelle zur andern zu flüchten. Das Geräusch des in Strömen unablässig niederfallenden Regens übertäubte Alles. Man wurde davon förmlich nervös, und wie Vater Noah einst ausschaute, ob die Fluten nicht nachlassen wollten, so blickte ich täglich hinaus, ob sich noch kein Ende der Sündflut zeigen wolle. Ich habe zuvor von einem solchen endlosen Gießen keine Idee gehabt; mit dem Mondwechsel trat endlich eine Aenderung ein, unter heftigen Gewittern zertheilte sich die graue Masse, welche bisher den Himmel bedeckt hatte, man konnte wieder Wolken unterscheiden und am Abende sogar die Sterne erkennen. Der folgende Tag brachte Sonnenschein; seitdem hat es zwar an heftigen Gewittern und Regenschauern nicht gefehlt, es regnete auch oft noch halbe Tage lang, doch war das nichts im Vergleich zu jener ersten Sündflut, das Wetter blieb im Ganzen schön, die Temperatur nicht drückend, der Himmel oft bewölkt und Gewitter gab es fast täglich; doch war die Temperatur angenehm, die Morgen und Abende frisch und man fühlte sich körperlich leicht, ohne von Hitze oder Erschöpfung zu leiden.

Als die schlimmsten Tage der Regenzeit vorüber waren, nahm ich meinen Plan, nach der Laguna zu reisen, wieder auf und war nicht gewillt, mich davon abbringen zu lassen, denn bei einem mehrmonatlichen Aufenthalte nicht einmal aus der Stadt gekommen zu sein, schien mir zu kläglich. Die Leute hatten gut abrathen, aber ging ich jetzt nicht und sah ich diesmal Nichts vom Lande, wer weiß, ob mir je beschieden gewesen sein würde, die Insel Luzon wieder zu betreten.

Möglich, daß ihnen mein Eigensinn wirklich unvernünftig erschien; genug, ich hatte es diesmal nicht zu bereuen, meiner eigenen Meinung gefolgt zu sein. Da Niemand sich fand, der mich begleiten wollte, so beschloß ich, mit meinem Diener die Reise auf gut Glück allein anzutreten. Eine wesentliche Hülfe hatte ich an dem erwähnten Diener, einem jungen, besonders intelligenten, willigen und mir ergebenen Tagalen, der mich seit meiner Ankunft in Manila bediente. Er verstand mich, auch ohne daß ich Spanisch sprach, wol weil ich während meiner Reise so vielfach genöthigt gewesen war, mich durch Pantomimen verständlich zu machen, und dadurch eine gewisse Vollkommenheit in dieser Kunst mir angeeignet hatte. In Japan und China war im Verkehr mit unserer Dienerschaft die Pantomime auch das einzige Mittel der Verständigung gewesen, und es würde den Lesern gewiß große Heiterkeit verursacht haben, wenn sie bisweilen hätten beobachten können, in welch' drastischer Weise wir durch Stimme und mimische Darstellung unsere Wünsche klar zu machen suchten.

Das einzige Transportmittel zur Reise nach den Seen, was mir zu Gebote stand, die Bancas, sind Kanoes im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. lange, schmale Boote, aus einem großen Stamme hergerichtet, der ausgehöhlt wird. Das Innere der Banca ist mit dichten Matten oder Holzgeflecht gegen Regen und Sonnenstrahlen geschützt; der Steuermann sitzt hinten und lenkt das Fahrzeug mit seinem Ruder aus freier Hand, vorne sitzen die Ruderer, zwei bis fünf an der Zahl, und diese Leute arbeiten mit unglaublicher Kraft und Ausdauer selbst gegen die heftigste Strömung, so daß das leichte Fahrzeug rasch die Wellen durchschneidet. Die Hauptgefahr einer Fahrt in der Banca liegt in der Mög-

lichkeit, auf die Seite geworfen zu werden, wenn etwa ein plötzlicher Windstoß in die Segel fällt. Kleinere Fahrzeuge haben häufig zu beiden Seiten eine Vorrichtung, um das Umkippen zu verhüten, in einer kräftigen Bambusstange bestehend, welche durch zwei andere Stangen mit dem Boote parallel verbunden ist und, auf dem Wasser ruhend, gegen einen von den Segeln etwa ausgehenden Ueberdruck Widerstand leistet.

Für meine Reise nach der Laguna kam es zunächst darauf an, eine geräumige, möglichst breite Banca zu bekommen. Eine solche wurde auch gefunden (freilich ohne die beschriebenen Vorkehrungen gegen das Kentern) und ich miethete das Fahrzeug mit fünf Ruderern für den Preis von $4^1/_2$ Thlr. täglich. Die nöthigen kleinen Einkäufe waren gemacht, das Wetter blieb günstig, wir hatten nahezu Vollmond, ich überließ also meinem Jungen, Alles in die Banca zu schaffen und das Lager (denn sitzen kann man darin nicht wohl) zurecht zu machen, und nachdem ich am Sonntag, den 15. September, noch der Taufe eines jungen deutschen Weltbürgers mit beigewohnt, fuhr ich gegen 10 Uhr in's Hôtel zurück, wo mein Diener mich erwartete. Die Banca lag unweit im Flusse, ich kletterte hinein und fort ging es in der Mondnacht zwischen den vielen Schiffen hindurch, welche hier vor Anker lagen.

Es war ein eignes, fröhliches Gefühl, als ich so in meiner Banca lag und einem unbekannten Etwas zusteuerte. Ich freute mich innerlich, daß ich meinen Vorsatz zur Ausführung gebracht. Will man einen recht lebendigen Eindruck von der Tropenwelt in sich aufnehmen, dann fahre man in einer solchen Nacht dicht an den Ufern eines Flusses entlang und mache unter den Baumgruppen und Schlingpflanzen Halt, die, von dem blendenden Mondlichte übergossen, wie eine Feenwelt sich droben wölben und vom leisen Nachtwinde bewegt hin und her schwanken!

Ja, es war eine zauberische Nacht, einer jener Genüsse, die auch auf einer Reise, wie die meinige, nur selten uns geboten wurden, und die Erinnerung daran ist mir schon jetzt wie ein halbes Märchen.

Die Nacht rückte vor, es wurde gegen Morgen merklich kühl, ich hüllte mich in meinen Plaid und halb schlummernd, halb wachend lugte ich von Zeit zu Zeit hinaus nach den Ufern, die an meinem Auge vorüberzogen.

Als die Sonne sich erhob, waren wir schon auf der Laguna und ich sah jetzt diesen schönen, von Bergen umkränzten See ruhig sich vor meinen Blicken ausdehnen. Die Laguna de Bay hat eine Ausdehnung von etwa 10 Stunden in der Länge, bei einer Breite von circa 3 Stunden; die Berge erheben sich sanft, einzelne bis zu einer Höhe von 6000—7000'; sie sind mit Waldung dicht bedeckt und am Fuße ist das Land angebaut und bietet dem Auge ein wohlthuendes Bild von allen Abstufungen des Grünen: Kokospalmen, Arekabäume, Zuckerrohr, Mais und das zarte Grün junger Reisfelder wechseln mit mächtigen Laubkronen und der anmuthigsten Zierde aller tropischen Vegetation, dem feingefiederten Bambus.

Der Eindruck der Laguna mit den sie umschließenden Höhen hat Nichts von einer großartigen, wildpittoresken Gegend, wie die Schweizer Gebirgs-Seen, doch ist das Bild dem Lago maggiore ähnlich. Auch hier ruht die ganze



Stille der Natur auf der Landschaft, eine heitere Glückseligkeit ist über die Erde gelagert, und statt in der großartigen Einsamkeit starrer Felsengruppen tritt uns hier die Majestät der Natur im lieblichen, freundlichen Gewande eines unerschöpflichen jungfräulichen Pflanzenreichthums auf sanft anstrebenden Gebirgszügen entgegen.

Mein nächstes Ziel war Jala-Jala, ein kleines Dorf, in welchem ein alter Franzose seit langen Jahren eine Hacienda (Plantage) bewirthschaftet. Die Wohnung dieses Herrn, bei dem ich mich durch einen Empfehlungsbrief des französischen Konsuls einzuführen gedachte, lag dicht am Ufer im Grünen versteckt. Ich frug einen der an der Thüre stehenden Männer nach Mr. Vidie und mußte mich zusammennehmen, um durch mein Erstaunen nicht unhöflich zu erscheinen, als der Angeredete sich selbst als den Gesuchten zu erkennen gab; es war mir aber nicht zu verargen, daß ich den Herrn des Hauses nicht in dem vor mir Stehenden vermuthet hatte. Mr. Vidie, ein alter Herr, der im Jahre meiner Geburt zum letzten Male nach Europa gereist ist, war barfuß, er trug blaue Beinkleider und darüber einen blauen Kittel, den Kopf hatte er mit einem dunklen Taschentuche umwickelt und war emsig beschäftigt, das Abladen von Mais anzuordnen und zu überwachen. Unter der unscheinbaren Hülle steckte aber ein ganz braver Kern; ich wurde freundlich willkommen geheißen, aus einem Zimmer die darin aufgestapelten Maishaufen entfernt und meine Sachen hinein gebracht.

Mr. Vidie war sehr beschäftigt, dann aber bei Tische lebhaft und gesprächig; er erzählte viel von all' den Personen, die ihn in seinem langen Leben schon auf Jala-Jala besucht hatten. Ich wanderte in und um das Dorf, unternahm auch einen Versuch, die nächsten Anhöhen zu erklettern, gab aber denselben wegen der schlechten Wege bald wieder auf. Gegen Abend machten wir dem Padre, einem Indier, unsern Besuch und ich die ersten Anstrengungen, ein wenig Spanisch zu radebrechen. Der Priester war ein äußerst freundlicher, angenehmer Mann, wie ich einen solchen später nicht wieder gesehen. Er hatte die Gefälligkeit, mir an eine Anzahl seiner Amtsbrüder in den verschiedenen Orten der Laguna Empfehlungsbriefe zu schreiben, die mir von großem Werthe gewesen sind.

Ich verlebte in Jala-Jala angesichts der stillen, herrlichen Natur noch den folgenden Morgen und schiffte mich, nachdem mit Mr. Vidie meine weitere Reise besprochen worden war und ich eine kleine Skizze meiner Route entworfen, wieder in meine Banca ein, um nach Santa-Cruz zu fahren.

Meine Vorräthe bestanden aus Brod, einer Büchse mit konservirtem Fleisch, einer dito mit Suppe, etwas Chokolade in Tafeln, Thee, einigen sogenannten Biscuits in Blech und einigen Flaschen Wein und Bier. So konnte ich in diesem Punkte ruhig sein, auch das Wetter blieb günstig und Gefahr wäre nur von räuberischen Ueberfällen zu befürchten gewesen. Zwar giebt es der Fluß- und Seepiraten auf der Laguna genug, doch hatte ich keine Waffen mit mir genommen, da ich im Falle eines Angriffs entschlossen war, meine geringen Schätze nicht mit dem Leben zu vertheidigen, was mir als Einzelnem doch schwerlich, auch mit Waffen nicht, gelungen wäre. So schlief ich denn sehr ruhig und der Gedanke, daß meine Lage wirklich etwas Gefährliches bot, hat mich nicht einen Augenblick beunruhigt. Ich war wol nur darum sorglos, weil ich

nicht recht an die Möglichkeit eines Anfalles glaubte; glücklicherweise bin ich nicht eines Schlimmern belehrt worden. Ziemlich spät am Abend kamen wir in Santa-Cruz an, einem größeren Flecken mit hübscher Kirche, einer kleinen Garnison ꝛc., malerisch an dem Ufer eines kleinen Flusses gelegen. Von Mr. Vidie war ich an den ehemaligen Gobernadercillo (Dorfschulzen), einen Indier, gewiesen, der mich freundlichst aufnahm und in jeder Beziehung sich gastlich und gefällig erwies. Ich erklärte ihm, daß ich am nächsten Tage nach Santa-Magdalena und Mayayai zu reiten wünschte, und wir gingen noch aus, um bei dem jetzigen Gobernadercillo Pferde zu bestellen. Die Nacht war so milde, daß ich noch eine Wanderung vor das Dorf unternahm und lange mich nicht von dem Anblicke der majestätischen Kokospalmgruppen, die Santa-Cruz umgeben, loszureißen vermochte. Ich schlief im Hause meines Gastfreundes vortrefflich; früh am Morgen des 18. September gingen wir dann zum Alcalde, einem alten spanischen Herrn, und zum Gobernadercillo, den wir wegen der Pferde am Abend vorher nicht mehr hatten sprechen können.

Nach etwa einer Stunde standen zwei Thiere vor der Thür, die mich und meinen Diener tragen sollten. Ein Anzug und etwas Proviant wurde dem Führer zum Tragen gegeben und wir bestiegen die Gäule, die viel von dem Blute der seligen Rosinante in ihren Adern hatten. Ich mußte in der Regel laut lachen, wenn ich die unglücklichen Geschöpfe erblickte, die man uns in den verschiedenen Dörfern als sogenannte Reitpferde vorführte — und nun gar das Sattel- und Zaumzeug! oft eine Mischung von Bambusstricken und Resten von Lederzeug, einmal aber in schmuckloser Anspruchslosigkeit nur aus Bambusstricken bestehend. Billig ist diese Art der Extrapost freilich, die Station kostete nur $7^1/_2$—10 Ngr. pr. Pferd, dafür sind denn auch keine hohen Ansprüche zu machen.

Unser Weg führte noch durch die Ebene und nur sehr allmählich steigerte sich das Terrain, überall war der Boden gut bebaut, am ganzen Wege standen Hütten zerstreut und Schaaren von Saumpferden, mit den Produkten des Landes, wie Kokosöl ꝛc., beladen, kamen uns auf ihrem Wege nach dem Ufer der Laguna, dem Verschiffungsplatze von Santa-Cruz, entgegen. Ueberall dieselbe üppige Vegetation, die schöne Bergkette vor uns, ging es lustig — d. h. soweit dies unsere Pferde erlaubten — in das reiche Land.

Nach einem zweistündigen Ritt langten wir in Magdalena an und suchten das Haus des Padre auf. Dieser war indeß nicht anwesend, er hatte mit dem Schulzen eine Tour unternommen, von der er erst gegen Abend zurückerwartet werden durfte.

Ich richtete mich im Vorsaale ein, so gut es gehen wollte, ließ meine mitgebrachte Suppe bereiten, und da mir glücklicherweise meine Lektüre nicht fehlte, wartete ich nach eingenommenem einfachen Mahle ruhig der Rückkunft des Padre. Auch eine spanisch-deutsche Grammatik war in meinen Händen und so hatte ich Muße, mich auf die kommende Unterhaltung mit dem Pater vorzubereiten. Da der Schulze nicht im Dorfe war, mußte ich den Gedanken aufgeben, weiter zu reiten, weil ohne diesen keine Pferde zu beschaffen waren.

Endlich gegen 5 Uhr, als ich von einer Wanderung durch das freundliche und reinliche Dorf zurückkehrte, traf ich den würdigen Franziskanermönch in

seinem Hause. Hätte ich eine Ahnung gehabt, weß Geisteskind dieser sehr ehrenwerthe Sohn der Kirche sei, ich würde in der Grammatik meine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Gespräche über Essen und Trinken gelenkt haben.

Nie habe ich eine gemeinere, vom Branntwein herabgewürdigtere Physiognomie, nie größere Unsauberkeit und Verkommenheit vereinigt gesehen, als in diesem noch jungen Mönche; wie ich später hörte, ist sein Ruf dem entsprechend. Das Gespräch hatte nur Genever zum Stoffe, denn dem edeln Pater war diese geistige Nahrung ausgegangen; er erleichterte meinen Trägern die Last, indem er den Rest von Bier und einer Flasche Cognac, die sich unter meinen Vorräthen befand, in sich aufnahm, und bat mich dann, natürlich im Vertrauen, ihm von Manila aus eine Kiste Genever zu senden.



Tagalen auf der Reise durch die Wälder.

Ich war froh, als die erbetenen Pferde endlich erschienen, denn hier in der Cura war es, nach dem Gesagten, wenig einladend. Der Pater erbat sich meinen Empfehlungsbrief an seinen Amtsbruder, den Padre Rodrigo in Mayayai, dem nächsten Ziele meiner Reise, und fügte den schön geschriebenen Zeilen seines indischen Kollegen in Jala-Jala mit zitternder Hand einige Hieroglyphen und Kleckse hinzu, denen ich nur zu entziffern vermochte, daß sie die Bitte um Uebersendung von — einigen Flaschen Genever enthielten.

Die Sonne war schon hinter den Bergen versunken, als ich wieder zu Pferde stieg, um die Reise in's Gebirge fortzusetzen. Das Terrain ward bergiger, die Waldung zu beiden Seiten dichter, die Hütten lagen vereinzelter, und als die Nacht sich auf die Erde senkte, sah ich mich mit meinem Begleiter allein in einer ziemlich verrufenen und einsamen Gebirgsgegend. Der Mond sollte erst spät aufgehen und nur vereinzelte Blitze erhellten den Weg. Lautlose Stille herrschte weit und breit, nur das Singen der Cikaden ließ sich aus den Kokoswaldungen, die mich umgaben, hören. Wenn man in der Nacht und auf schlechten Pferden reitet, reist man nicht sehr rasch, und so schien es, als wollte der Weg kein Ende nehmen.

Von Zeit zu Zeit begegneten uns einzelne Reiter, theilweise sehr gut bewaffnet; ich selbst war schutzlos, aber kein Abenteuer stieß mir zu — die gefürchteten Tulisans (Räuber) erwarteten vielleicht zu solcher Stunde keine Fremden im Gebirge — kurz, ich blieb völlig unangefochten. Dieser nächtliche Ritt hatte seinen eigenthümlichen Reiz, es war immerhin hell genug, die Umrisse der Bäume um mich her zu erkennen und die summenden Töne der Insektenwelt vollendeten das Seltsame meiner Umgebung.

Wir kamen dem Gebirgsstocke näher und näher, geflochtene Bambus-Brücken führten über rauschende Waldwässer, und nachdem wir durch eine steile Schlucht geritten, langten wir vor einem verschlossenen großen Thore an, das die Landstraße sperrte. Wir waren an dem Eingange von Mayayai und ritten auf das mächtige, festungartig von einem Graben umgebene Konventgebäude zu, das einen Flügel der großen Kirche bildet. Diese, auf einem erhöhten Punkte gelegen, beherrscht die Umgebung auf weit hinaus und ist eine der stattlichsten Bauten, die ich hier gesehen.

Die Aussicht von der Kirche nach den umliegenden Höhen und der Laguna, wie auch in das naheliegende Thal mit dem ansehnlichen Dorfe, ist prächtig und belohnt allein den Ritt in diese abgelegene Gebirgsgegend.

Ich hatte Zeit, mir die Landschaft im Lichte des jetzt aufgehenden Mondes zu betrachten, denn es dauerte eine Weile, bis uns auf unser Pochen an die Thür geöffnet und Einlaß gegeben wurde. Auch Padre Roderigo war nicht zu Hause, ich schickte meinen Brief zu ihm in's Dorf und erhielt die Antwort, er werde bald erscheinen.

Es vergingen indeß volle zwei Stunden, bis der ehrwürdige Herr es für gut fand, nach Hause zu kommen. Man hatte mich in einen ungeheuren Saal geführt, in welchem vier Betten und verschiedene Möbel völlig verschwanden, und dort erwartete ich den Franziskanermönch, der es aber nicht für eine Pflicht der Höflichkeit hielt, sich in seinen Gewohnheiten stören zu lassen. Vom Balkon des Saales hatte ich die köstlichste Fernsicht, und nachdem ich mich durch einen Schluck Wein etwas gestärkt, harrte ich in Geduld, bis endlich ein Geräusch das Nahen des Hausherrn verkündete. Jetzt entwickelte derselbe alle Artigkeit und Gastlichkeit, die ich nur wünschen konnte. Durch einen langen Gang führte er mich zum Abendbrode, nach dessen Beendigung ich um die Erlaubniß bat, mich zurückziehen zu dürfen, denn ich fühlte mich ermüdet und erschöpft. Meine Absicht, am folgenden Morgen den in der Nähe befindlichen Wasserfall zu besuchen, wurde durch einen Wasserfall von oben herab zu nichte, mein

freundlicher Wirth erklärte, daß bei solchen Güssen die ohnehin schlechten Wege nicht zu passiren seien. So brach ich denn gegen 11 Uhr wieder auf, in der Hoffnung, daß, je weiter ich mich den Thälern wieder nähern werde, der Himmel sich aufklären müsse, da die Wolken von den hohen Gebirgskämmen angezogen schienen, eine Erwartung, in der ich mich auch nicht getäuscht sah. Ich machte nun am Tage denselben Weg, den ich am Abend zuvor gekommen; die Natur erschien nach dem Regen so frisch, Alles athmete Leben und Fülle, und ich ritt mit fröhlichen Gedanken durch die herrliche Landschaft. Gegen 4 Uhr war ich wieder in Santa-Cruz und beschloß nach kurzer Rast, noch am Abende die Reise in der Banca fortzusetzen. Auf dem See überraschte uns ein schweres Gewitter und nöthigte uns, am Ufer Schutz zu suchen, bis das Unwetter vorübergezogen war; dann ging es wieder weiter über die vom Winde noch gekräuselte Wasserfläche nach Bay, einem Dorfe, das eine kurze Strecke landeinwärts an einem Bache in gut bebauter Umgebung liegt. Auch hier war ich an einen Ordensbruder, den Ortsgeistlichen, verwiesen, doch langten wir erst um Mitternacht im Dorfe an und ich war genöthigt, die Nacht in meiner Banca zu verbringen, wo ich, in meine Decken gehüllt, bald die Augen schloß.

Nach Tagesanbruch suchte ich den Padre auf und trat nach kurzem Weilen eine kleine Tour in's Land hinein an, um auch hier eine Idee von seinem Charakter und seiner Physiognomie zu erhalten. Der Ritt nach Calayan und zurück bot nichts besonders Neues und Interessantes; es ist aber schon ein Genuß, so in den frischen Morgen hineinzureiten, der Aufenthalt in der Natur hat überall einen belebenden Einfluß, und dem Leben und Treiben der Menschen auf dem Felde und in ihren Hütten zuzuschauen, ist oft lehrreicher als manche Lektüre.

Nach Bay zurückgekehrt, speiste ich mit dem Padre Antonio, einem unterrichteten und angenehmen Herrn, und da ich nur noch das kleine Dorf Los Baños besuchen wollte, das auf dem Rückwege nach Manila lag, trat ich bald nach Mittag die Heimfahrt an. Los Baños ist, wie der Name besagt, ein Badeort. Dicht am Seeufer fließt eine siedend-heiße Mineralquelle, die man gefaßt hat, ohne daß aber die Heilkunde mehr als in vereinzelten Fällen Gebrauch von ihr machte.

Die vulkanischen Erscheinungen sind auf Luzon nicht selten. An einem anderen Theile der Laguna ist ein noch thätiger Vulkan, und Erdbeben zählen zu den häufigen Ereignissen auf der Insel.

Nach den anhaltenden Ritten der vergangenen Tage hätte ich gern noch ein Bad im See genommen; leider zwang aber die Vorsicht, davon abzustehen, da in der Laguna Kaimans (eine Art Krokodil) und in der See von Manila Haifische diese Erfrischung etwas gefährlich machen. Eine kleine bei Los Baños belegene, dicht mit Buschwerk und undurchdringlichem Dschungel bedeckte Insel heißt die Krokodileninsel, und bei solcher Nachbarschaft gab ich den Gedanken des Badens auf. Nach einer langen Fahrt erblickte ich am Morgen des 21. September wieder die Gebäude von Manila, und als ich am selben Abend meine Bekannten im Hause einer deutschen Familie begrüßte, die einen kleinen Ball arrangirt hatten, wurde ich wie ein von den Todten Erstandener willkommen geheißen.

Wäre ich nicht genöthigt gewesen, allein zu reisen, so hätte ich gern meinen Ausflug noch weiter ausgedehnt; aber auch so hatte ich alle Ursache, zufrieden zu sein, — ich hatte wenigstens die schönsten Theile der Insel besucht und einen allgemeinen Eindruck gewonnen von den Herrlichkeiten eines Landes, das mit Recht den glücklichsten Theilen der Erde zugezählt wird.

Bald nach meiner Ankunft hatte ich mich durch den französischen Konsul dem Generalkapitän der Philippinen, Don José Lemery é Ybarrola, vorstellen lassen. Dieser äußerst unterrichtete und in hohem Ansehen stehende Vertreter der Königin von Spanien ist noch nicht lange in seinem Amte, nachdem von seinen Vorgängern einer plötzlich gestorben, ein anderer auf der Reise von Spanien aus im Rothen Meere der Hitze erlegen war.

Jeden Abend von 8—9 Uhr ist Empfang im Palaste für die Offiziere, Beamten und vorgestellten Fremden; als mich der französische Konsul einführte, war die Gesellschaft nur wenig zahlreich, der Gouverneur unterhielt sich fast ausschließlich mit uns und zwar im fließendsten, elegantesten Französisch.

Wie man hört, arbeitet der Gouverneur von frühem Morgen an und macht nur am Abende eine Spazierfahrt von einer Stunde, wo er im Civilanzug in vierspännigem Wagen, von einem Uhlanenpiket begleitet, erscheint.

Was die Verwaltung der Kolonie durch die Spanier und die mancherlei Einwürfe betrifft, welche dagegen erhoben werden, so fühle ich mich zu einem Urtheile über diese Fragen nicht berufen, da ich die Verhältnisse zu wenig kenne und auf bloßes Hörensagen einem Tadel mich nicht anschließen mag, von dessen Berechtigung ich keine Ueberzeugung habe.

Die Aeußerungen über spanische Kolonialpolitik sind durchgängig ungünstige; ich glaube aber, daß die Philippinen eine vortheilhafte Ausnahme bilden, und wenn auch gewiß noch Manches geschehen kann, um die reichen Schätze, welche die Inseln an Produkten, Mineralien 2c. bieten, in größerem Maßstabe und zum Nutzen der Kolonie selbst auszubeuten, so muß doch anerkannt werden, daß das Volk durchaus nicht bedrückt wird, sondern meist wohlhabend zu nennen ist; — selbst in Manila giebt es keine eigentlich Bedürftigen, die Gesetze und Einrichtungen sind so liberal als möglich; es giebt keine gezwungene Arbeit, die Wege und Posten in den Hauptprovinzen sind gut, es fehlt nirgends an Kirchen und Schulen, und was gewiß hoch anzuschlagen, nirgends existiren die gesellschaftlichen Schranken zwischen Weißen, Mischlingen und Dunkelfarbigen, wie z. B. in der Neuen Welt; Indier können Kommunalbeamte, Offiziere, Geistliche werden 2c. Kurz, vom Monopolsystem und seinen nachtheiligen Folgen abgesehen, bieten die Philippinen das Bild einer Kolonie, die zwar nicht den Gipfel der Vollendung erreicht hat, aber auch keine Ursache bietet, über die spanische Kolonialverwaltung den Stab zu brechen.

Zur richtigeren Würdigung dieser Verhältnisse sei es gestattet, einen vergleichenden Blick auf die Stellung der Europäer zu den Eingebornen des Landes zu werfen, wie sie uns auf den Philippinen und in China sich kundgiebt.

Die Physiognomie von Manila, der Hauptstadt der spanischen Kolonien auf den Philippinen, ist von derjenigen, welche uns in den chinesischen Häfen entgegentritt,

in demselben Maße verschieden, wie sich die äußere Gestalt, die Lebensweise, die Trachten, der politische und soziale Zustand und die Kulturstufe der mongolischen Rasse, welche China bewohnt, von dem dunkeln malayischen Menschenschlag unterscheidet, welcher die Inselgruppe der Philippinen bevölkert.

Die klimatischen und Bodenverhältnisse sind nicht so wesentlich andere in beiden Ländern, wenigstens gehört eine ausgedehnte Strecke des ungeheuren chinesischen Reiches gleichfalls, wie die ganze Philippinen-Gruppe, den Tropen an und die Erzeugnisse des südlichen China's sind vielfach dieselben, welche hier gedeihen. Aber es sind nicht vorzugsweise diese Erzeugnisse der Tropen-Region, welche den Verkehr der Europäer mit China hervorgerufen haben, und wenn nicht die Blätter der in den gemäßigten Gegenden China's kultivirten Theestande für Europa ein unentbehrliches Bedürfniß geworden wären, zu welchem sich später auch die Rohseide gesellte, wenn wir nicht bis vor Kurzem fast ganz ausschließlich auf China, als das einzige theebauende Land, angewiesen geblieben wären, so würde sicher der Verkehr mit China sich noch heute in engen Grenzen bewegen.

Wie ich an einem anderen Orte angedeutet, China bedurfte im Großen und Ganzen der ihm zugebrachten europäischen Waaren nicht und hat sich nur nach und nach daran gewöhnt, sich Thee und Seide durch diese Waaren bezahlen zu lassen: das Land hat seine eigene, seit Jahrtausenden bestehende Industrie, und war bis vor wenigen Dezennien gewohnt, alle seine Bedürfnisse ohne die Mithülfe fremder Erzeugnisse selbst zu befriedigen.

Das Hinzutreten der Europäer in den Küstenplätzen, wo ihr Einfluß sich im günstigsten Falle nur auf sehr geringe Bruchtheile der großen Bevölkerung China's erstrecken kann, hat keine neuen Bedürfnisse unter der letzteren hervorgerufen und bis jetzt auch nicht die leiseste Umwandlung in den Sitten, Anschauungen, Trachten, Wünschen und Genüssen, kurz in der ganzen Kultur des Volkes hervorgerufen, und nichts berechtigt zu der Annahme, daß das letztere geneigt sei, sich in wesentlichen Punkten unserer europäischen Kulturform zu nähern.

So stehen sich in China die Europäer und die Bewohner des Landes gewissermaßen wie feindliche Völker gegenüber, die nur im gegenseitigen Interesse Frieden geschlossen und Handel treiben. Außer dieser Berührung, die vielleicht nur darum möglich ist, weil bei dem chinesischen Volke die Gewinnsucht und der Handelsgeist noch größer sind als sein Hochmuth und seine Abneigung gegen die Barbaren, findet keinerlei Verschmelzung zwischen dem Westen und Osten statt, und wenn nicht (was sich heute noch nicht beurtheilen läßt) die religiös-politische Revolution im Inneren mit der Zeit einen Umschwung der Anschauungen, eine größere Hinneigung zu der Kultur des Westens hervorruft, werden sich diese Beziehungen schwerlich anders gestalten.

Daß sich die einzelnen Individuen, da wo sie der Verkehr zusammenführt, nicht feindlich gegenüberstehen, daß Missionäre Einfluß auf einzelne Personen gewinnen, sind Thatsachen, welche meinem Urtheile nicht entgegentreten, denn ich habe bei demselben nur den großen Standpunkt der Völker zu einander ins Auge gefaßt.

Abneigung, Mißtrauen und Furcht der Chinesen sind noch so groß, daß ich es beispielsweise noch auf lange für eine Unmöglichkeit halte, daß man Europäern

erlauben werde, Land zu kaufen oder die Ausbeute der zahlreichen mineralischen Schätze im Innern zu unternehmen. — Man will keine Verschmelzung mit den Barbaren des Westens; man arbeitet für sie, um Geld zu verdienen; man verkauft ihnen Thee und Seide um des Gewinnstes willen; man nimmt ihre Waaren, weil man muß und nach und nach sich daran gewöhnt hat, — aber von einem allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet, bilden die den Fremden eingeräumten Häfen, von Hongkong bis nach Tientsin hinauf, nur große „Insel-Decimas", vom eigentlichen China geschieden, und der dem Fremden abgeneigte Volksgeist bildet die unsichtbare „Chinesische Mauer", welche bis jetzt ein weiteres Vordringen des Einflusses von europäischer Seite verhindert hat und allen schönrednerischen Phrasen in den Freundschafts-Verträgen und den schwärmerischen Phantasien englischer Blätter zum Trotze auch noch lange unmöglich machen wird.

Ganz anders liegen die Verhältnisse auf den Philippinen; denn Alles, was uns hier als Aeußerung der Kultur entgegentritt, ist fast ausschließlich durch europäischen Einfluß in's Leben gerufen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist zwar eine so außerordentliche, daß seine Bewohner zu ihrer Erhaltung nur geringer Arbeit bedürfen und mit ihrer Existenz nicht auf europäische Unterstützung angewiesen sind.

Die Berührung mit den Fremden, welche vor nun 300 Jahren sich zuerst als Herren des Landes hier niederließen, hat aber nach und nach eine Menge anderer Bedürfnisse wach gerufen, deren Befriedigung die eine Seite des ansehnlichen Handels bildet, dessen Mittelpunkt Manila ist. —

Die ursprünglich von einheimischen Fürsten beherrschten Volksstämme sind zum größten Theile und namentlich in Luzon der spanischen Herrschaft unterthan geworden, sie haben die katholische Religion angenommen und, da die spanische Regierung es wohl verstanden hat, die Interessen der Eingeborenen durch die Zulassung derselben zu den kleineren Munizipalämtern und militärischen Stellen an sich zu fesseln, ist ihr Einfluß durch den Klerus und durch die erwähnten Mittel allmälig ein unbestrittener geworden. Dazu kommt, daß im Laufe der Jahrhunderte die Vermischung mit den Eingeborenen des Landes zahlreiche Mestizen und Mestizinnen (Halbblut) mit den verschiedenen Abstufungen hervorgerufen hat, wodurch, wenn auch vielleicht nicht immer anerkannt, eine größere Annäherung an den Typus der europäischen Bevölkerung in Sitten und Bedürfnissen doch im Laufe der Zeit erzeugt werden muß.

So sehen wir denn auf Luzon, im Gegensatze zu China, die europäische Rasse und ihre Kultur als die herrschende, als das maßgebende und bedingende Element, europäische Religion fast überall verbreitet; ein Volk, das keine andere Kulturform kennt, als die ihm gebrachte, und das die Superiorität der herrschenden Europäer willig anerkennt, trotzdem eine gemeinsame Kirche sie umschließt; eine Bevölkerung endlich, deren Tracht, Vergnügungen und Bedürfnisse zwar jenen der europäischen nicht geradezu gleich sind, aber doch in den Sitten und Erscheinungen der letzteren ihr Vorbild suchen.

Der malayischen Rasse, welche die großen Inselgruppen Asiens im Osten bewohnt, fehlt es zwar nicht an Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit zur Erzeugung von Geräthen, Waffen, Schmucksachen, feinen Geweben und Stickereien u. s. w.

und in Manila werden hierin vorzügliche Arbeiten, namentlich in den letzteren Erzeugnissen der Nadel geliefert; in der Stadt fehlt es auch nicht an manchen fleißigen, ausdauernden Arbeitern; im großen Ganzen mangelt aber dem Volke der rechte Arbeitssinn und so kann man auch nicht eigentlich von einer nationalen Industrie reden. Der Charakter des indisch-malayischen Volkes ist von dem der Chinesen unendlich verschieden, was zum Theil mit darin seine Begründung hat, daß in China das Land weit dichter bevölkert ist und seine Bewohner zur Erringung ihrer Existenz zu ausdauerndem Fleiße zwingt, während hier auf einem der fruchtbarsten Erdstriche die Menschen noch zerstreuter wohnen; weite Strecken sind noch nicht angebaut und die Bewohner können bei geringer Arbeit leicht ihren Unterhalt gewinnen.

Der Chinese ist industriös, erfinderisch, sparsam und liebt den Handel ungemein; er ist spekulativ und denkt an die Zukunft; er versagt sich allen Luxus, so lange er noch erwerben muß; er weiß das Geringste zu achten und zu verwenden; er ist ein geschickter Arbeiter, und was er auch ergreifen mag, ordnungsliebend führt er über Alles Buch und Rechnung; er ist der Nützlichkeitsmensch des Ostens, wie der Yankee in der Neuen Welt.

Der Malaye (hier hauptsächlich der tagalische Stamm) ist eine echt südliche Natur; er scheut energische, andauernde Arbeit; hat er Etwas erworben, so mag er nicht länger sich plagen, er will genießen; er arbeitet nur, um sich einen Genuß zu ermöglichen; beide Geschlechter lieben den Putz und für die Kleidung nach dem neuesten Geschmack wird Alles ausgegeben. Im Handel vermag er gegen den Chinesen nicht zu konkurriren. Aus eigener Erfindung hat das Volk fast nichts geschaffen, und die Scheu vor ernster Arbeit ist bei der Mehrzahl so groß, daß europäische Hacienda- (Plantagen-) Besitzer oft die größte Noth haben, Arbeitskräfte für den Landbau zu bekommen. — Leidenschaftlich dem Spiel und dem Wetten beim Hahnenkampf ergeben, mit großer Vorliebe für Musik, Gesang, Tanz und Festlichkeiten begabt, lebt das Volk in glücklichem Leichtsinne fort, ohne Großes zu schaffen oder zu fördern, von der Hand zum Munde, und nur der Reichthum des Landes macht es demselben möglich, auch bei geringem Fleiße die Ausgaben für seine Lebensweise des sorglosen Genießens zu bestreiten. — Freilich sind die sonstigen Bedürfnisse, wie Wohnung und Nahrung, mit unendlich geringem Aufwande bestritten.

Die Verschiedenheit der mongolischen und malayischen Völker (die hier in Manila, wo die Zahl der Chinesen 20- bis 30,000 betragen soll, in unmittelbare Berührung kommen) findet schon in den Trachten ihren natürlichen Ausdruck, denn während der Chinese in einfarbige, ganz helle oder dunkle Stoffe sich kleidet, liebt der malayische Stamm bunte, oft grelle Farbenzusammenstellung, klare, mit den verschiedensten Farben durchstreifte Gewänder, und die Frauen legen auf weiße Stickereien einen großen Werth.

Die Befriedigung der mannichfachen Bedürfnisse der Bevölkerung (welche für die ganze Gruppe der Philippinen auf $4\frac{1}{2}$—5 Millionen — ob mit Einschluß der noch unbezwungenen Stämme gerechnet, weiß ich nicht — angegeben wird) erfolgt ausschließlich von Manila aus. Hier konzentrirt sich der ganze überseeische Export- und Importhandel und die entlegneren Provinzen werden von hier aus versorgt, wie auch die Produkte derselben zunächst ihren

Weg nach Manila finden. — Die Küstenschifffahrt unter spanischer Flagge ist bei der vielgestaltigen Gliederung der ganzen Gruppe ausgedehnt, die genauere Kenntniß der im Süden liegenden Inseln ist aber noch sehr mangelhaft, da außer den Beamten des Gouvernements und den Priestern nur selten andere Europäer die südlichen Inseln besucht haben. Das Innere von mehreren der unter spanischer Herrschaft stehenden Eilande ist selbst diesen noch eine terra incognita.

Zwar hat vor wenigen Jahren die spanische Regierung sich bewogen gefunden, die drei Häfen Sual, Iloilo und Zebu den Schiffen aller befreundeten Nationen zu eröffnen, doch hat man bisher von dieser Erlaubniß nur vereinzelten Gebrauch gemacht.

Nur einige wenige europäische Häuser haben sich in Iloilo etablirt, doch besteht kein direkter Verkehr der gedachten Häfen mit Europa oder auch nur mit anderen Seeplätzen, außer Manila, das den Handel mit jenen Inseln ausschließlich beherrscht. Es hindert dies nicht, daß die Europäer, welche sich in Iloilo niedergelassen, wahrscheinlich sehr lohnende Geschäfte machen. Im Uebrigen geht der Verkehr nach den Provinzen und Inseln entweder durch die Hände der Eingeborenen, welche zu gewissen Jahreszeiten mit ihren Produkten in Manila erscheinen und für deren Erlös Waaren mit nach Hause nehmen, oder durch die der Chinesen, die an den bedeutenderen Plätzen der Provinzen und selbst auf den entfernteren Inseln ihre Agenten und Geschäftsfreunde haben.

Das Interesse, welches wir an dem Handel auf den Philippinen nehmen, beschränkt sich nach dem Gesagten zunächst auf Manila, das auch dann noch die Norm für die kommerziellen Verhältnisse der Inselgruppe abgeben wird, wenn die anderen Häfen (vielleicht in Folge eines Umschwunges der handelspolitischen und national-ökonomischen Anschauungen in deren Anwendung auf diese Kolonie, von Madrid ausgehend) zu einer größeren selbständigen Bedeutung sich erheben sollten.

Mehr noch wie in anderen Ländern halten sich das Import- und das Exportgeschäft hier die Wage; ja sie stehen im unmittelbarsten Zusammenhange. So waren die Klagen über den Importhandel allgemein, der Absatz stockte, die Lager häuften sich und Verkäufe waren oft nur mühsam zu bewerkstelligen, weil der Produktenhandel — hauptsächlich in Folge der amerikanischen Wirren — ungewöhnlich darniederlag und die Landbesitzer für ihre Ernten an Zucker, Hanf, Kaffee, Indigo u. s. w. nur verlustbringende Preise zu lösen vermochten. Natürlich beschränkten sich bei so bewandten Umständen die Einkäufe auf das Minimum des Nothwendigsten. Ich würde diese sich gewissermaßen von selbst verstehende Thatsache nicht hervorheben, in anderen Ländern giebt es aber Produzenten, die entweder Kapital genug besitzen, eine günstigere Periode für den Verkauf ihrer Ernte abzuwarten, oder im Stande sind, statt an Ort und Stelle den Verlust zu erleiden, ihren Zucker u. s. w. für eigene Rechnung nach irgend einem Hafen der Alten oder Neuen Welt zu verschiffen.

Auf Java giebt es beispielsweise solche Plantagenbesitzer und dort kann eine ungünstige Konjunktur des Produktenmarktes auftreten, ohne in dem gleichen Maße wie hier unmittelbar ihre drückende Rückwirkung auf das Importgeschäft zu äußern, denn der einzelne reiche Plantagenbesitzer ist für letzteres nicht von

derselben Bedeutung, wie die zahlreichen in seinen Diensten stehenden Arbeiter. Hier dagegen fließt der Strom der ausgeführten Produkte aus einer großen Menge kleiner Kanäle zusammen, alle Erzeugnisse des Bodens werden von Eigenthümern gezogen, die im Vergleich zu westindischen, südamerikanischen und javanischen Pflanzern unbedeutend zu nennen sind, und es muß bei dieser Art der Bodenkultur ein Sinken der Werthe sofort auf den Absatz aller europäischen Einfuhrartikel zurückwirken.

Wie ich schon oben angedeutet, ist bis jetzt nur ein Theil, vielleicht nur der kleinere, der ganzen schönen und so überaus fruchtbaren Inselgruppe unter Kultur, und es ist begreiflich, daß der Wunsch sich lebhaft äußert, dem Anbaue des Zuckerrohres, des Kaffee's, der Kakaobohne u. s. w. immer größere Strecken zu gewinnen. Es liegt auf der Hand, daß alle Theile dadurch großen Vortheil erringen würden.

Die Bevölkerung würde sich vermehren, mit dem Vordringen der Bodenkultur müßte auch die geistige Kultur neues Terrain gewinnen, der Absatz europäischer Waaren, kurz der ganze Handel würde in demselben Maße zunehmen und sich steigern, als neue Werthe durch den Anbau geschaffen würden — und es muß zugegeben werden, daß der Boden und die klimatischen Verhältnisse alle Fortschritte in dieser Richtung ungemein begünstigen.

Dennoch wird diese Hebung der Bodenkultur mit ihren glücklichen Resultaten vor der Hand wol nur ein frommer Wunsch bleiben, und mir scheint es fraglich, ob dies selbst dann wesentlich anders sich gestalten würde, wenn das in Erfüllung ginge, was man oft gesprächsweise äußern hört: „Ja, wenn die Philippinen unter englischer Herrschaft wären!“ Englische Herrschaft würde meines Erachtens schon darum nichts ausführen können, weil die katholische Kirche und der Klerus hier tief eingewurzelt sind und das protestantische England keine Kolonie dauernd würde behaupten können, welche seit Jahrhunderten ausschließlich durch die katholische Kirche regiert worden ist.

Aber auch unter spanischer Verwaltung stößt die Hebung und Erweiterung der Bodenkultur — und durch diese erst der eigentlichen Herrschaft und Besitznahme — auf große Hindernisse, die aber nicht als unübersteiglich hingestellt zu werden brauchen.

Bei der Wichtigkeit, welche die Ausdehnung der bestehenden Absatzgebiete für die europäischen Erzeugnisse und speziell auch für die Industrie des Zollvereins in sich schließt, mag es nicht unpassend erscheinen, noch einen Augenblick bei der Erörterung dieser Frage zu verweilen.

Die erste und größte Schwierigkeit muß in der Indolenz der indischen Bevölkerung gesucht werden. Wie ich oben schon angedeutet, hat diese eine ausgeprägte Abneigung gegen alle Arbeit, welche nicht von der wirklichen Nothwendigkeit geboten ist. Es fehlt ihr die Unternehmungslust und ausdauernde Energie, welche zur Bebauung des Landes in größerem Maßstabe erforderlich sind. — Zwar ist das jetzt unter Kultur befindliche Land zu einem beträchtlichen Theile in den Händen von Eingeborenen, wo die Pflanzungen aber einigermaßen größere Komplexe umfassen, sind sie in den Händen von Mestizen, die, zum Theil von chinesischer Abkunft, schon mehr geschäftsmäßig zu wirthschaften wissen.

Aber auch durch diese schreitet der Anbau wenig voran, da Viele ihr Augenmerk hauptsächlich darauf richten, die kleineren Eigenthümer durch Geldvorschüsse in Abhängigkeit zu bringen, wodurch ihnen auf eine leichte Weise der Grund und Boden sammt der Ernte und der Arbeitskraft des Schuldners anheimfällt. Letzterer muß nämlich den Ertrag seines verpfändeten Eigenthums seinem Gläubiger so lange überlassen, bis die Schuld getilgt ist, was nur selten wieder möglich wird, da die Ernte die einzige Einnahmequelle der Indier in den Provinzen bildet.

Es könnten sonach nur durch einzelne unternehmende Europäer größere Strecken in den noch unberührt liegenden Provinzen unter Kultur gebracht werden, aber auch hier tritt die Arbeitsscheu des Volkes als ein schwer zu besiegendes Hinderniß auf. Die wenigen Fremden, welche den Anbau von Zucker, Indigo 2c. in größerem Maßstabe begonnen haben, sahen sich oft wegen Mangel an Arbeitskräften in großer Verlegenheit; ganze Ernten gingen zum Theil verloren, weil sich keine Hände fanden, sie einzubringen.

Zwangsarbeit, unter welcher Gestalt auch immer, ist nicht zugelassen; nur für die Kirche und Kommune haben die Eingeborenen einige Tage im Jahre gewisse Frohnarbeiten zu verrichten.

Hält es nun schon so schwer, Arbeiter für den Landbau zu finden, dann begreift es sich, wie es bis jetzt noch unmöglich gewesen ist, die werthvollen Mineralien, welche der Boden in sich schließt, bergmännisch zu verwerthen.

An den verschiedensten Punkten der Inseln liegen Steinkohlen zu Tage, Kupfer kommt fast gediegen vor, selbst Gold wird in Staubform häufig gefunden; von einzelnen unternehmenden Leuten ist auch wiederholt der Versuch gemacht worden, den Bergbau rationell zu betreiben; namentlich hat sich die Aufmerksamkeit neuerdings den Kupferminen zugewendet, — alle diese Bestrebungen begegnen aber denselben Schwierigkeiten — ein Volk, das nicht zu der leichten Arbeit der Bodenkultur zu gewinnen ist, mag begreiflicherweise noch viel weniger dem mühevollen und schwierigen Bergbau sich zuwenden.

Es liegt die Frage nahe, warum man nicht bei der Nähe China's die Einwanderung oder — richtiger ausgedrückt — die Einfuhr von Arbeitern (Kuli's) aus China versuche und durch diese Kräfte zu wirken suche?

In der That hat man auch wiederholt dieses Auskunftsmittel in Anwendung gebracht und chinesische Kuli's für den Bergbau kommen lassen; es tritt aber hier ein anderer Uebelstand hinzu. Wenn der Chinese auch arbeitsam ist, so lange die Verhältnisse es gebieten, so giebt es doch Eins, was er um jeden Preis vorzieht, und dies ist der Handel. Sobald sich der Kuli, sei es auf der Hacienda (Plantage) oder in den Minen, ein Sümmchen verdient und erspart hat, dann zieht es ihn nach der Hauptstadt Manila; er verläßt seinen Herrn, um Hausirer und Kleinhändler zu werden und die erste Stufe auf der Leiter zu ersteigen, auf welcher es leichter ist, zu Reichthum zu gelangen.

Dieser Uebelstand ließe sich beseitigen, wenn das spanische Gouvernement die Einwanderung von China begünstigte und den Unternehmer in seinem Verhältnisse zu den Arbeitern dadurch schützte, daß es keinem Chinesen vor Erfüllung seines Dienstkontraktes gestattete, aus dem Innern nach Manila zu kommen, — der Chinese würde dann ruhig in seinem Dienstverhältnisse bleiben.

Ein Fremder, wenn er als Unternehmer hier auftritt, hat sich aber in keiner Hinsicht des Schutzes oder der Förderung in seinem Wirken zu versehen, auch wenn dasselbe augenscheinlich zum Vortheile des Landes und der Regierung wäre. — Alle Spanier scheinen es durchgängig unter ihrer Würde zu erachten, sich mit der Bodenkultur in den Kolonien zu befassen, nur vereinzelt haben sie sich im Innern angekauft; — die nach Manila gehenden Spanier kommen meist mit einem Patente in der Tasche, wodurch ihnen eine Anstellung im Heere, bei der Justiz-, Verwaltungs- oder Zollbehörde, oder endlich in einer der Provinzen zugetheilt ist, und nach Verlauf einer gewissen Reihe von Jahren kehren sie in ihr Vaterland zurück.

Die Arbeit der erweiterten Bodenkultur und des rationellen Bergbaues kann also nur von Fremden verrichtet werden, worunter sich zunächst die anglo-germanischen Nationen, Deutsche, Engländer und Amerikaner verstehen, Völker, die der großen Mehrzahl nach der protestantischen Konfession angehören.

Wenngleich die Spanier selbst nicht Neigung zeigen, Etwas für die Hebung der Kolonie zu thun, so sehen sie doch mit Neid und Mißgunst auf jede von den Fremden ausgehende Unternehmung, und wenn auch das eigentliche Gouvernement, d. h. die leitenden Personen, einer solchen Auffassung fern wären, ja den redlichsten Willen bekundeten, den Fremden zu unterstützen, so stößt Letzterer doch an Ort und Stelle seiner Wirksamkeit in den Provinzen auf so viel Schwierigkeiten, als nur denkbar.

Wo spanische Beamte sind, wollen diese an der Ernte Theil haben, auch wenn sie nichts dazu gethan. Sie verlangen, daß ihnen gewissermaßen eine Abfindung dafür werde, sobald sie keine Hindernisse in den Weg legen. Den zähesten Gegner findet der Fremde aber an dem Klerus, der auf dem Lande geradezu eine unumschränkte Herrschaft übt, da er auf weite Strecken häufig der einzige Kastilianer ist und der eingeborene indische oder halbblütige Munizipalbeamte seinem Willen gehorchen muß.

Endlich wird vom spanischen Gouvernement Vieles unterlassen, was zur Hebung der Kolonie in der bezeichneten Richtung beitragen würde. Die Anlegung von Straßen in's Innere der Inseln, häufigerer und regelmäßiger Verkehr durch Dampfer mit den entlegeneren Inseln würde Vieles bewirken und eine freiere Handelspolitik, Aufhebung des Tabakmonopols u. s. w. würden auch unter den bestehenden, oben kurz angedeuteten Schwierigkeiten in kurzer Zeit gute Früchte tragen.

So mannichfach sind also die Hemmnisse, welche sich einem Aufschwung des Wohlstandes, einer Ausdehnung der Kultur, einer reicheren Ausbeutung der Hülfsquellen dieser von der Natur so begünstigten Kolonie noch entgegenstellen. Es wird noch geraume Zeit bedürfen, bis auch nur ein Theil dieser Hemmnisse hinweggeräumt sein wird.

Ich hatte meine Abreise aus Manila für die Post vom 25. Oktober festgesetzt. Nun einmal der Tag bestimmt war, der meinem Aufenthalte in Manila ein Ende machen sollte, erwachte das Interesse an meiner Umgebung auf's Neue, da mir durch vergebliches Warten auf bestimmte Nachrichten von der Gesandtschaft der Aufenthalt fast peinlich geworden war. Ich müßte unwahr sein, wollte ich läugnen, daß es Stunden und Tage gab, in denen ich keinen

lebhafteren Wunsch hegte, als der Tropenwelt den Rücken kehren zu können. Wenn unter allen Verhältnissen Arbeit die wirksamste Diät der Seele ist, dann gilt dies doppelt von den Ländern, welche dem Aequator so nahe liegen, wo die klimatischen Einflüsse ohnehin erschlaffend auf die körperliche und geistige Konstitution wirken.

An dieser Diät hatte es mir oft gemangelt; für einen Aufenthalt von nahezu drei Monaten reichte die mir erwachsende Arbeit um so weniger aus, als ich allein war — jetzt nöthigte mir die bevorstehende Abreise reichliche Beschäftigung auf und die prosaische Arbeit des Packens und Ordnens hatte im gegebenen Falle wenigstens das Gute, meiner gesunkenen Stimmung wieder aufzuhelfen.

Ich erlebte an mir, was wol Jeder im Leben öfter an sich erfahren haben mag, daß uns die Dinge und Menschen sofort in einem helleren Lichte erscheinen, wenn wir wissen, daß wir sie verlassen sollen.

Mit der vorgerückteren Jahreszeit hatten sich die heftigen Gewitter der Regenperiode in wetterleuchtende Wolkengebilde verwandelt, die Temperatur wurde gemäßigt und nach dem Eintreten der nördlichen Winde die Nächte kühl und erfrischend, und ich habe in Gesellschaft des einen oder andern Freundes in den kühlen Mondscheinnächten noch manche genußreiche Fahrt in die liebliche Umgebung Manila's unternommen.

Die einheimische Bevölkerung liebt die mondhellen Nächte ganz besonders, in den Dörfern ist Alles wach und es wird im Freien gesungen und gespielt; die Indier genießen mit kindlichem Sinn die taghellen Nächte und ziehen es vor, während der heißen Mittagsstunden dem Schlafe sein Recht zu gönnen. Auch die europäische Welt macht sich in dieser Zeit die einzig schönen Nächte zu Nutze, man sieht oft spät nach Mitternacht noch Wagen oder Reiter im Freien.

Auch die Zeit der häufigen Kirchenfeste war gekommen, jede der Hauptkirchen feierte ihre Novenario (neuntägige Andacht) und den Schluß bildet stets eine solenne Prozession. Jeden Abend sah man jetzt eine der Kirchen illuminirt, und das Innere derselben, während der Abendpredigt gedrängt voll Menschen, bot durch die andächtige Menge, die reiche, strahlende Ausschmückung und das Lichtmeer von tausend und abertausend brennenden Kerzen einen überwältigenden Anblick.

Von den Fenstern der in Manila selbst belegenen Wohnung des Herrn Z. aus sah ich eine der bedeutendsten Prozessionen durch die Straßen ziehen. Es war gegen Sonnenuntergang, die Menge zündete ihre Kerzen an und die reichen, goldgestickten Gewänder der zahlreichen Heiligen, welche umhergetragen wurden, strahlten im Lichte der das Piedestal umgebenden Wachskerzen.

Die Prozession war fast endlos, stundenlang zog die Schaar der Priester und Laien unter den Klängen von sechs bis acht Musikchören vorüber, die Straßen waren dicht mit Zuschauern bedeckt, die entblößten Hauptes die Heiligthümer vorüberziehen ließen; kein Laut, keine Unordnung war bemerkbar. Das Volk hegt vor der Kirche und allem Kirchlichen eine Verehrung, wie sie in Europa längst geschwunden ist.

Der Tag meiner Abreise rückte näher, ich nahm Passage für die Fahrt nach Hongkong an Bord des Gouvernementpoststeamers „Don Antonio Ezeaño". Am 23. und 24. Oktober hatte ich meine Abschiedsbesuche gemacht, freilich in dem Gedanken an baldige Rückkehr, da es nicht unwahrscheinlich schien, daß der Gesandte mit der „Arcona" die Philippinen noch berühren würde. Auch bei Sr. Excellenz dem Generalgouverneur hatte ich mich verabschiedet und fuhr am Abend des 25. Oktobers, von einigen Freunden begleitet, an Bord des Dampfers. Die Sonne war schon untergegangen und bald sah ich von Manila nichts mehr, als den Wiederglanz der vielen Lichter in den leichtbewegten Wogen der Bai. Kaum hatten wir die Post an Bord, als der Anker gelichtet wurde und wir dem Leuchtfeuer zudampften, das vom Eingange der Bai seine Strahlen in die dunkle Nacht sendete.

Ich schied von Manila mit schwerem Herzen, denn nun erst fühlte ich, daß dieser Ort und die Menschen hier mir lieber und anziehender geworden waren als alle Länder, die ich während unserer Fahrt hier im Osten kennen gelernt hatte.

Und noch jetzt, da ich dies schreibe, wandern meine Gedanken gerne hinüber nach der schönen Inselgruppe und die Erinnerung an die herrliche grüne Insel inmitten des unermeßlichen Stillen Ozeans, an ihre liebenswürdigen und poesiereichen, braunen Bewohner, mit ihren dunkeln Augen und der malerischen Tracht steht lebendig vor meiner Seele.



Ländliche Kapelle auf Luzon



Thor einer Pagode in Bangkok.

Siebenzehntes Kapitel.

Ueber Hongkong nach Bangkok.

Rückfahrt nach Hongkong. — Ball an Bord der „Arcona“. — Nach Siam. — Rhede von Paknam. — Die Ufer des Menam-Flusses. — Siamesischer Dampfer. — Ankunft in Bangkok. — Die Wohnung der Gesandtschaft. — Lage und Physiognomie der Stadt. — Schwimmende Häuser. — Die eigentlichen Siamesen. — Die Könige von Siam. — Ihre Kenntnisse. — Siamesische Prinzen. — Das Betelkauen. — Die Frauen. — Die Chinesen. — Die Tempel und Pagoden. — Wats. — Der weiße Elephant. — Der Palast des ersten Königs. — Leichenverbrennung. — Siamesische Musik. — Feierliche Audienz beim ersten Könige von Siam. — Das Innere des Thronsaales. — Ein siamesisches Volksfest. — Kulturbestrebungen in Siam.

Den ganzen folgenden Tag fuhren wir nördlich der Küste von Luzon entlang und behielten die Gebirgszüge der Insel im Auge. Am Abende hatten wir ein starkes Gewitter und heftige Windstöße. Das Schiff wandte jetzt seinen Lauf westwärts und der folgende Morgen sah uns auf dem weiten Ozean von einem Nordwinde tüchtig hin- und hergeworfen. Die Maschine that ihre Schuldigkeit und trotz des entsetzlichen Rollens kamen wir unserem Ziele näher. Die Reisegesellschaft war nur klein: ein paar nach Cochinchina bestimmte spanische Offiziere und der spanische Konsul de Orbeta aus Makao. Am Morgen des 29. Oktober bekamen wir die Küste von China zu Gesicht und die Bewegungen des Schiffes wurden ruhiger. Der Tag war klar und frisch, schon um 9 Uhr

lagen wir in der von hohen Gebirgen umschlossenen Bai von Hongkong auf spiegelglattem Wasser vor Anker.

Seit Mitte September war ich ohne jede Nachricht von der Gesandtschaft sowol als von der Heimat geblieben, ich wußte nicht, war der Vertrag mit China endlich zum Abschluß gekommen oder hatte der Tod einen Strich durch das Leben des Kaisers von China und durch alle Vertragsverhandlungen gemacht?

In dieser Ungewißheit begrüßte ich freudig die preußische Flagge, an der ich das Transportschiff „Elbe" erkannte, das im Hafen vor Anker lag; nun war wenigstens Gewißheit zu erlangen.

Mein erster Gang richtete sich zum preußischen Vizekonsul, Herrn Overbeck, um mich nach Briefen zu erkundigen. Und dieses Mal hatte ich nicht vergeblich gehofft. Von Freunden aus dem Norden und aus Deutschland fand ich ausführliche Nachrichten vor und Alles lautete günstig. Der Vertrag mit China war noch zwei Tage vor dem Ableben des Kaisers von diesem unterzeichnet und dann am 2. September vom Gesandten in Tientsin vollzogen worden.

Das Leben in Hongkong zeigte jetzt angenehmere Seiten, als in den heißen Augusttagen, in denen ich zuerst hier eingetroffen. Die sogenannte Wintersaison hatte begonnen, das gesellige Leben pulsirte rascher, die Temperatur erlaubte weitere Spaziergänge, man athmete frischer und erholte sich von der Apathie der erschlaffenden Sommerzeit.

Hongkong ist großstädtisch, die Residenz der Europäer in China und entwickelt im Winter seine glänzendsten Seiten; die Anwesenheit der Gesandtschaft bot außerdem zu manchen geselligen Berührungen Anlaß, die dem Fremden sonst nicht so leicht geboten werden. Die Bezeichnung „Winter" ist übrigens nicht so buchstäblich zu nehmen. Wir hatten bei Tage noch immer 20—22° R., in der Nacht und am Morgen sank das Thermometer aber bis auf 13—14° R. Im Januar und Februar wird Morgens und Abends ein Kaminfeuer angezündet. Die weiße Kleidung der Herrenwelt hatte jetzt auch wärmeren Stoffen weichen müssen.

Am 11. November in der Frühe verkündeten Salutschüsse, daß die „Arcona" mit der Gesandtschaft an Bord im Hafen eingelaufen sei.

Ich fuhr alsbald hinaus, um die Reisegefährten nach fünfmonatlicher Trennung zu begrüßen, und war der Erste, der sich vom Lande aus an Bord einfand. Der Leser macht sich schwerlich eine Idee von dem Tumult und Treiben auf dem Deck eines großen Kriegsschiffes, das eben zu Anker gegangen ist. Im Laufe des ersten Tages kommen die Besuche zur Begrüßung von den fremden, im Hafen liegenden Kriegsschiffen, die Konsuln aus dem Hafen u. s. w., es werden Salute geschossen und erwiedert, alle möglichen Lieferanten erscheinen, die Wachen treten auf und ab, alle Offiziere, Kadetten, Passagiere und so viel Mannschaft als möglich stehen an Deck, um einstweilen durch die Fernröhre die neue Umgebung zu mustern; dazwischen werden Befehle ertheilt und ausgeführt, — kurz, Alles ist Leben und unruhige Bewegung.

Inmitten dieses Treibens wurde ich auf's Herzlichste begrüßt und es ging bald an ein Fragen, Berichten und Erzählen, als müsse Alles, was in der langen Zeit der Trennung erlebt worden, in wenige Minuten zusammengedrängt sein.

Die Briefe, welche in Hongkong gelegen hatten, waren vertheilt, und so ging es vom Lesen wieder zum Fragen in einer Aufregung, die in ähnlicher Weise unter anderen Umgebungen schwerlich zu finden ist.

Alle sprachen noch entzückt von dem letzten 14tägigen Aufenthalte in Nagasaki; nach einem fast sechsmonatlichen Leben angesichts der flachen, nackten Sand- und Felsenufer Nordchina's war man für die landschaftlichen und anderen Schönheiten Nagasaki's doppelt empfänglich gewesen und hatte täglich neue und genußreichere Ausflüge in die Umgebung dieser Stadt unternommen.

Nachdem ich dem Gesandten meine Aufwartung gemacht und ihm meine Glückwünsche zu seinem Erfolge ausgesprochen, kehrte ich für diesmal bald in die Stadt zurück, um dem Tumulte etwas auszuweichen.

Den Plan, die Philippinen zu besuchen, hatte Graf Eulenburg definitiv fallen lassen.

Die Zeit seit der Ankunft des Gesandten bildete eine fortlaufende Kette von Festlichkeiten, welche ihm und den Offizieren zu Ehren veranstaltet wurden. Da unsere Abreise nahe bevorstand, hatte der Graf es vorgezogen, nicht an's Land zu ziehen, sondern an Bord der „Arcona" zu bleiben. Die in Hongkong lebenden deutschen Kaufleute gaben am 16. November zu Ehren des Gesandten ein großes Diner, an dem auch der Konsul für Kanton, Herr v. Carlowitz, das ganze Offiziercorps der „Arcona" und „Elbe", sowie die der Gesandtschaft attachirten Herren Theil nahmen. Bei dieser Gelegenheit sprach Herr v. Carlowitz in warmen Worten den Dank und die Anerkennung der Deutschen in China für des Gesandten erfolgreiche Bemühungen aus. Der Gesandte, Graf zu Eulenburg, hob in seiner Rede hervor, daß die preußische Regierung zu ihrem Entschluß, die ostasiatische Expedition auszusenden, im Wesentlichen durch die beharrlichen und begründeten Vorstellungen des deutschen Handelsstandes in China mit bestimmt worden sei; er freue sich, daß es gelungen, eine rechtliche Stellung durch den Vertrag für alle Staaten des Zollvereins und die Hansestädte zu erringen; ein Vertrag bleibe aber nur ein werthloses Papier, wenn er nicht im rechten Geiste erfaßt und in's Werk gesetzt werde; es sei an den Deutschen in China, durch mäßiges und kluges Benutzen des gewonnenen Bodens dem Vertrag Leben und Bedeutung, Frucht und Gedeihen einzuhauchen. Er hoffe, daß deutscher Handel, deutsche Schifffahrt, deutscher Fleiß und deutsche Tüchtigkeit hier außen so fortleben und sich ausdehnen möchten, wie dies nach Dem, was er hier gesehen und kennen gelernt, zuversichtlich sich erwarten lasse, und schloß mit einem Hoch auf die Deutschen in China.

An diese mit Begeisterung aufgenommene Rede reihten sich noch einzelne Toaste, bei denen natürlich auch der jungen preußischen Marine gedacht ward.

Mehrere der Regimenter, welche zur Zeit unserer Anwesenheit in Tientsin dort in Garnison gelegen hatten, waren gleichzeitig mit uns in Hongkong und harrten der Rückreise nach England. Die Offiziere derselben hatten in Tientsin vielfach im Hause der Gesandtschaft verkehrt und fanden sich häufig an Bord der „Arcona" ein. So wechselten denn in den letzten Wochen Bälle im englischen Klub, eine von dem Offiziercorps von „Fane's Horse" arrangirte Picknickpartie, eine Soirée bei Lady Robinson, der Gemahlin des Gouverneurs, mit Diners und Abendgesellschaften in den deutschen Häusern ab.

Ein glänzender Ball an Bord der „Arcona" sollte den Aufenthalt der Gesandtschaft in China beschließen. Es thut mir leid, daß ich dem geneigten Leser kaum eine rechte Vorstellung von dem in seiner Art einzig schönen Bilde zu entwerfen vermag, welches das geschmückte, stolze Fahrzeug in jener Nacht darbot.

Man muß die innere Einrichtung eines großen Kriegsschiffes kennen, man muß ein solches Fahrzeug im Dienste auf der hohen See gesehen haben, um seine Umwandlung in einen von Gewächsen und Blumen, Kronleuchtern und bunten Lampen strahlenden Ballsaal zu würdigen.

Ein hohes Zelt war über dem Quarterdeck aufgeschlagen und bildete über der Hälfte des ganzen Schiffes einen geräumigen Saal. Mit den Flaggen aller Nationen geschmackvoll drapirt, durch Guirlanden und blühende Pflanzen belebt, erschien der Raum fast wie ein großer Gartensalon, eine Täuschung, die noch durch einen plätschernden Springbrunnen erhöht wurde, dessen Wasserstrahlen auf ein großes Rondel von Muscheln, Steinen und Schlinggewächsen niederrauschten. Nur hier und da erinnerte eine Trophäe von Gewehren, Enterhaken und Piken, ein aus dem Laubwerke hervorschimmernder vergoldeter Anker oder ein Kronleuchter von Gewehrläufen und Bayonnetten daran, daß man sich an Bord eines Kriegsschiffes befand.

Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend; Offiziere der verschiedensten Nationen waren zugegen, und bis spät erklangen die Töne der Quadrille durch die sternenhelle Nacht über den von Bergen umgebenen Hafen.

Wenige Tage später verließen wir China, und als wir am 3. Dezember bei heiterem Himmel unter klingendem Spiele aus dem Hafen von Hongkong hinausdampften, war uns Allen das frohe Gefühl gemeinsam, daß nun auch der zweite und wichtigste Theil der Reise seinen Abschluß erreicht habe. So viel Freundlichkeit uns auch von den in China lebenden Landsleuten zu Theil geworden, so war doch die Erinnerung an den Aufenthalt im Reiche der Mitte auch mit der an manche Stunden des Harrens und an die endlos scheinenden Schwierigkeiten verknüpft, und wir athmeten froh auf, als wir nun, nach Süden steuernd, im Geiste zurückblicken durften auf den langen und oft beschwerlichen Weg, den wir zurückgelegt, und fröhlich vorwärts schauten auf das nicht mehr ferne Endziel unserer Reise.

Die Fahrt nach Siam war vom schönsten Wetter begünstigt; nach wenigen Tagen schon nahm die Wärme merklich zu, und Alles erschien wieder in der leichtesten Sommerkleidung an Deck. Es war eine Seereise, wie sie schöner nicht gedacht werden kann; günstiger, erfrischender Wind führte das stolze Schiff über die wenig bewegte See. Alle waren heiter und am Abend lagerte sich die ganze Gesellschaft gruppenweise auf dem Quarterdeck, um entweder der Musik zu lauschen oder sich plaudernd und rauchend der frischen Luft und der hellen Mondnacht zu freuen.

In der Nacht vom 15./16. Dezember ging die „Arcona" auf der Rhede von Paknam vor der Mündung des Menamflusses, an dessen Ufern tiefer im Lande Bangkok liegt, zu Anker; wir fanden „Thetis" und „Elbe" schon dort und freuten uns herzlich, erstere hier wiederzusehen, die uns im März in

Schanghai verlassen hatte, um ihre Reise nach den spanischen und niederländischen Kolonien anzutreten.

Die Rhede war von etwa 20 Fahrzeugen belebt; nicht weit von uns lag der französische Regierungsdampfer „European" vor Anker, der die siamesische Gesandtschaft, welche im Sommer 1861 in Paris gewesen, von Suez aus zurückgebracht hatte. Wir fanden später Gelegenheit, mehrere dieser siamesischen Großen kennen zu lernen, die in Paris und Rom der Gegenstand so vielfacher Aufmerksamkeit und Neugier gewesen sind. — Nach wenigen Tagen erschienen siamesische Beamte im Auftrage des ersten Königs, um den Gesandten zu begrüßen und ihn einzuladen, nach Bangkok zu kommen, wo ein besonderes Gebäude zur Aufnahme der Gesandtschaft hergerichtet sei.

Da noch einige Vorbereitungen erforderlich waren, wurde die Abreise von der Rhede nach Bangkok auf den 21. Dezember festgesetzt.

Nach einer kurzen Fahrt aus Hongkong kommend, wo die Temperatur so kühl gewesen, daß Morgens und Abends ein Feuer im Kamine loderte, erschien uns die Hitze auf der Rhede von Paknam fast unerträglich, und mit Ausnahme der Passage durch's Rothe Meer erinnere ich mich keiner Zeit, in der wir so von der glühenden Sonne gelitten hätten. Kein Lüftchen kräuselte die spiegelglatte Wasserfläche und brütend lag die Sonne auf der Flut; nicht einmal die Nächte brachten Abkühlung. Und doch war es die „kühle" Jahreszeit, in der wir angekommen, — was sollte man von der heißen Saison erst erwarten? Uebrigens zeichneten sich gerade die ersten Tage durch Windstillen aus und später ist die Temperatur erfrischender geworden. — Vor uns in einer Entfernung von etwa 15 englischen Meilen lag das Land, flach und unbedeutend, anscheinend mit dichtem Dschungel und Sumpfgewächsen bedeckt.

Die Gebirge beginnen erst tiefer im Innern und sind auch in Bangkok noch nicht sichtbar; so weit das Auge reicht, ist das Land nur eine große, mit Palmen und tropischen Fruchtbäumen aller Art bewachsene Ebene, die im Spätherbst auf viele Meilen hin den Ueberschwemmungen durch den Menam ausgesetzt ist; — ein landschaftliches Bild, das nichts Imposantes oder besonders Charakteristisches darbietet und mit einer bewaldeten Ebene oder einem Hügelland in Europa nicht in Vergleich zu stellen ist. Kommt man den Ufern näher und fährt durch einen der unzähligen schmalen Kanäle, welche die Ufer bei Bangkok durchschneiden, recht mitten in die üppige Tropenpflanzenwelt hinein, dann findet man freilich Partien, wo die herrlichsten Gruppen von Palmen, Schlingpflanzen, Brodbäumen und riesenblättrigem Pisang uns bei jeder Biegung in neuen Bildern entzücken; — verborgene Schönheiten, dem Auge um so wohlthuender, je weniger sie der allgemeine Eindruck der Landschaft vermuthen ließ.

Am 21. Dezember früh Morgens waren zwei hübsche Flußdampfer, Eigenthum des siamesischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, der „Volant" und der „Little-Eastern", auf der Rhede, bereit, den Gesandten und sein Gefolge nach Bangkok zu bringen. Wir fuhren an Bord des „Volant", während ein Detachement Soldaten und die Dienerschaft mit dem anderen Dampfer gingen. Der „Volant" wurde von einem siamesischen Offizier kommandirt, der längere Jahre in England gelebt und der englischen Sprache mächtig war; seine Kleidung war eine gefällige Verbindung einer europäischen Offiziersuniform mit

der in Siam heimischen Tracht. Er machte als Kommandant die Honneurs mit gutem Anstand, nur das fatale Betelkauen störte in unsern Augen den günstigen Eindruck seiner Persönlichkeit.



Tempel mit den Graburnen der Könige von Siam.

Sobald der Gesandte die „Arcona" verlassen, wurde der übliche Salut gelöst, die kleinen Dampfer setzten ihre Räder in Bewegung und wir fuhren der Flußmündung zu, während die Musik uns noch einen frischen Marsch als Abschiedsgruß nachsandte. — Die flachen Ufer des breiten Stromes zogen ein-

förmig an unseren Blicken vorüber; in Paknam, einer unfern der Mündung gelegenen Stadt, wurde der Gesandte vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten persönlich begrüßt; wir stiegen an's Land und wurden in einer großen offenen Halle empfangen, wo ein Frühstück nach europäischer Art für uns bereit stand. Nach einem Aufenthalte von einer Stunde bestiegen wir den „Volant" auf's Neue und dampften rüstig gegen den starken Strom. Es war völlig dunkel, als wir in Bangkok selbst anlangten; mit großer Vorsicht leitete der Kapitän das Schiff zwischen den zahlreichen, im Flusse ankernden Fahrzeugen hindurch, bis wir am rechten Ufer ein hellerleuchtetes, zweistöckiges Gebäude und eine Anzahl Fackelträger erblickten, und erfuhren, daß hier die für die Gesandtschaft bestimmte Wohnung sei. — Bald waren wir in den bereit gehaltenen Räumen untergebracht, und von der langen Fahrt erschöpft, beschränkten wir uns nach eingenommenem Mahle auf eine flüchtige Rundschau und suchten dann das Lager auf.

Die Wohnung war geräumig und im Vergleiche zu unserer Akabani in Jeddo mit allem Nöthigen ausreichend versehen. Das Vordergebäude enthielt einen großen Eßsaal und ein paar kleinere Gemächer, darüber die Schlaf- und Arbeitszimmer des Gesandten; zwei lange Flügel schlossen sich nach hinten an und enthielten eine Reihe sehr hoher Räumlichkeiten für alle übrigen Herren. Chinesische Bettstellen, ein Tisch und einige Stühle bildeten das einfache Mobiliar, doch war Alles immer noch komfortabler als in Japan, wo wir nur die vier Holz- und Papierrahmen als Wände und Möbel vorgefunden hatten.

Breite Galerien liefen um den inneren Hof, und hier lagerten die See-Soldaten, welche am Lande weilten, um bei den offiziellen Besuchen des Gesandten am Hofe der siamesischen Majestäten als Ehrenwache zu fungiren.

Das tägliche Leben verlief in folgender Weise: in der Frühe wurde außer dem Hause oder im Hause gearbeitet, und um 11 Uhr versammelte sich die ganze, durch Besuch von den Schiffen gewöhnlich 20 bis 24 Personen zählende Gesellschaft auf den an den Saal stoßenden Galerien und dem Balkon, um sich zu begrüßen und sich an den unbeschreiblich komischen Spielen eines seltenen Paares Affen zu ergötzen, bis das Frühstück servirt war. Die Zeit darauf verbrachte Jeder für sich nach Belieben; doch erlaubte die Hitze keine weiten Fahrten in der Mitte des Tages, und es wurde meist in den kühlen Zimmern Siesta gehalten, bis die Sonne sank, um dann in der Abendluft vor dem Diner, das um ½7 Uhr eingenommen wurde, noch eine Gondelfahrt zu machen.

Der Leser denkt vielleicht bei der Bezeichnung „Gondel" an Venedig und all' die Romantik, welche sich unwillkürlich an diesen Namen knüpft. Und wol hat Bangkok eine gewisse Aehnlichkeit mit der berühmten Dogenstadt; auch hier sind Kanäle die Verkehrsstraßen, auch hier schießen fortwährend Hunderte von Gondeln und Booten jeder Größe und Form durch den Strom und seine netzartigen Verzweigungen. Selbst die Form der Boote rechtfertigt den Vergleich, und die grotesken, langen, mit kühnen Bogen an dem vordern und hintern Ende aufwärts strebenden Fahrzeuge, mit ihrem verdeckten Sitze und reichem Schnitzwerk und Vergoldung rufen das Bild der großen venetianischen Staatsgondeln vor

unsere Augen. Aber wo in Venedig stolze steinerne Paläste aus den Meeresfluten emporragen, ist hier nur wenig von massiven und zusammenhängenden Bauwerken zu sehen; nur die eigenthümlichen und großartigen Tempel und Pagoden erheben sich mächtig aus dem Chaos unansehnlicher Holzhäuser und Hütten, die sich zwischen dichten Bäumen und Laubwerk verstecken.



Ein siamesischer Prinz.

Die Stadt Bangkok, zu beiden Seiten des Menam erbaut, ist in hohem Grade eigenthümlich; man kann sie fast eine Wasserstadt nennen. Nur ein ganz kleiner Theil derselben bildet zusammenhängende Straßen, auf festem Grunde erbaut; das ganze Land ringsum ist längere Zeit im Jahre, wenn der Fluß steigt, unter Wasser, ja eine starke Meeresflut, welche noch über Bangkok hinaufreicht, genügt, den Strom aus seinem Bette treten zu lassen und die Ufer

zu überschwemmen. Die Ausdehnung der Stadt ist bedeutend, aber überall bietet sie die wunderbarste Vereinigung tropischer Einsamkeit und menschlich regen Lebens. — Schmale, erhöhte Fußsteige oder nur einzelne Steine bilden die Verbindungen zu Lande und machen eine Fußwanderung mehr mühsam als lohnend. Um zum nächsten Nachbar zu gelangen, muß man meistens zu Wasser fahren und Alt und Jung, ja Kinder von zwei bis drei Jahren sitzen in ihren winzig kleinen Booten, als ob sie mit denselben verwachsen wären. Und in der That ist das Leben der Bewohner Bangkoks auf's Engste mit dem Wasser verbunden; sie bringen vielleicht drei Viertel ihres ganzen Daseins in und auf dem nassen Elemente zu. Im Flusse selbst liegen lange Reihen schwimmender Häuser; nicht, als ob das Ufer keinen Raum mehr für die Menschen hätte; aber eines-theils mag es gesünder auf dem Wasser sein, als im tiefen Dschungel zu wohnen, und dann lebt man in diesen Wohnungen auf der großen Ader des Verkehrs, auf dem Flusse selbst. Diese schwimmenden Häuser sind von Holz erbaut und ruhen auf einer großen Schicht Bambusstämme, die, mit einander verbunden, ein tiefliegendes Floß bilden und fest vor Anker liegen.

Eine Fußwanderung durch die Stadt ist aus den angegebenen Gründen nur auf sehr beschränktem Raume möglich, und die Fahrten in den Booten haben die fatale Schattenseite, daß auf eine schnelle Reise stromabwärts eine ermüdende und langweilige Fahrt gegen den Strom unvermeidlich ist, wenn nicht etwa eine starke Flut uns begünstigt. Dennoch aber habe ich Morgens und gegen Sonnenuntergang manchen Ausflug in die Stadt unternommen, theils um die merkwürdigen Baudenkmäler und andere sehenswerthe Punkte zu besuchen, theils auch um in einen einsamen engen Kriek (Kanal) hineinzufahren. Ein paar hundert Schritte vom Flusse kann man sich mitten in der Wildniß wähnen; im Weiterfahren taucht aus dem dichten Grün eine Hütte der Eingeborenen hervor, oder es zeigen sich die stolzen Formen eines Tempels mit den schlanken, in die Lüfte hineinragenden Spitzen, in weitem Umkreise umgeben von den zahlreichen Wohngebäuden der buddhistischen Mönche.

Jetzt schießt ein Boot an uns vorüber, in dem die wohlbekannten Gestalten der Chinesen sitzen; dort kommt uns ein anderes mit Arabern oder den in Gelb gekleideten Buddha-Priestern entgegen und vor jener Hütte spielen auf einem umgestürzten Kahne die nackten, braunen, allerliebsten Kinder einer siamesischen Familie. Mann und Frau sind in ihrem Aeußeren kaum zu unterscheiden; Beide tragen das schwarze Haar bis auf einen bürstenähnlichen Kamm auf dem Kopfe geschoren, und als Kleidung ein um die Hüften geschlungenes Stück Zeug von farbiger Seide oder Baumwolle. Beide kauen Betel in widerwärtiger Weise, und wenn sich der Mund öffnet, so glaubt man in einen schwarzen Abgrund zu blicken. Die Frauen tragen meist noch eine Jacke oder einen Streifen Zeug quer über die Brust gefalten. Sieht man die niederen Klassen dieses im Sklaventhum lebenden Volkes, in seiner Indolenz in den armseligen Hütten vegetirend, ohne Bedürfnisse, zufrieden, wenn es den nothwendigsten Lebensunterhalt erworben, dann kann man keine großen Erwartungen für die Zukunft dieses Landes hegen. Ich könnte nicht sagen, daß irgend ein Zug des Volkslebens, soweit ich es zu beobachten vermochte, mir ein höheres Interesse für das Volk eingeflößt hätte;

die Vorstellungen von einer fortschreitenden Civilisation unter den Siamesen, welche ich mitgebracht, waren bald auf ein sehr Geringes reduzirt. — Die Siamesen sind von malayischer Rasse, mit den Bewohnern der Philippinen und Sunda-Inseln verwandt, von schlankem, kräftigem Körperbau, aber unschönen, alles edleren Ausdrucks baren Gesichtszügen, die noch durch das Betelkauen auf's Häßlichste entstellt werden. Nur die Kinder sind hübsch, und man kann sich nichts Lieblicheres vorstellen, als die Kinderschaar, welche den ersten König von Siam zum Vater hat. Mit ihren köstlichen braunen Körperchen, allerliebsten Gliedmaßen, einem lebhaften, schelmischen Gesichtsausdruck und den unbeschreiblich glänzenden, feuchten, schwarzen Augen sind sie eine charakteristisch anmuthige Erscheinung. Leider ist von all' diesen Reizen wenig mehr übrig, wenn die Jahre der Kindheit vorüber sind; namentlich altern die Mädchen früh und werden dann entschieden häßlich.

Schwerlich wird das Volk eine höhere Kulturstufe einnehmen, so lange die Mehrzahl der Bewohner die Leibeigenen, d. h. das wirkliche Eigenthum der Großen bleiben; ein Volk, das keine freie Existenz hat, kann keinen Trieb empfinden, sich zu vervollkommnen; wozu sich anstrengen, wenn man die Früchte der Arbeit nicht selbst genießen darf?

Daß die Könige selbst und manche der vornehmen Siamesen Befähigung und Interesse für Wissenschaft und das höhere Geistesleben an den Tag legen, läßt sich nicht läugnen und es ist zu hoffen, daß die Rasse des siamesischen Volkes einer höheren Kulturstufe fähig ist, als sie jetzt einnimmt.

So lange aber das jetzige Verhältniß, die tiefe Knechtschaft des Volkes besteht, wird von der den Thron umgebenden europäischen Bildung dem Volke selbst nichts zu Gute kommen, und die Vorliebe für die abendländischen Sitten kann eines Tages so plötzlich aus der Mode gerathen und spurlos verschwinden, wie sie isolirt aufgetaucht und ohne alle Wurzeln, ohne allen Einfluß im eigentlichen Volksleben ist.

Wirkliche Geistesbildung und Kenntnisse sind allerdings den beiden Majestäten und einigen der Prinzen, welche an der Regierung Theil nehmen, in einem gewissen Grade eigen, und das Streben dieser Leute, ihrem Lande und Volke so viel als möglich von den Segnungen einer höhern Gesittung zu Theil werden zu lassen, will ich nicht verkleinern; aber eine Schmälerung der eignen Herrscherrechte, eine Umgestaltung des Systems, die Befreiung des Volkes aus seinem Sklaventhume ꝛc. wird man von ihnen nicht erwarten dürfen.

Bei manchen der Prinzen und Großen ist die europäische Kultur im buchstäblichen Sinne des Wortes nur ein angezogenes Kleid, eine Laune und Mode, der sie bei immensem Reichthume nachgehen können. Diese Würdenträger und Prinzen von Geblüt tragen gelegentlich eine französische oder preußische Generalsuniform, lassen ihre Wohnungen durch kostbare Teppiche, Möbel, Spiegel und ein buntes Allerlei von chinesischen Kuriositäten, geschmacklosen Bildern und wirklich werthvollen Gegenständen ausschmücken; sie laden durch ein Billet in englischer Sprache zu einem Diner in aller Form ein und zeigen, daß es in ihren Häusern nicht an Tafelgeräth sowie an Speisen und Getränken in europäischem Style fehlt. Elegante Visitenkarten mit dem Namen „His Royal Highness Prince Krom Wluang“ etc. lassen fürstliche Persönlichkeiten erwar-

ten, aber wenn die Träger dieser pomphaften Namen uns entgegentreten, so können sie sich nur unbeholfen im goldgestickten Frack bewegen und ihr Aeußeres ist meist von einer deprimirenden Einfachheit und nichts weniger als königlich.

Daß man sich in Bangkok in einem wahren Wald „königlicher Hoheiten und Prinzen“ bewegt, wird den Leser nicht befremden, wenn ich erwähne, daß Se. Majestät der erste König Prabat-Sombet-Pra-Paramendr-Maha-Mongkut 45 legitime Kinder hat, — schon eine ganz achtbare Zahl königlicher Prinzen und Prinzessinnen; rechnet man dazu die Familie des zweiten Königs, die Brüder und Neffen der Könige u. s. f., alle mit endlosen und unaussprechlichen Namen und Titeln, so wird man gern auf eine Genealogie des königlichen Hauses von Siam verzichten.

Eins haben alle Siamesen vom Throne herab bis zu dem ärmsten Sklaven gemein, Männer und Frauen, ja Kinder von 4 bis 5 Jahren: das Tabakrauchen und Betelkauen, und namentlich letztere Unsitte ist wol ohne Ausnahme der ganzen Bevölkerung eigen. Eine Papier-Cigarre trägt fast jeder Mann hinter dem Ohre, und die Geräthe zum Betelkauen, eine Spuckvase und kleine Gefäße zur Bewahrung der Betelblätter, des Kalkes und der Areka-Nüsse läßt sich jeder Vornehme durch einen Sklaven stets nachtragen. Diese Geräthschaften sind auch die einzigen, in denen selbst der ärmere Mann einen gewissen Luxus entfaltet und für welche sich eine Art Kunstfertigkeit ausgebildet hat. Man sieht sie von massivem Gold oder von Silber gearbeitet, letztere vergoldet und mit Zeichnungen verziert. Erwachsene Personen, selbst Frauen tragen keinen Schmuck, weder Ringe, noch Ketten oder Zierrath in den Ohren; um so reichlicher ist dies auf die Kinder vermögender Leute übertragen, die an goldenen und silbernen Spangen u. s. w. oft ganze Schätze auf dem nackten Leibe tragen, gewissermaßen ein lebendiges und bewegliches Prunkstück, als Darlegung des älterlichen Reichthumes.

Ungemein zahlreich sind die in Siam lebenden Chinesen; man sagt, daß sie die Hälfte der Einwohnerschaft bilden; in Bangkok begegnet man ihnen überall und im Innern giebt es ganze Städte, die nur von Chinesen bevölkert sind.

Auch hier sind sie es wieder, welche durch ihre Rührigkeit, ihren Fleiß und ihren Handelsgeist die Früchte des reichen Landes ernten. Sie zahlen ihre Abgaben, sind aber persönlich frei und haben im ganzen Reiche die Kultur von Reis, Zucker rc. großentheils in Händen, treiben den ausgedehntesten Handel und sind auch die einzigen tüchtigen Arbeiter und Handwerker. Der Chinese nimmt auch hier mit dem Weibe des Landes den in Siam herrschenden Glauben, die Religion Buddha's, und die Landessprache an; er kaut Betel und lebt ganz wie die Siamesen, aber er bleibt dennoch Chinese und kehrt wo möglich wieder in die Provinz zurück, wo er geboren. Jährlich fließt ein großer Strom von einwandernden Chinesen in's Land, die alle in der einen oder anderen Weise ihren Unterhalt finden und oft zu reichen Leuten emporkommen.

Das Christenthum zählt unter den Siamesen nur wenig Bekenner, und die Missionäre klagen über den Mangel an allem ermuthigenden Erfolg. Es fehlt nicht an Sendboten der verschiedensten Gesellschaften; der König übt die ausgedehnteste Toleranz, ja gewährt den Missionsbestrebungen allen Schutz in einer Weise, die ihm außerordentlich zur Ehre gereicht; — aber die Zahl der Be-



kehrten bleibt ungemein gering; es sind meist nur Katholiken und Nachkommen der in früheren Jahrhunderten durch portugiesische und französische Missionäre getauften Siamesen.

Die Zahl der in Bangkok lebenden Europäer wird, Alles eingerechnet, 100 nicht übersteigen, darunter vielleicht 20 bis 30 Kaufleute, und schwerlich dürften sich vorläufig viele Fremde diesem Lande zuwenden. Das Leben ist entsetzlich monoton, das Klima ungesund, und die Aussichten, im Handel bald ein Vermögen zu machen, nicht sehr günstig. Indeß sind ein paar deutsche Häuser schon seit längerer Zeit etablirt, und so haben wir auch hier den Verkehr mit Landsleuten nicht vermißt. Auch der englische Konsul, Sir Robert Schomburgk, ist ein Deutscher.

In den ersten Tagen nach unserer Ankunft nahmen die Besuche von allen möglichen Prinzen und Ministern beim Gesandten kein Ende. In den Morgenstunden wurden gemeinsame Ausflüge unternommen, um die größten und merkwürdigsten Wats — d. h. Tempel und Pagoden — zu besichtigen. Die Bauart und die Formen der letztern sind ganz eigenthümlich und der Eindruck der Wats ein bedeutender; die ganzen hochaufstrebenden Thürme sind mosaikartig mit Blumen und Figuren bedeckt, die durch Glas- und Thonstückchen in dem Bewurfe hervorgebracht sind, oder über den Portalen der Tempel heben sich diese Blumen auf Goldgrund ab, und diese in der Sonne glitzernden Verzierungen bringen einen wunderbaren Effekt hervor.

In einigen Tempeln befinden sich liegend oder sitzend riesenhafte Darstellungen Buddha's — eine liegende Figur hat circa 150 Fuß Länge, eine andere sitzend circa 80 Fuß Höhe —; die ganzen aus Mauerwerk hergestellten Bilder sind vergoldet und gewähren einen großartigen Anblick. Die Höfe, welche die Tempel umgeben, sind mit zahlreichen kleinen Minarets, den mannichfaltigsten in Stein ausgehauenen Thier- und Menschengruppen, künstlichen Felsen, Grotten und offenen Hallen mit rohen Wandgemälden, die Höllenstrafen darstellend, ausgeschmückt.

Einer unserer Besuche galt dem königlichen Elephanten-Marstalle, wo wir, etwa ein Dutzend Prachtexemplare dieser Kolosse des Thierreiches besichtigend, uns an dem klugen Wesen derselben ergötzten. Einen weißen Elephanten, welchem, als dem Symbole der königlichen Macht in Siam, königliche Ehren erwiesen werden, besitzt das Land augenblicklich nicht; ein etwas hellbraunes junges Exemplar mit weißen Augen nimmt vorläufig die Ehrenstelle ein und seine Farbe ist offiziell „weiß". Das arme Thier war zwar in einem recht hübschen, hellen und ausgeschmückten Gebäude im eigentlichen Schlosse, doch stand es auf einer Erhöhung in so grausamer Weise mit zwei Beinen an dicke Pfähle festgeschnürt, daß ihm nicht die geringste Bewegung vergönnt blieb und der königliche Elephant in seiner hohen Stellung wenig beneidenswerth erschien. Die dienstthuenden Kammerherren Sr. elephantischen Majestät waren offenbar von der Hofetikette dispensirt; wenigstens sahen wir nicht, daß irgend ein Siamese sich gebückt oder sonst seine Ehrfurcht an den Tag gelegt hätte.

Außer den Königen und den Großen besitzt sonst Niemand Elephanten; von Zeit zu Zeit werden in den inneren Distrikten große Treibjagden veranstaltet, denen der König beiwohnt. Man fängt eine große Zahl, die dann

gezähmt wird und hauptsächlich bei feierlichen Aufzügen erscheint. Ob die Elephanten weiter im Innern als Last- und Reisethiere benutzt werden, erfuhr ich nicht. In Bangkok, wo es nur wenig festes Land und Straßen giebt, sieht man die Thiere, welche des Königs Eigenthum sind, nur in den Ställen oder wenn sie zum Baden in den Fluß getrieben werden.

Die Residenz des ersten Königs, die wir an einem andern Tage besichtigen wollten, war uns nur theilweise zugänglich; die von den königlichen Frauen und deren Umgebung bewohnten Gebäude mußten wir meiden. Das Ganze ist ein großes, von einer hohen Mauer umgebenes Viereck, innerhalb dessen sich eine Menge einzeln stehender Gebäude, Tempel, Pagoden, Gärten und Höfe an einander reihen. Der vom Könige selbst bewohnte Palast verdient diesen Namen mit Recht; es ist ein schönes, in europäischem Style errichtetes Gebäude, dessen innere Einrichtung kostbar und geschmackvoll genannt werden muß. Zunächst begnügten wir uns, nur die äußern Bauten in Augenschein zu nehmen, hatten aber später bei der Audienz im Thronsaale Gelegenheit, den orientalischen Luxus im Innern zu bewundern.

Noch muß ich eines Besuches gedenken, der dem Verbrennungsplatze für die Todten der Stadt galt. Wir kamen gerade zurecht, um der Verbrennung einer Kinderleiche beizuwohnen, die in einem offenen Sarge auf den Scheiterhaufen gestellt war. Nachdem ein buddhistischer Priester in einer nahen Halle die Gebete gesprochen, trugen alle Angehörigen Feuer zum Holzstoß, und bald schlugen die hellen Flammen um den Sarg, der durch Begießen so lange unversehrt blieb, bis die Leiche im Innern von der Glut verzehrt war.

Wenn diese Ceremonie der Leichenverbrennung an und für sich nichts Abstoßendes hat, so ist eine andere Sitte geradezu empörend und scheußlich. Der bei Weitem vorherrschende Gebrauch nämlich ist zwar die Verbrennung der Leichen unter größeren oder geringeren Feierlichkeiten; ein Theil der Verstorbenen wird aber auch einfach in einem besonderen umhegten Raume den Aasgeiern und Hunden zur Nahrung hingeworfen. Wir ließen uns sagen, daß man es für besonders verdienstlich halte, in dieser Weise die Ueberreste des Menschen nach allen Richtungen zu zerstreuen; doch sollen auch arme Verstorbene, deren Angehörige die Kosten des Verbrennens nicht bestreiten können, den Vögeln des Himmels preisgegeben werden.

Wir begaben uns auch nach diesem Abscheu erregenden Orte. Zahlreiche Geier saßen unbeweglich in der glühenden Sonne auf dem Dache eines nahen Tempels, Hunderte von Raben krächzten neidisch über die ihnen durch die Flammen entrissene Beute; und als wir in den Hof traten, lagen abgenagte Gerippe in dichtem Unkraut versteckt, und verwilderte Hunde ließen ihr heiseres Gebell ertönen im Unmuth über die unwillkommene Störung.

Es war ein trauriger Anblick und wir wandten uns bald von dieser Opferstätte des rohesten Aberglaubens weg.

Und das Alles liegt mitten in der Stadt, vom Geräusche des Lebens umgeben! Auf dem nahen Kanale hörten wir bei der Heimfahrt, aus einem großen bedeckten Boote hervordringend, die eigenthümlichen, aber nicht unschönen Töne eines siamesischen Orchesters, in denen eine Art Glockenspiel die rhythmische Melodie angiebt.



Die große Pagode in Bangkok.

Die Musik und der Gesang des siamesischen Volkes stellen es in diesem Punkte weit über die Japaner und die Chinesen, die Beide nur in einem wahrhaft diabolischen Lärmen das Ideal der Musik erblicken und mit Ausnahme einiger weinerlichen Töne auf ihren Geigen und Rohrflöten Nichts kennen, das einer Melodie ähnlich wäre. Und auch dieses Wenige geht unter dem Wust

von Gongs, Becken und Holzklappern kläglich zu Grunde. Bald hatten wir Gelegenheit, die Musik der Siamesen näher kennen zu lernen, da der Minister der auswärtigen Angelegenheiten uns in seine Wohnung geladen hatte, um am Abend einer Aufführung seiner Hauskapelle beizuwohnen.

Letztere bestand nur aus weiblichen Künstlerinnen, zu seinem Hause und Harem gehörend, und die Fertigkeit in Handhabung ihrer Instrumente war staunenswerth. Die Form und Art dieser Instrumente ist sehr originell; außer Geigen, Guitarren und einer Art Klarinette waren namentlich zwei Instrumente von ganz eigenthümlicher Bauart, eine Art metallenes Glockenspiel und ein hölzernes Piano, beide durch kleine Schläger im raschesten Tempo angeschlagen. Das Instrument, welches ich Piano nennen will, hatte nur insofern Aehnlichkeit mit den unseren, als es aus einer Reihe getrockneter Bambusstücke bestand, die beim Anschlagen verschiedene, eine vollständige Tonleiter darstellende Klänge von sich gaben. —

Das Spiel ward bisweilen von Gesang unterbrochen, der auch freier und menschlicher aus den Kehlen hervordrang, als das unglückliche Fistelschreien der chinesischen und japanischen Sänger.

Anfangs amüsirte uns das Konzert und, mäßig genossen, mag ich es gern als Musik gelten lassen. Es wurde uns aber ein so reichhaltiges Programm geboten, daß mein Kopf einen fortgesetzten Genuß nicht aushielt und ich mich auf und davon machte, um in der Nachtluft meine Nerven zu erfrischen.

Bald nach unserer Ankunft war der Gesandte in privatem Charakter von Sr. Majestät dem ersten Könige empfangen worden; die Entgegennahme des eigenhändigen Beglaubigungsschreibens Sr. Majestät des Königs von Preußen erfolgte in feierlicher Weise am 27. Dezember 1861 im königlichen Palast.

Um 3 Uhr setzte sich der Zug vom Gesandtschaftsgebäude aus in Bewegung. Dem eigenhändigen Schreiben Sr. Maj. des Königs von Preußen, dessen Ueberbringer Graf Eulenburg war, wurden hierbei die gleichen Ehren erwiesen, als sei die Person des Königs selbst zugegen.

Der Brief befand sich in einer prächtigen, mit vergoldetem Schnitzwerk reich verzierten Staatsgondel unter einem Baldachin in einem kostbaren Gefäße. Diese Gondel setzte sich zuerst nach dem stromaufwärts belegenen Landungsplatze in Bewegung. In verschiedenen Fahrzeugen folgte die Suite des Gesandten, alle in Gala-Uniform, und endlich Graf Eulenburg, begleitet vom Legationssekretär Pieschel, in einer besonderen Gondel.

Am Landungsplatze war ein Detachement preußischer Soldaten und das Musikchor aufgestellt, und hier ordnete sich der Zug und begab sich theils zu Pferde, theils in Tragsesseln nach dem königlichen Schlosse.

Eine große Menge Menschen war auf den Beinen, doch wurde von einer Abtheilung siamesischer Soldaten Spalier bis zum Eingang des Palastes gebildet. Das königliche Handschreiben war inzwischen im Schlosse bereits angelangt und wurde durch eine Geschützsalve begrüßt. In den inneren Schloßhöfen waren einige Bataillone leidlich uniformirter Truppen als Ehrenwache aufgestellt, ebenso eine Anzahl reich aufgeschirrter Elephanten und einige hübsche, muthige Rosse mit kostbarem Sattelzeug; endlich war am Schloßportale ein zahlreiches siamesisches Militärmusikchor postirt.

Nachdem wir in einer offenen Halle kurze Zeit gewartet, gaben dumpfe Trommelschläge und die Musik das Zeichen, daß Se. Maj. der König in den Thronsaal eingetreten sei, und der Gesandte, gefolgt von seiner zahlreichen Suite,



Mongkut, erster König von Siam.

schritt unter dem Wirbeln der Trommeln und dem Senken der Fahnen die Stufen zum Thronsaale hinan. Dem Portale gegenüber auf einer erhöhten Estrade, unter großen dreifachen Sonnenschirmen, dem Attribute der königlichen

Macht, saß auf dem Throne, umgeben von einer Anzahl königlicher Prinzen, in ein reiches, golddurchwirktes Gewand gekleidet, in ernster, würdiger Haltung der erste König; sein Haupt war mit einer Mütze und einem goldnen, von Diamanten funkelnden Diadem geschmückt, von dem sich eine einfache Reiherfeder emporhob.

Der Gesandte schritt auf den Thron zu, ließ sich das königliche Handschreiben übergeben und verlas stehend den in englischer Sprache abgefaßten Brief. Hierauf einige Schritte zurücktretend, ließen sich Alle auf Kissen nieder, die auf dem Fußboden ausgebreitet waren. Während Se. Majestät auf den vorgelesenen Brief in siamesischer Sprache antwortete und die Erwiederung verdolmetscht wurde, hatten wir Muße, unsere Blicke durch den Thronsaal schweifen zu lassen. Der ganze weite Raum war mit den Großen des Reiches, den Prinzen und Ministern angefüllt, die in tiefgebückter Stellung auf dem Boden lagen. Alle hatten, wie auch der König auf dem Throne, ihre kostbaren Gefäße zum Betelkauen neben sich placirt und lagen dieser Beschäftigung oder dem Rauchen ungenirt ob. Die Gewänder der Großen des Reiches waren bei dieser Gelegenheit meist golddurchwirkt und sehr kostbar, Viele trugen reiche Säbel, doch waren die Trachten sonst siamesisch. Der Thronsaal ist reich und mit den verschiedensten Kunstwerken geziert. Die lebensgroßen Porträts des Kaisers und der Kaiserin der Franzosen, Washington's und der Königin Victoria waren aufgestellt, eine kostbare Marmorvase, das Modell einer von hinten zu ladenden Kanone, astronomische Instrumente, Maschinenmodelle ꝛc. waren hier und da angebracht, und das Ganze zeigte eine eigenthümliche Vereinigung von europäischer Kunst und orientalischer Pracht, ohne daß Ueberladung oder grelle Kontraste dem Auge unangenehm geworden wären. —

Nachdem der König das Handschreiben entgegengenommen und seine Erwiederung beendigt, erhob er sich vom Throne und zog sich, mit der Hand winkend, in seine Gemächer zurück, während wiederum die dumpfen Trommeln und die Musik der siamesischen Truppen eine Art Tusch gaben.

Es erfolgte nun die Begrüßung der dem Throne zunächst liegenden Würdenträger und wir wurden alsdann in ein Seitengebäude geleitet, wo auf zwei Tafeln Speisen in europäischer Weise servirt standen.

Der Gesandte brachte die Gesundheit Sr. Maj. des Königs von Siam aus. Letzterer hatte noch gewünscht, die sämmtlichen Herren sich vorstellen zu lassen, und wir verfügten uns deshalb in das sogenannte Museum, wo wir privatim empfangen werden sollten. Es war mittlerweile fast dunkel geworden, so daß ich von der inneren Einrichtung dieser Räume nichts mehr sehen konnte. Der König trat bald ein; er war jetzt in einfacher Tracht und trug eine schottische Mütze mit einer kostbaren Agraffe, sowie die Insignien seines eignen oder eines fremden Ordens; er hatte vier oder fünf von seinen Kindern bei sich, die allerliebst zutraulich und munter waren. Graf Eulenburg stellte alle Herren seines Gefolges, die von den Schiffen anwesenden Offiziere u. s. w. dem Könige vor, der dann Liqueur und Cigarren präsentirte und eine Unterhaltung begann. Daß Se. Maj. mit unseren europäischen Anschauungen über das Schickliche noch nicht in allen Einzelheiten vertraut war, zeigte sich, als dieselbe den Liqueur in die farbigen Gläser einschenkte. Es war dämmerig geworden,

der König unterhielt sich während des Einschenkens und ward dabei ungewiß, in welche Gläser er bereits die süße Flüssigkeit gegossen habe. Um alle Zweifel zu heben, fuhr Se. Maj. mit Ihrem braunen Vorderfinger in die Gläschen hinein und leckte denselben ab, wenn Sie bemerkten, daß das Gläschen bereits gefüllt war.



Siamesische Schauspieler in Bangkok.

Der König, ein schon ältlicher Mann, hat etwas Freundliches und Wohlwollendes; man sieht, er möchte es in jeder Hinsicht gut machen; seine Aussprache des Englischen ist sehr schwer verständlich; dagegen soll der zweite

König fließend englisch sprechen. Auf den Wunsch des Königs trug unsere Musik ein paar Piecen im Hofe vor. Er verabschiedete sich dann und wir begaben uns auf den Heimweg. In den jetzt mit Fackeln beleuchteten Höfen standen noch die Soldaten und die aufgeschirrten Elephanten — ein echt indisches, märchenhaftes Bild aus „Tausend und Eine Nacht".

Ein feierlicher Aufzug, der wenige Tage später stattfand, bot uns Gelegenheit, das Volk in seiner bunten Tracht und seinem Thun und Treiben zu beobachten. Wie es schien, wurde von einem der Brüder des Königs dem Volke ein Fest veranstaltet. Der Aufzug war eine Musterkarte von allen Farben, in welche man die Leute gekleidet hatte. Auf 50 bis 60 ganz gelb uniformirte folgte eine gleiche Zahl himmelblau gekleidete Waffenträger u. s. f. Die Kinder des Königs erschienen auf Elephanten, und hinter ihnen ritten Hofdamen in europäischer Damentracht zu Pferde, gefolgt von der sogenannten Amazonengarde, einem Häuflein abscheulich uniformirter Weiber mit Gewehren über der Schulter. Auch Chinesen mit Masken und ihren unvermeidlichen Gongs erschienen im Zuge und endlich unter einem Thronhimmel der betreffende königliche Prinz in reicher Kleidung und mit unbeweglich würdevoller Miene. Auf einem großen freien Platze angelangt, wurde eine Anzahl Männer unter seltsamen Geberden auf einer riesenhaften Schaukel in Bewegung gesetzt, mittelst des Mundes ein Beutelchen mit Geld zu erhaschen, das an einer Stange hing. Der Platz bot das bunteste und belebteste Bild, alle Farben des Aufzuges jetzt durch einander, dazu eine Menge Zuschauer, die sich in den den Platz umgebenden offenen Hallen postirt hatten. Nach Beendigung der Schaukelkünste führten dieselben Leute einen pantomimischen Tanz auf, hielten dabei Stierhörner in den Händen und gossen dann aus einem großen Gefäß, das sie umtanzten, Wasser über die umstehende Menge. Hiermit endete das Volksfest, über dessen Sinn und Bedeutung ich leider Nichts habe erfahren können.

Aus der Lektüre über Siam, namentlich aus englischen Quellen, hatte ich den Glauben geschöpft, das Land sei eine Pflanzstätte abendländischer Gesittung, und es sei davon schon Vieles in das Volk und die staatlichen Einrichtungen übergegangen. Ich habe oben bereits angedeutet, daß diese Voraussetzungen sich als irrige erwiesen. Indessen muß es anerkannt werden, daß die Regierung, die Vortheile der Dampfkraft erkennend, deren Anwendung in der Schifffahrt gleich in großem Maßstabe adoptirt hat. Im Flusse bei Bangkok liegt eine ganze Flotille von großen und kleinen Rad- und Schraubendampfern. Die Könige und die meisten Reichen besitzen ihre eigenen Fluß- und Seedampfer, die auch alle von Siamesen bemannt und geleitet sind. Die Schiffe sind großentheils hier gebaut und ausgerüstet, nur die Maschinen läßt man aus England kommen; eine einheimische Maschinenwerkstatt besteht noch nicht und selbst unbedeutende Reparaturen können oft nicht bewirkt werden, so daß die Mehrzahl der Dampfer bald außer Dienst gestellt werden muß. Auch für Segelschiffe hat man die europäische Form vollständig sich angeeignet. — Der König und alle Großen verdanken einen namhaften Theil ihrer Reichthümer dem Handel, der für ihre Rechnung getrieben wird und in welchem eine Menge Schiffe unter Siams Flagge, dem weißen Elephanten in rothem Felde, Beschäftigung finden.

Soldatenwesen, Artillerie, Festungs- oder Fortsbauten sind ebenfalls nach europäischen Vorbildern in's Leben gerufen, doch kann man es kaum anders als eine Spielerei, eine harmlose Nachahmung nennen, die mehr einen komischen Eindruck macht und wie eine verkrüppelte, kümmerlich vegetirende exotische Pflanze ausschaut.

Von Schulen, Handwerken und Gewerbfleiß, von Arbeit und Belehrung in europäischem Sinne ist kaum — eine Spur zu bemerken, und wenn man nicht in Illusionen befangen ist, wird man zunächst auch auf diesem wichtigsten Gebiete keinen Einfluß von der abendländischen Gesittung erwarten dürfen.

Die Bedeutung des Königreiches Siam für den europäischen Handel und die Stellung, welche dieses Land im Völkerverkehr bereits eingenommen hat und demnächst noch zu erlangen berufen sein könnte, ist in Europa in hohem Grade überschätzt worden.

Wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß in Bangkok, der Hauptstadt des Reiches (von der allein die Rede ist, wenn es sich um Siams Verkehr nach außen handelt), Geschäfte von großem Umfange betrieben werden und der Handel zu einer gewissen Blüte gediehen ist, so trägt doch dieser Verkehr ein so einseitiges und eigenthümliches Gepräge, daß sein Werth für Europa zunächst nur gering angeschlagen werden darf. Auch hat es nicht den Anschein, als könne Siam bald größere Wichtigkeit für uns gewinnen.

In gewissem Sinne datirt zwar ein lebhafterer Aufschwung des Handels in Bangkok von den Schritten des Königs Mongkut zu Gunsten eines freien Verkehrs mit den Fremden; die Abschaffung der Monopole, die Festsetzung nur mäßiger Einfuhrzölle, kurz, die nach außen hin, d. h. den Fremden günstige Politik, welche seit der Thronbesteigung des jetzigen Königs (1853) die Aufmerksamkeit Europa's auf das an sich unbedeutende Land gelenkt hat, sind gewiß nicht ohne günstigen Einfluß auf Siams innere und äußere Lage geblieben, und diese Maßregeln werden im Laufe der Zeit noch größere Früchte für das Land tragen.

Wenn es in einem asiatischen Staate genügte, der europäischen Kultur keine Hindernisse in den Weg zu legen, ja vom Throne herab das Beispiel einer bedeutenden geistigen Regsamkeit zu geben, um die im Volke schlummernden, durch langjährigen Despotismus erstickten Kräfte zur Entwickelung zu bringen, den Geist der Arbeitsamkeit zu erwecken und hierdurch das Land zu einer bedeutenden Stellung emporzuheben, dann wäre Siam gewiß auf dem Wege, eine hervorragende Rolle unter den Völkern des östlichen Asiens zu erlangen und eine Pflanzstätte abendländischer Gesittung zu werden. —

Eine Menge innerer und äußerer Ursachen steht aber hier noch hindernd entgegen.

Ohne eine Verbesserung der Lage des Volkes wird — bei allen sonstigen Konzessionen an eine freie Bewegung des Verkehrs — doch nichts Gesundes erzeugt, weil mit halben Maßregeln etwas Gedeihliches nie zu erzielen ist.

Während man die hemmenden Schranken aufhob, welche dem Handel mit den Fremden entgegenstanden, unterließ man es, in den inneren Verhältnissen des Landes gleichen Schritt zu halten und solche Maßregeln zu treffen, welche die Bevölkerung befähigen und ermuntern konnten, durch fleißige Bebauung des Bodens, durch Nutzung der mineralischen Schätze und durch Gewerbfleiß über-

haupt thätigen Antheil an der Vermehrung des Verkehrs und des Wohlstandes zu nehmen.

Es hieße auch den Königen von Siam eine zu ideale Absicht beimessen, wollte man die Triebfeder ihrer Reformen ausschließlich in dem Streben suchen, die Wohlfahrt ihres Landes und ihrer Unterthanen zu heben. Die neuen Maximen kamen blos so weit in Anwendung, als sich dies mit dem eigenen Interesse der Könige und der herrschenden Klasse in Einklang bringen ließ.

Obschon das frühere Monopolsystem die Vortheile des ganzen Handels ausschließlich den Königen zufließen ließ, so waren doch ihre Einkünfte nach und nach herabgesunken, und der Wunsch, durch einen lebhaften, freien Handelsverkehr diese Einnahme-Quellen wieder zu heben, trug wesentlich mit dazu bei, die bisherigen Hemmnisse zu beseitigen. Es erforderte dessenungeachtet immer einen klaren, vorurtheilsfreien Blick, um zu erkennen, daß das Verzichtleisten auf diese Vorrechte der Allgemeinheit von Nutzen sein könne, ohne die fiskalischen Einkünfte, so weit sie bisher aus den Monopolen flossen, zu gefährden, und daß man den Ausfuhrhandel freigeben, den Ausfall der Monopol-Gewinnste aber durch innere Steuern auf die Produkte des Bodens und durch Aus- und Einfuhrzölle zu decken vermöge. Der Erfolg ist hier den wirthschaftlichen Wahrheiten günstig gewesen, welche den neuen Maßregeln zu Grunde lagen.'

Der König und die Vornehmen des Landes haben auch nach Abschaffung der Privilegien nicht aufgehört, sich an Handelsunternehmungen zu betheiligen, und die Summen, welche jetzt aus den verschiedenen Quellen, aus Zöllen, Steuern u. s. w., in die königlichen Kassen fließen, haben gegen die früheren Einkünfte nichts verloren.

Die im Ganzen nur dürftig entwickelte Industrie erzeugt in einigen Distrikten seidene und baumwollene Gewebe; außerdem färbt man im Lande die importirten rohen Baumwollstoffe. Rechnen wir dazu die hervorragende Geschicklichkeit der Siamesen im Schiffsbau und eine gewisse Kunstfertigkeit in der Anfertigung von silbernen, vergoldeten Gefäßen, von feinem Flechtwerk und Matten, Schmucksachen u. s. w., so haben wir das Hauptsächlichste erwähnt, was sich von der industriellen Thätigkeit der Siamesen berichten läßt.

Einzelne Personen, welche es in der Anfertigung von musikalischen Instrumenten oder von Zierrathen, Skulpturarbeiten ꝛc. zu einem hohen Grade von Kunstfertigkeit bringen, werden an den Hof beordert, wo man ihre Fähigkeit benutzt, ohne daß dem Arbeiter dafür ein Nutzen erwüchse, denn sein Fleiß gehört von Rechtswegen dem Könige.

Bei der wichtigen Rolle, welche die Formen des religiösen Lebens bei den Siamesen spielen, und der eigenthümlichen Stellung, welche die buddhistischen Priester und Mönche in diesem Lande einnehmen, sei es erlaubt, noch etwas eingehender von den „Talapoins" zu reden. Da es die Sitte mit sich bringt, daß fast jeder Siamese, weß Standes er auch sei, sobald er erwachsen ist, für längere oder kürzere Zeit Talapoin d. h. buddhistischer Mönch wird, werfen wir damit zugleich einen Blick auf das tägliche Leben und die Anschauungsweise des Volkes überhaupt.

Wie groß auch die Verschiedenheit zwischen der europäischen Civilisation und der Kulturstufe jenes Volkes ist, und wie fremdartig uns die Existenz jener

braunen Menschen sonst entgegentritt, so werden wir in dem Leben der Talapoins doch auch viel Anklänge an die Einrichtungen unserer Mönchsorden und in der ganzen Organisation der buddhistischen Hierarchie wie in den sittlichen Forderungen, welche von der buddhistischen Religion an ihre Diener gestellt werden, überraschend viel Uebereinstimmendes mit den gleichen Prinzipien der katholischen Religion erblicken.

Da die Priester und Mönche in Siam, wie bei allen Völkern, so lange sie noch eine wenig entwickelte Geschichte haben, die ausschließlichen Hüter und Pfleger der Wissenschaften sind, finden wir zugleich Gelegenheit, die siamesische Literatur an einigen Auszügen kennen zu lernen, und damit einen Maßstab für die ganze Denkweise jener Völker zu gewinnen, welche der buddhistischen Religion zugethan sind.

Ich verdanke die Notizen über die Talapoins und den Buddhismus im Wesentlichen dem alten, ehrwürdigen französischen Bischof Pallegoix, den ich in Bangkok persönlich kennen zu lernen die Ehre hatte. Dieser unermüdliche Vorkämpfer des Christenthums, welcher fast 40 Jahre auf seinem Posten in Siam ausharrte, hat vor Kurzem seine mühevolle Laufbahn beendet. Als wir ihn besuchten, war er schon ein müder, zitternder Greis.

Die Bonzen oder buddhistischen Priester in Siam heißen Phra (Große). Die Europäer haben sie Talapoins genannt, vielleicht nach dem Namen des Fächers, den sie in der Hand halten und welcher Talapat heißt (was Palmblatt bedeutet). Die Talapoins sind Mönche, welche in Klöstern unter Aufsicht und Leitung eines Abts, den sie Chaovat nennen, leben. In einem Kloster auf dem Lande befinden sich nur 10—12 Talapoins; in den Städten, besonders in der Hauptstadt, wohnen in einem oft 100 bis 600 derselben. Man schätzt die Zahl der Talapoins in Bangkok allein auf ungefähr 10,000 und im ganzen Königreich auf mehr als 100,000. Die Kleidung des Talapoin besteht aus einer gelben Robe, einem Gürtel, einem Mantel und einer Schärpe von derselben Farbe. Er muß immer den Kopf und die Augenbrauen rasirt tragen und um die Hüften einen dicken eisernen Fleischtopf in einem Quersack mit sich schleppen. Auch hält er vor seinen Augen einen Fächer von Palmblättern, sodaß er nicht über vier Schritte weit sehen kann. Wenn Einer Talapoin werden will, kleidet man ihn ganz in Weiß; er steigt mit seinen Verwandten und Freunden in eine große Barke; man macht auf allerlei Instrumenten Musik; die Barke ist mit Geschenken für die Pagode beladen; vor, neben und hinter ihr fahren zahlreiche Barken mit Freunden, welche die Luft mit anmuthigen Liedern erfüllen. Sobald die Versammlung an der Pagode angekommen ist, wird der Aufzunehmende in den Ceremoniensaal geführt, wo 10 bis 12 zur Ordination requirirte Phra versammelt sind. Der, welcher damit beauftragt ist, dieselbe zu vollziehen, wird Upara genannt; er sitzt auf einem Teppich im Hintergrund des Saales, umgeben von seinen Amtsbrüdern. Der Kandidat wird von einem Talapoin vorgestellt, der den Titel Lektor hat. Dieser sagt dann mit lauter Stimme: „Ich stelle Euch diesen Mann vor, der zum Phra geweiht zu werden wünscht." Der Kandidat nähert sich auf den Knieen, verbeugt sich drei Mal und, seine Hände gegen die Stirn haltend, wendet er sich an den Obersten der Versammlung und schreit: „Ehrwürdiger Präsident, ich erkenne Euch als meinen Upara an," wonach er wieder

12 Schritte zurücktritt. Dann redet ihn der Lektor an: „Kandidat, ich richte einige Fragen an Dich, auf welche Du mit der Wahrheit antworten mußt. Bist Du mit dem Aussatz behaftet?" Der Kandidat antwortet: „Phante (Lektor), nein!" — „Bist Du Geistesstörungen unterworfen?" — „Phante, nein!" — „Haben die Zauberer Dich behert?" — „Nein, Phante!" — „Bist Du männlichen Geschlechts?" — „Ja!" — „Bist Du verschuldet?" — „Nein, Herr!" — „Bist Du Sklave oder Flüchtling?" — „Nein." — „Hast Du die Einwilligung Deiner Eltern?" — „Ja." — „Hast Du das Alter von 20 Jahren?" — „Ja." — „Hast Du die Robe (Talar), den Gürtel, den Mantel und die gelbe Schärpe mit dem Fleischtopf?" — „Ja, Herr." — Nach diesen Fragen fordert man ihn auf, sich zu nähern; er kommt auf den Knieen heran, verbeugt sich von Neuem und sagt mit gefaltelen Händen: „O wohlthätiger Vater! ich bitte um Zulassung zur Würde eines Phra" u. s. w. u. s. w. Derjenige, welcher zum Talapoin geweiht ist, ist verpflichtet, wenigstens drei Monate in dem Kloster zu bleiben; nach Ablauf dieser Zeit kann er seinen Stand verlassen und wieder weltliche Tracht anlegen, und wenn er später wieder eintreten will, geht die Ordination auf's Neue, wie das erste Mal, vor sich. Viele Leute behalten die Ordenstracht nur ein oder zwei Jahre oder sogar nur Monate, nach welcher Zeit sie sich verheirathen, was gegen die ursprüngliche Ordnung Buddha's ist; die alten Talapoins zogen sich nie aus und trugen das gelbe Gewand bis zum Augenblick des Todes. Sie müssen aber das geweihte Kleid ausziehen, ehe sie ihr Leben aushauchen; nach ihrem Glauben würde es ein die Hölle verdienendes Verbrechen sein, in diesem heiligen Ornat zu sterben.

Die Talapoins haben eine Art von Hierarchie, welche sie sehr gewissenhaft einhalten; die oberste Würde unter ihnen heißt Sangkarát, was besagt: „König der Zusammenlebenden". Der Sangkarát wird vom Könige ernannt; er hat die Jurisdiktion über alle Talapoins und über alle Pagoden des Königreichs, aber man wird es nicht gewahr, daß er sie in irgend einer Weise ausübt. Seine ganze Macht beschränkt sich darauf, dem König von Zeit zu Zeit über die religiösen Angelegenheiten Bericht zu erstatten und allen Versammlungen der Tempel-Oberhäupter zu präsidiren wenn es dem Könige einmal in den Sinn kommt, sie zusammen zu berufen und über religiöse Dinge, insbesondere solche, die die Talapoins betreffen, zu verhandeln und zu richten. — Nach dem Sangkarát kommen die großen Aebte der königlichen Klöster, welche den Titel führen: Sombet-chào und Rarakhana, Ausdrücke, welche bedeuten: Fürsten der Talapoins; auch sie ernennt und installirt der König, denn er ist das höchste religiöse Oberhaupt und unter seinen Titeln führt er stets denjenigen eines Beschützers und Erhalters der Religion Buddha's. Jeder Abt ist Herr in seinem Kloster, er hat unter sich einen General-Vikar, Chaò-khunbalat genannt, und einen Geheimsekretär oder Chao-khun-samu. Dann kommen die gewöhnlichen Talapoins, welche unter sich die Nen oder Sama-nen haben; das sind Schüler oder Aspiranten, welche noch nicht das Alter von 20 Jahren erreicht haben, übrigens das gelbe Habit tragen und, um so zu sagen, ihr Novizial bestehen. Diese Nen sind nur zu acht Geboten verpflichtet, nämlich: zu den fünf allgemeinen, zu welchen auch die Laien gehalten sind, und zu folgenden drei weiteren: 1) nicht zu essen von Mittag bis zum Anbruch des folgenden Tages;

2) nicht an Blumen zu riechen und keine bei sich zu tragen; 3) sich nicht auf Matratzen oder auf Sitze zu setzen, welche höher als zwölf Zoll sind.

Drei Monate im Jahre, nämlich während der Regenzeit, müssen die Talapoins in ihren betreffenden Klöstern wohnen; die übrige Zeit des Jahres steht es ihnen frei, von einem Kloster zum andern zu wandern, große Reisen zu unternehmen und ganz nach Belieben in den Wäldern und in den entferntesten Gegenden des Königreiches umherzuschweifen. Sie wissen sehr gut von dieser Freiheit Gebrauch zu machen; überall begegnet man diesen vagabondirenden Talapoins, welche umherziehen, um sich zu amüsiren, um Pflanzen oder heilkräftige Wurzeln, oder Gold- und Silbererze zu suchen; denn eine große Anzahl von ihnen beschäftigt sich mit Alchymie oder Heilkunde, obgleich ihre Regel es ihnen durchaus verbietet.

Folgendes ist die gewöhnliche Lebensweise der Talapoins: beim ersten Hahnenschrei läuten sie ihre Glocke oder rühren die Trommel, ohne Zweifel um den Frauen das Zeichen zu geben, den Reis zu kochen. Sie wecken ihre Schüler und beauftragen sie, die Barke in die Reihe zu bringen. Unterdessen nehmen sie ein Bad, machen Toilette und gehen, um gemeinschaftlich einige Gebete in der Pali-Sprache herzusagen; danach besteigen sie die Barke und halten bei der Umfahrt vor allen Häusern oder Hütten an, wo die Frauen, zur Erde gebeugt und mit gefalteten Händen sie begrüßend, ihnen dann einen umfangreichen Löffel Reis, Fisch, Gemüse, Früchte und Kuchen in ihre Töpfe schütten (legen). Wenn sie ihre Rundfahrt gemacht haben, und wenn ihr weiter Topf voll ist, kehren sie zum Kloster zurück, legen bei Seite, was sie für sich behalten wollen, und geben den Rest ihren Zöglingen. Nach der Mahlzeit rauchen sie, trinken Thee, unterhalten sich mit einander oder gehen spazieren; Besuche und Geschenke nehmen sie zu jeder Tageszeit an. Sie lesen auch wol ein wenig, studiren einige Pali-Bücher oder lehren ihre Zöglinge lesen und schreiben. Aber um ein Urtheil über die Sorgfalt zu haben, welche sie darauf verwenden, genüge es, zu wissen, daß auf 10 dieser Schüler, welche 7—8 Jahre in der Pagode bleiben, höchstens Einer kommt, der richtig lesen oder gar schreiben kann, wenn er das Kloster verläßt. Um 11 oder 11½ Uhr nimmt der Talapoin eine zweite Mahlzeit zu sich, die er ein wenig vor 12 Uhr beendigt haben muß; denn von diesem Augenblick an muß er sich bis zum folgenden Tage jeder Nahrung enthalten. Es giebt übrigens acht Dinge, die er in diesem Zwischenraum zu sich nehmen darf, ohne sein Fasten zu brechen, als Thee mit Zucker, Kokosmilch, Palmzucker u. s. w. Man lädt die Talapoins oft in Privathäuser zum Predigen ein; aber die Einladenden müssen zuvor für eine Menge Dinge sorgen, die man ihnen anbietet und welche im Saale ausgelegt werden. Man sieht da eine große Anzahl von Schalen verschiedener Größe; in einer befinden sich bis 80 Tikals (eine Münze), in einer andern baumwollene und gelbseidene Stoffe; manche enthalten Arekanüsse, Betel oder Tabak, wieder andere Packete Thee, Kandiszucker, Wachskerzen, Reis, getrockneten Fisch und Vorräthe von allen möglichen Dingen, sodaß diese Ausstellung fast wie ein Markt aussieht. Nach der Predigt werden alle diese Gegenstände schleunigst in die Barke des Predigers gebracht und er nimmt sie vergnügt mit in sein Kloster. In der Regenzeit versammeln sich die Talapoins des Nachts in dem Tempel, wo das Bild Buddha's steht. Dort halten

sie zusammen ihren Gottesdienst, der über eine Stunde dauert; aber diese nächtlichen Gebete sind kaum etwas Andres als emphatische Lobeserhebungen Buddha's.

Die Regel der Talapoins ist enthalten in den Büchern, die den Titel Phra-Vinai tragen, und welche größtentheils aus langen Kommentaren der Ordensregel bestehen; aber die 227 Artikel, welche die Talapoins zu beobachten haben, sind in einem einzigen Band, Patimôk genannt, erläutert. Diese Regel ist so streng und so bis ins Kleinliche ausgespitzt, daß es den Phra eine Unmöglichkeit ist, sie vollständig und treu zu halten. Sie giebt uns eine bedeutende Meinung von der Enthaltsamkeit, dem Grade der Abtödtung, der Geduld und von andern moralischen Tugenden Buddha's. Ich werde mich darauf beschränken, im Folgenden die wichtigsten und am Meisten ins Auge springenden Punkte dieser merkwürdigen Regel mitzutheilen.

„O Phikhu (o Bettler, der Name, welchen Buddha seinen Anhängern beilegt), ihr dürft keine Thiere tödten*) noch sie schlagen.

„Stehlet nicht, was andern Leuten gehört."

„Enthaltet Euch von fleischlichen Vergnügungen."

„Schreibt Euch nicht Eure Verdienste zu und seid nicht eitel auf Schönheit und Gesundheit."

„Pflüget die Erde nicht, damit Ihr nicht einen Wurm oder ein andres Insekt tödtet."

„Haut keinen Baum ab, denn er ist mit Leben begabt."

„Trinkt keine gebrannten Wasser, noch Wein, noch ein andres berauschendes Getränk."

„Nehmt keine Nahrung zu Euch nach Mittag."

„Besucht keine Theater und hört keine Konzerte."

„Enthaltet Euch aller wohlriechenden Essenzen und Salben."

„Setzt Euch auf keinen Sitz, der höher ist als 12 Zoll."

„Berührt weder Gold noch Silber."

„Unterhaltet Euch nicht über flüchtige Dinge."

„Traget keine Blumen an den Ohren."

„Gießet Euer Trinkwasser durch ein Tuch, denn es könnten sich Thierchen darin befinden."

„Wenn Ihr Euer Bedürfniß verrichtet, nehmt Wasser, um Euch zu waschen."

„Borgt Nichts von den Laien."

„Traget weder Messer, noch Lanze, Degen oder andere Waffen."

„Uebernehmt Euch nicht im Essen."

„Schlaft nicht länger als es nöthig ist."

„Singt keine Liebeslieder."

„Spielt kein Instrument."

„Spielt nicht mit Würfeln, Schach noch irgend ein anderes Spiel."

„Schwenkt im Gehen nicht mit den Armen."

---

*) Merkwürdig ist dieses fast alle ostasiatischen Religionen durchziehende Verbot und die Scheu, irgend ein Thier zu tödten. Bekannt ist neuerdings der Fall geworden, daß ein vornehmer indischer Mandarin, dem man durch ein Mikroskop gezeigt, daß jeder Tropfen Wasser von Thierchen bevölkert ist, sich von Stund' an des Wassers enthielt und lieber vor Durst sterben, als noch einmal Wasser trinken wollte.

„Zündet kein Feuer an mit Holz, aus Furcht, irgend ein Insekt zu verbrennen, das darin wohnte."

„Ihr sollt allein von Almosen leben, nicht von der Arbeit."

„Verordnet den Schwangeren keine Medikamente, damit Ihr nicht das Kind im Mutterleibe tödtet."

„Werfet Eure Blicke nicht auf die Frauen."

„Schneidet Euch nicht so, daß Blut fließe."

„Treibt keinen Handel. Verkauft Nichts. Kaufet Nichts."

„Schmatzt beim Essen nicht mit den Lippen."

„Wenn Ihr in der Straße geht, sammelt Eure Gedanken und haltet den Fächer vor Euch, so daß Ihr nicht weiter als vier Elbogen weit sehet."

„Alle 14 Tage schert das Kopfhaar und die Augenbrauen mit einem kupfernen Rasirmesser."

„Beim Setzen schlagt Eure Beine nicht übereinander und streckt sie nicht von Euch."

„Wenn Ihr Euer Mahl eingenommen habt, bewahrt die Ueberreste nicht für den folgenden Tag auf, sondern gebt sie den Thieren."

„Ihr sollt nicht mehrere Kleider haben."

„Ihr sollt die Kinder nicht liebkosen."

„Sprecht nicht mit einer Frau an einem verborgenen Ort."

„Haltet keine Enten, Hühner, Kühe, Ochsen, Elephanten, Pferde, Schweine, Hunde oder Katzen."

„Bei der Predigt und Auslegung des Pali hütet Euch den Sinn zu entstellen."

„Sprecht nicht Uebles von Andern."

„Wenn Ihr erwacht, erhebt Euch sofort, vorausgesetzt, daß es hell genug ist, um die Adern Eurer Hände zu erkennen."

„Setzt Euch nicht auf dieselbe Matte mit einer Frau."

„Reitet keine Stute oder einen weiblichen Elephanten."

„Geht in keine Barke, welche einer Frau gedient hat."

„Berührt keine Frau, nicht einmal ein ganz kleines Mädchen."

„Laßt den Reis nicht kochen, denn er hat einen lebendigen Keim."

„Nehmt Nichts an, es sei Euch denn mit gefalteten Händen angeboten."

„Geht in kein Haus, wohin man Euch nicht geladen hat."

„Wenn Ihr im Schlafe an eine Frau denkt, so ist das eine Sünde, die ausgerottet werden muß."

„Reibt Euch nicht mit dem Körper an andere Gegenstände."

„Tragt keine Schuhe, welche die Knöchel bedecken."

„Esset Nichts, was Leben hat, weder Gemüse noch Getreide, die noch treiben und keimen können."

„Wenn Ihr gegessen habt, sprecht nicht: Dies war gut, Jenes ist schlecht; solche Gespräche zeugen von Sinnlichkeit."

„Lachet niemals laut."

„Wenn Ihr Eure Nahrung nehmt, plaudert nicht, mit wem es auch sei."

„Umgürtet Euer Gewand nicht unterhalb des Nabels."

„Ihr sollt kein Fleisch essen vom Menschen, Elephanten, Pferd, Tiger, Krokodil, Hund und der Katze oder von Schlangen."

„Schlaft nicht in demselben Bette mit einer anderen Person, wer es auch sei."

„Wenn Ihr ausgeht, um das Almosen zu erbitten, hustet nicht, um die Blicke der Vorübergehenden auf Euch zu lenken."

„Euer Gewand soll acht Zoll unterhalb des Kniees niederfallen."

„Redet keine groben Worte in Gegenwart von Frauen."

„Wackelt nicht mit dem Kopfe, wenn Ihr geht."

„Behaltet den Arek und Betel während der Nacht nicht im Munde."

„Alle Abende kehret sauber in der Pagode."

„Traget Sorge, Euren Fleischtopf gut zu reinigen."

„Wenn Ihr ausgeht, hütet Euch, wissentlich Ameisen oder andere Insekten mit den Füßen zu zertreten."

„In den Straßen oder beim Almosensammeln sollt Ihr Niemanden grüßen."

Dieses sind die hauptsächlichsten Regeln, welche in dem Buche Patimók niedergelegt sind; man sieht leicht aus dieser kurzen Skizze der Regeln für die Talapoins, daß es unmöglich ist, sie in allen Punkten zu beobachten. Die Phra's machen sich auch kein Gewissen daraus, sie jeden Augenblick zu übertreten.

Man findet in den heiligen Büchern sehr schöne Reden Buddha's, in welchen er den Talapoins erhabene Tugenden lehrt, die eines wahren Weisen würdig sind. So spricht er z. B., während er von der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge redet, wie folgt zu ihnen: „Hängt Euer Herz nicht an die Güter dieser Welt, denn sie werden Euch entgehen, auch wenn Ihr es anders wolltet. Nichts im Weltall ist Euer Eigenthum, selbst Eure Person gehöret Euch nicht an, da Ihr sie nicht in demselben Zustande zu erhalten vermögt und sie einem fortwährenden Wechsel der Gestalt unterworfen ist." Er lehrt sie auch, weder Haß noch Liebe für irgend Etwas zu empfinden, ihre Seele in einen Zustand der Ruhe zu bringen, so daß sie gegen Glück und Unglück gleich unempfindlich seien; er sagt ihnen, daß sie dahin streben sollen, weder von Lob noch von Tadel, weder von guter Behandlung noch von Verfolgungen berührt zu werden, und Hunger und Durst, Entbehrungen und Krankheit, ja selbst den Tod mit heiterer Seelenruhe zu ertragen. Er erwähnt Beispiele von Talapoins, welche in der größten Ruhe inmitten von Tigern lebten; von Zeit zu Zeit fraß das Raubthier Einen unter ihnen auf, ohne daß die Anderen die geringste Furcht empfunden oder daran gedacht hätten, deshalb ihre liebgewonnene Einsamkeit zu verlassen.

Es mag noch erwähnt sein, daß die Mehrzahl der Talapoins gerade kein heiliges Leben führt; es giebt zwar auch rühmliche Ausnahmen, und man trifft Phra's, welche streng nach den Vorschriften Buddha's leben, ohne Aufhören Gebete lesen und nur ernsten und gesenkten Blickes einhergehen. Aber Müßiggang, Faulheit, Vagabondiren, Anmaßung und Hochmuth, Eitelkeit und Unsittlichkeit aller Art sind Laster, welche nur zu häufig unter den Talapoins angetroffen werden.

Dem priesterlichen Stande, welcher durch das geheiligte gelbe Habit vertreten wird, zollt übrigens Hoch und Niedrig die höchste Verehrung; doch gilt diese mehr dem Kleide als der Person, und sobald ein Talapoin das Ornat abgelegt hat, verliert er augenblicklich allen Anspruch auf die Rücksichten, welche man ihm bis dahin gezollt hat.

Das Volk bezeugt seine große äußere Verehrung gegen die Talapoins durch

hochklingende Titel, welche es ihnen giebt; man wirft sich selbst mitten auf der Straße vor ihnen zu Boden; Mandarinen und Prinzen grüßen sie mit beiden Händen, und der König läßt sie neben seiner Person niedersitzen. Täglich vertheilt er Almosen an mehr als Dreihundert unter ihnen und bedient sie höchsteigenhändig, ein Beispiel, welches die Königin und die vornehmsten Frauen des Harems mit großem Eifer befolgen. —

Es würde zu weit führen, wollten wir auf die Ideen und Anschauungen, welche der Lehre Buddha's zu Grunde liegen, hier näher eingehen. Die siamesische Literatur giebt auch darüber viel Aufklärung, denn in Siam ist die Religion Buddha's am schärfsten ausgeprägt.

Wenn wir von der „Literatur“ der Siamesen sprechen, so haben wir uns darunter keine gedruckten Bücher vorzustellen, da sie ihre Bücher noch nicht durch den Druck vervielfältigen, auch nicht in der Art japanischer und chinesischer Bücher, welche zwar nicht mit beweglichen Lettern, aber doch durch Holztafeln, auf welche eine ganze Seite eingeschnitten ist, hergestellt werden.

Die Mehrzahl der siamesischen Werke ist nicht in der Thai-Sprache — der lebenden Sprache des Landes — sondern im geheiligten Pali-Dialekte geschrieben und zwar geschrieben, wie dies einst auch in unseren Klöstern geschah. Während man im gewöhnlichen Leben auf schwarzes oder starkes weißes Papier mit einem weichen Crayon schreibt, bestehen die religiösen Werke aus länglichen Palmblättern, auf welche die Charaktere mit einem spitzen eisernen Griffel eingeritzt und dann durch Einreiben einer schwarzen Farbe sichtbar gemacht werden. Es gehört eine bewundernswerthe Sicherheit und Festigkeit der Hand zu dieser Methode des Schreibens, denn es geschieht ohne Unterlage, nur mit der freien Hand. Diese meist religiösen Bücher, welche aus 30—80 solcher Palmblattstreifen bestehen, sind vielfach verbreitet, weil die meisten Pagoden von diesem Zweige der Literatur eine ziemlich vollständige Sammlung besitzen.

Die weltliche Literatur zählt etwa 250 Bände, darunter manche von hohem Werth; sie enthalten meist geschichtliche Annalen, Gesetzbücher, medizinische, astronomische und philosophische Werke, endlich Erzählungen, Romane, Lustspiele, Tragödien, Lieder und epische Gesänge. Im Ganzen kann man die profane Literatur, in Poesie und Prosa, auf etwa 2000 Bände schätzen.



Die drei göttlichen Buddha's.



Straße in Batavia.
(Nach einer Original-Photographie.)

Achtzehntes Kapitel.

Die Insel Java.

Von Bangkok über Singapore nach Java. — Batavia. — Die alte und neue Stadt. — Bevölkerung und geselliges Leben. — Die Eingeborenen auf Java, ihr Charakter. — Das kulturhistorische Museum. — Baron Sloet van den Beele. — Buitenzorg. — Im Palais des General-Gouverneurs. — Auf einer Zuckerplantage. — Javanische Spiele. — Der botanische Garten. — Fahrt von Buitenzorg über den Magamedon. — Sindanglaya. — Die Preanger-Ebene. — Bandong. — Besteigung des Tangnwang-praww. — Urwald. — Garud. — Addi Patti. — Der Schwefelsee des Telagabodas. — Im Krater des Papandayan. — Kaffeeplantagen. — Wasserfall.

Mancherlei Ursachen hatten mich bestimmt, das Ende der Verhandlungen in Bangkok nicht abzuwarten; namentlich der Umstand, daß ich ernstlich am tropischen Fieber erkrankt war und der Arzt mir dringend rieth, Siam zu verlassen.

Ungern ging ich auf's Neue daran, mich von der Expedition zu trennen, doch mußten die erwähnten Gründe für mich entscheidend sein.

Ich entschloß mich rasch, eine sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, und reis'te am 19. Januar an Bord der holländischen Barke „Bosporus" von der Rhede von Paknam ab, mit schwerem Herzen auf die Aussicht verzichtend, in

Begleitung des Grafen Eulenburg einen Ausflug in's Innere mitzumachen, den dieser nach Unterzeichnung des Vertrages zu unternehmen Willens war.

Nach einer raschen, theilweise stürmischen Fahrt langten wir am 26. Januar auf der Rhede von Singapore an; ich hatte es in jeder Beziehung an Bord gut getroffen und auch einmal mit erlebt, wie es an Bord eines Kauffahrers zugeht.

Singapore bot jetzt wenig Reize, in der Regenzeit war die Temperatur zwar frisch und erträglich, aber nach dem klaren Himmel, der sich in Bangkok ununterbrochen im heitersten Blau über uns wölbte, wollte mir die ewig graue Regendecke, die tief auf die verdüsterte Landschaft niederhing, schlecht behagen.

Meine Aufgabe nöthigte mich noch einige Wochen zu verweilen, als aber die Arbeit hinter mir lag, trat ich am 17. Februar an Bord des Postdampfers „Königin der Niederlande" die Reise nach **Batavia** an. Wir hatten eine außergewöhnlich rasche Fahrt, da wir nur 58 Stunden zur Reise von Singapore bis zur Rhede von Batavia brauchten. Während der Fahrt verloren wir fast nie die zahlreichen Inseln des Sunda-Archipels außer Sicht; der Dampfer ging in Riouw und Muntok vor Anker, so daß unsere Fahrt Nichts von der Monotonie einer längeren Reise auf hoher See hatte. Die Rhede von Batavia ist während der Regenzeit unbequem und oft selbst gefährlich, da meist eine hohe, unruhige See geht, die das Landen an dem von starker Brandung umschäumten Ufer erschwert. Kaum waren wir zu Anker, als aus der kanalisirten Flußmündung ein kleiner flachgehender Dampfer herauskam, um uns an's Land zu bringen; das leichte Ding tanzte und schwankte wie eine Nußschale auf den kurzen Wellen und erst nach vieler Mühe gelang es ihm, sich uns zur Seite zu legen, um Post und Passagiere aufzunehmen.

Mein bewährter Freund, Herr Engelhard, war mit herausgekommen, um mich in Empfang zu nehmen, und ich zähle den Augenblick zu den schönsten meiner Reise, als ich diesen Jugendfreund nach langjähriger Trennung hier in die Arme schloß. Am Ufer warteten meiner noch mehrere Kaufleute, mit denen ich früher in Holland befreundet gewesen war, und so wurde ich auf Java von bekannten Landsleuten willkommen geheißen. Es war mittlerweile Abend geworden, die Comptoire in der Stadt wurden geschlossen und ich fuhr mit den Freunden nach dem eine Stunde weiter auswärts gelegenen europäischen Viertel, um mich nach langem Umherschweifen im Osten wieder in einem vertrauten häuslichen Kreise wohl zu fühlen.

Ich war in der That froh, nicht abermals genöthigt zu sein, in einem Gasthofe mein Quartier aufschlagen zu müssen, wenn schon Batavia in diesem Punkte weit über allen Städten im Osten steht.

Der erste Eindruck von Batavia ist kein günstiger. Von der Rhede aus sieht man nur wenig von der Stadt, und wenn man landet, treten uns nur kleine, schlechte Gebäude in der dem Meere am nächsten gelegenen, ehemals von den Holländern selbst bewohnten Stadt entgegen. Jetzt befinden sich zu beiden Seiten eines mäßigen Flüßchens, das hier den stolzen Namen de groote rivier (der große Fluß) trägt, nur noch die Comptoire und Packhäuser der Handelswelt, während die ehemalige Stadt den Malayen und Chinesen zu Wohnungen und Läden überlassen ist.

Hat man die alte, von Sümpfen umgebene Stadt hinter sich gelassen und nähert sich den Quartieren Ryswyk, Weltevreden, Kramat ꝛc., dann wird das Bild ein freundlicheres. Man fährt an den hell aus dichtem Grün hervorblickenden Wohnungen der Europäer vorüber, deren jede sich in einen Garten von der großen Straße zurückgezogen hat und mit ihren offenen Veranda's und schlanken Säulen gar einladend ausschaut.

Dieses Neu-Batavia dehnt sich in weiten Dimensionen über die Ebene aus, so daß man Stunden lang fährt, ohne aus den Wohnungen der Europäer herauszukommen; dennoch bleibt der Eindruck im Ganzen unbedeutend. Alle Häuser sind nur einstöckig und verrathen in Form und Einrichtung eine ermüdende Gleichförmigkeit; mit Ausnahme des alten Palais und einer kuppelförmigen Kirche ruht das Auge nie auf imposanteren Umrissen, nirgend ein massives Gebäude, dazu bei der großen Ausdehnung der Stadt unendlich wenig Leben auf den Straßen. Die Wohnungen verlieren sich ganz zwischen der dichten Vegetation, die nirgends einen Blick in's Freie zuläßt. Das Aeußere der Stadt trägt hierdurch einen durchaus ländlichen Charakter. Am Tage, wenn Kaufleute und Beamte in der alten Stadt ihrem Berufe leben, erscheint es geradezu todt, und erst der Abend, wenn die reiche und vornehme Welt die kühlen Stunden vor Sonnenuntergang zu einer Spazierfahrt benutzt, bringt mehr Leben und großstädtische Bewegung.

In den hellerleuchteten Räumen der Häuser und in den Veranda's bewegt sich die Gesellschaft oder ist um die Spieltische gruppirt, und das ganze gesellige Leben drängt sich in den späteren Abendstunden zusammen.

Batavia ist eine der bedeutendsten und großartigsten europäischen Städte des östlichen Indiens. Die Zahl der als Militär, Beamte und Kaufleute hier lebenden Europäer ist sehr beträchtlich, und wenn natürlich die Holländer die bei Weitem größte Mehrzahl bilden, so sind doch auch Deutsche, Engländer, Franzosen und Amerikaner in reicher Anzahl vertreten. Namentlich der Handelsstand zählt eine Menge von unseren Landsleuten zu seinen Mitgliedern, und unter Beamten und Offizieren ist ihre Zahl nicht minder erheblich. Als Sitz der holländischen Herrschaft im ostindischen Archipel ist Batavia das Centrum für die bedeutendsten Interessen und einen großartigen Verkehr.

Man lebt hier durchgängig auf großem Fuße, und wenn das Einkommen der Beamten (einzelne Stellen sind mit 2000—3000 Fl. per Monat dotirt), wenn der Gewinn der Kaufleute nach europäischen Begriffen unerhört groß klingt, so hat andererseits das Geld hier so geringen Werth und die Ansprüche, welche in der Gesellschaft mit solchen Stellungen verbunden werden, sind so erheblich, daß man nicht minder über die Höhe der Ausgaben erstaunen würde, welche das tägliche Leben mit sich bringt.

Alles ist, nach europäischen Ziffern berechnet, erschreckend theuer, und dazu ist hier in Indien ein luxuriöses Leben man möchte sagen Nothwendigkeit geworden. Eine glänzende, oft fürstliche Einrichtung der Wohnungen, reiche Equipagen, theure Pferde, zahlreiche Dienerschaft, elegante Toilette und ein gastfreies Haus werden geradezu für unerläßlich gehalten, wobei freilich auch hier nicht immer Alles Gold ist, was glänzt.

In der Regel befindet sich in Batavia eine Theatergesellschaft für französische Vaudevilles und Operetten; auch deutsche Musik findet ihre Verehrer; es bestehen ein paar Gesangvereine, und ich war freudig überrascht, in einem Konzerte, das zum Besten der auf Borneo verwundeten Soldaten veranstaltet worden war, ein zahlreiches, glänzendes Auditorium und theilweise sehr tüchtige musikalische Kräfte zu finden. Das Programm zeigte nur deutsche Musik, alle die Hunderte von Fremden lauschten den Tönen unserer deutschen Meister.

Das Leben und die Sitten der Eingeborenen auf Java nehmen unsere Aufmerksamkeit weniger in Anspruch als in anderen Ländern des östlichen Asiens. Nicht als hätten diese nicht auch ihre interessanten Seiten, aber das Volk hat seine selbständige und ursprüngliche Stellung längst verloren und kaum ein Bewußtsein seiner früheren Kultur bewahrt.

Wie alle Völker malayischer Rasse haben die Bewohner Java's eine sinnliche, oberflächliche, nicht unbegabte, aber energielose Natur. Gutmüthigkeit und knechtische Unterwürfigkeit sind seltsam vermischt mit einem Zuge für lange nachtragende Rachsucht, wenn der Javane sich beleidigt glaubt. Absurder Aberglaube und Indifferenz für das eigentlich Religiöse gehen Hand in Hand, und ihre Religion ist eine Vermischung des Islam mit altbuddhistischen Begriffen, freilich ohne erheblichen Einfluß auf das wirkliche Leben. Das Leben der Javanen kennt fast keine intellektuellen und sittlichen Triebfedern, man könnte es die verwirklichte Idylle des Naturmenschen nennen, seine Gaben und Fähigkeiten sind instinktiv, eignes Denken und Folgern ist ihm zu mühsam, nur das Zunächstliegende ist für ihn vorhanden. Sie sind große Kinder, die nicht an Morgen denken; ohne nachhaltige Freude, ohne ernstlichen Kummer sich am Augenblick erfreuend, genußsüchtig und leichtsinnig, gut geartet, aller strengen Arbeit Feind, — ein Volk, das, seit es in Berührung mit den Europäern gekommen, diesen seine Kräfte hat leihen müssen, ohne dafür von der europäischen Bildung Etwas gewonnen zu haben.

In geistiger und sittlicher Beziehung haben die Bewohner Java's vor der holländischen Herrschaft gewiß kaum niedriger gestanden als heute, und was von selbständiger Kraft, von ursprünglicher Kultur, vom Volksleben noch vorhanden war, ist durch Unterjochung und die Ausbeutung der Bewohner im Dienste der Kaffeekultur ꝛc. verloren gegangen.

Die ganze Existenz dieser Menschen gleicht einem stillen See, es fehlt an pulsirender Bewegung, an Aeußerungen der Kraft, an rechtem Freud und Leid, an jeder Gemeinsamkeit und organischer Gliederung, an den Gegensätzen von Licht und Schatten, wie sie jeder Kreis in Europa im Großen oder Kleinen wiederspiegelt. Wo in dem Dasein eines Volkes von 11 Millionen Seelen alle diese charakteristischen Aeußerungen eines europäischen Volkslebens fehlen und das Volk, dem Scheine nach, von eigenen Fürsten regiert ist, die nur der Genußsucht und Sinnlichkeit fröhnen und sich nicht viel mehr von der großen Menge unterscheiden, als durch den Reichthum, der sie befähigt, zu genießen, wo der Andere arbeiten muß, da können wir diese Menschen vielleicht um ihr harmloses, gleichmäßig hinfließendes Leben beneiden, aber ein großes und dauerndes Interesse kann uns die Betrachtung eines solchen Naturlebens nicht gewähren.

Daß das Wesen der Javanen nicht immer so zahm und harmlos war, geht freilich aus den wiederholten Aufständen hervor, die bis vor wenigen Jahrzehnten das holländische Joch abzuschütteln versuchten, meist von fanatischen Priestern angezettelt, die, aus Mekka zurückgekehrt, den Kreuzzug gegen die Ungläubigen predigten. Jetzt freilich ist Alles ruhig und die Herrschaft der Holländer auf Java unbedroht. Die ältere Geschichte der Insel und ihrer Bewohner mag an interessanten Perioden reich sein; — bei festlichen Gelegenheiten werden die javanischen Heldensagen dem Volke von Sängern vorgetragen, in vielen Theilen des Landes versteht aber Niemand diese Odysseen oder Iliaden der alten Zeit, da die javanische Sprache dort untergegangen ist und der malayischen hat weichen müssen.



Eingeborene Javaner, Vornehme und Diener.

Die ersten Wochen meines Aufenthaltes in Batavia waren zunächst meiner Aufgabe gewidmet. Ich fuhr Morgens in das kaufmännische Viertel der Stadt, um in den chinesischen Bazars Notizen und Proben zu sammeln. Ich hoffte noch immer, die „Arcona“ werde mit der Gesandtschaft in Kurzem eintreffen, und wollte dann wo möglich mit meinen Arbeiten so weit gediehen sein, daß ich im Stande wäre, die beabsichtigte Reise in's Innere mitzumachen.

Graf Eulenburg hatte mich bei meiner Abreise von Bangkok beauftragt, hier auf Befragen zu erklären, daß es seine Absicht sei, mit den Schiffen in Anjer zu landen und von dort einen Ausflug in's Innere der Insel zu unternehmen. Er, wie wir Alle, hatten uns seit lange darauf gefreut, zumal da

die Herren von der „Thetis“ nicht müde werden konnten, uns von den Schönheiten und Annehmlichkeiten ihrer Reise durch Java zu erzählen.

Die nächste Post mußte mir Gewißheit darüber bringen, und so bemühte ich mich, meine Arbeit so viel als möglich zu fördern. — Die Abende verlebte ich im Kreise deutscher Landsleute; es wurde musizirt, gespielt, geplaudert, ganz wie im lieben Vaterlande, und man kann in Batavia manche Woche verleben, ohne mit anderen als deutschen Elementen zu verkehren. Fast jedes Haus hat seine bestimmten Empfangsabende, und wer Gesellschaft sucht, kann sie in diesem Sinne leicht hier finden. In deutschen Kreisen beschränkt sich der Umgang aber nicht auf die sogenannten Rezeptionen, und die heitersten Abende waren meist eine improvisirte Gesellschaft. Leider herrschte noch die Regenzeit vor, die in diesem Jahre besonders heftig und langdauernd eingetreten war, und so konnte von Spaziergängen in's Freie nicht viel die Rede sein. Mit meinem liebenswürdigen Wirth saß ich dagegen manchen Abend still auf der Veranda, es wurde von alter und neuer Zeit geplaudert und wir freuten uns des glücklichen Geschickes, das uns hier außen unter Java's tropischem Himmel wieder zusammengeführt hatte.

Der General-Gouverneur von Niederländisch-Indien, Baron Sloet van den Beele, der in der Regel im Palais von Buitenzorg residirt, befand sich gerade zur Zeit meiner Ankunft in Batavia anwesend, und ich hatte dadurch Gelegenheit, Sr. Excellenz meine Aufwartung zu machen. Baron Sloet van den Beele empfing mich auf's Zuvorkommendste und erbot sich in freundlicher Weise, Alles zu thun, was meine Zwecke und Wünsche fördern könne. Er freute sich zu hören, daß Graf Eulenburg noch nach Java zu kommen gedenke, und hoffte, daß es ihm gelingen werde, dem Gesandten den Aufenthalt auf Java so angenehm als möglich zu machen.

Ein paar Tage später stattete ich auch einem speziellen Landsmanne, dem Obersten Herrn von Schierbrand, Chef des Geniewesens in Niederländisch-Indien, welchem die naturhistorischen Museen in Dresden so reiche Schätze verdanken, meinen Besuch ab und freute mich, zu sehen, daß dieser hochgestellte Offizier noch mit treuer Anhänglichkeit seinem Vaterlande zugethan ist. Endlich suchte ich in Gesellschaft meines Freundes E. einen andern Herrn auf, dessen Name in Deutschland wol noch nicht ganz vergessen ist. Wir fuhren in das Atelier des Malers Rahden Saleh, aus einer alten javanischen Adelsfamilie, der lange Jahre in Europa, namentlich in Deutschland, gelebt und dort seine Studien in der Oelmalerei gemacht hatte. Rahden Saleh sprach noch ein gutes Deutsch und schien mit besonderer Sehnsucht an Deutschland zurückzudenken. Wir fanden ihn in seinem Atelier beschäftigt, die letzte Hand an ein Bild zu legen, das eine Scene aus den furchtbaren Ueberschwemmungen zum Vorwurf hatte, welche im verflossenen Jahre das Innere von Java heimgesucht haben. Außer diesem, für den König von Holland bestimmten Bilde war noch eine herrliche Waldpartie aus den Gebirgen bei Buitenzorg aufgestellt. Rahden Saleh würde gern wieder nach Deutschland zurückkehren, wenn zwischen Wunsch und Ausführung nicht manche Hemmnisse ständen, doch sprach er in den dankbarsten Ausdrücken von den Tagen und Jahren, die er in Deutschland verlebt hat.

Keine Stadt ähnlicher Größe ist wol ärmer an Sehenswürdigkeiten, als Batavia, das fast Nichts aufzuweisen hat, was einen geschichtlichen oder künstlerischen Werth besäße. Von um so größerem Interesse ist darum für den Besucher das Einzige dieser Art, das kulturhistorische Museum der „Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst“, welche in Batavia ihren Sitz und bis in die abgelegensten Besitzungen ihre Mitglieder hat.

Die Sammlung umfaßte Waffen, Zierrathen, Geräthschaften, Götzenbilder, alte Handschriften in den verschiedensten Sprachen auf Papier, Holz, Bambusrohr, Palmblättern 2c., Modelle von Häusern und Schiffen, Kleidungsstücke und so fort, von den verschiedensten Völkerstämmen auf Java, Borneo, Sumatra, den Molukken, Celebes und Neu-Guinea, endlich ausgegrabene und gefundene Atterthümer aus dem Innern Java's von Bronze, Stein und Holz und tausend andere Dinge, welche auf das vergangene und jetzige Leben der mannichfachsten Völker Bezug haben. Diese Sammlung ist eine reiche Quelle der Belehrung für Alle, welche an dem Kulturleben dieser Bewohner der ostindischen Inselwelt ein Interesse nehmen. Leider waren die Sachen in einem ungünstigen Raume aufgestellt oder vielmehr zusammengeworfen; wie es scheint, hat man sich lange nicht recht darum bekümmert; es wurde eben ein Anfang zur Sichtung und bessern Anordnung und Aufstellung gemacht.

Am 8. März traf der Postdampfer von Singapore ein und brachte mir die Mittheilung, daß Graf Eulenburg seine Absicht, nach Java zu kommen, habe fallen lassen müssen und mir anheimgebe, die nöthigen Vorbereitungen zu meiner Rückreise nach Europa selber zu treffen. Ich war nun darauf angewiesen, wollte ich vom Innern Java's Etwas sehen, dies allein und bald in's Werk zu setzen. Ich theilte dem General-Gouverneur die empfangene Nachricht mit und bat zugleich um die Erlaubniß, eine Reise in die Preanger Regentschappen, den westlichen Theil Java's, unternehmen zu dürfen. Se. Excellenz hatte die Zuvorkommenheit, mir alsbald eine Ordre zu übersenden, wodurch mir der freie Gebrauch von Gouvernementspostpferden nach Bandong und zurück bewilligt wurde, und sprach die Erwartung aus, mich in Buitenzorg bei sich zu sehen.

Ein paar Tage hatte ich noch zu thun, inzwischen wurde ein großer englischer Reisewagen gemiethet und Alles zur Abfahrt vorbereitet. Ich freute mich unendlich auf die Reise. Batavia hat etwas Beengendes, man sieht nicht über die nächsten Gärten hinaus, und von der frischen, erquickenden Bergluft des Hochlandes wußte Jeder, der dort gewesen, nicht genug zu rühmen. Mein Freund E. konnte mich zwar nicht gleich begleiten, wir verabredeten aber, daß er nach einem bestimmten Orte nachkommen sollte, um dann gemeinschaftlich mit mir die Reise fortzusetzen.

War ich von Tientsin aus in einem elenden Karren unter den schrecklichsten Stößen nach Peking gereist, und hatte ich von Manila aus meine Tour in's Innere in einem Kanoe angetreten, so sollte ich hier erfahren, mit wie großem Komfort man das Innere tropischer Länder bereisen kann — wenn man eben in Java und als Gast des Gouvernements unterwegs ist.

Dienstag der 11. März war zur Abfahrt bestimmt, der Wagen bepackt, eine Kiste echt bayerischen Biers, als Reisetrunk für die Gebirge, nebst einigen andern kleinen Unentbehrlichkeiten hinzugefügt, sechs Pferde zogen an und fort ging es

in fliegendem Galopp durch Batavia's Vorstädte auf der großen Poststraße nach Buitenzorg, unter heftigem Peitschenknallen zweier Loopers (Läufer), die von Zeit zu Zeit den schnaubenden Thieren eine gutgezielte Aufmunterung ertheilten.

Die große Poststraße durch Java, ein Werk des berühmten Daendels, wurde im Anfang dieses Jahrhunderts angelegt; sie führt durch die ganze Insel bis zum östlichsten Ende nach Surabaya und verbindet alle bedeutenderen Plätze an der Küste wie im Innern unter einander und mit dem Meere. Die Straße ist über die höchsten Gebirgsketten geleitet und ein bleibendes Denkmal für die Energie und Einsicht jenes Gouverneurs.

Nach Buitenzorg nimmt die Steigung des Terrains nur allmälig zu, die Straße ist sehr belebt und auf's Beste unterhalten. Buitenzorg liegt etwa auf 1200 Fuß Höhe, die Entfernung von Batavia beträgt 39 Paal (circa 13 Stunden), die ich in drei Stunden zurückgelegt hatte. Fünfmal waren die Pferde gewechselt worden und schwerlich wird man irgendwo in der Welt so rasch mit Extrapost reisen können als auf dieser Strecke, wo wir mit einem Güterzug der Eisenbahn einen Wettlauf hätten eingehen dürfen. Buitenzorg liegt herrlich am Fuße eines majestätischen Bergrückens in einer fruchtbaren, sorgfältig angebauten Hochebene, von hellgrünen Sawafeldern und Obstgärten umgeben. Das Klima ist vortrefflich und gesund; aus diesem Grunde pflegt auch der Gouverneur im Buitenzorger Palais zu wohnen. Das Schloß hat eine reizende Lage in dem weltberühmten Botanischen Garten und ist in einem einfachen Style erbaut. Es war kurz vor Sonnenuntergang, als ich im Hôtel zu Buitenzorg anlangte; eine Stunde später ließ mich der Gouverneur durch seinen Adjutanten einladen, noch am Abend in's Schloß zu kommen und dort ferner sein Gast zu sein. Ich fuhr hinüber, ließ mir meine Zimmer anweisen, kleidete mich rasch um und machte dann dem Gouverneur meine Aufwartung, der sich nach aufgehobener Tafel wieder in sein Kabinet zur Arbeit zurückgezogen hatte. Dann wurde ich in den Gesellschaftssaal geleitet und den Damen des Hauses sowie den übrigen Gästen vorgestellt.

Für den folgenden Tag war eine Ausfahrt nach einer benachbarten großen Zuckerfabrik beabsichtigt und um $^1/_2$8 Uhr fuhr der Gouverneur und seine Familie nebst allen im Schlosse anwesenden Gästen in vier Wagen nach der erwähnten Besitzung, umgeben von einem zahlreichen Gefolge berittener Javanen in ihren malerischen, farbigen Trachten. Auf dem Landgute der reichen Zuckerpflanzer waren große Vorbereitungen zum Empfang des General-Gouverneurs getroffen, überall wehte die holländische Trikolore, Ehrenbogen und Ehrenwachen waren errichtet und aufgestellt und wir wurden durch inländische Musik und Böllerschüsse bei unserer Einfahrt begrüßt. Die Besitzer geleiteten dann ihre Gäste nach den Fabrikgebäuden, es wurde Alles im Einzelnen besehen und bewundert und dann kehrte man in die Wohnung der glücklichen Besitzer all' dieser Etablissements zurück.

Hier wurden nun inländische Spiele, eine Art Waffentanz, aufgeführt, und während ein Chor von Priestern ihren einförmigen Gesang erschallen ließ und auf einer eigenthümlichen Trommel mit den Händen akkompagnirte, zeigten ein paar Männer ihre Kunst, sich mit scharfen Schwertern und spitzen Instrumenten zu stechen und zu schlagen, ohne daß sie an ihren nackten Körpern Verwundungen oder Blutungen davongetragen hätten.



Schloß des General-Gouverneurs in Buitenzorg, vom Botanischen Garten aus gesehen.
(Nach einem photographischen Bilde.)

In dieser Weise geschah noch Mehreres, um die Gäste zu unterhalten, und nach einem vortrefflichen Dejeuner trat die Gesellschaft bald nach Mittag die Rückfahrt nach Buitenzorg an. Ich hatte alle Ursache mir Glück zu wünschen, daß ich gerade an diesem Ausfluge hatte Theil nehmen dürfen, da ich sonst Nichts von den inländischen Spielen ꝛc. gesehen hätte. Es war gerade die Zeit der durch den Koran vorgeschriebenen Fasten, wo alle Feste, Tänze und Schauspiele bei den Javanen unterbleiben.

Den folgenden Morgen hatte ich zum Besuch des Botanischen Gartens bestimmt. Es hatte in der Nacht geregnet, die Luft war klar und frisch, und selbst für mich, als Laien, war die Wanderung durch diese Pflanzenwelt überraschend und vom höchsten Interesse. Die Gattungen einer und derselben Pflanzenfamilie waren hier mitunter aus allen Theilen der Welt zusammengebracht und in einer Gruppe vereinigt. Düstere Nadelhölzer aus Neu-Caledonien und aus Schweden stehen neben ihren verwandten Arten aus Australien und Japan. Palmen aus allen Himmelsstrichen der Tropen, in allen nur erdenklichen Formen, und daneben die tausend und aber tausend Orchideen, hier die wunderlichen Gestalten von Kaktus und dort die dichtbelaubten Kronen der Brodfruchtbäume, und alles Das systematisch und doch mit feinem Schönheitssinne geordnet. Wie muß erst einem Kenner das Herz aufgehen, wenn er hier die Pflanzenformen unsrer ganzen Erde in ihren Hauptgattungen auf einem Raume vereinigt findet!

Der Gouverneur, mit dem ich auf seinem Morgenspaziergange im Garten zusammentraf, hatte die Freundlichkeit, mich selbst umher zu führen und mich auf die interessantesten und schönsten Gruppen und Exemplare aufmerksam zu machen. Wir besuchten die Volièren und Gewächshäuser und ließen uns in der

Wohnung des Garteninspektors, Herrn Theismann, ein wunderbares Insekt, das sogenannte „lebende Blatt", zeigen, ein Thierchen, dessen Form und Farbe von einem Baumblatte nicht zu unterscheiden ist. Noch stundenlang wanderte ich durch die entlegeneren Theile des großartigen Gartens, der schwerlich an Reichhaltigkeit und musterhafter Ordnung seines Gleichen hat.

Am Nachmittage verließ ich Buitenzorg in meinem Reisewagen, und jetzt ging es den steilen Gebirgen zu. Bald kam ich in tiefhängende Wolken, die als dichte Nebelschleier um die Gestalten der gewaltigen Bäume des Urwaldes hingen, und, je höher hinauf, desto undurchdringlicher und kälter wurden. Ich hüllte mich in meinen Plaid und wanderte dem Wagen zu Fuße voraus, der, von acht Karbauen (Ochsen) gezogen, nur schrittweise und in langen Windungen hinaufkam.

Hier sah ich zuerst die schöne Erscheinung der Farrenbäume, freilich halb verhüllt in Wolkenschleier, und wenn mir auch alle Aussicht in die Ebene von Buitenzorg, aus der ich gekommen, abgeschnitten blieb, die Scene war doch großartig und gewaltig. Ich sah, wie die Feuchtigkeit der Wolken von den dichten Laubkronen und der üppigen Pflanzenwelt am Boden aufgesogen wurde; ich hörte die Waldwasser rauschen, die herabeilten, um im Thale die Sawa-(Reis-) Felder zu nähren — ein Ring in dem großen Kreislaufe des Werdens und der Metamorphose in der Natur.

Es war Abend geworden, ehe ich auf der Höhe des Magamedon anlangte. Hier, 5000 Fuß über der Meeresfläche auf dem Kamme eines Gebirgszuges, dessen nächste Spitze, der Pangarango, sich bis zu 10,000 Fuß erhebt, war nichts mehr von tropischer Wärme zu spüren, der Wind heulte und trieb den Regen in Strömen vor sich her. Meinem Diener klapperten vor Frost die Zähne und auch die abgehärteteren Leute machten unbehagliche Gesichter. Es verging einige Zeit, bis ein Noth-Hemmschuh hergerichtet war, da sich dies Stück im Wagen nicht vorfinden wollte, und dann fuhr ich rasch den steilen Weg nach der Hochebene hinab. Mein nächstes Ziel war Sindanglaya, ein Gesundheitsetablissement, von einem deutschen Arzte Dr. Plöm unterhalten, an den ich Briefe von Batavia aus mit bekommen und wo ich die Ankunft meines Freundes E. abwarten wollte.

Sindanglaya ist eine kleine Kolonie im Entstehen und Alles trug noch sehr die Spuren des Provisorischen an sich. Bei einer Lage von 3000 Fuß über dem Meere ist das Klima fast rauh, und ich traf bei meiner Ankunft den Besitzer vor dem Kamine beschäftigt, die glimmenden Holzscheite zu neuer Glut anzufachen. Bei klarem Wetter hat Sindanglaya eine schöne Lage, man überschaut dann ein ausgedehntes, hügeliges Plateau, umgeben von großartigen Gebirgsketten, während der Gedeh, ein noch rauchender Vulkan, so nahe liegt, daß man in seinen Krater hineinblicken kann.

Von diesen Vorzügen Sindanglaya's war aber zunächst wenig zu bemerken, denn ich war in Regen und Dunkel angelangt und auch in den folgenden Tagen meines Aufenthalts waren die lichten Momente selten. Tief herabhängende Wolken lagerten meist auf den höher gelegenen Punkten oder hüllten uns selbst in Nebel und seinen Regen ein. Nach einem warmen Imbiß setzte ich mich gleichfalls an den Kamin, denn es war draußen empfindlich kalt. Sindang-

laya ist ursprünglich als Gesundheitsstation für kranke Soldaten eingerichtet worden, und während der warmen Jahreszeit finden sich von Batavia aus zeitweilig Besucher hier ein, um in der frischen, kältern Gebirgsluft Erholung und Stärkung für den Aufenthalt in den warmen Küstenstädten zu suchen. — Der Gouverneur hat in derselben Gegend ein kleines Landhaus mit einem hübschen Garten, in dem namentlich solche Bäume und Pflanzen gepflegt werden, denen die Wärme von Buitenzorg unzuträglich ist, u. A. viele europäische Obstbäume und Blumen. Die meisten unsrer Gemüse gedeihen in Tjipannas (d. h. warmes Wasser, nach einer heißen Quelle so benannt) vortrefflich und etwas weiter an den Bergen hinauf wachsen selbst herrliche Erdbeeren.

Der Aufenthalt in einem so kühlen Klima übt eine erfrischende und belebende Wirkung auf Körper und Geist. Nachts schläft man unter ein paar Decken mit Erquickung und das kalte Bad bei 12° R. am Morgen stählt die Nerven in wunderbarer Weise. Meine Ausflüge mußte ich auf kleinere Ritte in die nächste Umgebung beschränken; Dr. Plöm begleitete mich in einen nahen Kampong (Dorf), wo gerade Markt gehalten wurde; wir besahen das Innere der Wohnhäuser 2c. An eine Besteigung des nahen Pangarango war nicht zu denken; außer dem Vortheil, auf der 10,000 Fuß hohen Bergspitze eine Nacht elend und frierend zuzubringen, hätte ich mir auch keinen Gewinn davon versprechen dürfen, denn von einer Aussicht konnte bei dem anhaltenden Regenwetter nicht die Rede sein.

Ich war darum froh, als der Tag anbrach, an dem ich meinen Freund erwarten durfte; freilich fürchtete ich beinahe, er werde nicht eintreffen können, da er eine große Strecke zu Pferde reisen mußte. Gegen Abend wurde es heller, und wir machten uns auf, um dem Erwarteten entgegen zu reiten, der uns denn auch bald zu Gesichte kam und von all' dem Regen, der uns am Tage in's Haus gebannt, nichts mitbekommen hatte. Dies gab frischen Muth, es war zu hoffen, daß wir weiter im Innern auf schöne Tage rechnen durften.

Schon der nächste Morgen bestätigte diese Erwartung; es blieb klar genug, um einen Ritt nach einer nahen Berghöhe zu unternehmen, wo wir eine reizende Aussicht genossen. Freilich hatten wir unsre Pferde fast den halben Weg spazieren führen müssen, so glatt und steil war der Waldweg, aber wir kehrten doch befriedigt von dem kleinen Ausfluge zurück. Montag den 17. März früh mit Tagesanbruch saßen wir im Reisewagen und fuhren über Tjandjor nach Bandong, der wichtigsten und schönsten Stadt der Preanger Regentschappen.

Die Einrichtung der Posten auf Java ist für Reisende ganz vortrefflich. Alles geht wie von unsichtbaren Fäden geleitet; das Telegraphennetz ist über ganz Java ausgebreitet und der elektrische Draht war unser Begleiter während der ganzen Fahrt. Doch wird derselbe nicht zu dem gewöhnlichen Postdienst in Anspruch genommen. Hatten wir aber beispielsweise in Sindanglaya die Pferde der nächsten Station für den folgenden Morgen bestellt, dann wurde von da aus vorher ein reitender Bote zeitig vorausgesendet, der überall das Relais auf den Stationen beorderte, an den schwierigen Anhöhen 2—4 Joch Karbauen bestellte und dafür sorgte, daß an steilen Stellen die erforderliche Anzahl Menschen bereit war, um den Wagen an einem Seile, ihn von hinten festhaltend, langsam den gefährlichen Abhang hinunterzulassen.

Die Pferde laufen in der Ebene auf guter Straße ungewöhnlich schnell, sie sind aber eigentlich nicht eingefahren und werden von den inländischen Kutschern auch selten vernünftig regiert, deren einzige Maxime die Peitsche ist, die aber meist ohne Wirkung bleibt, wenn die Pferde selbst einen nur mäßigen Berg hinauf sollen. Wie oft sind wir 10 Schritte vor der Anhöhe stehen geblieben und alle Hiebe brachten die Thiere nicht von der Stelle. Dann wurden die zahlreichen Inländer, welche auf der Straße gehen, veranlaßt, in die Räder zu greifen und den schweren Wagen so lange voranzuschieben, bis es den Pferden beliebte, wieder anzuziehen und in sausendem Galopp weiter zu jagen.

An jeder einigermaßen steilen oder anhaltenden Bodenerhebung erhält man darum Vorspann von Karbauen. Diese plump aussehenden Thiere sind geradezu unentbehrlich, denn man würde ohne sie, auch mit 12 Gespann Pferden, keine Reise in die Gebirge unternehmen können. So lange wir bei Tage fuhren, standen stets Relais, Vorspann ꝛc. aller Orten bei unsrer Ankunft bereit, und so legten wir die Strecke von Sindanglaya bis Bandong (52 Paal oder 17 Stunden) in circa acht Stunden zurück. Unsre Fahrt war vom herrlichsten Wetter begünstigt, das uns auch in der Weise auf unsern fernern Ausflügen treu blieb, daß erst dann die Gewitterwolken ihre Ströme herniedersandten, wenn wir von der Besteigung eines Vulkans oder einer andern Exkursion just nach Hause zurückgekehrt waren. Wir konnten es in diesem wichtigsten Punkte auf einer solchen Reise nicht glücklicher treffen und wünschen. Der Morgen war immer klar und frisch, und erst gegen Mittag zogen sich die Wolken zusammen, uns doppelt erwünscht, wenn wir zu Pferde saßen und von der Hitze zu leiden hatten. Wir brachen stets mit Sonnenaufgang auf, waren gegen 3—4 Uhr wieder im Hauptquartier zurück, und während wir ausruhten, uns badeten und umkleideten, mochte es wol ein paar Stunden regnen, bis der Tag sich neigte und wir uns der klaren, frischen Abende erfreuen durften. Und wie erquickend und wohlthuend war die Luft in diesem herrlichen Landstriche, den man mit Recht den Garten Java's nennt!

So weit der Blick reichte, überschauten wir eine fruchtbare, reich angebaute Ebene. Die Dörfer, dicht in Obstwäldchen versteckt, sind nicht sichtbar, und nur die zahlreichen Kampongs am Wege und die vielen Menschen, welche die Straße ziehen, um die Erzeugnisse des Bodens nach den nächsten größern Plätzen zu tragen, sind Zeugen von der dichten Bevölkerung des Landes.

Aus der Ebene heben sich hier und da kleinere isolirte Bergkegel, dicht bewaldet oder bis obenhin bebaut, während rings um den Horizont die hohen vulkanischen Gebirge ihre wunderbaren Formen am Himmel abzeichnen.

Nirgends haben indeß diese Höhen schroffe, bizarre Linien, es charakterisirt das landschaftliche Bild in diesen Theilen Java's und, wie ich hörte, in gleicher Weise auch in den übrigen Strichen der Insel, daß die Formen der Gebirgsketten viel Aehnlichkeit mit einander haben, und namentlich die sanft und in regelmäßigen Linien aufstrebenden Kegel der vulkanischen Erhebungen häufig wiederkehren. Die Häupter der majestätischen Berge ragen hoch über die Wolken empor, sind aber bis zur Spitze mit dichtem Walde gekrönt, denn die Vegetation nimmt hier bis zu einem gewissen Grade mit der Höhe zu, statt, wie in kalten Regionen, zu verkümmern. Sanft abfallend laufen die Höhen in die Ebene

hinab, ohne daß ein Felskegel oder eine tiefe Thalschlucht den Blick auf sich zöge. Die üppige Vegetation hat dergleichen Schroffheiten überwuchert, und wenigstens aus der Ferne scheint Nichts die ebenmäßig aufsteigenden Konturen der Bergriesen zu unterbrechen. So fehlt dem Bilde viel von Dem, was uns bei der Erinnerung an eine wildromantische Gebirgslandschaft vor die Seele tritt; wir finden keine senkrechten Felswände, nicht die malerische Scenerie zerrissener Thalschluchten. Aber es fehlt dem Bilde auch das Leben, welches das Dasein und die Geschichte der Menschen der Natur einhaucht. Man könnte das Land für unbewohnt halten, wüßten wir nicht, daß dort im Thale Alles bebaut ist, aber nirgends erblicken wir bei einer Fernsicht Spuren menschlicher Thätigkeit, keine Häuser, keine Thürme, keine Dörfer und Städte, denn die niedern Wohnungen der Inländer sind tief unter den Baumwipfeln verborgen und werden erst in unmittelbarer Nähe sichtbar.

Ja, wir vermissen selbst das Auge der Landschaft, die Flüsse und Seen, denn auch diese bleiben bei größeren Fernsichten dem menschlichen Blicke unsichtbar; die Gebirgsbäche sind in der Regel klein und werden beim Eintritt in die Ebene zur Bewässerung über die Reisfelder geleitet.

So zieht kein mächtiger Strom sein Silberband durch die grüne Landschaft, auch der schöne Wechsel der Farben zwischen dem Dunkel der Tannen und dem dichten Grün unsrer Buchenwälder ist hier nicht durch Aehnliches vertreten. Alles ist stumm und feierlich, selbst die Thierwelt scheint von einem Zauber gebannt; nur selten trifft ein thierischer Laut unser Ohr, und doppelt aufmerksam lauschten wir, wenn ein einsamer Vogel im Walde seine Weisen ertönen ließ. Ein eigenthümlicher Zug in diesem landschaftlichen Bilde erhöht noch seinen großartigen Charakter. Während der Regenzeit ist die Luft klarer und durchsichtiger als sonst und an freien Punkten umspannt der Blick einen ungeheuren Raum. Die feuchten Dünste der Luft haben sich während des Morgens zu dichten Wolken geballt und wenn die Sonne höher gestiegen ist und um Mittag ihre glühenden Strahlen auf der Erde brüten, dann lagern in der Ebene und am Saume der Gebirgsrücken regungslos die weißen Wolken, wie schlafend in der heißen Mittagsglut, und vollenden den Eindruck der tropischen Landschaft. Auch die Menschen erscheinen fast stumm, denn weiter im Innern ist die Scheu vor den Europäern unbeschreiblich; jeder Reiter stieg vom Pferde, wenn unser Wagen nahte; der Arbeiter setzt seine Last nieder und alle Eingeborene, welche uns begegneten, kauerten in demüthiger Stellung am Boden, bis die weißen Menschen, tuwantuwan (Herren), vorübergefahren waren.* Unter sich werden die Inländer so stumm nicht sein, aber fröhlicher Gesang oder Lärm einer muntern Kinderschaar ist nie in unser Ohr gedrungen.

Kein Wunder, daß die Natur unter diesen Umständen in gewissem Sinne das Gepräge todter Ruhe trägt, und doch liegt auch darin, zumal für den flüchtigen Wanderer, ein eigenthümlicher Reiz; — vor der Großartigkeit des Ganzen in seinem majestätischen Schweigen beugt sich der unstete Menschengeist in staunender Bewunderung.

Was ich hier über die Landschaft bei Bandong gesagt, gilt auch von der Ebene von Garud, welche wir später noch besuchten, — ich wollte hier nur in



Spiess, Japan-Expedition. Waldpartie auf Java. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

[illegible]

allgemeinen Zügen den Eindruck wiedergeben, den im Großen und Ganzen der landschaftliche Charakter des Innern Java's auf mich gemacht hatte.

Bandong, der Hauptplatz der Preanger, hat eine herrliche Lage und trägt das Gepräge des Wohlstandes; man sieht überall hübsche Häuser und Gärten, die Straßen sind breit und gut unterhalten, Alles ist in gutem Zustande; kurz, man ist überrascht, tief im Lande eine so große und freundliche Stadt zu finden. Auch hier lassen es sich die holländischen Beamten nicht an Komfort fehlen, und die Zahl derselben ist groß genug, ein geselliges Leben zu ermöglichen. Wir hatten in einem guten Gasthofe unser Absteigequartier genommen und machten noch am Abende nach unsrer Ankunft dem Assistent-Residenten, dem Vertreter des holländischen Gouvernements, unsern Besuch. In jedem größern Distrikte lebt ein inländischer Regent, der, vom holländischen Gouvernement eingesetzt, mit einem gewissen Rang und Einkommen bekleidet ist. Die Inländer hegen vor ihren eigenen Prinzen und Adligen den demüthigsten Respekt, doch ist die Thätigkeit dieser hohen Herren meist gering, obschon es auch rühmenswerthe Ausnahmen giebt. Der holländische Resident oder Assistent-Resident ist dem inländischen Haupte beigegeben und hat die eigentlichen Zügel der Regierung in seiner Hand. Ein solcher Beamte ist mit einer großen Macht bekleidet und vereinigt Verwaltung, Justiz, Post, Wegebau und die Aufsicht über die Kulturen von Kaffee &c., welche für Rechnung des Gouvernements betrieben werden, sämmtlich in seiner Person; dabei ist eine einzelne Regentschaft oft von 200,000 bis 300,000 Seelen bewohnt.

Herr Jellinghaus, Assistent-Resident in Bandong, von deutschen Aeltern geboren, nahm uns auf's Liebenswürdigste auf und entwarf einen Plan für die folgenden Tage, um in der gegebenen Zeit so viel wie möglich von den einzelnen schönen Punkten der Umgegend zu besuchen. Auch für diese Touren wurden mir freie Pferde vom Regenten bewilligt, und Herr Jellinghaus schickte noch in der Nacht Boten aus, um an dem Punkte, den wir am folgenden Tage zum Ziele hatten, die nöthigen Anordnungen treffen zu lassen.

Ich kann die Gefälligkeit und Güte dieses Herrn nicht genug rühmen, er hatte für Alles auf das Beste und Zuvorkommendste gesorgt. Kamen wir im Wagen da an, von wo die Reise zu Pferde fortgesetzt werden mußte, so fanden wir die Thiere gesattelt bereit stehen und eine ganze Suite von berittenen Eingebornen, welche als Führer und Ehrenbegleiter dienen sollten. Hierauf wartete unsrer entweder auf den Bergen oder bei der Rückkehr vom Ritt eine Erfrischung, kurz wir hätten nirgends eine zuvorkommendere Aufmerksamkeit auf unsre Wünsche erfahren können.

Unser erster Ausflug von Bandong galt einem Krater, der noch an einzelnen Stellen thätig ist und schweflige Gase, heißen Schlamm &c. ausstößt. Der Tanguwangprauw trägt seinen Namen von der Form seines tief ausgehöhlten Kraters, der einem Boote (Prauw) ähnlich sein soll. Um hinauf zu gelangen, mußten wir zunächst nach Lembang zu Wagen reisen. Die Fahrt in den frischen Morgen hinein zwischen Kaffee- und Theepflanzungen oder durch schattige und versteckte Dörfer war wohlthuend. So lange die Sonne noch nicht hoch gestiegen war und man im offenen Wagen saß, athmete man die reine Luft mit wahrem Wohlbehagen ein. Da es täglich etwas regnete, hatten wir vom Staube nie zu leiden. Bäume und Blumen waren erquickt und durchdufteten die Luft mit würzigen Wohlgerüchen. In Lem-

bang, bei der Wohnung des Herrn Dr. Junghuhn, der hier die Kultur der Chinarindenbäume leitet, stiegen wir zu Pferde und waren bald im Schatten der majestätischen Baumkronen des Urwaldes. Nie habe ich eine großartigere, reichere und mannichfaltigere Entwickelung der Pflanzenwelt gesehen, als auf dem Ritte nach dem Tangkuwangprauw. Tausende von Blüten und Schlingpflanzen woben einen undurchdringlichen Teppich zu Füßen der mächtigen Stämme; hier standen große Farrenbäume mit ihren feingefiederten Kronen, dort auf lebenden und gestürzten Bäumen wucherten Orchideen und die mannichfachsten Schmarotzer-Pflanzen bis in die Wipfel hinauf. Nur von der Thierwelt sahen und hörten wir nichts, und doch fehlt es auch in diesen Theilen Java's nicht an Tigern, Rhinozeros, Affen, Wildschweinen, Hirschen, Schlangen ꝛc. Leider haben wir auch von den harmlosen Bewohnern dieser Wälder nichts gesehen. Der Weg war mühsam und nicht kurz; die Pferde, bald mit Schweiß bedeckt, schnaubten vor Anstrengung, doch kann man sich zum Bergsteigen keine bessern Thiere wünschen. Sie klettern auf den steilsten und unsichersten Wegen hinauf, fallen nicht leicht und bewähren schließlich eine bewundernswerthe Ausdauer. Ein starkes europäisches Pferd würde nicht die Hälfte leisten und auf dergleichen schlechten und schmalen Gebirgspfaden kaum zuverlässig sein.

Als wir uns dem Gipfel näherten, kündete ein starker Schwefelgeruch die vulkanischen Ausdünstungen an und bald darauf waren wir am Ziele. Ein kleines Häuschen gewährt Schutz und ist an der Stelle gebaut, wo man den Krater am besten überschaut. Das Hinabsteigen ist nicht gut thunlich und wir hatten von unserm Standpunkte aus auch eine genügende Uebersicht. Die heißen Schlammquellen dringen an einer der Seitenwände fast an der Sohle der Vertiefung hervor, und wir konnten sehen, wie die trübe Masse in Blasen aus kleinen Oeffnungen herausfloß, während heiße Dämpfe davon emporstiegen. Uebrigens waren die Aeußerungen der unterirdischen Thätigkeit hier nur gering im Verhältniß zur Tiefe und dem Umfange des Kraters, dessen innere Wände wieder mit Wald bedeckt erschienen. Wir gönnten den Pferden und uns einige Rast, unsre Begleiter genossen wegen des Ramadans Nichts, ja sie erlaubten sich nicht einmal zu rauchen; wir ließen uns dagegen einen Imbiß und ein paar Gläser des mitgenommenen bayerischen Bieres munden und traten dann, in jeder Hinsicht mit unserm Ausfluge zufrieden, den Heimritt nach Bandong an, wo wir auch ohne Regen am Nachmittage anlangten.

Mittwoch früh waren wir abermals zeitig im Wagen, auf der Straße nach Garud, von wo wir zwei andere noch thätige Vulkane zu besteigen beabsichtigten. Die Fahrt war in jeder Hinsicht schön und bot die reichste Abwechselung von Berg und Thal, von Höhenzügen und fruchtbaren Ebenen; Alles ging nach Wunsch, die Karbauen waren am Platze, wo wir sie brauchten, und die Menschen harrten unsrer, um den Wagen über die schlimmsten Stellen fortbringen zu helfen. In Garud waren wir an den Regenten verwiesen, bei dem Herr Jellinghaus brieflich für einen guten Empfang vorgesorgt hatte.

Abdi Patti — d. i. der Titel dieses inländischen Regenten — war gerade auf einer kleinen ländlichen Besitzung, circa 3/4 Stunden von Garud, abwesend, und der Brief des Herrn Jellinghaus war ihm erst vor wenigen Stunden zugeschickt worden. Inzwischen präsentirte sich der Hausverwalter, ließ Zimmer für uns

bereit machen und am Abende fuhren wir nach dem Landhause Addi Patti's in Gesellschaft noch zweier Herren, die schon seit ein paar Tagen in Garud weilten und uns aufforderten, sie zu begleiten.

Wir trafen den Addi Patti an seinem Fischteiche, beschäftigt, seine Lieblinge zu füttern, besahen dann seinen Obstgarten und einen kleinen Kiosk, wo ein paar Nächte zuvor ein Tiger Spuren seines Besuches zurückgelassen hatte. Die Besitzung war allerliebst an einem kleinen See belegen und die ganzen Anlagen verriethen Geschmack. Dann speiste die Gesellschaft zu Nacht, eine Spieluhr gab ihre Klänge zum Besten und nach einer Partie Whist kehrten wir nach Garud zurück. Addi Patti war ein gutmüthiger, kindlicher Mann, aber im höchsten Grade unbedeutend.

Donnerstag früh mußten wir abermals eine Strecke zu Wagen fahren, um dann zu Pferde den Telagabodas zu besteigen. Auch dieser Ritt war in hohem Grade lohnend, und die Aussicht, welche wir unterwegs genossen, imposant. Die ganze Gegend ist durchaus vulkanisch; überall erblickt man Berge, deren Ausbrüche in längern oder kürzern Zwischenräumen Verderben über die Bewohner dieser sonst so gesegneten Striche verbreiten. Garud selbst liegt am Fuße eines mächtigen Kegels, des Guntur, dessen schrecklicher Mund vor noch nicht langer Zeit seine furchtbare Sprache geredet hat.

Der Telagabodas, den wir nach zweistündigem Ritt erreichten, ist der weite Krater eines noch nicht erloschenen Vulkans, ausgefüllt durch einen weißen See schwefelhaltigen Wassers. Der See hat vielleicht ½ Stunde im Umkreise, ist von hohen, dichtbewaldeten, schroffen Bergabhängen umschlossen, deren dunkle Wände gegen die eigenthümliche milchweiße Farbe des Schwefelsee's um so schärfer sich abheben. Das Ganze ist von wunderbarem Eindruck, ganz verschieden von Dem, was wir bis jetzt gesehen. Am Ufer fanden wir ein hübsches Zelt, Schuppen für die Pferde und — was uns am meisten in Staunen versetzte — ein höchst bequemes, aus drei Kanoes zusammengesetztes, bedecktes Fahrzeug, um den weißen See zu befahren und an das jenseitige Ufer zu gelangen, wo noch heiße Quellen und brennende Schwefeldämpfe dem Boden entsteigen. Auch hier sind die unterirdischen Geister jetzt augenscheinlich ungefährlich, sie zeigen nur spielend den Menschen, die der wunderbaren Werkstätte nahen, daß der Boden unter ihren Füßen brenne und jede Stunde die Erde unter furchtbaren Wehen neue Schrecken gebären kann. Mir, der ich nie zuvor thätige vulkanische Erscheinungen gesehen, war es höchst interessant, die Gase unter der Erdrinde gewissermaßen als leise Pulsschläge des brennenden Erdinnern pochen zu hören.

Wir freuten uns lange an der schönen Naturscene, besuchten auf dem Rückwege noch eine andere Stelle, wo giftige Gase unsichtbar dem Boden entsteigen, und zwar vor Sonnenaufgang in solcher Stärke, daß man nicht selten getödtete Thiere dort findet, die dem verderblichen Dunstkreis, in den sie gerathen, nicht schnell genug entfliehen konnten. Kaum waren wir glücklich in unsern Wagen gelangt, als es in Strömen vom Himmel goß, nachdem wir den ganzen Tag vom besten Wetter begünstigt geblieben waren. Wir übernachteten nochmals in Garud, und der anbrechende Tag sah uns wieder auf dem Wege. Unser heutiges Ziel war eine Besteigung des Papandayan; zu diesem Ende mußten wir eine Poststation auf der Straße nach Bandong zurück und von da noch eine Strecke von

15 Paal seitwärts bis nach dem Flecken Tjisirupan fahren, wo wir wieder Pferde vorfinden sollten. Um 9 Uhr trafen wir in letztgenanntem Orte ein; das Haupt des Kampongs und 6—8 Begleiter harrten unsrer schon und fort ging es den Bergen zu. Der Papandayan — Schmiede will sein Name bedeuten — ist einer der am meisten thätigen Vulkane Java's und auf weite Entfernung vermag das Auge die Dünste zu erkennen, welche seinem Feuerherde entsteigen. In den beiden Kratern, welche wir bis jetzt besucht, hatten wir die unterirdischen Kräfte nicht todt, aber doch fast schlummernd mit schwachen Lebensäußerungen gefunden; jetzt sollten wir eine große Stätte der Verwüstung betreten, wo die unheimlichen Geister sich unter Tosen und Brausen befreien und der lebenden Schöpfung umher Tod und Untergang drohen.



Häuser in einem Kampong auf Java.

Der Weg hinauf war unbeschreiblich mühevoll; es war zu verwundern, daß die armen Pferde nicht unter uns zusammenbrachen. Fast eine Stunde lang ritten wir in brennender Sonnenglut und dann führte der Weg über die Trümmer der letzten, offenbar fürchterlichen Eruption des Papandayan. Die Thiere konnten auf dem Geröll von zerbröckelten Steinen und Asche kaum Fuß fassen, bald mußten wir durch kleine Bäche, bald über große Felsstücke und doch kamen wir mit heiler Haut davon. Stürzten die Thiere auch nicht selten, sie rafften sich doch wieder auf und wir sahen uns auch hier endlich am Ziele. Wir fanden uns für die Mühen des Rittes durch die furchtbar schöne Scene, welche sich hier unsern Blicken darbot, reichlich belohnt. Zum Glück wehte ein frischer Wind, der die dichten Schwefelgase vor sich hertrieb, so daß wir von dieser Seite in den eigentlichen Feuerherd hinabsteigen konnten. Ein paar Führer untersuchten die Festigkeit des Bodens mit Stangen, denn wir standen

hier im vollen Sinne des Wortes auf einem vom Feuer unterhöhlten, bröckligen Krater, aus leichter Asche und Bimsstein gebildet, der aus 86 verschiedenen Oeffnungen die brennenden Gase aushauchte. Leicht kann sich eine neue Ventilation bilden, wo man gerade steht, und man würde einem elenden Verbrennungstode nicht entgehen.

Zu vielen der Essen, welche mit starkem Getöse ihre glühenden Dämpfe ausstoßen, konnten wir nicht gelangen; andern näherten wir uns so weit als thunlich und sahen die Gase der Erde mit so furchtbarer Gewalt entströmen, als ließe man aus einer großen Maschine den Dampf durch das Ventil entweichen.

Und mitten in diese glühende Erde ergoß sich ein frischer Waldbach, von den nächsten Anhöhen kommend; überall kochte und brodelte es, der Boden brannte unter unsern Füßen; — es war ein imposantes, schreckliches Schauspiel, dessen Eindruck mir unvergeßlich bleiben wird. Und doch war dies nur die rauchende Trümmerstätte eines Brandes, der vor 125 Jahren ganze Berge in einander gestürzt hatte, — wie muß erst der Anblick einer solchen Katastrophe selber sein!

Der Wind hatte sich, während wir staunend dem Zischen der unterirdischen „Schmiede" horchten, plötzlich gewendet und trieb uns die giftigen Gase in's Gesicht und uns natürlich in die eiligste Flucht. Hier oben war es nicht danach angethan, lange zu weilen, und da uns an diesem Tage noch eine lange Fahrt bis Bandong bevorstand, traten wir nach kurzer Rast den fast noch gefährlichern und mühevollen Rückweg an.

In Tjisirupan besteht zwar kein Hôtel, es wohnen überhaupt keine Europäer dort, das Gouvernement besitzt hier aber ein hübsches Haus, das für Beamte dient, die auf einer Inspektionsreise etwa hierher kommen. Als wir müde, heiß, hungrig und erschöpft zurückgekehrt waren, fanden wir, Dank der Fürsorge des Herrn Jellinghaus, einen gedeckten und gut besetzten Tisch vor. In dem anstoßenden Zimmer konnten wir uns waschen und umkleiden und ließen uns dann gut schmecken, was die Tafel bot. Es war 3 Uhr, als wir wieder aufbrechen konnten und noch einen Weg von 55 Paal zurücklegen sollten. Natürlich waren wir bei Einbruch der Nacht kaum halbwegs, denn das Terrain war schwierig; es mußten Fackeln angezündet werden, und auch die Fahrt in der sternhellen, kühlen Nacht hatte ihren Reiz. Endlich gegen 11 Uhr waren wir wieder vor unserm Hôtel in Bandong angelangt, und ruhten bald in tiefem Schlafe von den Mühen und Eindrücken des Tages aus.

Auch der folgende Tag, der letzte, der uns zu Gebote stand, war zu einem Ausfluge, wenn auch nicht so ermüdender Art, bestimmt. Um 6 Uhr galt es, sich dem Schlafe zu entwinden, und als wir erst gekleidet waren und in der Morgenkühle wieder nach einer andern Richtung durch die prächtige Landschaft dahinfuhren, da war alle Müdigkeit des vorigen Tages vergessen.

Nach einer ³/₄ stündigen Fahrt ging es abermals zu Pferde. Der Weg führte durch eine große Anpflanzung von Kaffeebäumen, die mit ihren saftgrünen Zweigen und den rothen, glänzenden Kirschen eine dichte Wand zu beiden Seiten bildeten. Starke Regengüsse am vorhergehenden Tage hatten den Boden aufgewühlt und so schlüpfrig gemacht, daß wir nur unter fortwährendem Stürzen der Pferde mühsam bergauf zu kommen vermochten. Wir blieben indeß im Schatten und freuten uns des frischen Morgens und der reichen Natur um uns her.

Nach dem gestrigen Ritt auf den Papandayan bot unser Ausflug nach dem großen Wasserfall die angenehmste Abwechselung. Heute sahen wir überall nur reiches, hervorquellendes Leben, und als wir am Ziele angelangt waren, hatten wir das reizendste landschaftliche Bild vor uns, das die Phantasie sich nur ausmalen kann.

Auch hier war eine Hütte an dem schönsten Punkte errichtet. Dicht vor uns der Wasserfall, als solcher nicht großartig, denn er wird nur von einem mäßigen Waldbache gebildet, dies Wasser stürzt aber in einen vielleicht 150 Fuß tiefen senkrechten Kessel hinab, dessen Wände mit frischem Grün bekleidet sind. Schweift das Auge weiter, so bilden die nahen Wälder einen anmuthigen Kranz um die pittoreske Scene des Wasserfalls, während die fernen Gebirgsketten ihr einen ernsten Hintergrund verleihen.

Lange ruhte unser Blick auf diesem Panorama, das so viel Anmuth und Großartigkeit in sich vereinigte. Indeß, es mußte auch von diesem anziehenden Fleckchen Erde geschieden sein und gegen Mittag waren wir wieder in Bandong zurück.

Dank der Vorsorge und Liebenswürdigkeit des Assistent-Residenten war es uns möglich gewesen, in wenigen Tagen die schönsten Punkte der Preanger Regentschaften zu besuchen; es war Alles in jeder Beziehung über Erwarten günstig abgelaufen, und ich darf diese Reise, um die ich in Batavia schon von Vielen beneidet wurde, denen die Verhältnisse eine so ausgedehnte Tour nicht gestatten, wol als die genußreichste Episode meines Aufenthalts im östlichen Asien betrachten.

Den Abend des letzten Tages in Bandong brachten wir im Hause des Herrn Jellinghaus zu, und die Stunden vergingen rasch im anregenden Gespräche über die Einrichtungen des Landes, über die Sitten und Anschauungen der Einwohner und über die Zustände Europa's, zu denen die eben eingetroffene Mail den Stoff bot. Als wir uns verabschiedeten, machte mir Herr Jellinghaus noch zwei Manuskripte in javanischer und in der Kawisprache für die königl. Bibliothek zum Geschenk, und ich dankte, so gut man das in Worten kann, unserm gütigen Wirthe für seine vielfache Zuvorkommenheit.

Sonnabend früh traten wir dann die Heimreise nach Batavia an. Wir waren auch jetzt vom schönsten Wetter begünstigt, so daß ich bei dem Uebergang über den Magamedon die weiteste Fernsicht in die Ebene von Buitenzorg genoß. Auf der Höhe des Gebirgskammes lenkten wir unsere Schritte noch zu einem Bergsee, der etwas vom Wege seitwärts mitten im dichten Walde versteckt liegt und offenbar einen Krater ausfüllt. Das stille Wasserbecken ist von allen Seiten hoch eingeschlossen, mächtige dunkle Bäume ringsum geben der Scene ein ernstes, feierliches Gepräge.

In Buitenzorg verweilten wir einige Stunden, weil ich mich bei Sr. Excellenz dem General-Gouverneur und seiner Familie noch verabschieden und meinen Dank für die mir bereitete zuvorkommende Aufnahme aussprechen wollte.

Montag den 24. März Abends fuhren wir aus Buitenzorg ab und langten in später Nacht wieder in Batavia an, geistig und körperlich erfrischt und belebt von der Reise in die schönsten Theile der gesegneten Insel Java.

Es bleibt mir nur noch übrig, über die handelspolitische Stellung der holländischen Kolonien in Ostindien und speziell über die Bedeutung Java's Einiges zu sagen. Es kann dies indeß nur in wenigen Andeutungen geschehen, da gerade die Verhältnisse der holländischen Kolonien so mannichfache interessante Gesichtspunkte darbieten, daß eine eingehende Beleuchtung derselben in den uns durch den Raum bemessenen Schranken an diesem Orte unmöglich wird.

Die Verwaltung der holländischen Kolonien in Ostindien bietet ein um so größeres Interesse dar, als jene Besitzungen im Sunda-Archipel in denselben Händen geblieben sind*), welche nach der Entdeckung der Fahrt um's Kap der guten Hoffnung zuerst von diesen reichen Inseln Besitz ergriffen haben, während die meisten überseeischen Erwerbungen in anderen Meeren der damaligen seefahrenden Nationen, hauptsächlich der Spanier und Portugiesen und auch der Niederländer selbst, seitdem in andere Hände übergegangen oder unabhängig geworden sind.

Das System der holländischen Kolonialverwaltung hat die verschiedenartigste Beurtheilung erfahren, je nachdem man mehr das Gedeihen und die geistige Entwickelung der eingeborenen Bevölkerung oder die Resultate der Bodenkultur und der Ausbeute im Interesse des Mutterlandes ins Auge faßte. Englische Staatsmänner, namentlich in dem so schwierig zu verwaltenden Vorder-Indien, blicken mit unverhohlenem Neide auf Java, als die Perle der niederländisch-ostindischen Besitzungen, ein Land, das sich einer vollkommenen Ruhe erfreut, wie ein lachender Garten angebaut ist und überall die Früchte einer klugen und tüchtigen Verwaltung zeigt. Man fühlt bei dem Aufenthalte auf Java bald, daß die Besitzer den Eingeborenen richtig behandeln, sich in das richtige Verhältniß zu ihm zu stellen und seine Sitten, religiösen Vorurtheile und Gebräuche zu schonen wissen. Es liegt hierin freilich ein berechtigter Grund zu den Klagen der Missionäre, denen ganz Java so gut wie verschlossen ist, weil das holländische Gouvernement sich von Bekehrungsversuchen bei den Eingeborenen keines heilsamen Einflusses versieht, sondern eher Störungen des jetzt herrschenden Friedens befürchtet. Durch die jahrhundertlange Berührung und theilweise Verschmelzung mit den Malayen und Javanen haben sich die Holländer in das Wesen dieser Völkerschaften mit all' seinen guten und schlimmen Eigenschaften hineingelebt und in dieser Kenntniß des Volkscharakters sowie in der Stellung, welche sie den einheimischen Fürsten einräumen, liegt das Geheimniß der holländischen Herrschaft auf Java und die Möglichkeit, mit so geringer materieller Machtentfaltung, lediglich durch geistiges Uebergewicht, eine so ausgedehnte Besitzung dauernd zu behaupten. Nicht selten werden einsichtige englische Beamte nach Java gesendet, um aus eigener Anschauung die dortigen Zustände kennen zu lernen und von dem System der Holländer das Geeignete nach den englischen Kolonien Vorder-Indiens zu übertragen. — Es liegt ohne Zweifel bei der Herrschaft über halbcivilisirte Völker ein ganz bedeutungsvolles Moment in der Art und Weise, wie sich der Europäer persönlich zu den Eingeborenen stellt.

*) Die wenigen Jahre englischer Herrschaft auf Java, zur Zeit der Napoleonischen Kriege, sind füglich nicht in Anschlag zu bringen, um so weniger, als die Engländer sich bemühten, das bisherige holländische Verwaltungssystem unverändert beizubehalten.

Die Erfahrung scheint darzuthun, daß die Holländer in diesem Punkte das Rechte getroffen haben. Während der Engländer draußen bestrebt ist, sein Alt-England in möglichster Reinheit zur Darstellung zu bringen, und sich trotz aller wohlwollenden Phrasen kalt und vornehm von den anders gestalteten Mitmenschen abwendet, welche unter seiner Herrschaft leben, weiß der Holländer zwar auch eine gewisse Schranke zu halten zwischen sich und den braunen Menschen, aber diese Kluft ist nicht so fühlbar und verletzend; ja, der Holländer verschmäht es selbst nicht, sein Blut mit dem der Eingebornen zu vermischen und die Kinder solcher Ehen meist als voll und ebenbürtig anzuerkennen. Es leben auf Java vornehme und angesehene Mischlingsfamilien, in Vorder-Indien dagegen wird es wenig Kinder geben, die englisches und Hindublut in ihren Adern haben und von ihrem Vater anerkannt sind.

Die Portugiesen, welche in das entgegengesetzte Extrem verfielen, sind nun ausgeprägt degenerirt, weil sie es nicht verstanden, den Adel höherer Gesittung rein zu halten, aber so lange die Engländer es nicht über sich gewinnen, weniger vornehm und ablehnend, weniger stolz und kalt sich zu den Eingeborenen zu stellen, so lange sie nicht lernen, sich in den Charakter des Volkes, das sie beherrschen wollen, mit Herz und Verstand hineinzuleben, so lange wird ihre Herrschaft in den ostindischen Kolonien keine feste Wurzel fassen, wie man sich auch bestreben mag, jene ungeheuren, von dem buntesten Völkergemisch bewohnten Länderstrecken durch Verbesserung in den Verkehrswegen zu heben und an sich zu fesseln. Auch hier wäre es die Aufgabe der Mission, vor Allem dahin zu wirken, daß die herrschende Kaste den vorhandenen Elementen des Volkslebens ein größeres Verständniß, eine menschlichere Duldung und ein wärmeres Herz entgegenbrächte.

Freilich ist auch auf Java noch lange nicht Alles so, wie es zu wünschen wäre, denn wenn man auch zugiebt, daß ein Staat keine fernen Kolonien verwaltet, um philanthropische Zwecke zu verfolgen, daß er vielmehr vor Allem an seinen eigenen Vortheil denken darf und soll, so hat doch auf Java dieses System zum Nachtheil der Eingeborenen noch allzusehr die Oberhand und es ist bisher für die Hebung und das Wohl der Letzteren nur dann Etwas geschehen, wenn es mit dem Nutzen der Verwaltung ohnehin Hand in Hand ging.

Aber es ist auch hier ein Anfang zum Bessern gemacht, und wenn die Kolonien unabhängiger vom Mutterlande unter der Leitung tüchtiger, einsichtsvoller Männer verwaltet werden, dann werden auch diese ihr Augenmerk und ihre Sorge mehr und mehr der Hebung des Zustandes der Eingebornen zuwenden können. Die Kolonien werden dann nicht für das Mutterland allein, sondern mehr um der eigenen Wohlfahrt willen verwaltet werden, weil man erkennen wird, daß Beides am Besten Hand in Hand geht. —

Sehen wir uns zunächst das System der holländischen Verwaltung, wie es bis jetzt gehandhabt wird, auf Java ein wenig näher an. Dasselbe läßt sich mit wenigen Worten dahin zusammenfassen: Die Kolonien werden so verwaltet, daß die holländische Regierung den höchstmöglichen pekuniären Vortheil erzielt. Zu diesem Ende wird der Anbau von Kaffee, Zucker, Indigo ꝛc. für Rechnung des Gouvernements betrieben.

Der finanzielle Gewinn für das Mutterland ist der leitende Grundgedanke, dem sich bis jetzt alles Andere hat unterordnen müssen; von der inneren Entwickelung der Kolonie und ihrer Bewohner ist erst in letzter Linie die Rede — wenn dieser Gesichtspunkt überhaupt einmal zur Geltung kommt.

Die Eingeborenen in den betreffenden Distrikten stehen in einem gewissen Frohndienste zur Regierung und müssen, außer ihren Zehnten vom Felde und anderen Leistungen für die einheimischen Fürsten u. s. w., gewisse Tage der Woche in den Gouvernementsplantagen arbeiten. Die Kaffeekultur ist im Allgemeinen Monopol des Gouvernements; wollen die Eingeborenen in ihrer freien Zeit selbst Kaffee bauen, so sind sie verpflichtet, denselben zu einem bestimmten, sehr niedrigen Preise an die Regierung abzulassen. — Nur in ganz vereinzelten Fällen hat das Gouvernement in früheren Zeiten an Private Grund und Boden zur Kaffeekultur abgelassen, wofür sie von jedem Baume eine gewisse Entschädigung empfängt. In der Regel ist aber auf Java das Gouvernement selbst die Unternehmerin, es giebt Kaffee-, Zucker-, Indigo-, Thee-, Cochenille- und Pfeffer-Plantagen für Rechnung des Gouvernements; doch sind diese Kulturen nicht allerwegen ausgesprochenes Regierungsmonopol, und es giebt namentlich große Zuckerplantagen auch in den Händen einzelner Privaten. Es war und ist aber schwierig, und für Nichtholländer geradezu unmöglich, einen sogenannten Kontrakt vom Gouvernement zu erhalten, das diese vortheilhaften Unternehmungen meist als eine Gunst oder Belohnung abtritt.

Der bei weitem größte Theil aller Produkte der Insel wird als Eigenthum und für Rechnung des Gouvernements durch die „Nederl. Handel Maatschappy" nach Holland abgeladen. Letztere ist gewissermaßen die Agentin und Geschäftsführerin des Gouvernements und erhält bestimmte Prozente vom Umsatz.

In Holland werden die Produkte für Rechnung der Regierung öffentlich versteigert und bringen derselben einen immensen Gewinn. Hieraus ist es auch erklärlich, daß die Privatunternehmer, trotzdem sie auf freiwillige Arbeiten angewiesen und auch sonst natürlich bei weitem nicht so günstig gestellt sind wie das Gouvernement in seiner Plantagenwirthschaft, dennoch durchschnittlich sehr gewinnbringende Geschäfte machen.

Nach der jüngsten Angabe beträgt der Reingewinn von den holländisch-ostindischen Kolonien für das Mutterland — wobei als Hauptfinanzquelle hauptsächlich nur von Java die Rede ist — nach Abzug sämmtlicher auf Ostindien fallenden Verwaltungskosten, des ostindischen Heeres und der Flotte, noch 27 Millionen Gulden jährlich, und bei dem Stande der holländischen Staatsfinanzen ist die Existenz des Landes jetzt geradezu von dieser Einnahme abhängig.

Da die Regierung auf Java und Sumatra selbst den Boden bewirthschaftet und Handelsgeschäfte treibt, so ließ sie bis jetzt natürlich im eigenen Interesse in den monopolisirten Produkten, wie Kaffee, keine, in anderen nur ungern Privatunternehmungen zu. Nur aus früheren Zeiten, theilweise von der Periode der englischen Herrschaft herrührend, existiren einzelne große Kaffeeplantagen in den Händen von Privaten, die sich damals angekauft und deren Rechtstitel man später respektiren mußte.

Der große Gewinn des Gouvernements beruht vor Allem auf der gezwungenen Arbeit, während die Erträgnisse nicht der Kolonie selbst zu Gute kommen,

sondern dem fernen Mutterlande zufließen. Durchgängig sind alle Bewohner von Java und Sumatra, soweit hier die holländische Herrschaft reicht, zum Frohndienst für das Gouvernement verpflichtet; nur in einzelnen Distrikten, z. B. bei Batavia und Buitenzorg, besteht die sogenannte freie Arbeit. — Der Name thut bei einem solchen Verhältnisse nichts zur Sache, nur von Sklaverei kann füglich nicht die Rede sein, da die Menschen nirgend als Eigenthum behandelt werden und die früher existirenden wirklichen Sklaven seit längerer Zeit freigegeben sind; ihre Zahl ist übrigens niemals groß gewesen und sie bestanden ausschließlich aus fremden, nichtjavanischen Stämmen. —

In Holland sowol als in Ostindien selbst bricht sich nun seit einiger Zeit die Meinung Bahn, daß die Regierung von der eigenen Bewirthschaftung des Landes und dem Handel mit den Produkten ganz zurücktreten, und dies der Thätigkeit und dem Unternehmungsgeist der Einzelnen überlassen solle, während man die dadurch wegfallende Einnahme durch Verkauf und Verpachtung der bisherigen Gouvernementsplantagen, durch reguläre Steuern von den Privateigenthümern der Plantagen und endlich durch entsprechende Ausfuhrzölle decken könne. — Man behauptet, daß, wenn die Bewirthschaftung der Kolonien der Privatspekulation freigegeben würde, bald auf eine wachsende Produktion auch außerhalb Java's zu zählen sei, und man hierin mehr als den gleichen Ersatz für den Gewinn erhalten werde, den die holländische Regierung bis jetzt aus ihren eigenen Unternehmungen zieht.

Man macht geltend, daß die Thätigkeit und Aufmerksamkeit der Gouvernements-Beamten im Innern zu ausschließlich durch die Sorge für ein möglichst hohes Produkt der Kaffee- oder Zuckerplantagen der Regierung, an der auch sie in der Regel ein pekuniäres Interesse haben, in Anspruch genommen werde, und daß darunter das Wohl und die Entwickelung der Kolonien und ihrer Bevölkerung leiden müsse.

Man rügt andererseits die bevormundende Vielregiererei, welche über unwesentlichen Dingen wichtige Angelegenheiten zu erledigen unterlasse und über der ausschließlichen Finanzpolitik die wahren Interessen der Kolonie ganz aus den Augen verliere. Die liberale Partei in diesem Kampfe der Meinungen verlangt darum überhaupt eine selbständigere Stellung der Kolonie, Aufhebung der gezwungenen Arbeit und der Bewirthschaftung des Bodens durch die Regierung. Letztere solle die bestehenden Plantagen nach und nach öffentlich verkaufen oder verpachten, neuen Grund und Boden zur Bebauung an Private ablassen und ihren Einfluß dahin verwenden, daß die Unternehmungen von Privaten in der ganzen Kolonie Förderung und Unterstützung finden.

Man scheint selbst in konservativen Kreisen in Holland anzuerkennen, daß das bisherige System einer Umgestaltung bedürfe; freilich über das Wie und Wieviel der verlangten Reformen und Freiheiten gehen die Anschauungen weit auseinander, während es nicht an Solchen fehlt, die den völligen Ruin, ja den Verlust der Kolonie vor Augen sehen, wenn man das System freier Arbeit auf Java adoptire.

Die Vertheidiger des jetzigen Systems pflegen zu entgegnen, „daß man westliche Prinzipien nicht auf östliche Zustände anwenden könne", und haben darin ohne Zweifel Recht. — Theoretisch wäre die Frage vielleicht rasch zu entscheiden,

es verlangen aber in Indien manche Zustände ihre besondere Berücksichtigung, ohne daß europäische Verhältnisse dazu Vergleichspunkte böten. — Eine Wahrheit, die in Europa unbestritten ist, kann, in Ostindien zur Anwendung gebracht, leicht das volle Gegentheil von dem gehofften Resultate zur Folge haben. — Wo Leute, welche jahrelang im Dienste des Gouvernements auf Java selbst gelebt haben und das Für und Wider wohl zu erwägen wissen, es nicht wagen, eine Entscheidung auszusprechen, steht mir natürlich noch weniger ein bestimmtes Urtheil zu.

Man fürchtet durch Aufhebung der gezwungenen Arbeit die Zügel der Regierung geradezu aus den Händen zu verlieren; vor Allem aber hält man es für zu gewagt, die jetzige Finanzquelle aufzugeben, auf die unsichere Aussicht hin, auf einem anderen Wege die gleichen Einnahmen wiederzufinden, vielleicht aber auch, zumal in den Jahren des Uebergangs, empfindliche Einbuße zu erleiden. Man hat nicht den Muth, das Sichere auf's Spiel zu setzen, und sagt, daß das Experiment zu leicht mißglücken und Holland sammt den Kolonien dem Ruine zuführen könne. Java ist jetzt wie ein wohlgepflegter Garten und der Eigenthümer fürchtet, daß die Fremden, welche ihm reichere Ernte versprechen, wenn er sie arbeiten lasse, seine Pflanzungen zerstören und ganz vernichten könnten. — Die Bewohner Java's, sagt man, müssen durch Zwang zur Arbeit angehalten werden, sonst bauen sie nicht einmal den Reis zum eigenen Unterhalt; führe man freie Arbeit ein, dann werde der Javane gar nicht oder doch nicht genug arbeiten und die Kulturen müßten bald sinken.

Ueberlasse man das Land an Private, so bleibe diesen, denen der Staat doch kein Zwangsrecht über die Eingebornen einräumen dürfe, auf die Dauer nichts übrig, als chinesische Arbeiter anzuwerben, während man bis jetzt diese Menschen-Race, welche gleich einer Wucherpflanze den Boden überziehe und die Existenz der braunen Menschen bald untergraben würde, mit gutem Vorbedacht auf die Hafenstädte beschränkt und vom Innern fern gehalten habe.

Das Ansehen und die Stärke des holländischen Gouvernements auf Java wurzelt zum großen Theil in der klugen Stellung, welche es den einheimischen Fürsten gegenüber einnimmt. Durch diese wird nach unten hin die eigentliche Verwaltung des Landes gehandhabt, und es ist eine der wesentlichsten, oft auch schwierigsten Aufgaben der hochgestellten holländischen Beamten, die rechte Stellung zu jenen einheimischen Fürsten und Adeligen einzunehmen.

Das Volk ist gegen diese letzteren, weil sie aus seinem Blute entsprossen und seine Religion bekennen, gehorsamer und untergebener, als gegen die Holländer selbst. Man hat die Verhältnisse möglichst unverändert bestehen lassen und übt die Oberherrschaft über das eigentliche Volk nur durch die einheimischen Fürsten und deren Beamte aus.

Diese sind durch hohe Einkünfte und Abgaben von den Bodenerzeugnissen an das holländische Gouvernement gefesselt; die Regierung hält natürlich ein wachsames Auge auf die hohen Herren, die unter einander keine gemeinsamen Interessen haben, da die große Insel auch vor der holländischen Herrschaft von einer Menge kleiner unabhängiger Dynastien besessen wurde, deren Fürsten man in ihren Territorien belassen hat.

Die Einkünfte dieser Fürsten sind jetzt gleichfalls mit auf die Erträgnisse der Gouvernements-Plantagen angewiesen, von denen sie meist einen Gewinn-

antheil beziehen; — wie sollen sich diese Verhältnisse gestalten, wenn die Regierung den Plantagenbau für eigene Rechnung aufgiebt, und Fremde oder doch Private sich im Innern Java's überall ankaufen oder die Unternehmungen der Regierung pachten?

Der Hinweis auf diese Verhältnisse mag genügen, um darzuthun, daß die wichtigsten Interessen, politische wie soziale Fragen, mit der beabsichtigten wirthschaftlichen Reform unzertrennlich verbunden sind und daß die Lösung dieser Aufgabe große Umsicht und die sorgfältigste Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse fordert.

Wir können hier nicht länger bei dieser Frage verweilen und verweisen Diejenigen, welche sich eingehender darüber zu belehren wünschen, auf die zahlreichen in Holland erschienenen Broschüren, unter denen sich freilich manche durch die naivste Unkenntniß der realen Verhältnisse in Ostindien auszeichnen.

Für Holland ist die Sache von der eingreifendsten Wichtigkeit schon um seiner Finanzen willen; einmal angeregt wird die Gährung der Geister nicht ruhen, bis die Erledigung in einer oder der anderen Weise gefunden ist.

Trügen nicht alle Zeichen, dann wird das alte System, trotz aller gegen die Umgestaltung geltend gemachten Bedenken, nicht mehr unverändert beibehalten, und mit einer allmäligen Ueberführung in die Bahn freiheitlicher Entwickelung lassen sich vielleicht die Uebelstände vermeiden, welche mit einer unvorbereiteten und radikalen Beseitigung der jetzigen Verwaltung wol unausbleiblich verbunden wären. — Es ist in dieser Angelegenheit der Kürze halber überall nur von Java die Rede, weil diese Insel den Mittelpunkt und den Sitz der holländischen Herrschaft im Osten bildet und in ihrer ganzen Organisation als Norm für die Verwaltung und Bodenkultur in der ganzen Kolonie gilt. Eine Reform der Kolonialpolitik auf Java würde sich auf alle übrigen Besitzungen im Osten erstrecken, und die Inseln Sumatra, Borneo und Celebes böten dann auch der deutschen Unternehmungslust und Thätigkeit noch ein weites Feld*).

In gewissem Sinne dürfen wir jene blühenden Kolonien als deutsche betrachten, nicht allein weil das niederländische Volk deutschen Namens und Ursprunges ist, weil seine Sprache nur einen Dialekt unserer Muttersprache bildet und die Niederlande einst einen Theil des großen deutschen Reichs ausmachten, sondern weil seit dem Bestehen der holländischen Herrschaft in Ostindien zahlreiche Kräfte aus allen Theilen Deutschlands sich dorthin gewendet und an der Kultur des Landes, an Handel und Verkehr, oder in den verschiedensten Lebensstellungen an der Verwaltung des Landes theilgenommen haben. — Wie mancher von unseren Landsleuten hat im Laufe der Jahre in Holländisch-Ostindien glänzende Carrière gemacht, wie viele Deutsche sind aber auch als arme Soldaten dem Klima und den Strapazen in jenen heißen Ländern zum Opfer gefallen. Und noch heute ist die Zahl deutscher Offiziere, Aerzte, Gouvernementsbeamten, Apotheker und Kaufleute auf Java und den übrigen Inseln eine außerordentlich große.

*) In jüngster Zeit sind der holländischen Regierung bereits einige nicht unwichtige Zugeständnisse in der Richtung einer freieren Kolonialpolitik von den landständischen Kammern eingeräumt worden.

Es kann mir nicht einfallen, deshalb die holländischen Besitzungen in Ostindien in Wirklichkeit zu deutschen Kolonien zu stempeln; ich will nur darauf hindeuten, daß wir von jeher für diese unter rein germanischer Herrschaft stehenden reichen Länder ein lebhafteres Interesse gefühlt und in gewissem Sinne an der Wirksamkeit und dem Einflusse der Holländer in ihren Kolonien des östlichen Asiens Theil genommen haben.

Unsere älteren Kenntnisse von dem Natur- und Völkerleben in den Tropen stammen größtentheils aus Java, wo die Herrschaft der Europäer im Osten am frühesten befestigt und ein Vordringen in das Innere des Landes für den deutschen Naturforscher am ersten ermöglicht war.

So hat, bei den nahen Beziehungen der Niederlande zu Deutschland, die ununterbrochene Verbindung des Mutterlandes mit seinen fernen Kolonien eine stetige Rückwirkung auch auf uns ausgeübt, und Batavia, als der Sitz der holländisch-ostindischen Herrschaft, liegt seit Jahren unserm Ideenkreise und unseren Interessen um Vieles näher, als die räumlich weniger entfernten Länder Vorderasiens oder des südlichen Amerika's.

Schon jetzt ist das kleine Holland nur mit großen Opfern im Stande, die Herrschaft über die große Inselgruppe im ostindischen Meere mit alleinigen Kräften genügsam aufrecht zu erhalten, und es liegt aus diesem Grunde eine weitere Ausdehnung des wirklich unter Kultur und Verwaltung befindlichen Terrains kaum in seinem Interesse. Auf Java selbst ist die holländische Macht konsolidirt und die Insel bietet noch Raum genug für lohnende Thätigkeit dar; — eine Erweiterung der faktisch beherrschten Territorien auf Borneo, Sumatra, Celebes und den kleineren Inselgruppen kann jetzt gar nicht gewünscht oder angestrebt werden, da dem Mutterlande die Mittel fehlen, seine Flotte und sein Heer in dem Maße zu vermehren, überhaupt solche Kräfte aufzubieten, als dies bei der einmal adoptirten Kolonialpolitik hierzu erforderlich wäre.

Rechtlich nehmen die Niederlande den Besitz und die Oberhoheit über alle die genannten Gebiete in Anspruch, doch stehen sie nur an einzelnen Küstenstrichen unter wirklicher Verwaltung. Bis jetzt hat man sich nicht dazu entschließen können, die Vortheile eines Besitzthumes, das man selbst nicht auszubeuten im Stande ist, mit Anderen zu theilen. Der große Umschwung in den national-ökonomischen Ideen, welcher gegenwärtig in Europa so gewaltige Umgestaltungen in allen Zweigen der Volks- und Staatswirthschaft hervorbringt, macht aber seinen Einfluß auch auf das bisherige System der holländischen Kolonial- und Handelspolitik geltend.

Es scheint nach den obigen Andeutungen gewiß, daß die letztere sich einer allmäligen, aber entschiedenen Neugestaltung nicht länger wird entziehen können, und wenn erst die Ueberzeugung den Sieg gewonnen, daß es im eigenen Interesse Hollands und seiner Kolonien liegt, das System der Bevorzugung, Abschließung und der Regierungs-Monopole in Indien fallen zu lassen, dann werden die großen noch nicht ausgebeuteten Länder und Inseln des holländischen Ostindiens unsere lebhafteste Aufmerksamkeit verdienen.

Schon jetzt leuchtet aus den Maßregeln des Gouvernements die Einsicht hervor, daß man bei dem bisherigen System unmöglich stehen bleiben kann, wenn die Kolonien nicht in Verfall gerathen sollen.

Ein großes Eisenbahnnetz soll sich über ganz Java ausbreiten und die reichen Kulturdistrikte des Innern mit den Hafenplätzen der Küste Batavia, Samarang und Surabaya, Banjuwangi ꝛc., sowie diese untereinander verbinden. Welch' einen Umschwung dies in den ganzen Verhältnissen der Kolonie hervorrufen würde, ist einleuchtend. Die Arbeiten auf der ersten Strecke von Djukdjukartra nach Samarang sind in Angriff genommen. —

Auch der Seeverkehr zwischen Batavia und den zahlreichen Niederlassungen der Holländer im Sunda-Archipel, welcher bis jetzt durch ein paar Privatdampfer nur ungenügend vermittelt wurde, soll eine Umgestaltung erfahren. Die Regierung beabsichtigt, wieder selbst regelmäßige Dampferlinien zwischen Batavia und den Häfen Padang, Macassar, Banjermassing ꝛc. einzurichten und das ganze Postwesen in den Kolonien einer Reorganisation zu unterwerfen.

Die sprüchwörtliche holländische Langsamkeit und Engherzigkeit, welche immer nur zögernd und oft zu spät zum Fortschritt sich entschließt, scheint einer lebensfrischeren Thatkraft gewichen zu sein; — ein Umschwung, der, neben der Strömung der Zeit überhaupt, vor Allem dem Einfluß des freisinnigen Ex-Kolonialministers Loudon und der Einsicht des jetzigen General-Gouverneurs von Niederländisch-Indien, des Barons Sloet van den Beele, zuzuschreiben ist.

Wenn die Holländer auch die deutsche Konkurrenz daheim wie draußen nicht mit günstigem Auge ansehen, im Bewußtsein, daß sie an Regsamkeit oft überflügelt werden, so sind es doch die Deutschen, denen sie am liebsten, wenn es überhaupt nicht länger umgangen werden kann, einen Antheil an der Benutzung ihrer ostindischen Besitzungen einräumen werden.

Tritt in Holländisch-Ostindien, wenn auch nur stufenweise, an die Stelle der jetzigen ausschließlichen Finanzpolitik ein der freien Mitbewerbung günstiges System; will man anderen Nationen erlauben, sich an der Arbeit zu betheiligen, welche für Holland's Kräfte zu ausgedehnt und schwierig ist, dann sind wir vor Allen berufen und berechtigt, die reichen Schätze jener Länder mit auszubeuten und im Bunde mit den Holländern selbst die germanische Herrschaft in jenen Meeren zu befestigen und auszubreiten.





Bombay.

Neunzehntes Kapitel.

Rückreise über Bombay nach Europa.

Rückkehr des Gesandten Grafen Eulenburg nach Europa. — Auflösung der Expedition in Singapore. — Rückblick auf den Verlauf der Expedition. — Schicksal des Schooners „Frauenlob." — Die „Arcona" in Anjer. — Abschied von Batavia. — Haifische auf der Rhede von Batavia. — Fahrt auf der „Königin de Nederlanden" nach Singapore. — An Bord des „Behar" nach Bombay. — Der Hafen von Bombay. — Neger-Verkehr in Bombay. — Einwohnerzahl. — Die Parsis. — Sir Dschamsidtschi Dschidschibhoy. — Elephanta. — Eisenbahnfahrt. — Leben in den Straßen Bombay's. — Rückkehr nach Europa über Aegypten, das Mittelmeer und Italien. — Schlußbetrachtung über die Resultate der Expedition.

Bald nach unserer Rückkehr von dem so lohnenden Ausfluge in die Preanger Regentschappen hatte mir die Post von Singapore die Nachricht gebracht, daß die Expedition in dieser Stadt offiziell ihren Abschluß gefunden und der Gesandte Graf Eulenburg mit seinem Gefolge bereits die Heimreise nach Europa angetreten habe. Der Brief des Legationssekretärs, welcher mich von dem Entschlusse des Gesandten, auf den beabsichtigten Besuch Java's nun ganz zu verzichten, in Kenntniß setzte, gab mir zugleich anheim, den Rückweg nach Europa ebenfalls anzutreten.

Die „Elbe“ hatte uns schon zu Weihnachten des Jahres 1861 in Bangkok verlassen, und mit ihr waren die Kranken und zurückbeorderten Offiziere des Geschwaders in die Heimat vorausgeschickt worden. „Arcona“ und „Thetis“ waren mit der Gesandtschaft an Bord von Bangkok aus im Laufe des März abermals auf der Rhede von Singapore geankert, um sich hier für die lange Fahrt um's Kap der guten Hoffnung auszurüsten und nöthige Reparaturen zu bewerkstelligen. — Der Gesandte legte in Singapore den Oberbefehl über das Geschwader wieder in die Hände des Kommodore Sundewall, und die Schiffe standen fortan nicht mehr im Dienste der Expedition, sondern waren nun wieder ausschließlich dem Dienste als Sr. Majestät Kriegsschiffe gewidmet. Die zu unserer Aufnahme hergerichteten Batteriekammern verschwanden und als der Gesandte und die übrigen Gäste sich von Bord verabschiedet hatten, um mit der Ueberlandpost den kürzeren Weg nach der Heimat einzuschlagen, trat der strenge Dienst wieder in sein volles Recht und die Expedition war für die Erinnerung der Leute an Bord eine Episode geworden, die in dem Dasein Aller eine reiche Abwechslung von ereignißvollen Tagen hervorgerufen hatte und wol von Keinem, der sie begleitete, in welcher Stellung es auch gewesen sein mag, je im Leben vergessen werden wird.

Der Rückblick auf die Zeit, welche seit dem Inslebentreten der Expedition bis zu dem Augenblicke verflossen war, als dem Gesandten beim Verlassen der „Arcona“ in Singapore die mächtigen Geschütze zum letzten Male ihren Salut über die Wasserfläche nachsandten, schließt eine Fülle von Ereignissen in sich, die zwar in den Raum weniger Jahre zusammengedrängt, aber reich genug sind, ein Menschenleben auszufüllen.

Zwischen die Erinnerung an frohe, unvergeßlich schöne Tage trat auch der Schatten mancher bangen und schweren Stunde. Und wie Viele von Denen, die gleich uns im Beginne der Fahrt fröhlich einer lebensvollen und glücklichen Zukunft entgegengingen, hatten in fremder Erde oder in dem unermeßlichen Ozean ihr zu frühes Grab gefunden!

Da traten denn zunächst immer wieder die Bilder der mit dem „Frauenlob“ Verunglückten*) vor unsere Seele und hier am Scheidewege, der auch unser Ausgangspunkt gewesen, ward im Geiste noch einmal eine stille Todtenfeier gehalten für alle Gefährten, denen es nicht vergönnt sein sollte, das Vaterland wiederzuschauen.

Im Ganzen durften wir aber Alle mit Befriedigung auf die nun vollendete Expedition zurückblicken und mit Dank gegen die Vorsehung die Reise nach der Heimat antreten. „Arcona“ verließ Singapore noch während der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Batavia und wenige Tage vor meiner Abfahrt erhielt

*) Alle Nachforschungen und Bemühungen, an den Küsten von Japan und China oder auf den nahen Inselgruppen eine Spur von dem unglücklichen Fahrzeuge zu finden, blieben erfolglos. Wol tauchte in europäischen Zeitungen ab und zu die Nachricht auf, daß Einzelne von der Bemannung des „Frauenlob“ gerettet seien, aber es waren eben Nachrichten, die man gerne glaubt, denen aber keine Thatsachen zu Grunde liegen. Es wurde von den Offizieren allgemein angenommen, daß in dem verhängnißvollen Teifun vom 2. Sept. 1860 (siehe S. 127) durch heftige Sturzwellen das Deck des „Frauenlob“ zertrümmert worden und das Fahrzeug, von dem furchtbaren Elemente überwältigt, sofort in die Tiefe versunken sei.

ich die Nachricht, daß das Schiff, welches ich besonders liebgewonnen hatte, auf der Rhede von Anjer vor Anker gegangen sei. Gerne hätte ich die Reise von Batavia aus dorthin unternommen, um persönlich mich von den Gefährten und Freunden zu verabschieden. Meine Passage war aber schon für den Steamer vom 1. April genommen und so mußte ich mich darauf beschränken, dem Offiziercorps an Bord der „Arcona" zu Anjer meinen Gruß und Lebewohl sowie Glückauf zur Heimfahrt durch den Telegraphen zu übersenden.

Doch auch für mich rückte der Tag der Abreise nun rasch heran; die Zeit seit unserer Rückkehr von dem Ausfluge blieb dem Ordnen und Sichten der gesammelten Materialien und der Arbeit gewidmet, während wir die Abende meist im Kreise deutscher Landsleute heiter verlebten. Die Jahreszeit blieb in Batavia, wie immer in den Küstenstrichen die Regenzeit sich fühlbarer macht, noch anhaltend regnerisch, so daß von Ausflügen in die Umgegend nur selten die Rede sein konnte. Wir lebten um so mehr der Erinnerung an die hinter uns liegenden genußreichen Tage oder die Gedanken wanderten der Zeit voraus, denn in wenigen Monaten sollte ich nun den heimatlichen Boden wieder begrüßen. Der Abschied von Batavia wurde mir doppelt schwer, einmal weil ich treu bewährte Freunde dort wiedergesehen und glückliche Tage des Zusammenseins mit ihnen verlebt hatte, dann aber fand hier das freie Schweifen und Wandern der letzten Jahre sein Ende, nachdem der eben beendigte Ausflug ins Innere Java's noch einmal den vollen Zauber dieses Lebens in meine Seele gegossen hatte. — Ueber den Glanz so reizvoller Tage eines ungebundenen Daseins, reich an wechselvollen Bildern des eigenen und fremden Geschicks, lagerte sich der kältere Schatten kommender ernster Pflicht und Arbeit, und wer wollte leugnen, daß es Stunden giebt, in denen uns der Segen einer angestrengten Thätigkeit nicht in seinem vollen Werthe gegenwärtig ist?

Am Morgen des 1. April 1862 fuhr ich in Begleitung meines lieben Wirthes und einiger anderen Freunde zur Rhede, wo ein kleiner Dampfer der Passagiere harrte, welche mit dieser Post die Reise nach Singapore und Europa mitmachen wollten, und bald waren wir an Bord der „Königin der Nederlanden" wieder eingerichtet. Die Freunde verließen uns nach herzlichem Abschiede, um der Arbeit nachzugehen, und wir harrten auf der Rhede des Augenblickes, wo der Anker gelichtet werden sollte. Die Post von Surabaya und Samarang, welche auf dem Landwege durch Kouriere nach Batavia besorgt wird, war noch nicht eingetroffen, weil durch heftige Regengüsse an mehreren Stellen Brücken weggerissen oder in anderer Weise die Kommunikation unterbrochen war. Durch diesen Umstand wurden wir genöthigt, einen ganzen Tag angesichts der Küste zu warten. Wir hatten dadurch Muße, in den Mittagsstunden, als das Wasser unter den senkrechten Strahlen der tropischen Sonne wie geschmolzenes Blei sich träge um die Schiffsleiber bewegte, zahlreiche Krokodile (Kaimans) und Haifische zu beobachten, welche in der Mittagsglut zur Oberfläche des Wassers emportauchten. Die Rhede von Batavia ist wegen dieser gefräßigen Ungeheuer bekannt, und wenn ich nicht selbst diese Thiere so zahlreich in unserer Nähe gesehen hätte, ich würde es für übertrieben halten, wenn man hört, daß fast nie ein Matrose gerettet wird, der das Unglück hat, von einem der auf dieser Rhede ankernden Fahrzeuge über Bord zu fallen.

Am Abende erfreuten wir uns der wechselnden Lichtreflexe, welche die in der klareren Luft schärfer hervortretenden fernen Gebirgszüge boten, und ich vermochte deutlich den Paß über den Magamedon zu unterscheiden. Der folgende Morgen sah uns dann unterwegs und bald waren die letzten Spuren der schönen Insel Java von duftigen Schleiern umhüllt.

Die Fahrt nach Singapore, der 24stündige Aufenthalt dort und die Weiterfahrt über Penang an Bord des großen und vortrefflich eingerichteten Steamers der Peninsular and Oriental Company, „Behar" führte die ersten Eindrücke und Erlebnisse der Reise nochmals an meinem Auge vorüber. Ich reiste in Gesellschaft einer sehr angesehenen holländischen Familie, des Grafen Hogendorp, welcher nach langjährigem Dienste in den höchsten Verwaltungsstellen auf Java nun in die Heimat zurückkehrte. Auch sonst fehlte es an anregender Gesellschaft nicht; so waren der englische General Sir John Mitchell, welcher in China höchstkommandirender Offizier gewesen, und andere Personen von Bedeutung unter den Passagieren.

Es war von vornherein meine Absicht gewesen, die Rückreise über Bombay zu machen, was ohne große Opfer an Zeit und Geld zu bewerkstelligen ist, und ich wurde in diesem Vorsatz nur bestärkt, als es sich bei unserer Ankunft in Point de Galle zeigte, daß der von Kalkutta eingetroffene Steamer, welcher in Ceylon die für Aden und Suez bestimmten Passagiere aufnimmt, schon sehr überfüllt war, während das von Singapore kommende Schiff nach Bombay geht und für die Reise von Point de Galle nach Bombay meist nur eine geringe Zahl Passagiere behält. Ich blieb also mit mehreren Reisegefährten an Bord des „Behar", um nach Bombay zu gehen, und wir bedauerten die bisherigen Genossen, welche an Bord des von Kalkutta gekommenen Dampfers unter der großen Anzahl Reisenden vergebens noch ein leidliches Plätzchen zu erobern suchten. Wenige Tage später, am ersten Ostertage, fuhren wir in den Hafen von Bombay ein und noch bevor es völlig Nacht geworden war, fielen die Anker rasselnd in die Tiefe.

Ich beklage noch heute, daß mein Aufenthalt in Bombay nur ein so flüchtiger sein konnte, denn diese Stadt bietet mehr als alle anderen Städte Ostindiens den Anblick eines mächtig pulsirenden und originellen Völkerlebens dar. Schon die Einfahrt in den Hafen war überraschend großartig gewesen; nie habe ich eine so stattliche Flotte von Kauffahrern in einem Hafen vor Anker gesehen; selbst die wegen des lebhaften Verkehres so gerühmte Einfahrt in die Themse nach London ist diesem nicht an die Seite zu stellen. Nahezu dreihundert große Seeschiffe lagen in dem von zahlreichen Felsen-Inseln umgebenen Hafen vor Anker, alle des Osterfestes wegen mit Flaggen und Wimpeln geschmückt; und diese Flotte, von welcher fast ausschließlich die britische Flagge wehte, war der redendste Beweis von Bombay's Verkehr und seiner Stellung im Welthandel.

Wer ein Stück von ostindischem Leben und Treiben sehen will, ohne für Jahre dem europäischen Leben den Rücken zu kehren, der sollte Bombay aufsuchen, das man von England und Deutschland aus jetzt in 20 Tagen erreichen kann.

Ein reicheres, bunteres Bild als das Völkergemisch, welches sich durch die Straßen von Bombay bewegt, vermag die Phantasie sich nicht zu denken, man würde Wochen brauchen, um nur die Züge der am schärfsten ausgeprägten Stammesunterschiede kennen zu lernen.

Mein Aufenthalt währte nur etwa 10 Tage, und auch wenn es der Raum gestattete, könnte ich es nicht wagen, ein Bild von der Mannichfaltigkeit dieses vielgegliederten Lebens in der großartigen Stadt zu entwerfen, denn ich habe auf meinen täglichen Wanderungen durch ihre Straßen immer wieder ganz neue Erscheinungen beobachtet und bin aus einer gewissen Betäubung nicht herausgekommen, bis die Zeit unserer Weiterreise herangerückt war.

In Bombay geben sich fast alle Nationen Asiens und Europa's ein Stelldichein; die Stadt selbst wurde erst im 17. Jahrhundert von den Portugiesen begründet und zählte 1664 nur 15,000 Einwohner; heute nach 200 Jahren ist diese Zahl auf nahezu 600,000 Seelen gestiegen. Ihre Begründer, die Portugiesen, sieht man zwar noch immer in der großen Stadt, doch leben sie meist in sehr untergeordneten Lebensstellungen, als Köche, Bediente, Schreiber und Kommis, während nicht ein einziges größeres portugiesisches Handelshaus in Bombay besteht.

Ein Fünftel der Bevölkerung, über 114,000, sind Parsis, daneben 296,000 Hindus aller Kasten, 124,000 Muhamedaner, etwa 20,000 Christen, Juden u. s. w. In früheren Jahren kamen auch die Chinesen häufiger nach Bombay und hatten dort wol ihre eigenen Kommanditen, jetzt ist der Chinese eine ganz vereinzelte Erscheinung in dem Völkergewühl der großen Stadt; es sind dann entweder Sträflinge aus den unter englischem Gesetze stehenden Häfen Hongkong und Singapore, oder Matrosen und Zimmerleute von englischen, von China kommenden Fahrzeugen.

Der Handel zwischen Vorder-Indien und China ist jetzt vorzugsweise in die Hände der Parsen übergegangen, die, wenn auch nicht an Handelsgeist, doch durch höhere Einsicht in die Verhältnisse, Sprachkenntnisse u. s. w. weit über den Chinesen stehen.

Aber auch ohne die Chinesen ist das Bild der durch Bombay's Straßen sich bewegenden Menschen bunt genug, denn neben dem Engländer, dem Gebieter Indiens, arbeitet, lebt und strebt der sich abschließende Bramine, der Bekenner Buddha's, der glaubenseifrige Muselman, und der Welthandelsmann, der Jude. Die bei Weitem interessanteste Erscheinung aus der ganzen Gruppe, welche hier der mächtige Magnet des Handelsverkehrs zusammengeführt hat, ist aber der Parse oder Parsi, den wir bereits in Singapore und China als den intelligentesten und geachtetsten Orientalen kennen gelernt haben.

Hier in Bombay ist der Parsi in seiner Heimat und er ragt unter den übrigen Bewohnern Indiens durch seine Energie, seine Geistesgaben und sein Bestreben, sich die wirklichen Segnungen der abendländischen Kultur anzueignen, hoch empor. Schon seine Hautfarbe, sein ganzes Aeußere und sein Benehmen stellen ihn unbedingt neben den Europäer. Die Lehren der Parsi-Religion (deren Gründer Zoroaster 500 Jahre vor Christo lebte) sind rein und edel und das sittliche und häusliche Leben der Parsen zeigt, daß sie die erhabenen Lehren des Zend Avesta nicht nur mit dem Munde bekennen. Das leuchtendste Vorbild der uneigennützigen Menschenliebe und der edelsten Sittenreinheit tritt uns in Bombay aus den zahlreichen Werken entgegen, welche der berühmte Parsi Sir Dschamsidtschi Dschischibhoy ins Leben rief, ein Mann, auf den nicht

nur die Parsen, denen er entsprossen, stolz sein dürfen, sondern dem unter allen Völkern der Erde Wenige an die Seite zu stellen sind. Ich bedaure, daß der Raum es nicht gestattet, ein Bild von dem Leben und Wirken dieses seltenen Mannes zu geben.



Ein Parsi-Kaufmann.

Es genüge die Mittheilung, daß Dschamsidtschi Dschischibhoy, als der Sohn eines armen Flaschenhändlers in Bombay geboren, durch redlichen Fleiß, großartigen Unternehmungsgeist und strenge Rechtschaffenheit einen ungeheuren Reichthum erwarb und von seinem Vermögen durch außerordentliche Wohlthätigkeit den edelsten Gebrauch machte.

Vom Beginn seiner großartigen Handelsthätigkeit an verstrich kein Jahr, ohne Zeugnisse seiner Freigebigkeit aufzuweisen zu haben. Als aufrichtiger und eifriger



Indische Handlungsgehülfen in Bombay.

Anhänger des Parsi-Glaubens behielt er zwar zunächst die Wohlfahrt seiner Glaubensgenossen im Auge, hat aber nie darüber die Forderungen der Humanität gegen Andersdenkende vergessen.

Auf der langen Liste seiner Stiftungen finden sich Gaben für kirchliche Anstalten, zum Bau von Tempeln für sein eignes Volk, und daneben wieder eine ungeheure Summe zum Bau eines Hospitals für Kranke aller Länder und Konfessionen. Bald läßt er Straßen, Brücken, Wasserwerke, Dharmsalla's (Zufluchtsstätten für arme Arbeiter) bauen, bald hilft er Schulen errichten, die Allen, ohne Unterschied der Abstammung und des Glaubens, zu Gute kommen.

Hat er also seinem Herzen Genüge gethan, so wendet sich sein Sinnen und Trachten vom Mitmenschen dem Mitgeschöpfe zu, dem Thiere, für dessen Leiden der Edle dasselbe Mitgefühl zeigt wie für seinen Nächsten. Die Summen, welche dieser Mann nach dem Herzen Gottes in zwanzig Jahren zu wohlthätigen Zwecken verausgabt hat, stellen ein fürstliches Vermögen dar, denn sie belaufen sich auf 2,219,810 Rupien (à 20 Sgr.), also auf $2^1/_4$ Millionen österr. Gulden! Darunter sind Posten wie: für nothleidende Familien 44,000 Rupien, für arme Hindus in Gudscherat 39,000, für die Abgebrannten in Surat 30,800, für Brunnen- und Brückenanlagen in Bombay 19,000, für ein Hospital 160,500, für eine Hebammenschule 30,000, für die Mahim-Chaussee und andere Verbindungswege 177,000, für ein allgemeines Einkehrhaus in Bombay 150,000, für eine Wasserleitung in Puna 180,270, für Trinkwasserbehälter 29,500, für eine Erziehungsanstalt armer Parsikinder 440,000, an europäische Witwen und hülfsbedürftige Schott- und Irländer 10,000 Rupien u. s. w. Bei all' den zahllosen kleinen Gaben und Unterstützungen, die seiner mildthätigen Hand entflossen, hat er eben so wenig wie bei den meisten seiner großen Stiftungen gefragt, zu welcher Nation, Kaste oder Religion die Bedürftigen gehören; ihm war der Mensch die Hauptsache, gleichviel, ob Heide oder Christ, ob Muhamedaner oder Parsi; denn er verwarf alle Ausschließlichkeit und Engherzigkeit im Leben. In allen seinen wohlthätigen Handlungen wurde Sir Dschamsidtschi Dschidschibhoy von seiner edlen Gemahlin eifrigst unterstützt. Man sagt, daß diese vortreffliche Dame, welche gleich vielen anderen parsischen Frauen eine europäische Bildung besaß, ihre Juwelen hergegeben, um den Bau der mit einem Kostenaufwand von 18,000 Pfund erbauten Brücke zwischen Bombay und der Insel Salsette zu fördern, welche ihren Namen trägt. Zu der Summe von 5000 Pfund, welche ihr Gemahl für die Unterhaltung eines Dharmsalla's aufwandte, fügte sie eine Gabe von über 25,000 Gulden bei.

Die Inschrift an dem von ihm gestifteten Hospitale kennzeichnet am besten den Charakter dieses aufgeklärten Menschenfreundes sowie seine Glaubensreinheit. Sie besteht im Wesentlichen aus Folgendem:

„Dieses Gebäude ist errichtet auf Kosten des Sir Dschamsidtschi Dschidschibhoy, des ersten indischen Eingeborenen, welcher zum britischen Ritter erhoben wurde. Hiermit meint er eine ihm angenehme Pflicht gegen die Regierung, sein Land und sein Volk erfüllt zu haben. Zugleich diene es als Dankopfer für alle die Segnungen, sowie als Zeugniß frommer Dankbarkeit gegen den allmächtigen Gott, den Vater im Himmel, den Vater der Christen, der Hindu, der Muhamedaner und Parsen, dargebracht mit demüthigem, inbrünstigem Gebete für dauernden Schutz und Segen über seine Kinder und seine Familie, über sein Volk und sein Vaterland."

In allen Theilen der Stadt und ihrer Umgebung finden sich die Denkmäler der Menschenliebe, welche das Andenken dieses ausgezeichneten Menschen verewigen würden, auch wenn sein Standbild, von Marochetti in Marmor ausgeführt, nicht im Stadthause aufgestellt wäre. Einige der wohlthätigen Anstalten, namentlich das große Hospital für Leidende aller Konfessionen und das Hospital zur Aufnahme kranker Hausthiere, habe ich während meines Aufenthaltes besucht, wie wir denn die knapp bemessene Zeit nach Kräften auszubeuten suchten.

Ich hatte mich während unseres Aufenthaltes in Bombay der schon gedachten Familie des Grafen Hogendorp angeschlossen; wir lebten in der Dependance eines Parsihôtels leidlich und machten gemeinsame Ausflüge in die Stadt und ihre Umgebung. So wurde auch an einem Tage eine Expedition in einem hübschen Segelboote nach der sogenannten Elephanten-Insel unternommen, um die dort befindlichen höchst interessanten unterirdischen buddhistischen Tempel, welche in den lebenden Felsen eingehauen sind, zu besichtigen, ein Ausflug, der trotz der herrschenden drückenden Hitze und des beschwerlichen Steigens bis zu den Eingängen der Grotte ungemein lohnend war.

Ein großes Interesse gewährte uns auch eine Fahrt mit der Eisenbahn eine Strecke ins Innere des Landes hinein, denn dort lernten wir das Leben der Bewohner wieder von einer anderen Seite kennen. Schon die Eingebornen in ihrer bunten Tracht und in den Waggons kauernd zu sehen, war ein fremdartiges Bild, wie der Zug selbst, als er durch die tropische Landschaft hinbrauste. Dazu kam, daß für einige auf Java geborene Herren, welche mit von der Partie waren und die zum ersten Male nach Europa reisten, die Eisenbahn selbst eine ganz unbekannte, niegesehene Erscheinung war. Die Landschaft selbst bot durch die vor dem Eintritte der Regenzeit herrschende Dürre kein frisches Bild, alle Vegetation schien verbrannt und die Kronen der Bäume waren mit Staub bedeckt. Nur im großen Garten des Gouverneurs, welcher dem Publikum zugänglich ist und wo an gewissen Abenden die Militärmusik spielt, war die Fülle tropischer Baum- und Pflanzenwelt in ihrer ganzen Pracht und Frische zu bewundern. Die Mangustinbäume bogen sich unter der Last ihrer herrlichen Früchte und überall waren leuchtende Blumenbeete zwischen herrlichen Baumgruppen versteckt.

Die innerhalb des Forts auf einer Insel belegene eigentliche Stadt ist zum Theil sehr schön und geschmackvoll erbaut, namentlich zeichnen sich das Stadthaus und die englische Kirche aus. Auch unter den zahlreichen Moscheen und Pagoden giebt es sehr schöne Gebäude.

Am fesselndsten war es mir auch hier, gegen Abend in der kühler werdenden Luft die Straßen der Vorstadt zu Fuß und allein zu durchwandern, um ungestört die Gruppen vor oder in den offenen Häusern oder an den Tempeleingängen zu beobachten, hier einer Schaar spielender Kinder zuzuschauen und dort zu hören, wie ein bejahrter Muselman, vor seiner Thür sitzend und behaglich aus seiner Wasserpfeife rauchend, den Umstehenden vielleicht von fernen Reisen erzählt. Hier begegnet mir ein Trupp Araber zu Pferde, dort kommen braune, schlank gebaute Hinduweiber, ihre Wasserkrüge auf dem Kopfe tragend, und vor einem Tempel bietet ein allerliebster Knabe Blütenkränze feil, welche der Hindu beim Abendgebete auf die Altäre niederlegt.

Die Gestalten der Europäer treten hier mehr zurück und nur selten fährt eine Gesellschaft von Damen in offenem Wagen an uns vorüber, um am Strande die frische Seebrise zu genießen, oder ein Kaufmann, den seine Diener im Palankin vorübertragen. Selbst in der eigentlichen Stadt, innerhalb der Citadelle, wo sich der Handel konzentrirt und alle Comptoire liegen, sieht man wenig Europäer und meist nur Parsen in ihren weißen Gewändern in geschäftiger Eile sich durch die Straßen drängen.

Man erfreut sich bei solchem Wandern an tausend kleinen Zügen von dem Thun und Treiben der Völker und die so unmittelbar empfangenen Eindrücke prägen sich am tiefsten in unser Inneres ein.

Unser kurzer Aufenthalt nahte seinem Ende und wir mußten uns zur Weiterfahrt rüsten. Zu unserer Freude war derselbe Dampfer, mit welchem wir von Singapore gekommen, auch für die Fahrt vom Bombay bis Suez bestimmt und am 30. April fuhren wir von der Citadelle aus an Bord des „Behar" zurück. Unsere Reise war im Ganzen eine glückliche, die Hitze im Rothen Meere blieb erträglich und die Gesellschaft in der Voraussicht baldiger Heimkehr nach Europa angeregter und heiterer, als sie es auf der Hinausreise nach Indien und China zu sein pflegt.

Am Abende des 12. Mai landeten wir in Suez und waren froh, hier wenigstens den Boden Aegyptens wieder zu betreten. Noch spät mußte die Fahrt auf der Eisenbahn nach Kairo fortgesetzt werden und als der Zug in der mondhellen Nacht langsam zwischen dem Ufer des still ruhenden Meeres und den seltsamen Sandhügeln der Wüste sich fortbewegte, nahmen wir an dieser großen Völkerscheide im Geiste vom Osten Abschied. In Kairo mußten wir den Rest der Nacht in den Waggons auf dem Bahnhofe zubringen und trafen gegen Mittag des folgenden Tages in Alexandrien ein.

Ich nahm Passage an Bord eines französischen Dampfers der Messageries Imperiales und trat über Malta und Italien meine Rückreise an. In Messina, Neapel und Rom brachte ich einige genußreiche Wochen zu, aber die Sehnsucht nach deutscher Erde wuchs mit jeder Tagereise, welche mich der Heimat näher führte, und so hatte ich selbst in Neapel und Rom nicht mehr die rechte Fähigkeit, zu sehen und zu genießen. Es drängte mich weiter und ich erreichte dann über Genua und den Lago maggiore durch die Schweiz das Vaterland.

Ueber den kurzen Aufenthalt in Neapel und Rom glaube ich ganz hinweg gehen zu dürfen, denn so reich an neuen Eindrücken gerade diese Zeit auch für mich gewesen ist, so würde es mich doch an diesem Orte zu weit führen. Auch fühle ich nicht die Kraft in mir, etwas Neues nach dem vielen Guten zu bringen, was gerade über Italien schon geschrieben ist.

Am ersten Pfingsttage 1862 sah ich die Heimat und die Meinigen wieder und wenn mir auch die langersehnte Freude des Wiedersehens in grausamer Weise zertrümmert ward durch die Kunde vom Verluste eines theuren Bruders, der vor Kurzem seinen Tod in den Wellen gefunden hatte, — so überströmte mich doch das Gefühl innigsten Dankes gegen die Hand des Allmächtigen, die mich gesund an Seele und Leib in's Vaterland zurückgeführt hatte. —

Und hier reiche ich im Geiste dem freundlichen Leser, der mich nachsichtig bis hierher begleitet hat, zum Abschiede die Hand und will mich freuen, wenn die schmucklose Darstellung über meinen Antheil an der denkwürdigen Reise hier und da eine wohlwollende Aufnahme gefunden hat.

Es sei mir nur noch gestattet, die Resultate der preußischen Expedition nach Ostasien, soweit sie bereits in's Leben getreten sind, oder insofern diese Früchte erst reifen sollen, noch kurz in's Auge zu fassen.

Die exaltirten Erwartungen von Einzelnen, welche gewohnt sind, ohne mit den gegebenen Thatsachen zu rechnen, die Welt nach ihren kühnen Projekten neu zu gestalten, haben sich nicht erfüllt.



Die japanesische Gesandtschaft in Europa.

Matsdaira-Iwami-no-kami. Tetenbo-Uschi-Simodsuke-no-Kami. Kiogok-Notono-Kami.

Aber schon jetzt, nach kaum zwei Jahren, sind auch die Urtheile Derer, welche die Expedition als eine unfruchtbare Unternehmung darzustellen sich bemühten,

durch erfreuliche Thatsachen widerlegt. Mit dem fernsten Reiche des Ostens, mit Japan, wurde ein Handelsvertrag geschlossen und die Ratifikationsurkunden dieses Vertrages sind im Januar 1864 an Bord der preußischen Korvette „Gazelle" im Hafen von Jeddo ausgewechselt worden.

Als erste und unmittelbarste Folge von der preußischen Expedition nach Japan haben wir die während unserer Anwesenheit beschlossene Absendung einer japanischen Gesandtschaft an diejenigen Höfe in Europa zu betrachten, mit welchen Freundschafts- und Handelsverträge abgeschlossen waren. Es ist bekannt, mit welcher Auszeichnung und zuvorkommenden Gastfreundlichkeit die japanischen Prinzen, welche mit dem Range von außerordentlichen Gesandten bekleidet waren, an allen Höfen und namentlich auch in Berlin aufgenommen wurden, und welch' großes Interesse die Erscheinung dieser Vertreter eines so fernen und fremdartigen Kulturvolkes in Europa erweckte.

In Berlin wurde die Gesandtschaft von Sr. Majestät König Wilhelm I. in feierlicher Audienz empfangen und zu Ehren derselben fanden mehrere militärische Manöver 2c. statt. Ich selbst war zu dieser Zeit zufällig auch in Berlin anwesend und hörte von unserm alten Freunde Murijama, daß es ihnen in Deutschland besonders gut gefalle, schon deshalb, weil sie dort die Bekanntschaft mit den Herren von der preußischen Gesandtschaft, welche in Jeddo gewesen, erneuern und über ihre Heimat sich unterhalten könnten.

Der eigentliche Zweck der japanischen Gesandtschaft war freilich, wie man hörte, nicht allein die Erweisung einer internationalen Courtoisie, durch Erwiderung der in Jeddo empfangenen Besuche, man wollte wo möglich eine Vertagung oder Einschränkung in Bezug auf die den Fremden eingeräumten Rechte erwirken, weil die Ruhe des Reiches angeblich durch die Anwesenheit der Europäer bedroht sei.

Mit Bezug auf die Eröffnung des Hafens Osakka hat man der japanischen Regierung meines Wissens einige Konzessionen gemacht, im Uebrigen aber es selbstverständlich abgelehnt, das so mühsam errungene Feld wieder zu verlassen.

Ich habe schon bei Besprechung der Zustände Japan's (S. 195 u. ff.) auf die mannichfachen Schwierigkeiten, welche sich der rechten Entfaltung des Handels mit Japan bisher in den Weg gestellt haben, ausführlicher hingewiesen und selbst bis in die neueste Zeit ist das japanische Gouvernement nicht müde geworden in seinen direkten und indirekten Versuchen, den Fremden den Aufenthalt in Kanagawa zu verleiden. In diesem Augenblicke ist eine zweite japanische Gesandtschaft auf dem Wege nach Europa, deren Aufgabe, wie man schreibt, abermals darin besteht, von den europäischen Mächten ein Verzichtleisten auf das Recht der Niederlassung in Kanagawa zu erlangen. Ohne Zweifel wird man auch jetzt einfach auf dem Wortlaut der Verträge bestehen und das japanische Gouvernement muß wol endlich zu der Einsicht gelangen, daß die Vertreibung der Fremden eine Unmöglichkeit geworden ist.

Trotz aller Hemmnisse, welche das Gouvernement dem Verkehr mit den Fremden bisher beharrlich in den Weg legte, hat der Handel mit Japan doch rasch einen lebhaften Aufschwung gewonnen und ist auch auf die deutsche Industrie nicht ohne günstige Rückwirkung geblieben. — Die bisher erzielten Resultate sind an und für sich schon erfreuliche, ihre Bedeutung liegt aber vor Allem darin, daß sie die Gewähr für eine gesunde und kräftige Entfaltung des

Handels mit Japan in sich tragen. Der bestehende Verkehr, an welchem Deutschland freilich nur erst einen geringen Antheil nimmt, bedarf nur ungestörter Sicherheit, um zu großer und lebensvoller Bedeutung heranzuwachsen, und die deutsche Industrie wird es sich selber beizumessen haben, wenn sie der gewinnbringenden Benutzung des ihr durch die preußische Expedition eröffneten günstigen Absatzfeldes sich nicht mit Thatkraft und Einsicht zuwendet.

Darüber wenigstens kann kein Zweifel obwalten, daß in dem noch nicht erloschenen Kampfe der japanischen Feudal-Interessen gegen den europäischen Handel der letztere am Ende doch als Sieger das Feld behaupten wird.

Auch für den deutschen Handel mit China sind durch die preußische Expedition wichtige Resultate errungen worden. In China war es nicht die Aufgabe der Gesandtschaft, dies große Reich dem deutschen Handel zu eröffnen, denn auch ohne Verträge waren deutsche Kaufleute und Schiffe bisher in den Häfen China's geduldet worden. Es galt hier, für die schon vorhandenen großen Interessen eine gesicherte und rechtliche Grundlage durch Verträge zu schaffen, welche den Deutschen die gleiche Berechtigung mit allen anderen Nationen einräumen.

Der unermüdeten Ausdauer des Gesandten ist es gelungen, dieses Ziel im vollen Umfang zu erreichen und Verträge abzuschließen, welche dem deutschen Handel in China Schutz und Sicherheit gewähren und die Wahrung aller seiner Interessen einem besonderen Vertreter übertragen. — In die Hand des preußischen Generalkonsuls in Schanghai ist die Jurisdiktion über alle in China lebenden Deutschen gelegt und der wohlthätige Einfluß dieser geordneten Zustände macht sich nach allen Richtungen hin geltend.

Die Zahl deutscher Schiffe, welche in den chinesischen Gewässern fahren, wächst mit jedem Jahre und in gleichem Maße wenden sich immer mehr deutsche Kaufleute nach den verschiedenen Häfen China's, um in dem in raschen Progressionen wachsenden Verkehre ein lohnendes Feld ihrer Arbeit zu finden. Die europäischen Niederlassungen in China bieten das Bild rastloser und lohnender Thätigkeit; die Stadt Schanghai allein hat sich in den wenigen Jahren, seit wir sie verließen, fast um's Doppelte vergrößert. Das deutsche Element gedeiht und erstarkt, und ist schon lange zu einer achtunggebietenden Größe in dem mächtigen Verkehrsleben herangewachsen, das in den Häfen des unermeßlichen China in nie geahnter Weise sich entwickelt.

Die Rückwirkungen dieser günstigen Verhältnisse machen sich auch in Deutschland geltend und der Markt in China hat schon jetzt für manche wichtige Zweige unserer Industrie eine hervorragende Bedeutung gewonnen.

Der Handel wurzelt in China in gesundem Boden; auch für seine Beziehungen zu Deutschland steht ihm eine bedeutungsvolle Zukunft, eine blühende Fortentwickelung bevor. In dem Maße aber, wie diese Interessen wichtiger und folgenreicher für Deutschland sich gestalten, wird man erkennen lernen, daß die preußische Regierung ihre Stellung in Deutschland recht erfaßte, als sie im Interesse des deutschen Handels in China die Expedition ausrüstete und Verträge mit den großen Reichen des östlichen Asiens abschloß.

Wichtige Erfolge auch auf anderen Gebieten des wirthschaftlichen Lebens knüpfen sich an die Expedition; die wissenschaftliche Ausbeute auf den verschiedensten Gebieten der Naturforschung sowie der Länder- und Völkerkunde ist sicher

eine reiche gewesen. Die von der preußischen Regierung veranstaltete Bearbeitung eines offiziellen Berichtes über die Gesandtschaftsreise wird ohne Zweifel das Wichtigste dieser Resultate zusammenfassen. —

Ein Gewinn endlich ist nicht hoch genug anzuschlagen, ich meine den günstigen Einfluß auf die Erstarkung der preußischen Marine, welche durch die Expedition zuerst Gelegenheit fand, ihre Tüchtigkeit zu bethätigen und selbständig in die großen Bewegungen des Weltverkehrs einzugreifen. Bis in die neueste Zeit hat es nicht an Solchen gefehlt, welche die Nothwendigkeit einer Marine für Preußen beharrlich bestritten und die Idee einer Flotte für Deutschland mitleidig als ein Phantom von Schwärmern bespöttelten.

Unsere Expedition hat auf's Neue dargethan, daß wir einer Seemacht bedürfen; sie hat in der Marine selbst das Bewußtsein gehoben, dem Vaterlande von Werth zu sein, und auch denjenigen Kreisen, welche sich bisher gleichgültig oder feindlich gegen die junge Marine verhielten, Achtung abgenöthigt.

Die Ereignisse der jüngsten Zeit haben die Nothwendigkeit einer Kriegsflotte zum Schutz der deutschen Küsten und deutschen Schiffe in nachdrücklicher Sprache verkündet und es ist zu hoffen, daß die laute Mahnung, welche der dänische Krieg an die Deutschen, vor Allem an die preußische Regierung richtet, endlich dazu führen wird, eine ausreichende Kriegsflotte zu schaffen. Dank der jungen preußischen Marine sind aber schon heute die Verhältnisse günstiger als im Jahre 1848.

Welchem Deutschen schlug das Herz nicht höher bei der Kunde von dem muthigen Angriff der „Arcona" und „Nymphe" gegen das dänische Geschwader! Die preußische Marine hat tapfer ihre Schuldigkeit gethan und die ersten blutigen Lorbeeren errungen, die deutsche Nation aber muß mit neuen Kräften und frischem Eifer die Erweiterung der maritimen Streitkräfte als ihre Aufgabe betrachten, damit die Flotte stark genug werde, nicht nur todesmuthig den Feind zu bekämpfen, sondern auch zu besiegen. Das deutsche Volk darf nicht eher ruhn, bis diese Pflicht der Selbstachtung erfüllt ist, bis eine Flotte in unseren Häfen liegt, ausreichend, um hier die heimischen Küsten zu vertheidigen und zugleich auf allen wichtigen Punkten des großen Weltverkehrs, wenn es Noth thut, die deutschen Interessen mit starker Hand zu fördern und zu schützen.





Ende des Buches.

Berlin.] **Verlag von Otto Spamer.** [Leipzig.

Das preußische Landwehrbuch.

Geschichte und Großthaten der Landwehr Preußens vor fünfzig Jahren.

Geschrieben von **Dr. Ferd. Pflug.** — Illustrirt von **Georg Bleibtreu.**



Ein stattlicher Band von 21 Bogen, hoch Quart, geheftet.

Mit vielen meisterhaften, theils auf Tongrund, theils in den Text gedruckten Illustrationen.

Zweiter Abdruck.

Preis in illustrirtem Umschlag 20 Sgr. = 1 fl. 12 kr.

Inhalt.

Illustrations-Angabe.

Große ganzseitige Illustrationen.

Anfangsvignetten.

Kleinere Schlachtscenen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.





